32101 064469784

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed i

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 27.

Ausgegeben am 30. Juni 1865.

Inhalt:

Die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses . . . Seite 1
Die Besetzung des Schwurgerichts nach dem heutigen und dem neuentworfenen preußischen Strafproceßrecht 10
Aus dem Leben des Generals v. Haynau 23
Neue geschichtliche Literatur 34

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

---

24. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1865.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Juhrs. 24
pt. 3
1865

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1865. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses. S. 1.

Die Besetzung des Schwurgerichts nach dem heutigen und dem neuentworfenen preußischen Strafrecht. S. 10.

Eindrücke der Julirevolution in Deutschland. S. 56.

Aus Mecklenburg-Schwerin. S. 64.

Der siebenjährige Krieg als Religionskrieg. S. 69.

Die Sendung Vegezzis. S. 81.

Die Redefreiheit der Kammern, besonders in Preußen. S. 94.

Correspondenz aus Schleswig-Holstein. S. 110.

Deutscher Festjubel. S. 189.

Politische Correspondenz. S. 193. 274. 395.

Peter Forchhammer hat gesprochen. S. 228.

Aus Schwaben. S. 235.

Die Protokolle der frankfurter Fürstenconferenz. S. 241.

Zur Finanzlage des souveränen Schleswig-Holstein. S. 281.

Die Mittelstaaten vom finanziellen Standpunkte. S. 333.

Der Idealismus in der Politik. S. 341.

Rheinpreußische Parteizustände. S. 361.

Die liberale Partei und die Regierung in Nassau. S. 415.

Vom deutschen Arbeitertag. S. 510.

Bilder und Schilderungen.

Aus dem Leben des Generals v. Haynau. S. 34.

Erlebnisse eines preußischen Kaufmanns während des galizischen Aufstandes im Jahre 1846. S. 41.

Der Bauernkrieg in Tyrol. S. 142. 174.

Märkte und Messen im mittelalterlichen Deutschland. S. 201.

Culturgeschichtliches aus der Urschweiz. S. 297.

Die neuen Bauten in Wien. S. 309. 347.

Die deutsche Schillerstiftung. S. 321. 381.

Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts. S. 441.

Kaiser Karl der Fünfte. S. 468.

Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oestreichs. S. 481.

Literatur.

Das Buch Jona. S. 87.

611929

Digitized by Google

Molière übersetzt von Graf Baudissin, S. 121.
Ein Brief der Königin Louise. S. 136.
Das Buch Daniel. S. 367.
Tocquevilles Nachlaß. S. 401.
Die alttestamentlichen Propheten. S. 455.
Sprengers Leben Mohammads. S. 498.

Kunst.

Das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin. S. 161. 218.

Musik.

Die Afrikanerin. S. 260.

Militärische Tagesfragen.

Die Bedeutung der militärischen Lager, besonders für Preußen. S. 425.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Geschichte: Baumgarten. S. 34. Cohn. S. 53. Fock. S. 37. Winter. S. 37. Hubmann. S. 38. Pierson. S. 38. Reimann. S. 38. Meerheimb. S. 39. Hilferding. S. 39. Pfalz. S. 39. Lüders. S. 40. Rogeard. S. 116. Geiger. S. 199. Naumann. S. 279. Jacoby. S. 318. Zimmermann. S. 318. Ghillany. S. 318. Stern. S. 319. Bojanowsky S. 319. Pallmann S. 319. Hargreaves. S. 433. Möller. S. 477. v. Ditfurth. S. 478. Baur. S. 480. Glöckler. S. 480. Pichler. S. 516.

Literaturgeschichte: Kurtz. S. 119. Wegele. S. 515. Pfeiffer. S. 515. Kreyßig. S. 517. Kahle. S. 520. Schäfer. S. 520.

Theater: Lynker. S. 39. Weber. S. 78. Genast. S. 120. Koffka. S. 519.

Philologie: Motz. S. 158. Lobeck. S. 158.

Theologie: Strauß. S. 77. Schenkel. S. 78.

Naturwissenschaften: Perty. S. 320. Müller. S. 440.

Geographie und Reisen: Rodenberg. S. 120. Welcker. S. 159. Lindenkohl. S. 280. Schmidt-Weißenfels. S. 319. Lindau. S. 319. Dieffenbach. S. 435. v. Klöden. S. 437. Markham. S. 338. v. Wittken. S. 440. Müller. S. 440.

Belletristik: Bartsch. S. 119. Eitner. S. 119. Grimm. S. 291. Levysohn. S. 292. Kneschke. S. 292. Möser. S. 292. Freidank. S. 293. Stifter. S. 293. Laube. S. 294. Wilbrandt. S. 295. Solitaire. S. 295. Oelckers. S. 295. Strela. S. 295. Gildemeister. S. [illegible]. v. Leinburg. S. 296. Donner. S. 29[illegible]. Chamisso. S. 297.

Kunstliteratur: Schäfer. S. 120.

Politik: Kellner. S. 358. Aegidi. S. 438. Reyscher. S. 439.

Digitized by Google

Die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses.

Als das preußische Abgeordnetenhaus im Januar dieses Jahres nach einjähriger Unterbrechung wieder zusammentrat, fand es eine doppelte Aufgabe vor, eine alte und eine neue: die Erkämpfung seines von der Krone und dem Herrenhause bestrittenen Budgetrechts und den Abschluß der schleswig-holsteinischen Verwicklung im nationalen Sinne. Das Abgeordnetenhaus indessen, d. h. die in der Fortschrittspartei und im linken Centrum versammelte liberale Majorität war sich nur der ersten dieser beiden Aufgaben deutlich bewußt. Beschränktheit des Blickes bei der Masse der Abgeordneten und Mangel an eigentlich anerkannten, wirklich leitenden Führern verhinderten bis in die allerletzten Wochen einer langen Session hinein sogar jede ausdrückliche Verhandlung über die brennendste und bedeutungsvollste aller deutschen Tagesfragen. Man fürchtete schon bei ihrer bloßen Berührung zu zerfallen. Man sah und begriff nicht, daß in ihr das Mittel lag, um die Regierung zur Anerkennung des constitutionellen Finanzrechts zu zwingen.

Es wäre irrthümlich, anzunehmen, daß die Mehrheit des Hauses überhaupt keinen Friedensschluß mit dem gegenwärtigen Ministerium gewollt habe. Bis weit über die Mitte der Session hinaus war es noch jeden Augenblick möglich, sie zu einem für die Regierung durchaus annehmbaren Vergleich zu bestimmen. Mit dem siegreichen Kriege hatte sich der Wille oder die Hoffnung, die Armeereform einfach wieder rückgängig zu machen, bei der großen Mehrzahl verloren; nur einzelne unbelehrbare Köpfe hielten noch an einer so phantastischen Erwartung fest. Damit war das Abgeordnetenhaus innerlich auf den Punkt vorgerückt, auf welchem der König es haben wollte, als er die Aufrechthaltung der Armeereform zum Mittelpunkt seiner ganzen politischen Haltung machte, erst Schwerin, dann v. d. Heydt entließ, eine verfassungswidrige Preßverordnung sanctionirte und die bureaukratische Disciplinargewalt bis an die äußerste Grenze gebrauchen ließ. Der König hatte in den Gemüthern der Opposition den großen Zweck seiner Regierung erreicht: die Reorganisation des Heeres wurde zwar noch immer nicht als gut, aber doch als nicht länger bestreitbar angesehn. Was noch daran bestritten wurde, war einestheils die

Höhe der Ausgaben und die Länge der Präsenzzeit, anderntheils der rechtswidrige Bestand. Ersteres ließ sich ermäßigen, ohne den Werth der neuen Einrichtung irgend zu beeinträchtigen, wie der Kriegsminister selber wiederholt sowohl öffentlich als vertraulich eingestanden hat; und letzterer, der Mangel der Entstehung, ließ sich ja durch nachträglich eingeholte Zustimmung des Abgeordnetenhauses jeden Augenblick gut machen, sobald man einmal in der Sache einig war. Die Verfassungslücke wurde bekanntlich erst entdeckt, als es galt, sich gegen die Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die Reorganisation aus Sophismen eine Art scheinrechtlicher Schanze zu bauen. Der lange Kampf mochte ein gewisses gewohnheitsmäßiges Attachement auch für dieses bloße Vertheidigungswerk erzeugt haben, aber besser war es doch, seiner gar nicht zu bedürfen. Recht behaglich konnte einem ursprünglich biedern und rechtliebenden Gemüth doch niemals darin werden.

Zu dieser Verbesserung der äußern Lage der Regierung durch den Krieg kam die andere, ihr gestiegenes europäisches Ansehen. Unter dem Eindruck der letzten aufregenden Erörterungen in beiden Häusern des Landtags haben Fortschrittsredner und Schriftsteller sichs vergeblich mit dem Nachweis sauer werden lassen, daß Herr v. Bismarck im Laufe der schleswig-holsteinischen Verwicklung doch eigentlich weder Courage noch Consequenz gezeigt habe, so daß man sich am Ende wohl gar wieder nach den friedlich stillen Tagen des Grafen Bernstorff oder des Baron Schleinitz zurücksehnen sollte, oder aber vorwärts nach denen des General v. Manteuffel, in welchem dieselben Stimmen uns Herrn v. Bismarcks präsumtiven Nachfolger vorzustellen lieben. Bis auf Weiteres steht fest, daß Herrn v. Bismarcks Politik, gleichviel ob mehr durch Glück oder mehr durch Verdienst, Preußens diplomatischen Credit mindestens ebensosehr gehoben hat, als die schleswigschen Ereignisse Preußens militärischen Credit. Diese Politik sieht sich augenblicklich allerdings wieder von wachsenden Schwierigkeiten umringt, allein sie arbeitet auf jeden Fall rüstig und unausgesetzt gegen dieselben an. Durch sie sind wir aus der Idylle wieder zum Epos übergegangen. Sie ist nicht unbedingt und einfach national, vielleicht auch nicht immer gerade sehr loyal, sie leidet an einem noch ungehobenen Reste innern Widerspruchs, ihre Träger sind mitunter mehr als zwiespaltig — aber sie streitet doch für Preußens Machtstellung in einer Richtung, die mit der eigentlich nationalen der Hauptsache nach zusammenfällt, und sie ist sich ihrer hohen Aufgaben, wie es scheint, ziemlich klar bewußt. Eben deswegen hat sie im Stillen längst aufgehört, an dem Hader zwischen Krone und Abgeordnetenhaus ihr Vergnügen zu finden. Sie begreift die darin liegende Schwächung nach außen hin; und da im Innern dem Wesen nach erreicht ist, worauf es der Krone und ihren jetzigen Rathgebern bei Eröffnung des Verfassungskampfes ankam, da Interesse und Energie sich inzwischen nach außen gekehrt haben, so fangen

die Gesichtspunkte der auswärtigen Politik an, die der innern zu beherrschen. Hierin liegt ein solcher Gegensatz zu der sogenannten Politik Olmütz, daß man nicht begreift, wie oppositionelle Stimmen selbst in der Leidenschaft des Gefechts noch von diesem Schreckbild den Mund voll nehmen mögen; hierin lag zugleich die Handhabe, deren sich die liberale Mehrheit im Abgeordnetenhause zur Erlangung aller ihrer Zwecke bemächtigen mußte. Sie mußte eine Stunde abwarten, wo Herrn v. Bismarck an der Unterstützung seiner schleswig-holsteinischen Politik durch die Landesvertretung besonders viel liegen mußte, und dann erklären, unter Voraussetzung billiger Zugeständnisse in der Verfassungsfrage sei sie bereit, sich gegen Oestreichs Eifersucht und die haßerfüllte Angst des Particularismus auf seine Seite zu schlagen.

Tugendhafte Kreisrichter werden sich vielleicht glücklich preisen, daß sie vor jeder Versuchung auf solchen „Schacher" einzugehen bewahrt geblieben sind. Aber der Abgeordnete Prince-Smith wird ihnen, wofern sie es wünschen, gewiß mit der erschöpfendsten Bündigkeit auseinandersetzen, daß kein Grund abzusehen sei, warum das volkwirthschaftliche Gesetz von Dienst und Gegendienst nicht auch in der Politik seine Geltung behaupten solle. Und um zur Theorie das Exempel zu fügen, laden wir sie zu einem Rückblick auf die Entstehung der heutigen Verfassungskrisis ein. Von Wagener über Wehrenpfennig bis zu Engels sind heutzutage die Kritiker aller Parteien darüber im Reinen, daß es die politische Pflicht des Herrn v. Vincke gewesen wäre, ein Tauschgeschäft zwischen seiner Partei und der Krone herbeizuführen, wonach diese ihre Armeereform gleich damals in etwas liberalisirter Form durchgesetzt, dafür aber Reform des Herrenhauses und andere liberale Maßregeln zugestanden hätte. Das wäre zwar auch gewissermaßen „Schacher" gewesen, hätte uns aber einen langen fruchtlosen Verfassungsstreit erspart und die Befreiung Schleswig-Holsteins zum Ausgangspunkt der deutschen Bundesreform gestempelt.

Ein Compromiß der angedeuteten Art hätte dann von vornherein abgewiesen werden müssen, wenn die Absichten der Regierung mit Schleswig-Holstein und die des Hauses schlechthin unvereinbar gewesen wären. Allein seit der Aufstellung der preußischen Forderungen, die officiell, d. h. in Depeschen und diplomatischen Auslassungen anfangs nicht einmal als ein Minimum auftraten, läßt sich so etwas unmöglich behaupten. In ihr Detail braucht man sich vorerst keineswegs einzulassen; im Großen und Ganzen entsprechen sie dem bundesstaatlichen Standpunkt der Majorität, und nicht an der preußischen Volksvertretung konnte es sein, die Grenzen aufzusuchen, über welche hinaus Preußens an sich verständige und gerechte, von der Nothwendigkeit eingegebene Forderungen möglicherweise zu Härten gegen das Brudervolk führen könnten. Das Abgeordnetenhaus konnte mit gutem Gewissen, gleichwie H. v. Sybel gethan, diese Forderungen einfach unterschreiben. Auch nehmen wir nicht an, daß es

Digitized by Google

ſich in ſeinem Gewiſſen davon abgehalten gefühlt hat, als es bei Gelegenheit der Kriegskoſtenvorlage den noch etwas vageren michaeliſchen Antrag verwarf. Oder wenn es durchaus das Gewiſſen geweſen ſein muß, ſo war es die liberale, nicht die nationale Hälfte ihres Bewußtſeins, was die Mitglieder der Mehrheit abhielt, ſich Herrn v. Bismarck auch nur ſoweit zu nähern. Nicht das Selbſtbeſtimmungsrecht Schleswigs-Holſteins, das preußiſche Verfaſſungsrecht dictirte ihr Nein. Sie verweigerten ſelbſt der bundesſtaatlichen Politik der Regierung ihre Unterſtützung aus Haß gegen Herrn v. Bismarck und deſſen Collegen. Die günſtige, zur Verſöhnung aufgelegte Dispoſition, mit welcher ſie auch in dieſer Beziehung fünf Monate früher in Berlin eingezogen waren, hatte unter den aufregenden, erbitternden Eindrücken einer verlängerten und doch fruchtloſen Seſſion wiederum ganz dem alten abſoluten Oppoſitionsgefühl Platz gemacht, in welchem ſie ſich 1863 gelobt hatten, mit dieſen Miniſtern niemals Vertrag und Frieden einzugehen.

Die Seſſion begann im Januar unter Aſpecten, welche eine Verſtändigung ziemlich leicht erſcheinen ließen. Die oberſten Intereſſen beider ſtreitenden Theile ließen ſich gemeinſam wahren; was jedem das Theuerſte war, das zu bekämpfen konnte dem andern nicht länger als eine unabweisbare Nothwendigkeit gelten. Aber die abſtracte Möglichkeit einer Vereinbarung, welche in den Dingen lag, wurde aufgewogen durch die Abneigung und Unfähigkeit, welche in den Perſonen ſteckte. Anfangs freilich war man auf beiden Seiten auch dagegen noch auf ſeiner Hut. Herr v. Bismarck zügelte die Zunge, die 1863 ſo ſchwer verharſchende Wunden geſchlagen hatte, indem er dem Abgeordnetenhauſe ſeine mehr herausfordernde als behagliche Gegenwart die erſten Monate hindurch ganz entzog. Die Reden der Majorität verdienten ſich von den Repräſentanten der Regierung das Lob der Objectivität, und ein vereinzelter Mißton in der ungewohnten äußeren Harmonie, wie Grabows Aufzählung der Beſchwerden des Landes nach ſeiner Wiederwahl zum Präſidenten, erſtarb in den Wellen der allgemeinen Conſonanz. Wenn damals auf der Regierungsſeite der Trieb, auf Seite der Oppoſition das Vermögen zu einem Abſchluß ſtark genug vorhanden geweſen wäre, ſo hätte die Seſſion noch vor Oſtern das erwartete große Ergebniß liefern müſſen. Aber beides mangelte.

Daß Herr v. Bismarck nicht auf Roſen gebettet iſt, weiß jeder halbwegs Kundige. In der Partei, welche ihn unterſtützt, an dem Hof, welchem er angehört, und in dem Monarchen, welchem er dient, ſtößt er tagtäglich auf tauſend Hinderniſſe. Die Einen — Herr v. Gerlach, v. Kleiſt, Profeſſor Hengſtenberg und Genoſſen — wollen gar nicht, daß es ihm mit der auswärtigen Politik zu wohl gelinge; ihr beſchränkter Sinn iſt ausſchließlich auf die inneren Gegenſätze gerichtet, und ſie beſorgen nicht mit Unrecht, die nach außen gekehrte Schneide des „königlichen Regiments“ könne nach innen am Ende ſtumpf werden.

Digitized by Google

Die Andern gönnen ſich oder Preußen zwar alle möglichen moraliſchen oder unmoraliſchen Eroberungen, begreifen aber nicht, daß man dazu des „ohnmächtigen“ Abgeordnetenhauſes bedürfen könne. Dies ſind diejenigen Gläubigen, auf welche Herrn v. Bismarcks frühere Ermuthigungspredigten, ſeine ſyſtematiſche Verhöhnung des Hauſes und des ganzen parlamentariſchen Weſens eine zu ſtarke, ihm ſelber jetzt unbequeme Wirkung gethan haben. Beide Fractionen oder Stimmungen aber vereint haben ihm wiederholt Steine in den Weg geworfen, wenn er einen ernſthaften Anlauf zur Verſtändigung mit dem Abgeordnetenhauſe nehmen wollte. Zweimal glaubte er und der Kriegsminiſter den König ſoweit zu haben, daß ein der Mehrheit ſicherer Militärgeſetzentwurf dem Hauſe vorgelegt oder im Hauſe als annehmbar bezeichnet werden könne, — und beide Male ſtrauchelten ſie über eine Nebenſache oder Kleinigkeit. Nur eine ernſtere Verlegenheit des Staates verſpricht dieſe Schwäche des Verſöhnungstriebes, die aus dem doppelten Siegesgefühl des Staates und der Partei entſpringt, zu heben. Das correcte conſtitutionelle Mittel, Entlaſſungsgeſuch der Miniſter im Falle der Nichtzuſtimmung zu nothwendigen Maßregeln, liegt theils der ganzen Anſchauungsweiſe der Herren v. Bismarck und v. Roon zu fern, theils mangelt ihnen für den Gebrauch deſſelben auch eine allerdings kaum entbehrliche Sicherheit, die des Rückzuges an die Spitze einer mächtigen parlamentariſchen Oppoſition.

Der Majorität des Abgeordnetenhauſes dagegen fehlt es an jeder wirkſamen Organiſation. Ihre Scheidung in zwei große Clubs hat keine innere Bedeutung mehr, da während der ganzen Seſſion wohl nicht eine einzige Abſtimmung vorgekommen iſt, in welcher die beiden Fractionen geſchloſſen gegen oder neben einander aufgetreten wären, dagegen verſchiedene, welche beide Fractionen in gleicher Auflöſung zeigten. In der That halten dieſelben nur noch rein äußerlich zuſammen; ihre immer ſeltener gewordenen Sitzungen haben im Grunde keinen andern Werth mehr, als daß ſie zwangloſe Gelegenheiten ſind, um die Tagesordnung des nächſten Plenums einmal unter guten Freunden bei Bier und Tabak vorher durchzuſprechen, oder zu erproben, welcher Chancen im Hauſe ein beſtimmter Antrag ſich zu erfreuen haben werde. Der Unterſchied zwiſchen der Fortſchrittspartei und dem linken Centrum beſchränkt ſich etwa darauf, daß jene dem bureaukratiſchen Geſchäftsbetrieb des Hauſes, der alles Wichtige in die Commiſſionen verweiſt und ſeinen Ruhm im Arbeiten ſucht, anſtatt im Erfolg, nicht ganz ſo maßlos huldigt wie das letztere. Im linken Centrum hat die Scheu der Herren Gneiſt und v. Bockum-Dolffs vor der Oeffentlichkeit es glücklich dahin gebracht, daß alle innern Vorgänge mit einem dichten Schleier überzogen und dem profanen Auge verdeckt geblieben ſind. Es iſt ihnen gelungen, das „Amtsgeheimniß“ zur Seele ihrer Parlamentspartei zu machen; um dieſen Preis haben ſie die Ihrigen zuſammengehalten,

und verhindert, daß die Sorge um das persönliche Schicksal in so vielen unbemittelten Beamten ansteckend übermächtig werde. Mit Ausnahme dieses Unterschiedes aber und seiner unvermeidlichen Folgen wird niemand eine wesentliche, charakteristische Differenz zwischen den beiden großen liberalen Clubs anzugeben im Stande sein. Ihre selbständige Bedeutung hat sich während dieser Session bis auf den letzten Rest verflüchtigt; die politische Anziehungskraft hat sich in kleinere Kreise verlegt, die zum Theil nicht viel anders entstanden sein mögen als durch den zufälligen Verkehr am Mittagstisch oder in der Abendkneipe.

Wenn so in den Formen die Anarchie einreißt, ohne daß doch die wesentlichen sachlichen Gründe für das Zusammengeben aufgehört hätten zu wirken, so bedarf es vor allem einer neuen Gruppirung und Organisation. Es muß eine frische Vertheilung der Massen vorgenommen werden, und eine feste Führerschaft muß sich bilden. Waldeck und Schulze-Delitzsch, Twesten und Ziegler, Löwe und Becker gehören vielleicht immer noch in dieselbe allgemeine Partei, solange die Verfassung nicht in ihre volle Kraft und Geltung wiedereingesetzt worden ist, — aber nicht in denselben parlamentarischen Club. Ihre Vereinigung zu einem solchen stärkt nicht, sondern schwächt die Gesammtkraft der Partei, weil es die nothwendige Ausgleichung zwischen den in ihr cooperirenden verschiedenen Richtungen in zahllose Einzelkämpfe zerreißt, anstatt daß sie lediglich einmal, von Fraction zu Fraction stattfinden sollte. Es ist möglich, daß sich die Grundgedanken bisher noch nicht in allen Einzelnen hinlänglich klar herausgebildet hatten. Die schleswig-holsteinische Krisis mag auch hier die Entwickelung für eine Weile unterbrochen und abgelenkt haben. Aber jetzt haben sich die Dinge wieder nach ihrer natürlichen Schwerkraft zurechtgerückt, das neue Element hat Zeit gehabt auch von einer trägeren Verdauung verarbeitet zu werden, und die lange aufgeschobene Auseinandersetzung in der Fortschrittspartei, begleitet und erleichtert durch eine ähnliche im linken Centrum, wird nun endlich erfolgen müssen. Die radicalen Freihändler Prince-Smith, Faucher, Michaelis und Genossen sind ja bereits mit gutem Beispiel vorangegangen.

Auf gleiche Art sollten die Nationalgesinnten, d. h. diejenigen, denen das Vorwärtskommen Preußens in Deutschland und zunächst in Schleswig-Holstein höher steht als der Ausbau des preußischen Rechtsstaats, ihre Stärke in einer Absonderung suchen, die ihnen erlauben würde, die Güte ihrer Sache ungebrochen darzuthun, bevor sie sich etwa, um praktische Ergebnisse zu gewinnen, mit weniger patriotischen Tendenzen auf Compromisse einlassen.

Die Gesammtheit aber, die liberale Majorität, sollte neben solchen engern

Digitized by Google

Verbindungen völlig gleichgesinnter Geister nur eine einzige Parteiversammlung und eine stehende, gegliederte Führerschaft haben, auch über die Landtagszeit hinaus.

Die Fortschrittspartei ist vor vier Jahren ins Feld gerückt unter der Führung einiger alten Kämpfer von 1848, Schulze-Delitzsch, Waldeck, v. Unruh, neben denen die jüngeren Männer Jung-Litthauens damals noch eine ziemlich bescheidene Rolle spielten. Vier Jahre haben indessen hingereicht zu zeigen, daß es hierbei sein Bewenden nicht haben kann. Die Generation, welche 1848 auf der Höhe ihres männlichen Alters stand, ist den heutigen politischen Kämpfen nicht mehr ganz gewachsen. Revolutionsepochen verbrauchen ihre Helden immer rasch, und die für jene geeignetsten Naturen sind oft nur mäßig brauchbar für eine Zeit langsamer, mühseliger Reform. Auch waren die dreißiger Jahre selbst im Gegensatz zu den vierziger Jahren noch eine sehr ungenügende Bildungsschule für Politiker. Schulze-Delitzsch hat sich um die Hebung des deutschen Handwerker- und Arbeiterstandes unsterbliche Verdienste erworben, aber auf dem Gebiet der Politik ist er von sehr viel weniger schöpferischer Ader. Bei Waldeck und v. Kirchmann vollends geht alles Streben auf in einer ehrenwerthen, aber beschränkten Schwärmerei für bestimmte Verfassungsrechte; darüber hinaus sind sie banal oder gänzlich unfruchtbar. Wenn die Fortschrittspartei aus einem losen, zerstreut fechtenden Haufen ein geschlossenes, actionsfähiges Heer werden will, so muß sie damit anfangen, diese würdigen alten Herren aus dem activen Kriegsrath in eine mehr ornamentale Stellung zu verpflanzen, ähnlich der, welche früher Lord Lansdowne und bald voraussichtlich Lord Palmerston unter den englischen Whigs einnimmt.

Eigentliche Führertalente scheinen unter den jetzigen liberalen Abgeordneten nur etwa v. Forkenbeck, Gneist und Virchow zu besitzen. Twesten hat sicherlich den vollen politischen Verstand, und Michaelis außer einer nicht unbedeutenden Einsicht den Ehrgeiz, der dazu gehört; aber es bedarf außerdem auch einer mehr äußerlichen, unmittelbar auf die Menschen wirkenden Begabung, und ob ihnen diese ebenfalls eigen ist, steht wohl noch dahin. Eine wahrhaft herrschende, überwältigende, hinreißende Persönlichkeit, wie sie sich in Georg v. Vincke leider mit einer so ganz unberechenbaren Sinnesart, mit einem hartnäckigen Haften an untergeordneten Gesichtspunkten, geringem Ueberblick und mangelhafter Hingebung verbindet — eine solche Persönlichkeit ist auf der ganzen liberalen Seite des Hauses überhaupt nicht zu finden. Höchstens, daß v. Forkenbeck im Laufe der Jahre zu einer solchen emporwüchse. Er hat auf jeden Fall eine bemerkenswerthe Anlage zu gewichtiger, würdevoller, feierlicher Beredsamkeit; und ganz im Einklang mit dieser Naturgabe schont er seinen Ruf und spart sein öffentliches Hervortreten für besondre außerordentliche Veranlassungen auf. In der brennenden Frage des Verfassungskampfes aber, der Frage der Armeereform,

Digitized by Google

hat er zuerſt, wenn damals auch erfolglos und alſo vielleicht verfrüht, den allein heilſamen Weg des Compromiſſes mit ſicherem Fuße beſchritten. Das war ohne allen Zweifel eine Führerthat. Er hat ſie diesmal nicht wiederholt, vorſichtig abgehalten durch den Schatten des erſten Mißerfolgs; aber er wird ſie das nächſte Mal wiederholen, wenn wir uns irgend auf ihn verſtehen, und dann mit Erfolg. So ſtumm-zurückhaltend v. Forkenbeck, ſo leichtflüſſig hat ſich bisher die andere parlamentariſche und politiſche Hoffnung der Fortſchrittspartei gezeigt: Profeſſor Virchow. Er geht in der Vielſeitigkeit und Allbeſchlagenheit außerordentlich weit, — ſo weit, daß ohne ein ernſtes dringendes Motiv des Immervoranſeins ſeine Urtheilskraft und Selbſtbeherrſchung in Frage gezogen werden müßte. Allein er hat ſich dafür doch auch bereits zum ſchlagfertigſten Redner des Abgeordnetenhauſes gebildet. Wer ſich ſo wie er in allen bedeutenderen Materien ohne Ausnahme einſtudirt, dem kann man doch nicht wohl Redewuth, nicht gerade unbändige Eitelkeit und am wenigſten vielleicht Dilettantismus mehr vorwerfen, ſondern muß annehmen, daß er die Politik als ſein eigentliches Fach anſieht. Natürlich kann auch ein Arbeitsgenie wie Virchow nicht gleichzeitig in der Medicin und in der Politik allen Zeitgenoſſen voranſchreiten und wird daher über kurz oder lang eine Wahl treffen müſſen, die, wie wir vermuthen, auf die Politik fallen wird. Für die Medicin hat er genug gethan, um in ihren Annalen fortzuleben; er wird politiſchen Geſchmack und Ehrgeiz genug beſitzen, um zu wünſchen, daß auch die politiſchen Jahrbücher Deutſchlands Grund erhalten ihn unter ihre bedeutenderen Namen aufzunehmen. Wir billigen ſeine Haltung in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache nicht, aber nicht davon iſt hier die Rede, wie überhaupt nicht von der Richtung, der er jetzt zugewendet iſt, ſondern von ſeiner Befähigung zur Führung einer Partei, und da iſt anzuerkennen, daß er in ſeiner Vielgewandheit, Arbeitskraft, Schlagfertigkeit und Ruhe gewiß nicht unbedeutende Gaben beſitzt. Wenn ſein College und Nebenbuhler Gneiſt größeren Scharfſinn, einnehmendere Beredſamkeit und reicheres politiſches Wiſſen aufzuweiſen hat, ſo mangelt dieſem doch theils Stetigkeit und Einheit des Willens, theils eine gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmung mit dem geſunden Menſchenverſtande zu ſehr, als daß er Vichow mit Ueberholung bedrohen ſollte. Graf Hegnenberg iſt dem Freiherrn v. Lerchenfeld auch an Feinheit des Verſtandes und Reichthum des Geiſtes bei weitem überlegen, aber doch hat dieſer, nicht jener, Jahrzehnte hindurch die bayeriſchen Altliberalen geführt.

Nur anerkannte, wirklich leitende Führer von überlegner Energie und Einſicht können die große Lücke ausfüllen, die in der politiſchen Ausrüſtung des Abgeordnetenhauſes augenblicklich noch zu bemerken iſt: die Unfähigkeit, ſich über die einzelnen Aufgaben und Sorgen des Tages zur Geſammtanſchauung der Lage des Vaterlandes und der Partei zu erheben. Bei der Maſſe der einzelnen

Digitized by Google

Mitglieder kann dieser Naturzustand politischer Nacktheit und Naivetät niemals ganz verschwinden, — am wenigsten in unsern deutschen Verhältnissen, die es so mit sich bringen, daß man heute Rechtsanwalt, Schullehrer oder Arzt ist und morgen einer der Gesetzgeber der Nation. Darum gerade bedürfen vorwärtsstrebende Parteien des Führers, der ihren nothwendig befangenen und begrenzten Blick auf den großen Zusammenhang der Dinge richtet. Die technischen Arbeiten der Commissionen zu erledigen mag jedesmal den sachverständigen und geübten Mitgliedern überlassen bleiben. Der politische Führer aber muß jeder solchen Thätigkeit den Werth anweisen, welchen sie für den parlamentarischen Feldzug im Großen und Ganzen besitzt; er muß verknüpfen, was sich sachlich sondert, sobald die Verknüpfung, die gemeinschaftliche politische Behandlung zweier oder mehrer Dinge einen praktischen Erfolg verspricht. Eine Partei, die nicht im höhern Sinn des Worts Führer hat, kommt allerdings nicht so leicht in die Lage, einen Compromiß einzugehen, weil es ihr an dazu geschickten und dafür Credit besitzenden Händen fehlt, — und es ist wohl keine Frage, daß diese Consequenz der Führerlosigkeit der Fortschrittspartei von ihren Ultras mit Behagen hingenommen wird, weil ein Ultra eben jeden Compromiß verabscheut. Indessen eine führerlose Partei ist nicht blos zu Vergleichen mit dem Gegner, sondern überhaupt zu jeder rechtzeitigen Bewegung unfähig. Sie vermag ebensowenig siegreichen Krieg zu führen wie zweckmäßigen Frieden zu schließen, es sei denn für die kurze Zeit, wo Stillstehen und Schießen den Feind hinlänglich in Athem erhält. Die Fortschrittspartei hat eben jetzt Anlaß, die Richtigkeit dieser Betrachtung praktisch zu erproben: ihre mangelhafte Organisation hat sie bisher verhindert, ihre Stellung zur Militärfrage den Veränderungen in der thatsächlichen Lage und in der öffentlichen Stimmung entsprechend aufs neue zu fixiren, und plötzlich angeordnete Neuwahlen könnten sie daher in arge Verlegenheit setzen. Es ist hohe Zeit, dieses Versäumniß selbst unter den Erschwerungen der Periode zwischen zwei Landtagssessionen nachzuholen. Es ist Zeit, daß der kämpfende preußische Liberalismus wieder Führer bekomme und eine ununterbrochen wirksame vielseitige Organisation.

Digitized by Google

Die Beſetzung des Schwurgerichts nach dem heutigen und dem neuentworfenen preußiſchen Strafprozeßrecht.

Einen der wichtigſten Punkte bei Beurtheilung der Bedeutung der Schwurgerichte bildet die Zuſammenſetzung, die Beſetzung derſelben mit Geſchwornen, die Art, wie die Urliſten aller zum Geſchwornendienſt fähigen Einwohner eines beſtimmten Bezirkes und die aus jenen gezogenen engeren Liſten der Geſchwornen für eine beſtimmte Schwurgerichtsperiode des einzelnen Gerichtsortes gebildet werden. Hier iſt der Anhalt für Staatsanwälte, Richter und Laien, welche fort und fort über den Mangel der zureichenden geiſtigen Ausbildung, logiſchen Schärfe und Conſequenz bei den Geſchwornen klagen und deshalb das Inſtitut ganz verwerfen möchten; hier iſt der Anhalt für eine feudale Regierung und ihre Parteimänner, die parteiiſche Ausübung der hochwichtigen Geſchwornenpflichten, zumal in politiſchen und Preßvergehen und Verbrechen zu rügen und deshalb das Inſtitut für jene Fälle zu beſchränken und ſolche Vorſchriften in die Strafproceßordnung einzureihen, welche dieſe Parteiwirkung unmöglich machen, vielleicht aber auch der Regierung Mittel an die Hand geben, ihren eigenen Parteieinfluß bei der Bildung der Schwurgerichte geltend zu machen.

Die Syſteme über die Beſetzung der Schwurgerichte unterſcheiden ſich je nach der verſchiedenen Auffaſſung dieſer Gerichte, je nachdem man den Geſchwornendienſt als ſtaatsbürgerliche Laſt oder als Urwählerrecht oder als Ehrenamt anſieht; ferner je nachdem die Regierung das Schwurgericht mit Vertrauen oder Mißtrauen betrachtet. Letzteres war der Hauptgrund, weshalb man in Frankreich ſeit 1796 die Geſetzgebung über die Bildung der Schwurgerichtsliſten elfmal geändert hat. Man unterſcheidet aber vornehmlich zwei Grundrichtungen dieſer Bildung. Nach dem erſten Syſtem werden ſchon die Urliſten (d. h. die Liſten aller zum Geſchwornendienſt in einem beſtimmten Landesbezirke fähigen Einwohner) mit ſolcher Sorgfalt gebildet, daß in dieſelben nur Geſchworne mit voller präſumtiver Intelligenz und Unabhängigkeit aufgenommen werden, ſo daß dem Looſe überlaſſen werden kann, hieraus die Geſchwornen der Dienſtliſte (d. h. der Liſte aller für eine beſtimmte Schwurgerichtsperiode eines Gerichtsorts deſignirten Geſchwornen) zu ziehen. Dieſem Syſtem folgte die Strafproceßordnung Nordamerikas und Braunſchweigs. Nach dem zweiten Syſtem wird die Urliſte auf einer breiten Grundlage entworfen, zur Bildung der Dienſtliſten hieraus muß aber dann eine erhebliche Sorgfalt verwendet werden.

Betreffs der Bildung der Urlisten sind in den bestehenden Gesetzen wieder folgende Richtungen zu unterscheiden. — Die erste: Alle Staatsbürger, welche ein gewisses Alter haben und sich im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte befinden, kommen in die Urliste. Dies geschah z. B. in Frankreich seit 1848. — Die zweite: Nur diejenigen Personen, welche gewisse Steuern zahlen, gehören in die Liste. Hierbei faßt man aber entweder den höheren Census als Vermuthungsgrund auf, daß die denselben zahlenden Personen die nöthigen Eigenschaften der Geschwornen besitzen, oder man will nur den ärmeren Bürger von der Last des Geschwornendienstes befreien. In dem einen Falle können nur die Höchstbesteuerten Geschworne sein, (so in den Gesetzen von Hannover, Preußen, Oldenburg), während in dem andern Falle nur ein geringer Census verlangt wird. — Die dritte: Man verbindet den Maßstab der Steuern mit dem der geistigen Fähigkeiten, indem man gewisse Personen, die nicht die sonst nöthige Steuerhöhe entrichten, doch wegen ihrer Stellung im Staate auf die Urlisten setzt. So war es in Frankreich von 1827—1848, und so ist es heute in den meisten Staaten Deutschlands. — Die vierte: Die Wahl aller Bürger oder bestimmter Commissionen derselben entscheidet in den einzelnen Bezirken über die Füllung der Urlisten. Erstere Wahl gilt gesetzlich in der Schweiz, letztere speciell in Genf. Ein ganz eigenthümliches Gesetz gilt in Frankfurt, wo aus verschiedenen Körperschaften, von denen jede eine gewisse politische Parteiung vertritt, die Wahlbehörde gebildet wird.

Betreffs Bildung der Dienstliste aus der Urliste unterscheidet man folgende Arten der Reduction. Man läßt nur das Loos entscheiden (so in Nordamerika, in Braunschweig, vrgl. oben), oder ein Volksbeamter reducirt die Urliste (so der Sheriff in England), oder man überträgt das Amt einem Collegium oder einzelnen Vertrauensmännern z. B. den Gemeinderäthen, Landräthen, oder höhere Verwaltungsbeamte üben es aus, indem sie nur die Fähigsten auf die Dienstliste setzen sollen.

Der heutige Besetzungsmodus in Preußen gründet sich auf die §§ 62 ff. des Gesetzes vom 3. Januar 1849 und Artikel 55 ff. des Gesetzes vom 3. Mai 1852. Nach diesen Gesetzesstellen muß, wer die Fähigkeit eines Geschwornen haben soll, ein Preuße und 30 bis 70 Jahre alt sein, die bürgerlichen Rechte vollständig genießen, lesen und schreiben können, wenigstens ein Jahr in der Gemeinde wohnen, in welcher er sich aufhält, und classificirte Einkommensteuer oder wenigstens 16 Thlr. jährlich an Klassensteuer oder 20 Thlr. an Grundsteuer, ausschließlich der Zuschläge oder 24 Thlr. an Gewerbesteuer zahlen oder zu zahlen haben, falls eine dieser Besteuerungsarten bestände. Letztere Censusschranke greift jedoch nicht Platz bei Rechtsanwälten, Notaren, Professoren, approbirten Aerzten und den Beamten, welche entweder

Digitized by Google

von dem Könige unmittelbar ernannt sind oder ein Einkommen von wenigstens 500 Thlr. jährlich beziehen. — Ausgenommen aber aus der Zahl der hiernach Fähigen und zu Geschwornen nicht zu berufen sind 1) die Minister und Unterstaatssecretäre, 2) die richterlichen Beamten, Staatsanwälte, Staatsanwaltsgehilfen, 3) die activen Militärpersonen, 4) die Regierungspräsidenten, Provinzialsteuerdirectoren, Landräthe, Polizeipräsidenten, Polizeidirectoren, 5) die Religionsdiener aller Confessionen, 6) die Elementarschullehrer, 7) die Dienstboten.

Aus den hiernach zum Geschwornendienste fähigen Bewohnern der einzelnen Theile Preußens entwickeln sich nun die Ur- und Dienstlisten der einzelnen Bezirke folgendermaßen.

Zunächst die Urlisten legt für jeden landräthlichen Kreis jährlich im September der Landrath an, für jede Stadt, die zu keinem landräthlichen Kreise gehört, der Magistrat oder, wo kein Magistratscollegium besteht, der Vorstand der Gemeindeverwaltung. In den Urlisten stehen alphabetisch, in Nummern, nach Namen, Stand, Alter, Wohnort die Personen, welche in jeder Stadt, jedem landräthlichen Kreise zu Geschwornen berufen werden können. Diese Listen müssen an einem öffentlich bekannt zu machenden Orte drei Tage lang zu jedermanns Einsicht offen gelegt werden. Wer mit Unrecht eingetragen oder übergangen zu sein behauptet, meldet in dieser Frist seine Einwände zu Protokoll. Ueber dieselben entscheiden die Behörden, welche die Urlisten abfaßten; erachten sie sie als begründet, so berichtigen sie demgemäß die Liste innerhalb drei Tagen nach obiger Frist. Außerdem müssen die Kreislandräthe und Vorsteher der Gemeindeverwaltung über die Qualifikation der in die Urlisten aufgenommenen Personen zum Berufe der Geschwornen mit den Directoren der betreffenden Gerichte erster Instanz Rücksprache nehmen und die von den Letzteren gemachten Bemerkungen in die Listen eintragen.

Nun die Dienstlisten. Nach Abschluß der Urlisten werden dieselben in dem Regierungsbezirke dessen Regierungspräsidenten übersendet. Er stellt sie definitiv fest und fertigt daraus für jeden Schwurgerichtsbezirk seines Regierungsbezirkes eine besondere Jahresliste, dahinein er alle die Personen der Urliste auswählt und einträgt, welche er zur Function als Geschworne für das bevorstehende Geschäftsjahr geeignet erachtet. Daneben stellt er eine Liste von Ergänzungsgeschwornen zusammen aus denjenigen Personen der Urliste und zwar für jeden einzelnen Schwurgerichtsbezirk, welche am Sitze des Schwurgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnen, in beliebiger Anzahl.

Vierzehn Tage vor dem Beginn jeder Sitzungsperiode des betreffenden Schwurgerichts sendet der Regierungspräsident ein Verzeichniß von 48 aus der obigen Jahresdienstliste herausgezogenen Personen an das am Sitze des Schwurgerichts befindliche Gericht. Die Liste der Ergänzungsgeschwornen geht diesem Gerichte vor dem Anfange des Geschäftsjahres zum Gebrauch während des

Digitized by Google

Laufes deſſelben zu. Der deſignirte Vorſitzende des Schwurgerichts reducirt die 48 auf 30, und dieſe 30 Perſonen ſind dann zu Geſchwornen bei dem Schwurgerichte für die bevorſtehende Sitzungsperiode berufen und werden auf den Eröffnungstag der Sitzungen geladen. Wer ſo als Geſchworner an den Verhandlungen des Schwurgerichts theilgenommen hat, darf ohne ſeine Einwilligung während eines Jahres nicht wieder einberufen werden. Die Beſtimmungen über die Entlaſſungs- und Beurlaubungsgeſuche der Geſchwornen dürfen wir hier übergehen.

Sind beim Beginn der Verhandlungen einer Schwurgerichtsſache wegen des Ausbleibens einzelner Geſchwornen oder wegen der ihnen ertheilten Entlaſſung oder Beurlaubung weniger als 24 Geſchworene vorhanden, ſo wird vom Vorſitzenden des Gerichts die Zahl der Geſchwornen aus der Ergänzungsliſte durch das Loos auf 30 ergänzt. Erſcheinen ſpäter wieder ſo viele der auf der Dienſtliſte befindlichen Geſchwornen, daß mehr als 30 Geſchworne anweſend ſind, ſo treten von den Ergänzungsgeſchwornen in umgekehrter Reihenfolge, als in der ſie gezogen ſind, ſo viele zurück, daß überhaupt nur die Zahl von 30 Geſchwornen übrigbleibt.

Dem verhafteten Angeklagten muß am Tage vor der Verhandlung ſeiner Sache die Dienſtliſte der Geſchwornen dieſer Sitzungsperiode zugeſtellt werden. Der nicht verhaftete Angeklagte, bei welchem dieſes nicht geſchieht, iſt dagegen berechtigt, am Tage vor der Verhandlung ſeiner Sache und bis zum Beginn derſelben die Dienſtliſte beim Gerichte einzuſehen oder eine Abſchrift derſelben zu empfangen.

Die Bildung des Schwurgerichts für jede Sache erfolgt an dem Tage ihrer Verhandlung in öffentlicher Sitzung, in der der Vorſitzende, der Gerichtsſchreiber und ein Vertreter der Staatsanwaltſchaft zugegen ſein müſſen. Kommen an demſelben Tage mehre Sachen zur Verhandlung, ſo kann die Bildung des Schwurgerichts für alle dieſe Sachen vor Beginn der Verhandlung der erſten erfolgen. Das für die erſte Sache gebildete Schwurgericht verbleibt auch für die folgenden Sachen deſſelben Tages, wenn Staatsanwalt und Angeklagte es genehmigen. Es muß indeß ein neues Schwurgericht für diejenige Sache gebildet werden, welche erſt am vierten Tage nach dem Tage der Bildung des vorhergehenden Schwurgerichts beginnt. Streitigkeiten über die Bildung des Schwurgerichtes entſcheiden die Richter des dazu gehörigen Schwurgerichtshofs.

Die Namen der 30 Geſchwornen werden nun in Gegenwart des Staatsanwalts und Angeklagten aufgerufen, und die Namen der darauf antwortenden Geſchwornen legt der Gerichtsſchreiber in die Looſungsurne. Aus dieſer zieht ſie nach Umſchüttlung des Gefäßes der Vorſitzende. Sogleich nach der Ziehung jedes Namens erklären der Staatsanwalt, dann der Angeklagte oder Vertheidiger

ihren Willen durch die Worte „angenommen“, oder „abgelehnt“. Ablehnung oder Zurücknahme derselben sind nach Ziehung des folgenden Namens unzulässig. Die Gründe für die Ablehnung sollen nicht angegeben werden. Ablehnungen sind indeß nur so viele gestattet, als Geschworne über zwölf anwesend sind; davon dürfen der Staatsanwalt einerseits und der oder die Angeklagten nach vorhergehender Einigung andrerseits, jeder die Hälfte ablehnen; bei ungerader Zahl darf die Seite des oder der Angeklagten einen Geschwornen mehr als der Staatsanwalt ablehnen. Einigten sich die mehren Angeklagte nicht über die Ablehnungen, so wird die Zahl derselben unter sie gleich vertheilt; betreffs der nicht gleich zu theilenden Ablehnungen nennt das Loos den dazu berechtigten Angeklagten. Die Reihenfolge der Ablehnungen bei den Angeklagten hängt gleichfalls vom Loose ab. Eine diesem gemäß von einem der Angeklagten ausgeübte Ablehnung gilt für alle.

Zwölf Geschworne müssen übriggelassen werden, sie bilden das Schwurgericht und nehmen bei Beginn der Verhandlung in der durch das Loos bestimmten Ordnung ihre Sitze ein. Indeß kann der Vorsitzende noch vor der Ziehung bestimmen, daß außer jenen zwölf noch einer oder zwei Ersatzgeschworne gezogen werden sollen; hier vermindert sich dann die Gesammtzahl der zulässigen Ablehnungen um die Zahl der Ersatzgeschwornen. Letztere treten in der Reihenfolge ihrer Ziehung an die Stelle des oder der etwa ausgetretenen ausfallenden Geschwornen. Daher müssen sie der ganzen Verhandlung, wie die Geschwornen, nur auf besonderen Sitzen, beiwohnen.

Dieses sind die jetzt geltenden preußischen Vorschriften über die Bildung des Schwurgerichts, sie gestatten im Vergleich mit den obigen allgemeinen Grundsätzen der Einleitung einen Einblick, inwieweit das heutige preußische Strafproceßrecht die geistige Fähigkeit der Geschwornen berücksichtigt und inwieweit es einer Partei im Lande, besonders der Regierungspartei die Möglichkeit eröffnet, auf die Besetzung und Bildung der Schwurgerichte allgemein, dann für die einzelne Schwurgerichtsperiode, endlich sogar für die einzelne Schwurgerichtssache einzuwirken. Hinsichts letzteren Punktes sei nur darauf verwiesen, daß die Verwaltungsbehörden gerade in den maßgebendsten Zielpunken die Bildung der Ur- und Dienstlisten leiten, nämlich zunächst die Landräthe für einen großen Theil der Urlisten, dann die Regierungspräsidenten für alle Dienstlisten der Geschwornen und Ergänzungsgeschwornen. Wenn die so präparirten Listen der 48 Geschwornen für die nächste Schwurgerichtsperiode dem Vorsitzenden des Schwurgerichts, also einem Justizbeamten, zugehen, kann, falls zuvor eine parteiische Auswahl geschah, seine Reduction von 48 auf 30 Personen nichts mehr an dem Charakter der Besetzung ändern, — zumal ihm meistens die Parteistellung der designirten Personen unbekannt ist, der Regierungspräsident dagegen durch die Bemerkungen der Landräthe und Gemeindevorsteher

Digitized by Google

über die ſogenannte „Qualification der Perſonen zum Berufe der Geſchwornen“ in der Urliſte vortrefflich unterrichtet wird. Hierzu kommen dann noch die Ablehnungen durch den Staatsanwalt.

Die Motive des Geſetzes vom 3. Januar 1849, welche unſre Frage ausdrücklich die weſentlichſte in Betreff der Schwurgerichte nennen, weiſen zunächſt den Vorſchlag ab, durch die politiſchen Urwähler die Geſchwornen wählen zu laſſen. Das ſei nicht eine Aufgabe der Urwähler, die nöthigen Rückſichten des Schwurgerichts könnten dadurch zu ſehr gefährdet werden. Durchaus erforderlich ſei, zu Geſchwornen nur Perſonen zu berufen, die vorausſichtlich ihre ſchweren Pflichten mit Feſtigkeit und Umſicht erfüllen würden. Man weiſt dann auf die großherzoglich heſſiſche und bayriſche Geſetzgebung, doch ſei Preußen dadurch beſonders begünſtigt, daß es die hierüber in den längſt beſtehenden Schwurgerichten der Rheinprovinz gemachten Erfahrungen auf die andern Provinzen anwenden könne. So habe man die rheiniſchen Vorſchriften über die Befähigung zum Geſchwornen und über die Bildung der Geſchwornenliſten herübergenommen. Auf die Vermögensverhältniſſe der Perſonen müſſe betreffs des erſteren Punktes deshalb Rückſicht genommen werden, weil der Beſitz größere Unabhängigkeit und Feſtigkeit gegen alle Einflüſſe von oben und unten gebe (?). „Erſt die Zukunft kann lehren, inwiefern bei der Berufung der Geſchwornen eine andre Grundlage ſich annehmen läßt, ob namentlich die Geſchwornen aus der Gemeindevertretung hervorgehn oder gleich dieſer von den Gemeindewählern gewählt werden können. Dies wird aber erſt nach Einführung einer neuen Gemeindeordnung der weiteren Erwägung unterliegen können.“

Aus den Verhandlungen der Commiſſion des Abgeordnetenhauſes von 1851 — 1852 über die hier beſprochenen Geſetzesſtellen erwähnen wir nur Folgendes. Betreffs der oben beſonders hervorgehobenen Vormerke, welche von den Kreislandräthen und Gerichtsdirectoren über die Qualification der Perſonen der Urliſte zum Geſchwornendienſte in die Urliſte geſetzt werden ſollen, verweiſt die Commiſſion darauf, daß die Kreisgerichtsdirectoren die Qualification ihrer Gerichtseingeſeſſenen für die Geſchwornenfunction beſſer kennen und beurtheilen können als die Verwaltungsbeamten. Dann fügt ſie ſehr gravirend für obige Vorſchrift hinzu: Gerade das Urtheil der Gerichtsdirectoren ſei um ſo mehr zu berückſichtigen, als ihre richterliche Stellung dafür bürge, daß ſie dabei unbefangen und parteilos zu Werke gehn würden. Auch die Reduction der Geſchwornen von 48 auf 30 durch den Vorſitzenden des Schwurgerichts hält die Commiſſion nicht für die Unabhängigkeit der Stellung des Vorſitzenden gefährdend, aber gerade dieſe Reduction halte die Garantie aufrecht, welche die öffentliche Meinung darin finde, daß die Feſtſtellung der Dienſtliſte nicht ganz in die Hand der Verwaltungs-

beamten gelegt sei. Also selbst die oben für unbedeutend und gegenüber der etwa parteiisch gebildeten Geschwornendienstliste für wirkungslos erklärte Reduction gilt hier noch als Sicherung gegen den geradezu befürchteten Parteieinfluß der Regierung auf die Besetzung der Schwurgerichte.

Die Debatten des Abgeordnetenhauses über das Gesetz vom 3. Mai 1852 lassen uns nur vereinzelt noch klarer in die Bedeutung der hier ventilirten Bestimmungen blicken. Der oben aufgeführte Steuersatz, welcher eine der Grenzen der Fähigkeit zum Geschwornendienste bildet, wird hier ganz besonders befürwortet. Möglichst niedrig und zwar innerhalb der obigen Ansätze müsse er gegriffen werden, damit man eine genügende Anzahl von fähigen Personen und darunter besonders die Grundbesitzer erhalte; denn der Grundbesitz gewährleistet ein bedeutendes Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, für die öffentliche Ordnung und Handhabung der Gesetze, zumal die Landleute thäten sich durch gesundes Urtheil und Charakterfestigkeit hervor. Die Männer des Volkes, der Praxis traten hier also dem obigen Motive der Regierung für diese Gesetzesstelle geradezu entgegen und mit Recht.

Desto mehr Interesse und Belehrung in heiterm und ernstem, politischem und unpolitischem Sinne bieten die Verhandlungen der ersten Kammer über unsre Frage. Man verlangte: daß auch die praktischen Aerzte und Geburtshelfer wegen ihrer nothwendigen und oft unvertretbaren Assistenz in Krankheitsfällen vom Geschwornendienst ausgeschlossen würden, begnügte sich indeß mit dem nicht parlamentarisch formulirten Wunsche. Ebenso wies man darauf hin, daß eine Menge „sehr geeigneter und wackerer Männer" durch den Steuercensus vom Geschwornenamte ausgeschlossen seien. Man mußte indeß selbst hinzufügen, daß das Wie der Abhilfe eine andre Frage sei. (Ein Theil der im Census liegenden offenbar ungerechtfertigten Schranke wird übrigens, wie oben gezeigt, durch die gesetzlichen Ausnahmen von diesem Census auf geeignete Weise vermieden.) Ja der Freiherr v. Hertefeld ging so weit, trotz der bereits dreifach vorgesehenen Prüfung der Qualification der designirten Personen noch statt des „lesen und schreiben können" zu beantragen: Die betreffenden Personen müßten „die zur Geschwornenfunction erforderlichen intellectuellen Fähigkeiten nachweisen", indem er sich klug und feudal durch den Zusatz aus der Schlinge zog: Wie der Nachweis geführt werden soll, bestimmt der Justizminister (!!). Solch ein Nachweis sei nöthig, um §. 90 der preußischen Verfassung zu genügen, der die gesetzliche Qualification der berufenen Richter verlangt. Geschworne seien zwar keine Richter, aber mit diesen so eng verbunden, daß sie in den Folgen nicht getrennt werden könnten (?). Sollte der Antrag nicht angenommen werden, so stellte er einen zweiten dahin: — zu dem politischen Rechte, als Geschworner zu fungiren, kann niemand gezwungen werden. Sollten in einem Schwurgerichtsbezirk von den zu diesem Rechte berufenen so Viele dessen Ausübung verweigern, daß kein Schwurgericht

gemäß §. 82. gebildet werden kann, so erläßt der Gerichtshof das Urtheil ohne Mitwirkung der Geschwornen. Unsre politischen Rechte seien nämlich allgemein freiwillige. Er kenne „im Staatsorganismus nur drei Functionen, denen die Sicherheit der Person, materielles und geistiges Wohl ihrer Mitbürger anvertraut ist, ohne daß sie dazu ihre Qualification nachzuweisen verpflichtet sind, nämlich die Geschwornen, Kammerdeputirten und Postillone.“ Allein die letzteren zwei übernähmen freiwillig, die Geschwornen gezwungen ihr Amt. Der Berichterstatter der Commission erwiderte hierauf sehr richtig und maßvoll, der Antragsteller solle doch lieber sogleich direct die Aufhebung der Schwurgerichte beantragen. Diese seltsamen Anträge des Freiherrn fielen mit 3 gegen 97 Stimmen.

Die Auswahl der Geschwornen aus der Urliste für die Dienstliste durch die Regierungspräsidenten wurde selbst in diesem Hause angegriffen. Freiherr v. Forstner wünschte eine Auswahl aus der Urliste für jede Sitzungsperiode durch das Loos; denn eine einzelne Person werde bei einer so wichtigen Function immer mehr oder weniger befangen sein. —

Die neuentworfene preußische Strafproceßordnung hält — freilich in der Absicht einer neuen Systemlosigkeit bei Auswahl der Geschwornen, wovon unten gesprochen wird — im Wesentlichen die heutigen Vorschriften über die Bedingungen zur Berufung als Geschworner in nur veränderter Ordnung aufrecht. Das Lesen- und Schreibenkönnen fällt bei ihr hinsichts „der intellectuellen Fähigkeiten“ der Geschwornen aus. (Vergl. unten.) Dieses dürfte gerechtfertigt sein; denn ein Maß intellectueller Fähigkeiten liegt in dem Lesen- und Schreibenkönnen nicht. Andre Vorschriften der Regierung ferner, deren Resultate freilich allmälig erst zu Tage treten, sichern die allgemeinste Verbreitung jenes Könnens; endlich dürfte der Census, wenn auch unbeabsichtigt, wie unten gezeigt wird, schon gegen Geschworne sichern, welche dieser elementaren Kenntniß entbehren. — Den Census beschränkt der neue Entwurf auf die obigen Sätze der Einkommen- und Classensteuer und deren analog auf die Fälle, wo keine Classensteuer gezahlt wird, ausgedehnten Maßstab. Denn nur diese Steuern geben einen sichern Anhalt für das reine Einkommen einer Person; Gewerbesteuer, Grundsteuer und Gebäudesteuer entscheiden hierüber nicht. Sollte, sagen die Motive richtig, infolge dieser Neuerung für einzelne Bezirke die Zahl der zu Geschwornen zu berufenden Personen allzusehr beschränkt erscheinen, so würde eine Herabsetzung des Classensteuersatzes in Frage kommen müssen. — Von den Ausnahmen dieses Census im heutigen Strafprocesse (Rechtsanwälte, Notare, Professoren, Aerzte) ist in dem neuen Entwurfe nach Vorgang des für Hohenzollern erlassenen Gesetzes vom 30. April 1851 mit Recht Abstand genommen. Die genannten Personen sind meistens wegen ihrer Steuersätze dennoch als Geschworne wählbar; auch

müſſen ſie, was theilweiſe ſchon in den oben angeführten Verhandlungen betont wurde, wegen ihres Berufes eher vom Geſchwornendienſte möglichſt befreit als beſonders zu ihm herangezogen werden. Auch die neuen Motive weiſen hierauf hin. Betreffs der Beamten aber, die nach heutigem Rechte noch unter die Ausnahme in oben angegebener Weiſe fallen, verändert der neue Entwurf die Ausnahme dahin: Alle öffentliche Beamte ſind von obigem Cenſus ausgenommen, wenn ſie mit wenigſtens 600 Thlr. beſoldet werden. Die neuen Motive halten es, namentlich mit Rückſicht auf die Städte, in denen keine Claſſenſteuer beſteht, wünſchenswerth, an der Beſoldung der Beamten eine feſte Norm für ihre Wählbarkeit zu gewinnen. Die heutige Unterſcheidung, je nachdem die Beamten vom Könige unmittelbar ernannt ſind, oder nicht, iſt glücklich beſeitigt; aber warum griff man den verhältnißmäßig hohen Maßſtab der 600 Thlr. heraus? Er ſchließt eine Reihe von Beamten, welche nicht den geſetzlichen Cenſus erreichen und deren Gehalt leider unter 600 Thlr. beträgt, vom Geſchwornendienſte völlig aus, während ihre in Amtsfunctionen erheblich ausgebildeten geiſtigen Fähigkeiten den Schwurgerichten vortreffliche Dienſte leiſten, zur allmäligen Heranbildung Mitgeſchworner für die tüchtige Erfüllung ihrer Pflichten ſich vorzüglich eignen und endlich den vielgehörten Klagen über die Unbildung der Schwurgerichte unmittelbar abhelfen könnten. Dieſer Mißſtand bleibt offenbar beſtehen, ſelbſt wenn man den Cenſus hier auch gar nicht als Maßſtab der Fähigkeiten brauchte (ſ. unten). Es iſt überflüſſig, alle die hierher gehörigen Beamtenklaſſen aufzuführen. Doch mag zum Ueberfluß darauf verwieſen werden, daß ſelbſt ein Haupttheil der außerordentlichen Profeſſoren der Univerſitäten, wenn überhaupt, ſo nur mit 400 Thlr. feſt beſoldet wird, während ſie meiſtens dem Cenſus nach ebenfalls nicht zu Geſchwornen wählbar ſind und doch immer noch mehr Zeit und auch oft mehr Luſt und Geſchick, als die älteren ordentlichen Profeſſoren haben, ihren Pflichten als Geſchworne allſeitig in dem eben angegebenen Sinne zu genügen.

Die erforderliche Eigenſchaft, welche das heutige Recht in dem Ausdruck „Vollgenuß der bürgerlichen Rechte“ zuſammenfaßt, zertheilt der neue Entwurf in drei Momente: die Perſon muß 1) nicht infolge ſtrafgerichtlicher Verurtheilung die Befähigung, Geſchworner zu ſein, entbehren, 2) nicht der ſelbſtändigen Verwaltung ihres Vermögens durch gerichtliches Erkenntniß entſetzt ſein (wegen Verſchwendung, Wahn- oder Blödſinn), 3) nicht als Handelsmann, Schiffsrheder oder Fabrikbeſitzer in Concurs oder Fallimentszuſtand verfallen ſein, ohne bisher die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand erlangt zu haben. Betreffs des dritten Punktes erklären die Motive auch den gemeinen Concurs ganz richtig als Grund, Perſonen vom Geſchwornendienſte auszuſchließen. Dieſen Grund aber, wie ihm ähnliche, z. B. criminelle Verurtheilung (ohne Ehrenſtrafe) wegen eines die allgemeine Achtung beeinträchtigenden Vergehens, ſollen die

Digitized by Google

zuſtändigen Beamten bei Aufſtellung der Dienſtliſte berückſichtigen, da das Geſetz ſie nicht erſchöpfen könne. Das Geſetz könne hier nur die Mängel hervorheben, welche die bürgerlichen Rechte ſchmälern, z. B. den kaufmänniſchen Concurs gemäß §. 310 der Concurs-Ordnung vom 8. Mai 1855.

Endlich erklärt der Entwurf für vom Geſchwornendienſte befreit 1) die Mitglieder der beiden Häuſer des Landtages für die Dauer der Sitzungsperioden deſſelben; 2) die einmal mitwirkenden Geſchwornen bis zum Schluſſe des nächſtfolgenden Geſchäftsjahres. Im zweiten Falle wird alſo die Wiedereinberufung des Geſchwornen während dieſer Zeit auch nicht mehr mit deſſen Einwilligung, wie im heutigen Rechte, zugelaſſen.

Ueber die allgemeine Qualification zum Geſchwornen ſprechen die Motive ſich dahin aus, daß der neue Entwurf dieſelbe nicht nach gewiſſen Kategorien ein für allemal feſtſetzen könne, noch wolle, daß ſie vielmehr auf individuellen Eigenſchaften beruhe, welche bei jeder einzelnen zu wählenden Perſon geprüft werden müßten. Dieſes Syſtem (vielmehr dieſe Syſtemloſigkeit) liege im Weſentlichen ſchon dem heute geltenden preußiſchen Geſetz vom 3. Januar 1849, ſo wie dem Frankreichs vom 4. Juni 1853 zu Grunde; nach ihm beſchränke ſich die Geſetzgebung darauf, einmal die abſolut unfähigen Perſonen von vornherein auszuſchließen und die wahlfähigen Claſſen der Geſellſchaft zu begrenzen, ſodann die zur Auswahl berufenen Behörden zu nennen. Daß dieſe Sätze ſowohl allgemein betreffs der Syſtemloſigkeit, welche hier vielleicht reactionär-parteiiſchen Intentionen entſpricht, als mit Rückſicht auf das preußiſche Geſetz vom 3. Januar 1849, das gerade die Syſteme des Cenſus und der geiſtigen Fähigkeiten vereinigt, nur theilweiſe richtig ſind, zeigen die voraufgeſchickten Erörterungen; dieſe halbe Unrichtigkeit hat indeß bei den Beſtimmungen über die Qualification zum Geſchwornendienſte im neuen Entwurfe deshalb nicht wichtige Folgen, weil er in dieſen einzelnen Vorſchriften weſentlich die heute geltenden geſetzlichen Beſtimmungen aufrecht hält. Dies gilt ſelbſt für den beibehaltenen Steuerſatz der Wahlfähigen. Hier ſagten zwar die neuen Motive, er ſolle keine Bürgſchaft für die perſönliche Befähigung gewähren, ſondern nur bezwecken, die Perſonen vom Geſchwornendienſt zu befreien, deren Heranziehung in Anbetracht ihrer Vermögensverhältniſſe eine Unbilligkeit ſein würde. Allein die Feſtſtellung deſſelben Satzes in dem Geſetz vom 3. Januar 1849 erfolgte, wie die darüber gepflogenen Debatten der Volksvertreter und vor allem die Motive der Regierung zu jenem Geſetze lehren, gerade mit Rückſicht auf die darin ungefähr zu meſſende und zu treffende geiſtige Fähigkeit und Unabhängigkeit. Erſcheint dies als eine vage Vermuthung und Meſſung, ſo iſt doch ebenſo vage die neue Motivirung, daß gerade dieſer Steuerſatz die Grenze zwiſchen unbilliger und billiger Belaſtung der einzelnen Geſchwornen bilde (eine Belaſtung im allge-

Digitized by Google

meinen Sinne ist es für jeden). Und eben weil — mit Ausnahme des Lesen- und Schreibenkönnens — die Fähigkeitsbestimmungen des Gesetzes von 3. Januar 1849 beibehalten werden, offenbart sich auch die Inconsequenz in dieser Stelle des neuen Entwurfs. Denn, wenn einmal blos jeder einzelne Fall systemlos in seiner Fähigkeit zu prüfen sein soll, wenn der Census nur der unbilligen Belastung wehren soll, warum werden dann doch zwei Grenzen für das nöthige Alter, drei Grenzen für die nöthige Ehrenhaftigkeit und Rechtsfähigkeit aufgestellt, und warum nimmt der neue Entwurf dann doch von dem Census die Beamten mit 600 Thlrn. Gehalt aus und erklärt sie auch ohne Census für wählbar zum Geschwornendienst? Daß endlich bei Durchführung des Census nur als angeblicher Grenze der billigen Belastung die Urlisten in ihrem Kerne, geistig fähige und charakterfeste Personen zu bieten, beeinträchtigt werden, liegt auf der Hand, wenn wir der bekannten socialen Mißverhältnisse zwischen durchgängiger Vertheilung der geistigen Bildung und des materiellen Besitzes gedenken. Ein Beispiel aus der Reihe der Beamten ist oben schon angeführt. Also beeinträchtigt der neue Entwurf geradezu die geistige Emporbildung der Schwurgerichte, die doch, wenn dieses wichtige Institut einmal beibehalten werden soll, allseitig gewünscht wird und dringend nöthig scheint. — Näher auf den wichtigen Punkt einzugehen, verbietet der Ort dieses Aufsatzes.

Auch hinsichts der Bildung der Urlisten bleibt der neue Entwurf, abgesehen von einigen unbedeutenden Aenderungen, bei den heutigen Vorschriften des Strafprocesses. Nur eine Neuerung ist wesentlich. Nicht mehr mit dem Gerichtsdirector erster Instanz bespricht der Landrath oder Magistrat die Qualification der einzelnen Personen der Urliste, sondern der Landrath, in den Städten der Magistrat, soll allein handeln. Wir verweisen darauf, wie wichtig den Berathern unsrer heutigen Strafproceßordnung gerade die Zuziehung der richterlichen Person hierbei erschien, und wie man in ihr eine Schranke gegen politische Beeinflussung der Schwurgerichtsbesetzung durch die Regierung und ihre Verwaltungsbeamten sah. Wenn das im Jahre 1851 der Fall war, so dürfen wir heute, wo der Parteieifer viel höher fluthet, nimmermehr diese Stütze der inneren Freiheit und Gerechtigkeit opfern. In dem neuen Entwurf ist dieser Punkt gerade umgekehrt, wie im geltenden Strafproceß vorgeschrieben. Denn heute muß der Landrath nach Besprechung mit dem Gerichtsdirector lediglich „die von dem Letzteren gemachten Bemerkungen in die Liste eintragen“ (Art. 57 des Ges. v. 3. Mai 1852), nach dem neuen Entwurf soll der Landrath ohne solche Rücksprache nur seine eigenen Bemerkungen darin verzeichnen.

Für die Dienstlisten aber soll eine wesentliche Neuerung eintreten. Der Regierungspräsident stellt die Urlisten für jeden Schwurgerichtsbezirk fest und sendet sie nebst den Bemerkungen des Landraths oder Magistrats sogleich

Digitized by Google

an den ersten Präsidenten des Appellationsgerichts, und dieser entwirft daraus die Jahresdienstliste der Geschwornen. In derselben Weise wird von ihm aus Personen, welche am Sitzungsorte des Schwurgerichtshofs oder in dessen nächster Umgebung wohnen, eine Liste der Ergänzungsgeschwornen zusammengestellt. In jeder Liste müssen doppelt so viele Personen, als das Bedürfniß erfordert, stehn. Beide Listen überschickt derselbe darauf dem Oberstaatsanwalt und für den Sprengel eines jeden Collegialgerichts erster Instanz dem Präsidenten oder Director desselben. Diese Beamten haben sich in 14 Tagen über die Qualification der aufgeführten Personen zum Geschwornendienste schriftlich zu äußern. „Die Wahl der Mittel, um sich die hierzu erforderliche Kenntniß zu verschaffen, ist ihrem pflichtmäßigen Ermessen überlassen." Nach Eingang dieser Aeußerungen reducirt der erste Präsident des Appellationsgerichts die Listen auf das vorhandne Bedürfniß und stellt sie damit fest. Im Weiteren soll dann unser heutiges Verfahren wieder Platz greifen.

Die Motive zu dieser Neuerung fordern, daß, wer die Dienstliste feststellt, möglichst den Wünschen der in die Urliste eingetragenen Personen fern stehe; von letzteren begehrten meist die Fähigen eine Befreiung vom Dienste, die Unfähigen eine Berufung. Da nun für den allerdings personenkundigeren Regierungspräsidenten doch die Bemerkungen des Landraths allein maßgebend sein würden, müsse ihm der Chefpräsident des Appellationsgerichts vorgezogen werden, für den jene Bemerkungen auch nutzbar gemacht werden könnten. Denn durch diese Neuerung erst werde die Feststellung der Dienstliste in den Mittelpunkt der schwurgerichtlichen Rechtspflege verpflanzt und den richterlichen Beamten anvertraut, der das unmittelbarste Interesse dabei habe, daß jene Rechtspflege in seinem Departement sachgemäß gehandhabt werde, und der zugleich in der Lage sei, bei der Aufstellung der einzelnen Sessionsverzeichnisse auf die Eigenthümlichkeit der anstehenden Sachen Rücksicht zu nehmen. Nun müsse seine Information über die einregistrirten Personen möglichst vollständig gemacht werden: daher die eben erwähnte mehrfache Begutachtung der Gerichtsdirectoren und selbst des Oberstaatsanwalts. Die processualische Stellung des Letzteren könne kein Hinderungsgrund sein, seine Personenkenntniß zu verwerthen, zumal ja hier das Gutachten über bestimmte Personen der Liste erfolge und die Schätzung des Gutachtens allein beim Chefpräsidenten stehe, „welches durch die Vergleichung mit den gutachtlichen Aeußerungen der andern zur Mitwirkung berufenen Beamten geleitet werden kann."

Da liegt des Pudels Kern. Wozu noch die vielen beschwichtigenden Motive? Sie verrathen den Punkt nur deutlicher. Zwar der richterliche Beamte steht jetzt an Stelle der Verwaltungsbehörde (des Regierungspräsidenten). Aber dieser letztere hat noch die Hand im Spiele, er stellt noch die einlaufenden Ur-

Digitized by Google

liſten für die Schwurgerichtsbezirke feſt, und zwar auf Grund ſeiner eigenen Perſonalkenntniß und der Vormerke des Landraths, alſo wieder eines Verwaltungsbeamten, oder des Magiſtrats. Der Chefpräſident des Appellationsgerichts iſt allerdings Richter, doch bekanntlich heute mit ſehr wenigen Ausnahmen hochconſervativ. Derſelbe wird allerdings die Perſonen der Urliſte zum kleinſten Theile kennen, dafür liegen dann die Vormerke des Landraths vor ihm. Nun erhält er dazu noch die des betreffenden Gerichtsdirectors oder Präſidenten und die des Oberſtaatsanwalts; die des erſteren ſtehen keineswegs, wie die neuen Motive uns weiß machen wollen, denen des oben erwähnten heutigen Geſetzes gleich. Denn heute beſtehen daneben, wie gezeigt, keine Bemerkungen eines Landraths oder ſonſt einer Verwaltungsbehörde, im neuen Entwurfe aber geſellen ſich dazu außer den Notizen des Landraths noch die des Oberſtaatsanwalts; nach heutigem Rechte ferner giebt das Gericht ſeine Bemerkungen zur vollen Urliſte, und daraus entwickelt ſich dann die Dienſtliſte, nach dem Entwurf aber wird die ſchon fertige Dienſtliſte erſt den Gerichtsdirectoren überſandt. Und nun die Bemerkungen des Oberſtaatsanwalts. Er iſt recht eigentlich Partei in den Proceſſen, zu denen er ſich jetzt das Schwurgericht ſelbſt ausſuchen ſoll; er hat die Anklagen gefertigt, er weiß, welche Sachen vorkommen, welche Geſichtspunkte, welche Parteiſtellungen dabei maßgebend ſein werden, ſeine Beamten erſter Inſtanz, ja wohl gar er ſelbſt fungiren vor dem von ihm ausgeſuchten Schwurgerichte als Ankläger, endlich — er iſt Verwaltungsbeamter und ſteht unmittelbar unter dem Juſtizminiſter, „deſſen Anweiſungen er nachzukommen hat“, und ihm, der an ſich ſchon die ganze Legion der ländlichen und ſtädtiſchen Polizei- und Verwaltungsbeamten an der Leine hat, giebt hier das Geſetz noch unbeſchränkt die Wahl der Mittel anheim, ſich die erforderliche Kenntniß von der Qualification der eingeliſteten Perſonen zu verſchaffen. Müſſen nicht ſeine und des Landraths vorausſichtlich übereinſtimmende Vormerke (der Oberſtaatsanwalt wird oft den Landrath ſelbſt wieder über die Qualification befragen, deſſen Vormerke doch ſelbſtändig gelten ſollen) als diejenigen einer gleichgeordneten Behörde weitaus die Notizen der dem Appellationsgerichte untergebenen Gerichtsdirectoren und Präſidenten erſter Inſtanz an Wirkung übertreffen? Nein! Wir danken für das auffallend liberale Geſchenk des feudalen Herrn Juſtizminiſters und ſeines ſtreng conſervativen Herrn v. Schelling, wir behalten lieber trotz aller gerügten Mängel unſere heutigen Vorſchriften von der Bildung der Schwurgerichte, mögen darin Landrath und Regierungspräſident auch noch ſo ſehr für die Partei der Regierung wirken. Zumal ſo lange unſer A und O nicht exiſtirt, ſo lange die Schwurgerichte nicht über die politiſchen Preßvergehen und Verbrechen richten, wird der Einfluß jener Behörden nicht zu ſchädlich wirken.

Der neue Entwurf beeinträchtigt, wie gezeigt, gerade die beiden an die Spitze

Digitized by Google

dieſes Aufſatzes geſtellten Hauptrückſichten für die Bildung der Schwurgerichte: er vernachläſſigt ihre geiſtige Qualification und Entwicklung, und er untergräbt ihre Unabhängigkeit.

Aus dem Leben des Generals v. Haynau.

Selten wohl iſt ein General Gegenſtand eines ſo allgemeinen Haſſes geworden, als ſeinerzeit der öſtreichiſche Feldzeugmeiſter v. Haynau, „die Hyäne von Brescia", der Henker Bathyanys und der arader Generale. Selten aber auch iſt ein hervorragender Feldherr von den Geſchichtſchreibern der nächſten Jahre nach ſeinen Leiſtungen ſo wenig mehr erwähnt worden. Eine eigene Scheu vor dem Ruf, mit ihm in näherer Verbindung geſtanden zu haben, ſchien ſelbſt unter ſeinen früheren Anhängern zu herrſchen, und ſo erklärt ſichs, daß er lange Zeit keinen Biographen fand, während viele andere nach Rang, Befähigung und Leiſtung weit unter ihm ſtehende öſtreichiſche Generale den Federn unſrer Lobſchreiber ausgiebige Beſchäftigung gaben.

Ein ziemlich renommirter Militärſchriftſteller, der vor zwei Jahren verſtorbene General Heller, unterzog ſich dieſer Aufgabe endlich, kurz nach dem Tode Haynaus. Das Werk, welches ſeinerzeit von der öſtreichiſchen Cenſur unterdrückt wurde,*) nun aber im Ausland für den Druck vorbereitet wird, iſt zwar keine eigentliche Biographie, ſondern eine ziemlich loſe aneinandergereihte Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen, verdient aber doch Beachtung, weil der Verfaſſer den Charakter und die Handlungsweiſe des Generals von einem ganz neuen und, wie uns ſcheint, ziemlich richtigen Standpunkte beurtheilt.

*) Der Verfaſſer hat in dieſer Beziehung das entgegengeſetzte Schickſal des Herrn v. Beyenot. Derſelbe ſchrieb bekanntlich vor etwa anderthalb Jahren den erſten Theil eines Werkes „Der Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen als Reichsfeldmarſchall", worin Deutſchland und beſonders Preußen mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft und nebenbei einige Verſuche zur Verherrlichung jenes durch ſeine totale Unfähigkeit berüchtigt gewordenen Heerführers gemacht wurden. Herr B. war hierzu von obenher aufgemuntert und weſentlich unterſtützt worden, wurde aber, weil man bei Erſcheinen ſeines Buchs gerade nach einem Bündniß mit Preußen ſtrebte, desavouirt und ſofort nach Schleswig geſchickt. In der neueſten Zeit aber wurde die Ausgabe des zweiten Theiles geſtattet, wobei das wiedererwachende Mißtrauen gegen Preußen maßgebend geweſen ſein wird.

Unsre Schrift bemerkt ganz richtig, daß Haynau nicht nur von der ausländischen Presse auf das heftigste angegriffen werden durfte, sondern daß man auch den östreichischen Blättern durch die Finger sah, wenn es sich um den Feldzeugmeister handelte, während sonst die geringfügigste Aeußerung, durch welche der Respect gegen einen k. k. General verletzt wurde, mit unnachsichtlicher Strenge bestraft zu werden pflegte. Haynau mußte also gewissermaßen als Prügelknabe herhalten, um die Sünden anderer Generale vergessen zu machen. Warum man gerade ihn dazu erwählte, ist unschwer zu errathen. Er war zunächst Ausländer und dann besaß er wirkliche Befähigung, zwei Eigenschaften, die ihn dem Hasse der Untergebenen und dem Mißtrauen der Großen aussetzen mußten. Allerdings nur in ihrer Verbindung; denn Ausländer von geringer oder mittelmäßiger Begabung finden, wie manches Beispiel zeigt, in der östreichischen Armee gewöhnlich das beste Fortkommen.

Ferner aber wurde Haynau trotz seiner Abkunft von den Hocharistokraten im Heere doch nur als ein Emporkömmling, als ein Plebejer besserer Sorte betrachtet und zwar vielfach benutzt und gesucht, aber in geselliger Beziehung nur geduldet. Man mochte ihm wohl einen reichlichen Lohn für seine Leistungen gönnen, aber nimmer konnte man ihm verzeihen, daß er, ohne Graf oder Fürst zu sein, Bedeutendes leistete, und daß er andrerseits die Vorzüge der Geburt so wenig zu achten wußte. Ihm fehlte die Gewandtheit Benedeks, welcher unter dem Deckmantel einer auf die Spitze getriebenen militärischen Barschheit und Aufrichtigkeit die feinsten Complimente anzubringen und die geheimsten Wünsche seiner Oberen zu erspähen versteht, und darum mußte er auch überall anstoßen.

Dies bewährte sich schon zu der Zeit, als Haynau sich noch in untergeordneter Stellung befand. Rauh und rücksichtslos, nur selten den Befehlen weniger befähigter Obern ohne Murren sich fügend, lebte er fast stets im Conflicte mit seiner Umgebung. Nur einem Einzigen gehorchte er damals wie in späterer Zeit mit blindem Gehorsam — dem alten Radetzky, für welchen er eine fast unbegrenzte Verehrung hegte. Indessen half ihm in früherer Zeit die Protection seines Vaters über alle Schwierigkeiten hinweg, und später, als man seine Brauchbarkeit erkannt hatte, ließ man sich von ihm nothgedrungen Manches gefallen. Als er (noch vor 1848) Feldmarschalllieutenant wurde, besaß er in der Armee bereits einen gewissen Ruf, den er freilich mehr seinen Bizarrerien als bedeutenden Leistungen, von welchen in der damaligen Friedensepoche auch nicht die Rede sein konnte, zu verdanken hatte. Gerade damals trat ein Wendepunkt in seinem Schicksal ein, und es fehlte wenig daran, daß er seinen Abschied begehrt hätte. Er fühlte sich dazu sowohl durch ein länger dauerndes Magenleiden als durch seine 1847 verfügte Versetzung nach Temesvar veranlaßt. In dieser Festung kam es zwischen ihm und den andern Generalen zu ziemlich argen

Streitigkeiten. Noch peinlicher wurde seine Stellung nach den Märztagen. Doch war es wohl weniger sein Verdruß über das neue System, als seine Unzufriedenheit mit den dasselbe vertretenden Personen, was ihm den Aufenthalt in Ungarn verleidete. Er war ein echter Lohnsoldat, der sich nicht aus Gefühl oder Ueberzeugung einer Partei anschloß, sondern dreinschlug, wo er eben stand, und wenn sein Brodgeber es befahl. Wäre er auf der Seite der Magyaren gewesen, er würde die kaiserlichen Generale mit derselben Gelassenheit haben aufhängen lassen, wie später die ungarischen. Jedenfalls aber würde er der ungarischen Armee bessere Dienste als Vetter, Perczel, Dembinsky und Meßaros geleistet haben, da er größere Energie besaß und eine strengere Disciplin erhalten haben würde.

Bald nach den Märztagen, als die Nationalgarden und die ersten Honvedbataillone errichtet wurden und die Wirren mit den Südslaven begannen, hatte Haynau eine längere Unterredung mit einer hervorragenden Persönlichkeit der ungarischen Partei, mit dem nachmaligen Kriegsminister Aulich. „Ich sehe recht gut, wohin die Geschichte hinausläuft," soll er sich geäußert haben, „aber es wird schief gehen, wenn Ihr es nicht besser anpackt. Unter Euch sind keine Männer, wie sie dazu gehören. Keine Energie, kein Plan, kein Zusammengreifen. Schade um jede Mühe, die sich Eure Patrioten geben, es müßten denn die Unsern ganz kopflos werden. Schaut nach Italien, die stellen es dort besser an, und am Ende — werden sie auch nichts ausrichten. Ich möchte nicht hier sein, wüßte aber, was zu thun. — Nun vielleicht sehen wir uns wieder."

In Italien war Haynau an seinem Platze; denn hier brauchte er alles nur vom militärischen Standpunkte aus zu behandeln. Radetzkys Milde übte auch auf ihn einen gewissen wohlthätigen Einfluß und hielt ihn wenigstens in dem ersten Feldzuge von gar zu argen Ausschreitungen zurück.

Seine militärischen Leistungen in diesem Feldzuge waren wirklich ausgezeichnet und sein zu Gunsten des stark bedrängten Radetzky aus eigenem Antriebe ganz überraschend ausgeführter Ausfall aus Verona, dessen feindlich gesinnte Bevölkerung er nur von einigen Bataillonen bewachen ließ, war ein ebenso glücklicher als verwegener Zug. Darum mochte ihn auch Radetzky ausgewählt haben, als er sich zu dem Angriff auf Karl Albert rüstete und eines verläßlichen Rückhalts bedurfte.

Wie würde wohl der Tag von Vareſe im Jahre 1859 geendet haben, wenn sich an der Stelle des Generals Urban ein Mann von Haynaus Schlage befunden hätte.

Nun begann die eigentliche selbständige militärische Thätigkeit Haynaus. Die erste Probe davon war die Bezwingung des empörten Brescia. Haynau that hier kaum mehr, als was d'Aspre, Welden oder Benedek an seiner Stelle

Digitized by Google

gethan haben würden, und was Peliſſier, St. Arnaud, Cialdini, Bazaine, und ſo viele andere franzöſiſche, engliſche und italieniſche Generale der neuſten Zeit in ähnlichen Fällen wirklich gethan haben. Er vollführte den ihm gewordenen Auftrag und kümmerte ſich wenig darum, ob von den ihm fremden Italienern einige Hundert mehr oder weniger auf dem Platze blieben. Der einzige Unterſchied war der, daß er Thaten dieſer Art nicht zu läugnen oder zu beſchönigen ſuchte, wie es ſeinerzeit mit den von den Polacken des Grafen Auersberg und den Kroaten des Banus Jellachich verübten Grauſamkeiten geſchah. Wenn er ſich damit zum „Wauwau" der Völker machen wollte, ſo gelang ihm dieſes vollkommen. Nach der Wiederbeſetzung Ofens erließ er bekanntlich an die Bewohner der Schweſterſtädte eine in dem drohendſten Tone abgefaßte Proclamation mit dem Schlußſatz: „Denkt an Brescia!" Und ſpäter, als er ſich ſchon im Ruheſtand befand, zeigte er den ihn Beſuchenden einige mit ſilbernen und goldenen Armbändern, Ohrringen, Uhrgehäuſen, Tafelgeſchirr und ähnlichen Dingen gefüllte Koffer als „aus Brescia herrührend". Der Verfaſſer unſrer Schrift glaubt, Haynau ſei nur gegen die Italiener und Ungarn ſo hart geweſen, und würde gegen Deutſche und insbeſondere gegen Oeſtreicher ſich nicht haben gebrauchen laſſen! Wir bezweifeln die Richtigkeit dieſer Meinung. Gerade weil er ein Lohnſoldat war, kannte er keine Vorliebe für eine beſtimmte Nationalität, einen Staat oder eine beſondere Provinz. Seine Grauſamkeit war kosmopolitiſcher Natur und in der Regel ohne Leidenſchaft. Nur Trotz oder Feigheit des Gegners und Energieloſigkeit ſeiner Untergebenen konnten ihn zu wirklicher Erbitterung bringen, und dann war ihm keine Strafe zu grauſam, während er ſonſt vielleicht kaum ahnte, daß ſeine Strenge das Maß überſchritt. Wenn die Brescianer in dem Momente, wo ſie die Nutzloſigkeit weiteren Kampfes erkennen mußten, ſich ihm ergeben und zugleich ſeiner Eitelkeit ein wenig geſchmeichelt hätten, ſie wären jedenfalls beſſer davon gekommen. Der Beſatzung von Komorn, die bei aller Tapferkeit und trotz der Stärke der Feſtung endlich doch hätte capituliren müſſen, bewilligte er weit günſtigere Bedingungen, als der Feldmarſchall Nugent hatte zugeſtehen wollen, blos weil er es war, dem ſich die bisher jungfräuliche Feſtung ergab. Einen Spion, welcher ſich durch die Angabe ſeiner Mitgenoſſen zu retten ſuchte, ließ er aufhängen, die Andern aber, als ſie ſich ſchon auf das Aergſte gefaßt gemacht hatten, ohne weitere Strafe laufen. Einſt bezeichnete er einem Offizier mehre Perſonen, welche im Fall einer Annäherung des Feindes ſofort erſchoſſen werden ſollten, um die Bewohner eines gewiſſen Ortes von einer etwaigen Erhebung abzuhalten. Der Offizier ließ dieſen ſchrecklichen Auftrag unausgeführt, wußte aber durch ſein ebenſo entſchloſſenes als einſichtsvolles Verfahren jedem Aufſtand vorzubeugen und erklärte dem ihn ſpäter zur Rede ſtellenden General, daß er die Vollziehung eines ſolchen Befehles für eine zweck-

lose Grausamkeit angesehen und auch ohne dieselbe die Ruhe aufrecht zu erhalten verstanden habe. Und Haynau schwieg, wiewohl er kurz vorher einen jungen Lieutenant, welcher in einem italienischen Gebirgsdorfe aus eigener Machtvollkommenheit das Standrecht verkündet und acht bis zehn ihm bedenklich erscheinende Individuen hatte erschießen lassen, für das Vorbild aller Offiziere erklärt hatte.

Indessen hob die Bezwingung Brescias den General in der Meinung der meisten Generale noch höher, wenn auch Radetzky die dabei vorgefallenen Greuel unverhohlen mißbilligte. Die Aufgabe, das seit so vielen Monaten allen Anstrengungen der Oestreicher trotzende Venedig zu unterwerfen, glaubte man keinem Andern als Haynau anvertrauen zu dürfen. Und er bewirkte auch in wenigen Tagen, was Andere in mehren Monaten nicht hatten zu Stande bringen können. Mit den größten Anstrengungen und Geldopfern wurde ein imposanter Belagerungspark zusammengestellt, und damit das Fort Malghera durch ein nur zweitägiges, aber fast beispiellos heftiges Feuer zum Falle gebracht. Haynau bewies hier, sowie bei mehren späteren Gelegenheiten, daß er, obgleich kein Artillerist von Fach, die Verwendung der Geschütze besser verstand, als die meisten andern Generale, z. B. der von Schmeichlern so hoch gepriesene Welden, welcher die vortrefflich armirte Festung Palmanuova durch das Feuer eines einzigen Mörsers bezwingen zu können glaubte und vor Komorn die in einer Schanze aufgestellten schweren Bombenmörser wie leichte Feldgeschütze gegen die feindlichen Truppen vorrücken lassen wollte.

Der Erfolg vermehrte Haynaus Ansehen bedeutend. Die Unterwerfung der Magyaren war, wie man nun erkannte, nur durch die Aufbietung einer ungeheuern Uebermacht und die Anwendung der äußersten Mittel möglich, und zu den äußersten Mitteln gehörte in erster Reihe die Ernennung Haynaus zum Feldzeugmeister und Oberbefehlshaber der östreichischen Truppen in Ungarn. Die ihm ertheilte Vollmacht war groß, aber man bereute auch sehr bald, daß man ihm so viel gegeben, und die Anwesenheit des Kaisers bei der Armee hatte den Zweck, die Thätigkeit Haynaus zu überwachen und zu beschränken. Dieser war jedoch nicht der Mann, Rücksichten zu nehmen, und sehr bald hatte er die ihn beengenden Fesseln abgeschüttelt. Bei dem Einzuge in Raab erblickte der Feldzeugmeister ein Mädchen aus achtbarer Familie, welches eine tricolore Schleife auf der Brust trug. Er ließ sie ohne weiteres durch seine Büttel ergreifen und auf öffentlichem Platze mit Ruthen streichen! Eine dem Kaiser sehr nahe stehende Person hatte sich dringend für die Aermste verwendet, und der Monarch selbst hatte Haynau kurz vorher fast ersucht, hier nur im Falle offenen Widerstandes zu Gewaltmaßregeln zu greifen. Die Vermuthung des Verfassers, daß Haynau gerade wegen dieser Verwendung so brutal verfuhr, hat einiges für sich; denn man weiß, daß er auch später mehre

Digitized by Google

Häupter des Aufstandes entschlüpfen ließ oder begnadigte, andere aber trotz der Fürsprache der höchsten Würdenträger an den Galgen oder auf den Sandhaufen schickte. Ließ er doch sogar Personen hinrichten, welche von andern Befehlshabern bereits begnadigt worden waren. Ein gewisser Ruby, früher östreichischer Offizier, war von dem Kriegsgerichte in Temeswar zum Tode verurtheilt, aber von dem dortigen Festungscommandanten, General Rukavina pardonirt worden und begegnete, als er eben einen Paß zur Reise in seine Heimat lösen wollte, dem Feldzeugmeister, welcher ihn fragte, was er im Hauptquartier wolle. „Sie sind begnadigt worden," rief Haynau, als jener sein Geschick erzählt, „hier aber hat niemand etwas zu begnadigen." „Lassen Sie den Menschen da augenblicklich wieder hinausführen", sagte er zu einem Adjutanten, indem er nach der Gegend hindeutete, wo gewöhnlich die Füsiladen vorgenommen wurden. Alles Bitten war erfolglos, bis endlich ein Offizier bemerkte, daß Haynau als Theresiensordensritter doch das von einem andern Theresiensordensritter gegebene Wort achten müsse. Wie er die warme Fürsprache der russischen Generale für die ungarischen Offiziere, welche sich ihnen ergeben, berücksichtigte, ist bekannt. Indessen darf man nicht vergessen, daß Haynau auch bei mehren andern Gelegenheiten achtbare Frauen und Mädchen auf empörende Weise züchtigen ließ, und daß später auch untergeordnete Befehlshaber das von ihrem Feldherrn gegebene Beispiel nachahmten.*)

Wäre übrigens der Feldzeugmeister auch zur Milde geneigt gewesen, so hätten sicherlich einige Personen aus seiner Umgebung seinen Sinn umgestimmt. Zu diesen gehörte vorzüglich ein Auditor, welcher von den Ungarn mit jenen Blutrichtern aus der Zeit der Generale Caraffa, Spankau und Heister verglichen wurde und einem Fouquier Tinville zur Seite gestellt werden konnte. Er wurde später in Lemberg auf offener Straße erdolcht. Wer in die Hände dieses Mannes fiel, war als verurtheilt anzusehn. Auch der General, welcher als Personalchef des Hauptquartiers fungirte, war von mehr als gewöhnlicher Strenge und Energie. Er ließ einst achtzig Bauern, welche mit ihren Vorspannwagen den ihnen angewiesenen Warteplatz verlassen und durch die ihnen nachgeschickte Cavallerie zurückgebracht worden, der Reihe nach mit vierzig bis fünfzig Stockprügeln betheilen. Diese Execution, wobei immer zehn bis zwölf Delinquenten zugleich abgefertigt wurden, dauerte über zwei Stunden und

*) Noch im Jahre 1850 ereignete sich ein derartiger Vorfall in Siebenbürgen. Ein Rittmeister und ein Lieutenant hatten entdeckt, daß die Gräfin, in deren Schloß sie wohnten, und deren Tochter lebhafte Sympathien für die Sache ihrer Landsleute hegten. Indem sie nach wie vor die Gastfreundschaft ihrer Wirthinnen im vollsten Maße benutzten, spürten sie alles aus und fanden endlich einige dreifarbige Bänder und ein Porträt Kossuths. Sie hielten nun Gericht, verurtheilten die beiden Damen zu einer Anzahl von Stockstreichen und ließen diese empörende Strafe in ihrer Gegenwart durch Corporale vollziehen.

wurde in Gegenwart einer Menge Militärs aller Grade und während auf der andern Seite des Platzes eine Musikbande spielte, ausgeführt. Untergeordnete ahmten die Härte der Obern vielfach nach. So konnte bei einem Kriegsgericht, welches über einen der Verbreitung kossuthischer Proclamationen nur verdächtigen Gutsbesitzer abzuurtheilen hatte, der Auditor mit dem Vorsitzenden, einem alten Kroatenmajor, nicht übereinkommen. Ersterer wollte den Gefangenen lossprechen, letzterer drang auf Verurtheilung. Haynau, hiervon benachrichtigt, fragte den Auditor, warum er den Gefangenen nicht habe verurtheilen wollen. „Excellenz," entgegnete derselbe, „es liegen keine genügenden Beweise vor, und selbst wenn es ihm bewiesen werden könnte, würde sein Vergehen nach den Kriegsartikeln nicht mit dem Tode zu bestrafen sein." Nun enthielten aber die damaligen Kriegsartikel fast nur „Strang", „Pulver und Blei" und „Strang" in lieblichster Abwechslung. Demungeachtet rief Haynau: „Was sollen die Kriegsartikel, die jetzt viel zu mild sind. Richten Sie sich nur nach meiner Proclamation, und wenn Sie auch dann nicht den Kerl aufhängen können, so wird es schon ein anderer Auditor thun."

Gleichwohl pardonnirte er den von einem neu zusammenberufenen Kriegsgerichte wirklich zum Tode Verurtheilten, weil „die Sache denn doch zweifelhaft sein könne". Ueberhaupt besaß er mehr Gerechtigkeitsliebe, als man nach dem Gesagten erwarten möchte, und besonders ließ er sich durch Rang und Vermögen des Betreffenden nicht im mindesten beeinflussen. Er war gleich hart gegen alle, aber gegen die Vornehmen fast noch mehr als gegen die Geringen. Jede Eigenmächtigkeit, welche sich seine Soldaten zu Schulden kommen ließen, wurde unnachsichtlich mit der äußersten Strenge bestraft, da er aber zugleich aufs Beste für alle Bedürfnisse der Mannschaften sorgte und überdies stets eine außerordentliche Unerschrockenheit zeigte, so war er trotzdem beim gemeinen Manne beliebt, obgleich er nie um dessen Gunst sich bewarb.

Dafür konnte der hohe Adel ihm niemals verzeihen, daß er auch gar keinen Unterschied in der Behandlung der Schuldigen machte und auf den aus den vornehmen Kreisen ihm ertheilten Rath oder Einspruch durchaus nicht achtete. Ein Offizier wurde ihm von mehren Cavalieren zur besonderen Berücksichtigung anempfohlen, und man hob dabei hervor, daß es in seiner Macht gewesen sei, den Ungarn große Dienste zu leisten, er es aber unterlassen habe. „Da haben Sie sehr klug gehandelt; denn sonst hätte ich Sie hängen lassen!" Mit diesen Worten war die Sache erledigt. Man erzählt sogar, daß, als einst von einer sehr hohen Persönlichkeit (welche durch ihre zweideutige Haltung zur Entwicklung der Revolution sehr viel beigetragen und eben darum es mit beiden Parteien verdorben) die Rede war, Haynau bemerkt habe: „Nun Er verließ das Land gerade noch im letzten Momente, und ich habe mir schon oft Glück gewünscht, daß das alles sich noch vor meiner Ankunft abgewickelt hat." Auf die Frage,

wie er dieſes verſtehe, entgegnete er: „Nun, es wäre doch ſehr unangenehm für mich geweſen, wenn er zufällig in meine Hände gefallen wäre und ich dann mit ihm ſo wie mit den Uebrigen hätte verfahren müſſen.“ Dieſe Aeußerung — wenn er ſie überhaupt gethan hat — mußte allein hinreichen, um Haynau in Ungnade zu bringen.

Seit dem Beginn des ungariſchen Feldzuges befand er ſich unaufhörlich im Zwieſpalt mit dem Marſchall Paskiewitſch, und einmal ließ er ſich von ſeinem Zorne ſo weit hinreißen, daß er, als wegen der Uebergabe der Feſtung Arad einige Schwierigkeiten entſtanden, dem mit einem Armeecorps dort befindlichen Grafen Schlick befahl, die Ruſſen ohne weiteres mit den Waffen zu vertreiben — ein Auftrag, den der klügere Schlick wohlweislich unerfüllt ließ.

Ueber die Leiſtungen Haynaus in dieſem Feldzuge ſind ſehr abweichende Urtheile gefällt worden. Wahr iſt es, daß ſein Vorrücken von Peſth abwärts mehr ein wildes Drauflosgehen mit den Truppen, die eben nachkommen konnten, als eine nach den Regeln der Kunſt ausgeführte Operation war. Die ungariſche Armee mußte wirklich ſchon in einer üblen Verfaſſung ſein, wenn ſie die ſich mehrmals bietende Gelegenheit nicht beſſer benutzte und unvermuthet über ihren Verfolger herfiel, ſtatt denſelben in weitläufigen Defenſivſtellungen zu erwarten und ihm dadurch erſt Zeit zum Sammeln zu geben. Die Sache hätte dann ſehr übel für die öſtreichiſchen Truppen enden können. Aber Haynau mochte ſeine Gegner kennen, und daß ſeine Operationen doch nicht ohne allen Plan waren, wie einige Verehrer der methodiſchen Kriegführung behauptet haben, geht daraus hervor, daß in den drei Schlachten bei Szegedin, Szöreg und Temeswar ſo ziemlich alles zuſammenklappte, und daß namentlich die Verpflegung ſehr gut geregelt war und trotz aller Gewaltmärſche aus Erſchöpfung niederſinkende Leute nur ſelten zu ſehen waren, was der öſtreichiſchen Armee im Feldzuge 1859, wo jene Methodiker an der Spitze ſtanden, nicht nachgerühmt werden kann, obgleich die meiſten Verhältniſſe günſtiger als zehn Jahre früher in Ungarn waren. Zudem aber that ein raſches Vorrücken Noth. Paskiewitſch, der ſich zu jener Zeit bereits ganz überlebt hatte, ließ ſich unnöthigerweiſe fünf Tage an der Theiß feſthalten und ging überhaupt nur zögernd vor, weil er ſeine Ruſſen ſchonen wollte. Wäre nun Haynau nicht ſo blitzſchnell vorgedrungen, ſo hätte ſich Temesvar ergeben müſſen, die auf dieſen Platz dirigirten Heerestheile der Ungarn hätten ſich vereinigt und zwiſchen dieſer Feſtung und Arad Stellung genommen, und Bem hätte zuerſt Haynau erdrückt und ſich dann auf Paskiewitſch geworfen. Die weiteren Folgen wären ganz unberechenbar geweſen.

Nachdem die Krieger ihre Arbeit beendet, kam der Henker an die Reihe. Obgleich ſich Haynau hier in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zeigte, herrſchte in den

Digitized by Google

Massen der Bevölkerung keineswegs jene Erbitterung gegen ihn, wie man außerhalb Ungarn anzunehmen pflegt. Verschiedene kleine Charakterzüge, welche von ihm bekannt wurden, versöhnten den Bauer und Bürger mit manchen Härten des Generals. Haynau war, wie sich ein russischer General ganz treffend ausdrückte, ein fertiger rother Demokrat in der Generalsuniform eines absoluten Monarchen und wußte ganz gut die unteren Volksclassen auf seine Seite zu bringen. Wäre er länger auf seinem Posten geblieben, so hätte er sich unter diesen vielleicht selbst eine gewisse Popularität erworben. Aber seine Stellung wurde immer schwieriger gegenüber dem höheren Adel, den Prälaten, endlich auch der Regierung. Die Klagen der ihm unterstehenden Beamten, welche durch ihn aus ihrem Schlendrian gerüttelt und den Offizieren bei jeder Gelegenheit nachgesetzt wurden, andrerseits seine Unbotmäßigkeit gegen die von Wien kommenden Befehle vermehrten die Zahl seiner Feinde und brachten zuletzt auch diejenigen, welche ihn wegen seiner militärischen Befähigung und seines Einflusses auf die Truppen für unersetzlich hielten, von ihm ab. Gerade dieses Ansehen, das er bei der Mannschaft genoß und den unbedingten Gehorsam, den seine Anordnungen fanden, brachte man unter den gegen ihn erhobenen Anklagen vor, und er scheint im vollen Ernste als ein gefährlicher Mann, bei dem man auf Alles gefaßt sein müsse, geschildert worden zu sein. Sein Sturz kam also wenigstens für die Mitglieder des Hofstaates nicht ganz unerwartet. Er selbst erfuhr seine Absetzung nur einen Tag vor der officiellen Bekanntgebung derselben, und er handelte sofort auf eine seinem Charakter ganz angemessene Weise. Er ließ sich die Acten über alle noch in der Verhandlung befindlichen Processe und alle noch nicht bestätigten Urtheile vorlegen und begnadigte die Mehrzahl der Angeklagten, wobei er die Gravirtesten zuerst hervorsuchte. Er wollte dabei nicht etwa zum Schlusse seiner Amtsthätigkeit ein gute Handlung verrichten und eine Anzahl von Unglücklichen aus ihrer traurigen Lage befreien, sondern nur im letzten Augenblicke seine Machtvollkommenheit auf eine seinen Gegnern recht unangenehme Weise benutzen und die Pläne jener, welche zu seiner Absetzung das Meiste beigetragen hatten, vereiteln. Das aber zog ihm in der angedeuteten Sphäre weit mehr Haß zu als alle seine Bluturtheile.

Wäre die Affaire in der barklayschen Bierbrauerei einem Grünne, Gyulay, oder Clam widerfahren, die östreichische Regierung hätte mindestens sofort allen diplomatischen Verkehr mit England abgebrochen. Da es Haynau war, begnügte man sich mit einer ziemlich bescheiden abgefaßten Anfrage und der auf dieselbe erhaltenen nichts weniger als befriedigenden Antwort.

Mit seinem Austritt aus dem activen Dienst schien bei dem General in vielen Dingen eine vollständige Umwandlung vor sich gegangen zu sein. War es, daß er, von seiner Thätigkeit und seiner gewohnten Umgebung losgerissen, zu anderen Anschauungen sich neigte, oder hatte er nur im Auftrage und aus

Digitized by Google

übertriebenem Diensteifer gehandelt, und glaubte er sich nun der bisherigen Verbindlichkeiten enthoben, fühlte er, daß er das Maß überschritten habe und wollte er dieses nun in Vergessenheit bringen, — oder war es bloße Opposition und wollte er jenen, die ihn gestürzt hatten, neuen Verdruß bereiten — genug, er trug die größte Heiterkeit zur Schau, suchte die verschiedenartigsten Vergnügungen auf, war herablassend und ziemlich gesprächig, äußerte bei verschiedenen Gelegenheiten seinen Zweifel, daß das in Oestreich eingeführte System der Strenge und der Ueberwachung zu einem guten Ende führen könne und schien sich überhaupt zu ziemlich liberalen Anschauungen bekehrt zu haben. Er kaufte in Ungarn weitausgedehnte Besitzungen an und würde sich daselbst, wenn er länger gelebt hätte, vielleicht vollständig nationalisirt haben. Er hatte, was den übrigen militärischen Machthabern jener Zeit nicht nachgerühmt werden kann, auf die Beschränkung der Presse niemals großes Gewicht gelegt, nun aber schien er für die unbedingteste Preßfreiheit gesinnt zu sein. Es geschah nicht selten, daß er in einer Gesellschaft die auf ihn gemachten Witze wiedererzählte oder lachend die in verschiedenen illustrirten Blättern erschienenen Caricaturen seiner Person herumzeigte. Die dieses Genre besonders eifrig pflegenden „Leuchtkugeln" versetzten ihn stets in die beste Laune. Doch wäre es nicht unmöglich, daß er sich über diese Angriffe nur darum so wenig ereiferte, weil es ihm in seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit doch noch lieber war, daß übel, als daß gar nicht von ihm gesprochen wurde.

Hatte er schon früher im Umgange mit Höheren und Gleichgestellten eine auf die Forderungen der Höflichkeit nur geringe Rücksicht nehmende Derbheit gezeigt, so kannte jetzt, da er nichts zu hoffen oder zu fürchten, wohl aber an Manchem sein Müthchen zu kühlen hatte, seine Grobheit oft keine Grenzen. Der Graf Grünne und andere Höflinge mußten sich von ihm bei mehren Gelegenheiten schlimme Dinge sagen lassen. Ein mit Haynau befreundeter Prinz, welcher seinen hohen militärischen Rang jedenfalls mehr seiner Geburt als seinen militärischen Leistungen zu verdanken hatte, kam einst zu dem General, um ihm mitzutheilen, daß man ihn bei der Besetzung eines wichtigen Postens übergangen habe. „Wir Ausländer," klagte der Prinz, „werden jetzt überall zurückgesetzt. Das sehen Sie an sich, und ich habe es nun auch erfahren. Denken Sie nur, da haben die in Wien dem General C. ein Corpscommando gegeben." — „Was, dem C.?" —, rief Haynau überrascht. „Nicht wahr", sagte der durch diesen zustimmenden Ausruf erfreute Prinz, „Sie finden es auch absurd, daß man einem solchen Manne diesen Posten giebt." — „Das ist gerade so absurd," antwortete Haynau, „wie wenn man Ihnen diesen Posten gegeben hätte." Ein ungarischer Cavalier, dessen Sohn wegen Betheiligung an dem Aufstande verurtheilt, von Haynaus Nachfolger aber begnadigt worden und dann durch Protection sehr schnell zum Rittmeister avancirt war, stellte den-

Digitized by Google

selben dem Feldzeugmeister vor. „Ganz recht," rief der Letztere nach kurzem Nachsinnen, „kenne den jungen Herrn schon, Herr Graf, und hätte ihm vor drei Jahren statt der goldenen Schnüre, die er da trägt, eine Schnur von Hanf zukommen lassen, wenn er ein gescheidterer Kopf und Sie nicht sein Papa gewesen wären." Daß Haynau demungeachtet auf seine Wiederanstellung gehofft, ja sich heimlicher Weise darum beworben habe, scheint nach dem Angeführten unwahrscheinlich, wird aber mehrfach behauptet und er soll sogar den Tag vor seinem Tode die bündigsten Zusagen einer baldigen Berufung auf einen ebenso einflußreichen, als seinen Wünschen entsprechenden Posten erhalten haben.

So wie man ihn im Leben nur in der äußersten Noth verwendet und seine Leistungen nur widerstrebend anerkannt hatte, that man auch nach seinem Tode nur so viel, als man unumgänglich thun mußte. Sein Leichenbegängniß wurde mit dem genau seinem Range, nicht aber seinen Verdiensten um das Haus Habsburg entsprechenden Pompe abgehalten und sein Regiment noch vor Ablauf der gewöhnlichen Trauerfrist dem Fürsten Jablonowsky verliehen, während sogar das Regiment des Banus Jellachich, welcher bekanntlich ein ebenso geschickter Agitator als unglücklicher Feldherr war, diesen Namen „auf immerwährende Zeiten" zu führen hat. Daß später ein Standbild des Feldzeugmeisters zu den Statuen Radetzkys, Windischgrätz' und Jellachichs, welche die sogenannte Ruhmesballe des Artilleriearsenals zieren, hinzugefügt wurde, geschah eben nur, weil man eine bemerkbare Lücke auszufüllen hatte, etwa wie passionirte Whistspieler bei der Annahme eines „Vierten" manche Bedenklichkeit fallen lassen, die sie unter andern Umständen gegen den Betreffenden erheben würden. Dieses Standbild ist aber auch fast das einzige Zeichen der Erinnerung, welches von denen, welchen Haynau Dienste geleistet, gestiftet wurde. Kein Schiff, keine Festung, keine Kaserne oder Brücke führen den Namen des gefürchteten Besiegers der Ungarn.

So wurde dieser Mann — wenn nicht der gänzlichen Vergessenheit — wenigstens dem Stillschweigen überliefert. Und er verdiente dies Schicksal, wenn man in ihm nur den Menschen und Staatsmann betrachtete, nicht aber, wenn man ihn mit so manchen Generalen, denen man in Oestreich die Unsterblichkeit zuzusprechen suchte, etwa mit Größen wie Gablenz und Gondrecourt, in Vergleich bringt. Als Staatsmann unpolitisch und eigensinnig, als Feldherr oft zu viel seinem Glücke vertrauend, als Befehlshaber zwar das materielle Wohl seiner Untergebenen befördernd, aber sie auch rücksichtslos seinen Zwecken aufopfernd, als Untergebener unbotmäßig und erlittene Zurücksetzung nie vergessend, mit Gleichgestellten sich nur schwer vertragend, die Gegner schonungslos verfolgend, war Haynau gleichwohl besser als manche unter denen, welche

Digitized by Google

ihn stürzten oder an seine Stelle traten, da er bei allen Schattenseiten militärische Befähigung, Energie und den mit dem Bewußtsein der Kraft gepaarten physischen Muth besaß und sich nie zu höfischer Wohldienerei herbeiließ.

Neue geschichtliche Literatur.

Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsre Tage. Von Hermann Baumgarten. Erster Theil. Leipzig, 1865. Verlag von S. Hirzel. 583 S. 8.

Die vorhergehenden Bände von Hirzels „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welcher dieses Werk angehört, beginnen mit dem Abschnitt, welchen der wiener Congreß in der Entwickelung der europäischen Verhältnisse bildet. Baumgarten hat nothwendig weiter ausholen müssen, und zwar mußte er mit der Thronbesteigung Karls des Vierten anfangen, unter dessen Regierung sich die Wolken des großen Gewitters concentrirten, welches das alte Spanien zertrümmerte und mit dem auch für dieses Land und Volk die neueste Zeit, das constitutionelle Leben anbrach. Die Kämpfe von 1808 bis 1814 hatten zum Resultat die Verfassung von 1812, und diese Verfassung bestimmt die politische Entwickelung Spaniens bis in die vierziger Jahre. Die Parteiführer in den Cortes von Cadiz spielen in der Revolution von 1820 die Hauptrollen und wirken zum Theil noch nach 1830 als Minister und Verfassungsgeber. Die Verhältnisse endlich, welche zu der Erhebung von 1808 führten und derselben ihren eigenthümlichen Charakter gaben, bestimmten bis auf den heutigen Tag vielfach das politische Leben Spaniens. Diese ganze Zeit aber und namentlich die Jahre von 1788 bis 1808 bedeckte bisher völlige Dunkelheit, und so ist ein Werk, welches auf Grund der vorhandnen reichen Quellen hier Licht verbreitet, schon an sich freudig zu begrüßen. Der Verfasser, vielleicht der beste Kenner der neuern spanischen Geschichte, brachte aber zu seiner Arbeit nicht nur gründliche Kenntniß des Materials, sondern auch ein schönes Talent der Darstellung, eine glückliche Hand in der Gruppirung der einzelnen Thatsachen und die Gabe, treffend zu porträtiren mit, und so haben wir die Freude, in seinem Werke, welches die Regenerationsepoche Spaniens in diesem Bande bis zur Rückkehr Ferdinands in sein Land schildert, eine Arbeit zu begrüßen, die mit ihrer lichtvollen Darstellung, ihrer lebendigen und

anschaulichen Vorführung der betreffenden Zustände, Ereignisse und Personen ein wahres historisches Kunstwerk ist und sich in dieser Eigenschaft würdig den besten Arbeiten der hirzelschen Sammlung anreiht. Wir behalten uns vor, in einer der nächsten Nrn. d. Bl. auf das Werk zurückzukommen und dann ein charakteristisches Beispiel von den Funden des Verfassers mitzutheilen. Für jetzt nur diese kurze Anzeige und warme Empfehlung.

Shakespeare in Germany. By Albert Cohn. London, Asher et Co. Berlin. 1865.

Eine sehr willkommne Gabe für den Freund der Literaturgeschichte, in der sie eine bis auf die neueste Zeit halbmythisch gebliebene Stelle in vollkommen befriedigender Weise zu historischer Gewißheit erhebt. Wir wissen jetzt aus sicheren Quellen, daß die Dramen Shakespeares bereits im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland bekannt gewesen und gespielt worden und daß die sogenannten „englischen Komödianten", welche in dieser Zeit und später noch in Deutschland auftraten, wirklich, wie bisher nur vermuthet und vielfach bestritten wurde, englische Schauspieler gewesen sind. Im Folgenden ein Ueberblick über die Resultate der Forschungen des Verfassers. Durch deutsche Reisende, welche den Hof der Königin Elisabeth besucht, war namentlich an den Höfen und in den Kreisen des Adels in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts die Kunde von den Vorzügen der londener Bühne verbreitet worden. Als sich in England die Zahl der Schauspieler mehrte, trat Ueberfüllung der Bühnen mit Beschäftigung und Verdienst suchenden Mimen ein, und so sah man sich genöthigt, sein Brod auswärts zu suchen. Der Umstand, daß englische Musiker, Kunstreiter und Seiltänzer schon kurz nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden und Deutschland gern gesehen worden waren und guten Verdienst gefunden hatten, lenkte die Blicke hierher, und als im Jahre 1586 eine londoner Schauspielergesellschaft, zu welcher Thomas Pope, ein Freund Shakespeares, gehörte, in Dresden am Hofe Kurfürst Christians des Ersten befriedigende Geschäfte gemacht, gingen verschiedene Truppen von englischen Musikanten und Komödianten nach Deutschland, um ihre Künste zu zeigen. Die erste scheint die gewesen zu sein, deren wichtigste Mitglieder Robert Browne, John Broadstreet, Thomas Sackville oder Saxfield und Richard Jones waren, und welche nach einem von Cohn mitgetheilten französischen Passe im Jahre 1591 die Reise nach Deutschland antrat, um dort „d'exercer leurs qualitez en faict de musique, agilitez (Luftspringer- und Seiltänzerkünste) et joueux de commedies, tragedies et histoires." Diese Truppe blieb, wenigstens in einzelnen ihrer Mitglieder, längere Zeit in Deutschland. Sackville war noch zwanzig Jahre später hier und zwar am herzoglichen Hofe zu Wolfenbüttel, Browne begegnet uns einige Zeit nach dem ersten Auftreten der Gesellschaft, deren Führer er war, bei Landgraf Moritz von Hessen in Kassel wieder. Von Kassel und Wolfenbüttel wird sich der Ruf dieser fremden Schauspieler zunächst an andere Fürstensitze und dann weiter verbreitet haben. Zu gleicher Zeit lockte aber auch der Erfolg, den sie hatten, andere englische Komödianten nach Deutschland, und bald wird keine größere deutsche Stadt gewesen sein, die nicht ihre Bekanntschaft gemacht hätte. Urkundlich zu beweisen ist jedenfalls, daß sie in Frankfurt a. M. und in Hildesheim, also im Norden

Digitized by Google

und Südweſten aufgetreten ſind, und zwar in den Jahren 1597 und 1599. Im nächſten Jahrhundert wuchs die Zahl ſolcher engliſcher Wandertruppen noch mehr, und wir begegnen ihnen jetzt nicht mehr vorwiegend an den Höfen. 1600 ſpielten ſie in Memmingen, 1602 in Ulm, das Jahr darauf in Stuttgart, 1605 im Haag, 1606 in Roſtock, 1609 und 1610 in Dresden. Selbſt in den fernen oſtpreußiſchen Städten Elbing und Königsberg traten ſie in den Jahren 1605 bis 1611, dann wieder 1618 auf. In Köln erſchien 1615 eine ſolche Truppe, die unter der Direction eines gewiſſen John Spencer ſtand und vierundzwanzig Mitglieder zählte, unter denen ſich nur zwei Nichtengländer, ein Deutſcher und ein Holländer, befanden. Eine andre Geſellſchaft unter Hans v. Stockfiſch ſpielte 1617 und 1618 in Berlin, dann in Oſtpreußen, Polen, Schleſien und Mähren, hier vor Kaiſer Ferdinand. Erſt durch den dreißigjährigen Krieg wurden dieſe fremden Jünger Thalias aus Deutſchland verſcheucht, aber noch bis zum Jahre 1629 reichen die von Cohn entdeckten Beweiſe für die Thatſache, daß engliſche Stücke von engliſchen Schauſpielern in Deutſchland aufgeführt worden ſind. Auch in den letzten achtzehn Jahren des großen Krieges und ſpäter bis 1683 tauchen noch ziemlich häufig in Süd- wie in Norddeutſchland „engliſche Komödianten" auf, aber jetzt beſtanden die Banden derſelben nur noch aus Deutſchen, die in der Weiſe der Engländer ſpielten und die Bezeichnung „engliſch" als Lockmittel gebrauchen, ein Beweis, wie populär die Fremden geweſen.

Was für Stücke die „engliſchen Komödianten" ſpielten, ſehen wir aus einem Verzeichniß der 45 Dramen, welche 1626 in Dresden von ihnen aufgeführt wurden. Wir finden darunter von Shakeſpeares Tragödien „Romeo und Julie", „Julius Cäſar", „Hamlet" und „Lear". Daß auch andere Stücke des Dichters, z. B. „Der Widerſpenſtigen Zähmung" und „Der Kaufmann von Venedig" im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts bereits den Deutſchen bekannt waren, beweiſen aus dieſer Zeit ſtammende deutſche Bearbeitungen. Später wurden auch der „Sturm", „Die beiden Veroneſer", „Viel Lärmen um nichts" und „Titus Andronicus" für das deutſche Publicum zurecht gemacht, aber in einer Weiſe, die von dem Original wenig Gutes übrigließ und nur den Verfall der Sitten und des Geſchmacks documentirt, welchen der dreißigjährige Krieg herbeigeführt hatte. Die „engliſchen Komödianten" bedienten ſich anfangs, wie Cohn mit Sicherheit nachweiſt, ihrer Mutterſprache, nur der Hanswurſt (Clown), der die Zeit zwiſchen den Acten mit ſeinen Poſſen auszufüllen hatte, ſprach deutſch. Später ſcheint das anders geworden zu ſein. Die Engländer lernten bei längerem Aufenthalt die Sprache des Landes (Broadſtreet verdeutſchte ſogar, als er ſich in ein Stammbuch ſchrieb, ſeinen Namen in Breitſtraß), die engliſchen Stücke wurden übertragen, und ſo genoß das deutſche Publicum ziemlich vollſtändig und jedenfalls eher als andre Nationen des Continents die Schönheiten der ſhakeſpeariſchen Muſe. Die meiſten dieſer Ueberſetzungen aber blieben in den Händen der engliſchen Truppen, und verſchwanden mit ihnen; was davon durch den Druck in weitere Kreiſe drang, war von geringem Werth wie (mit Ausnahme einer von R. Köhler im vorigen Jahre veröffentlichten Nachdichtung von „The Taming of the Shrew") die erwähnten Bearbeitungen, die alle Vorzüge des Originals in Schmutz und Greuel erſticken ließen, und ſo erklärt ſichs zum Theil, daß

Digitized by Google

Shakespeare, als feinere Sitte allmälig aufkam, in Deutschland völlig in Vergessenheit gerieth und für uns erst von neuem entdeckt werden mußte. Daß sein erstes Erscheinen in Deutschland bereits Einfluß auf die deutsche Bühnendichtung geübt hat, ist bekannt.

Die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe im vierzehnten Jahrhundert bis zum Frieden von Stralsund. Von Otto Fock. Leipzig, 1865. Verlag von Veit und Comp.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Tage, wo Dänemark noch erobernd und herrschend in den norddeutschen Küstenländern auftrat, und speziell zur Geschichte Stralsunds, damals einer der mächtigsten Städte des Hansabundes, auf gute Studien gegründet und wohlgeschrieben. Der Verfasser, bekannt durch seine „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen" und zwei Bände „Rügensch-Pommersche Geschichten", denen sich obiges Buch als dritter anschließt, schildert hier vorzüglich zwei Kriege Deutscher mit Dänemark, den, welchen König Erich Menved verbunden mit dem Fürsten von Rügen und andern kleinen Herren im Jahre 1316 gegen das mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg alliirte Stralsund begann, und den, welchen die deutschen Hansestädte von 1361 an neun Jahr mit Dänemark führten. Beide endigten unglücklich für Dänemark. Der erste ist insofern von besonderer Bedeutung, als Brandenburg hier zum ersten Mal in nähere Beziehung zu Stralsund und Rügen trat, ein Verhältniß, das sich damals allerdings wieder löste, aber doch schon andeutete, was in späteren Jahrhunderten zum Segen Norddeutschlands sich vollziehen sollte. Außer diesen Kämpfen behandelt das Buch in einem besondern Kapitel die innern Zustände der Städte des damaligen Rügen und Pommern, und vorzugsweise die Stralsunds, der größten unter denselben. Unter den angehängten Stücken ist namentlich das von allgemeinerem Interesse, welches sich mit den damaligen Kriegsschiffen der nördlichen Völker Europas beschäftigt.

Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Von Franz Winter. Berlin, Schweiggersche Hofbuchhandlung. 1865. 386. S. 8.

Die Bedeutung des hier behandelten Ordens für Norddeutschland liegt vorzüglich darin, daß derselbe für die Christianisirung und Germanisirung der slavischen Stämme thätig war, die hier als Nachbarn der Sachsen wohnten. Diese Thätigkeit, die im Erzbisthum Magdeburg begann, sich aber bald bis nach dem Lauenburgischen und bis nach Usedom in Pommern erstreckte, wird von dem Verfasser nach Chroniken und Urkunden, die er mit kritischem Blick benutzt und deren Inhalt er geschickt zu gruppiren weiß, in einem lebensvollen Bilde vorgeführt. Vorzüglich ansprechend ist das Leben Norberts, der die ersten Prämonstratenserklöster im Wendenlande anlegte, geschildert, jenes gewaltigen Gottesmannes, von dem man rühmen konnte, daß er mit seiner rastlosen Energie und seiner hinreißenden Beredsamkeit mehr Seelen für das Reich Gottes gewonnen als irgend ein Mensch seit der Apostel Zeiten, und daß damals niemand mehr Einfluß auf das innere Leben des Volkes ausgeübt habe, als er. Ebenfalls sehr anziehend ist, was der Verfasser über die Ursachen sagt, aus denen der Orden allmälig verfiel. Der anfängliche Eifer ließ nach, Zucht und Gehorsam nahmen ab, das Leben der Klosterbrüder wurde ein Spott auf die Gesetze,

Digitized by Google

Zwiespalt riß ein, das von Norbert eingeführte Zusammenleben von Männern und Frauen in demselben Kloster gab zu Aergerniß Anlaß, man war reich geworden und gab das Arbeiten auf, um sich ausschließlich der innern Sammlung und Beschaulichkeit zu widmen, d. h. dem geistlichen Müßiggang. Die Folge war, daß an die Stelle der entarteten Jünger Norberts theils Bettelmönche, theils die edleren Cistercienser traten, die weder von Almosen noch von Geschenken, sondern von ihrer Hände Arbeit leben wollten. Diese wurden von nun an die Pioniere der Cultur im deutschen Norden.

Chronik der Oberpfalz. Herausgegeben von Dr. G. Hubmann. 1. Band. Chronik von Schwandorf. Amberg, Verlag von F. Pohl. 1865. 157 S.

Der Verfasser beabsichtigt in dieser Arbeit, deren drei nächste Abtheilungen die Chronik der Stadt Bärnau, die Geschichte der nordgauischen Markgrafen aus dem Geschlechte der Babensberger und die Geschichte der Grafen von Bohburg enthalten werden, nicht eine eigentliche Geschichte der obengenannten Landschaft zu liefern, sondern nur durch kritische Sichtung und Zusammenstellung des vorhandenen in Archiven verborgenen historischen Stoffes das Material zu einer solchen herbeizuschaffen. Das ist in dem vorliegenden ersten Theil mit Fleiß und Sorgfalt geschehen, und so kann diese Monographien-Reihe für Historiker, welche sich an die bis jetzt vernachlässigte, freilich auch vielfach dunkle und wirre Geschichte der bayrischen Oberpfalz machen wollen, nicht ohne Nutzen sein. Schwandorf, jetzt ein Städtchen von 2000 Einwohnern, kommt übrigens bereits schon zu Anfang des elften Jahrhunderts unter dem Namen Suainicondorf (Schweinedorf von den an der Naab damals zahlreichen Wildschweinen) vor, gehört also zu den ältesten Orten der regensburger Gegend.

Geschichte der französischen Revolution von 1789. Von Dr. William Pierson. Berlin, 1865. Verlag von K. Klemann. 130 S. 12.

Guter populärer Ueberblick über die Ereignisse vom 5. Mai 1789 bis zum 10. November 1799, wo Bonapartes: „den Saal geräumt. Grenadiere vorwärts" den letzten Act der großen Tragödie beschloß, gewandte Erzählung, die Auffassung der Ereignisse und Personen im Wesentlichen die unsere.

Der Unteroffizier im Regiment Colberg Sophia Dorothea Friederike Krüger. Von Heinrich Arminius Reimann. Berlin, 1865. Franz Duncker.

Die Biographie einer tapfern Mecklenburgerin, die 1813 zu den Waffen griff, um den Deutschen die Freiheit erringen zu helfen. Der Verfasser, Pastor in Friedland, dem Geburtsorte der Krüger, und selbst einer von den Kämpfern der Befreiungskriege, schreibt nach Urkunden und aus der Gesinnung jener großen begeisterten Zeit heraus.

Von Palermo bis Gaeta. Der Kampf in Italien um Thron und Thrones-

Digitized by Google

ehre 1861. Von Richard v. Meerheimb. Dresden, 1865. Verlag von H. Burdach.

Beschränktester Legitimismus in der Auffassung der Begebenheiten und Verhältnisse, Erzählertalent sehr mäßig, Garibaldi ein Straßenräuber, König Franz, der bedauernswerthe Schwächling, ein Held u. s. w. Auch ein Standpunkt!

Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel von W. Lynker. Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt und mit einer Auswahl früherer Schriften Lynkers herausgegeben von Dr. Th. Köhler. Kassel, 1865. Verlag von Th. Kay. 430 S. 8.

Die hier mitgetheilten früheren Schriften Lynkers — Novellen und Humoresken — wollen nicht eben viel bedeuten. Dagegen enthält seine Geschichte des kasseler Theaters eine große Anzahl interessanter Notizen in Betreff der Entwickelung der deutschen Bühne, namentlich aus der Zeit des großen Wendepunkts derselben, wo durch Einwirkung der englischen Komödianten der Dilettantismus der Gelehrten und ihrer Schüler der Berufsschauspielerei das Feld zu räumen begann, d. h. aus den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts, wo unter Landgraf Moritz die dramatische Kunst wie andere Künste besondere Pflege erfuhr und in dem Ottoneum eins der ersten deutschen Hoftheater entstand.

Geschichte der Serben und Bulgaren. Von A. Hilferding. Aus dem Russischen. 1. und 2. Abtheilung. Bautzen. J. E. Schmaler. 1864. 164 und 104. S. 8.

Auf Quellenstudium gegründete, aber stark panslawistisch gefärbte Darstellung der ältesten Geschichte der genannten Donauvölker. Die erste Abtheilung schildert die ersten Jahrhunderte derselben, deren Bekehrung zum Christenthum, ihre Kämpfe mit den Nachbarstämmen, den Byzantinern und den Ungarn, das goldne Zeitalter Bulgariens unter Czar Simeon (Anfang des zehnten Jahrhunderts), dessen Verfall durch innere Schwächung und dessen Sturz durch die Warjagerschaaren Swjatoslaws. Der zweite Theil berichtet dann über die Zeit von 971, wo das Bulgarenreich byzantinische Provinz wurde, über die Erhebung der Bulgaren unter Samuel und die Befreiung der slawischen Stämme in den Donau- und Balkanländern, die Bogomilenketzerei, den zweiten Fall des bulgarischen Reiches und die Unterwerfung auch der Serben unter die Herrschaft von Byzanz (1019).

Bericht über die Realschule zu Leipzig im Schuljahr 1864—65. Leipzig, Druck von C. G. Naumann, 1865.

Enthält eine auf die Quellenschriftsteller zurückgehende, sorgfältig gearbeitete und wohlgeschriebene Abhandlung über die germanischen Ordalien von Dr. Pfalz. Unter anderen interessanten Resultaten der Forschung des Verfassers machen wir auf den

Digitized by Google

von ihm geführten Beweis aufmerksam, daß es niemals ein Abendmahlsordal gegeben hat.

Der Koloß von Rhodos. Von C. F. Lüders. Hamburg, 1865. Druck von Th. G. Meißner. 36 S. 4.

Viel Gelehrsamkeit, Sorgfalt und Scharfsinn auf ein Curiosum verwendet, welches für die Kunstgeschichte nur insofern einige Bedeutung hat, als der Koloß des Chares der Sohn der Athene der atheniſchen Akropolis und der Vater des Herkules auf der kasseler Wilhelmshöhe und der Bavaria auf der münchner Theresienwiese ist. Ueberzeugend weist der Verfasser nach, daß das Riesenbild nicht mit gespreizten Beinen über dem Hafeneingange vor Rhodus gestanden haben kann, und mit viel Belesenheit erhebt er es wenigstens zur Wahrscheinlichkeit, daß der Koloß geraume Zeit länger, als man gewöhnlich meint, vor dem Zusammensturz bewahrt geblieben ist. Wir danken ihm für diese Berichtigungen falscher Vorstellungen, aber nicht ohne die Hoffnung, er werde sich künftig noch dankenswertheren Untersuchungen widmen.

Notizen. — Von Prellers „Römischer Mythologie“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) ist eine zweite Auflage erschienen, die von Reinhold Köhler revidirt und mit Verweisungen auf die seit Erscheinen der ersten Auflage des Werkes herausgekommenen hierher bezüglichen Schriften versehen worden ist. — Neubergs Uebersetzung von Carlyles „Geschichte Friedrichs des Zweiten“ liegt jetzt bis zur zweiten Hälfte des vierten Bandes vor, welche die Zeit der Schlachten bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf und die Jahre nach dem dresdner Frieden bis zum 25. August 1750 in der bekannten geistvollen, aber barocken Manier des humoristischen Geschichtschreibers schildert. Daß die Uebertragung vortrefflich ist, haben wir früher schon bemerkt. — Von Dr. Karl Richters „Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789 bis 1804“ (Berlin, Verlag von J. Springer) ist jetzt der erste Band, der bis zur Constituirung des Kaiserreichs geht, erschienen. Wir behalten uns eine ausführliche Anzeige des Buches für die Zeit nach Erscheinen des Schlußbandes vor. — Guizots „Memoires pour servir à l'histoire de mon temps“ (Paris, Michel Levy Frères, Leipzig, Brockhaus) sind jetzt bis zum siebenten Bande gediehen; wir geben in einer der folgenden Nummern d. Bl. Mittheilungen über den hauptsächlichsten Inhalt und bemerken hier nur, daß der neue Band sich mit den Jahren 1841 bis 1846 beschäftigt. — Von Thomas Buckles History of civilisation in England“ erscheint in Leipzig bei Brockhaus eine handliche und wohlausgestattete Ausgabe in fünf Bänden, von denen uns die beiden ersten vorliegen, und von Ruges deutscher Uebersetzung des Werkes, die in der Winterschen Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg, herauskommt, ist Band 2 der zweiten durchgesehenen Ausgabe erschienen. Ueber den Charakter des Originals haben wir uns früher ausgesprochen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 28.

Ausgegeben am 7. Juli 1865.

Inhalt:

Erlebnisse eines preußischen Kaufmanns während des galizischen Aufstandes im Jahre 1846 . . . . . Seite 41
Eindrücke der Julirevolution in Deutschland 56
Aus Mecklenburg-Schwerin 64
Der siebenjährige Krieg als Religionskrieg 69
Vermischte Literatur 77

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Erlebnisse eines preußischen Kaufmanns während des galizischen Aufstandes im Jahre 1846.

Seit längerer Zeit war durch Verräthereien und prahlende Aeußerungen erhitzter Gemüther der östreichischen Regierung bekannt geworden, daß von dem polnischen Adel in Galizien ein Aufstand vorbereitet werde, und sogar der Tag des Losschlagens, der 21. Februar 1846 war nicht verheimlicht geblieben. Um die Insurrection im Voraus jeder Kraft zu berauben, suchte die Regierung den Bauernstand auf ihre Seite zu bringen, und durch die verheißene Ablösung des Robots gelang ihr dies in der That. Obgleich infolge dessen der nationalen Partei nur der Adel, dessen Beamte, Studenten und ähnliche junge Leute treu blieben, wurde dennoch mit Waffenrüstungen und Anwerbungen in Krakau fortgefahren, und in den Krakau zunächst liegenden Kreisen Insurgentenschaaren gebildet. In dieser Lage griffen einzelne Organe der östreichischen Regierung, im höchsten Grade bestürzt und rathlos, zu Mitteln, die zum Theil gar nicht im Verhältniß zu der unbedeutenden Gefahr standen, jedenfalls unsägliches Unheil angerichtet haben. Es ist notorisch, daß, obgleich der Statthalter in Lemberg, Erzherzog Ferdinand, die Bauern zur Ruhe vermahnte, dieselben dennoch von den für ihr Leben und Eigenthum zitternden Beamten zur Selbsthilfe gegen den insurgirten Adel aufgefordert wurden. Von beiden Seiten, den regierungsfreundlichen Bauern und den regierungsfeindlichen Insurgenten, wurde nun, ganz unabhängig von den Maßnahmen der Regierung und der Insurgenten gegen einander — den Verhaftungen in Lemberg, dem Zuge gegen Krakau u. s. w. — einige Tage lang ein wüthender Krieg geführt, von dem die Berichte der Zeit mit Schaudern sprechen. Schon vor dem zum Losschlagen von den Insurgenten bestimmten 21. Februar wurden, namentlich im tarnower Kreise, wo die Bauern am meisten aufgereizt und die Insurgenten zahlreicher wie anderswo waren, die ärgsten Gräuelthaten, Mord, Brandstiftung, Plünderung, begangen. Die polnischen Patrioten begannen ihre Heldenthaten mit der Ermordung des Bürgermeisters Marke in Pilsno; in Lisagora fand ein furchtbares Gemetzel zwischen beiden Parteien statt, indem Bauern die Waffen,

welche sie von dem Adel zur Insurrection erhalten hatten, gegen denselben richteten; alle Adeligen und deren Anhänger, welche die Bauern in ihre Gewalt bekamen, wurden theils getödtet, theils mißhandelt und der Regierung zur Einkerkerung ausgeliefert. Ganze Familien, wie die des Grafen Rej und die Familie Bogusz wurden ausgerottet. Ein gewesener östreichischer Corporal Namens Schello war der verruchteste unter den Rädelsführern der Bauern. Weit entfernt, dem Treiben der letzteren irgend Einhalt zu thun, feuerten die Beamten dieselben noch mehr an, nahmen die Gefangenen entgegen und sollen sogar, wie manche sie beschuldigen, Preise für eingelieferte Adelige gezahlt haben. Daß dergleichen Beschuldigungen nicht ohne Grund waren, daß wenigstens die Bauern nicht ohne gewisse Aufträge sich wußten, geht aus der nun folgenden Geschichte deutlich hervor, deren Schauplatz der östlich an den tarnower grenzende rzeszower Kreis ist.

Auch auf diesen, die nördlichste Spitze von Oestreichisch-Polen, die sich zwischen Weichsel und San hineinzwängt, hatten sich die Rottirungen des Landvolks, wenn auch in geringerem Maßstabe erstreckt. Insurgententrupps scheinen dort nicht gewesen zu sein; nichtsdestoweniger zogen die Bauern, mit Knütteln, Dreschflegeln, Mistgabeln und Sensen bewaffnet, herum, nahmen ihre adeligen Herren gefangen, mißhandelten sie und schlugen sie entweder todt oder lieferten sie der Kreisbehörde in Rzeszow aus. Letzteres Schicksal theilte — unschuldigerweise, wie sicherlich manche andere — auch ein aus Danzig gebürtiger Kaufmann. Lassen wir ihn selbst erzählen, welche unglaublichen Rohheiten er von den galizischen Bauern erduldete, und wie es ihm nachher bei den k. k. Behörden nicht viel besser erging — man wird ein Bild erhalten, das, wenn es nicht durch amtliche Protokolle beglaubigt wäre, kaum in unserm Jahrhundert und in einem von deutschen Herrschern regierten Lande für möglich gehalten werden würde.

„Ich war seit dem Winter des Jahres 1843 in Sieniawa, einem Städtchen des przemysler Kreises am San, wohnhaft und daselbst als antheilhabender Geschäftsführer des Hauses J. und O. zu Warschau mit dem Einkauf und der Spedition von Holz beschäftigt. Das Holz wurde von mir meistens von den großen Grundbesitzern gekauft, im Winter gefällt, nach dem San oder dem nächsten flößbaren Wasser hinuntergeschafft, zu Flößen, oder wie wir an der Weichsel sagen, „Trasten“ zusammengeschlagen, und sobald der San und die Weichsel im Frühjahr eisfrei waren, nach Warschau, resp. Danzig entsendet. Ich war seit vielen Jahren in Polen allerorten herumgekommen, sprach und spreche noch fertig polnisch und verstand auch, da ich fortwährend mit Holzhauern, Juden und ähnlichen Leuten zu thun hatte, ihr Platt vollkommen. Im äußeren Aufzuge war ich vollkommen polonisirt; in hohen Stiefeln, Kutka, viereckiger Pelzmütze, mit starkem schwarzen Barte, dazu dem geläufigen Pol-

Digitized by Google

nisch, mußte man mich leicht für einen Polen halten. Es wäre wohl unpraktisch gewesen, hätte ich mich bei meiner Beschäftigung modischer Tracht bedient; in jahrelangem Handel und Wandel mit Polen mußte ich ihresgleichen scheinen. Dies ward mein Unglück, da ich, wie man bald sehen wird, in den stürmischen Tagen der galizischen Revolution von den Bauern als der regierungsfeindlichen Partei angehörig, etwa als ein Emissär oder Beamter irgendwelches adeligen Insurgentencomités angesehen wurde, was mir schreckliche Leiden und eine langwierige Einkerkerung zuzog.

Während des ganzen Winters 1845 war ich wie sonst in der Nähe des San, besonders in den dem Fürsten Sapieha gehörigen Wäldern beschäftigt gewesen, für mein Haus Holz einzukaufen, das im Sommer verflößt werden sollte. Am 22. Februar dieses Jahres, als eben die Unruhen ausgebrochen waren, befand ich mich in dem Flecken Rudnik, rzeszower Kreises, am San und traf dort zufällig den jüdischen Handelsmann Baruch Schlajen aus Ulanow, einem Städtchen unweit Rudnik, am andern Ufer des Flusses. Derselbe bot mir kieferne Balken zum Verkauf an, die am Wistok in der Gegend von Kilkow, tarnower Kreises lagen. Er bat mich, sogleich mit ihm dorthin zu fahren, indem er meinte, man habe jetzt gute Schlittenbahn, er sei in jener Gegend viel bekannt, die Bauern würden uns nicht aufhalten, es sei auch gar nicht so schlimm, wie das Gerücht gehe. Ich schwankte auch keinen Augenblick, indem ich mich auf meine Papiere, meine Kenntniß der Bauern, meine damals noch jugendlichere Kraft, und im Nothfall auf ein Paar Pistolen verließ, die ich geladen in der Reisetasche stets bei mir führte. Da also Schlajen eine gute Fuhrgelegenheit und ich einen Tag Zeit übrighatte, so ließ ich mein Fuhrwerk in Rudnik stehen, und fuhr mit dem jüdischen Händler 12 Uhr Mittags ab. In der Brusttasche meines Rockes hatte ich 4200 Gulden in Papieren und 100 in Gold; meine Legitimationspapiere und Reisebedürfnisse steckten bei den Pistolen in einem Reisesack, der vor mir auf dem Schlitten lag. Wir fuhren quer durch den rzeszower Kreis und kamen ungefähr um 5 Uhr Nachmittags nach dem Dorfe Dcikowiec. Ich bat Schlajen, hier etwas zu verweilen, indem ich Hunger verspürte und bei den dortigen Deutschen etwas zu essen vorzufinden hoffte. Schlajen meinte jedoch, es wäre in Kolbuszow (einem schon zum tarnower Kreis gehörigen Flecken) besser, ich sollte nur warten, wir hätten nur noch durch das Dorf Werynia zu fahren, und in einer halben Stunde würden wir dort sein. Damit tröstete ich mich, und wir fuhren weiter, indem wir uns der Grenze des tarnower Kreises immer mehr näherten. Wir kamen in das Dorf Werynia und wollten eben durchfahren, als etwa ein Dutzend Bauern, mit langen Knütteln bewaffnet, aus dem Wirthshause stürzten, den Pferden in die Zügel fielen und uns mit den Worten: „Halt, es ist nicht erlaubt weiter zu fahren!“ anhielten.

Digitized by Google

Ich ſtieg vom Schlitten und fragte die Bauern nach der Urſache des Aufhaltens, wobei ich gleich merkte, daß ſie angetrunken waren. Sie waren zwar ſo höflich, nach ihrer Gewöhnung an ein demüthiges Auftreten jedem Beſſergekleideten gegenüber, die Mütze zu ziehen, doch konnte ich nicht recht aus ihren Abſichten klug werden. Ein verworrenes Gerede erhob ſich, ſie hätten Befehl hier (nämlich an der Grenze des tarnower Kreiſes) jeden feſtzunehmen; ſie wüßten nicht, was werden würde, ſie warteten auf Militär; auch ihr Herr, Graf Tyskiewicz, habe wegfahren wollen, ſie hätten ihn aber nicht fortgelaſſen; wenn der wegführe, wären ſie alle unglücklich, denn er wäre ihr Vater u. ſ. w. Von wem jener Befehl, Reiſende feſtzunehmen, herrühre, konnte ich nicht erfahren, noch muthmaßen, ob die Reden über den Grafen bäuriſche Verſtellung ſeien, oder ob ſie wider Willen, auf höhere Anordnung, ihn feſthielten. Auch ging mich das nichts an, ſobald ich nur weiter kam. Noch immer hatte ich keine Ahnung, wie ſchlimm der Handel werden ſollte, in den ich mit den Bauern gerathen war. Unwirſch fragte ich ſie, was zum Henker ſie von mir wollten, ich hätte mein Geſchäft und wollte weiter fahren. Nun antworteten ſie beſtimmter: „Hier muß gewartet werden, bis die ganze Geſellſchaft herankömmt, die jetzt im Walde iſt. Es ſind Boten nach Kolbuszow geſchickt, um ſich zu erkundigen, was wir mit dem Grafen machen ſollen.“ Ich ging nun mit dem Juden Schlajen, welcher in großer Angſt war, in die Schenke, wo wir den jüdiſchen Wirth Wolf Milion voll Furcht und Schrecken antrafen. Auf meine Frage, was das alles zu bedeuten habe, konnte er mir nichts weiter ſagen, als daß ein Herr Bilanski in der Nähe von Werynia den Tag vorher von den Bauern todtgeſchlagen und ſein Leichnam aufgehängt ſei; was aber heute Abend noch geſchehen würde, das könne nur Gott wiſſen, da von den Bauern alles Schreckliche zu erwarten ſtände, zumal ſie alle betrunken wären. Der größte Haufe derſelben habe jetzt eben den Grafen Tyskiewicz zurück in ſeine Wohnung, die in der Nähe ſei, geführt, und wolle nicht zulaſſen, daß derſelbe mit Frau und Sohn nach Rzeszow fahre.

Was ſollte ich bei ſo bewandten Umſtänden thun. Ich ging hinaus, um zu verſuchen, ob mich die Bauern nach Rudnik würden zurückfahren laſſen; aber auch dies geſtatteten ſie nicht und hießen mich warten. Eben ſtand ich noch vor der Thür und überlegte, ob ichs nicht verſuchen ſollte, ſchnell in den Schlitten zu ſpringen, der noch angeſpannt daſtand, und in voller Carrière davon zu fahren, als ich in der Richtung, wohin der Schlitten ſtand, ein wildes Geſchrei hörte, und in dem Augenblick auch ſchon um die letzten Häuſer des Dorfes eine Horde Bauern mit Stöcken und Dreſchflegeln bewaffnet herumkommen ſah. Sobald die vorderſten mich am Schlitten ſtehen ſahen, mochten ſie meine Abſicht errathen und ſtürzten mit der Wildheit reißender Thiere auf mich zu. Hatten die Bauern, die mich in Werynia zuerſt aufgehalten,

noch eine gewiſſe Rückſicht gezeigt, ſo waren dieſe neu angekommenen, vielleicht durch Nachrichten aus Kolbuszow mehr aufgeregt, offenbar zu jeder Gewaltthat aufgelegt. Sie bemächtigten ſich des Schlittens, führten ihn in den Stall des Kruges und ſchleppten mich, der ich mich vor ihnen auf den Hof geflüchtet hatte, ebenfalls dorthin. „Verräther! Schuft! Aas! — Was haſt du im Schlitten?“ riefen ſie und ſchritten ſofort zur Unterſuchung deſſelben. Ohne auf meine Einrede zu hören, riſſen ſie zuerſt meine Reiſetaſche aus dem Schlitten und wollten ſie aufſchneiden, als ich noch ſchnell genug die Schlüſſel fand. Obenauf lagen meine geladenen Piſtolen. Eine riß ſogleich ein Bauer an ſich und lief mit den Worten: „Oho, die iſt gut für mich!“ davon. Ein zweiter Bauer nahm die andere, zog den Hahn und drückte, nach der Herzgrube zielend, mit den Worten: „Wollen probiren, ob ſie geladen iſt!“ auf mich ab. Glücklicherweiſe hatte ich kein Zündhütchen aufgeſteckt, ſonſt hätte er mich unfehlbar niedergeſchoſſen. Während der Bauer die Piſtole noch beſah, die er auf mich vergeblich angelegt hatte, ſchrie ein dritter, deſſen Name, wie ich erfuhr, Niezgoda, war: „Wozu haſt du die Piſtole, du Schuft? Du willſt uns tödten! da haſt du was!“ wobei er mir einen Fauſtſchlag hinters Ohr verſetzte. Da ich Miene machte, mich zu wehren, ſchlug der Haufe mit Stöcken und Flegeln auf mich los, indem ſie riefen: „Schlagt ihn todt, den Hund, wie den Bilanski!“ So gut ich konnte, parirte ich die Schläge, indem ich meine Arme über den Kopf hielt, um dieſen wenigſtens zu ſchützen. Aber endlich drangen die Hiebe auch hier durch, blutend und vor Schmerzen ſchreiend, ſtürzte ich an der Stallthür nieder. So lange ich noch ſchrie, ſchlugen ſie zu, endlich fiel ich in Ohnmacht.

Nun ließen ſie mich liegen und gingen vor die Thür, Wache zu halten. Nach einer Weile kam ich wieder zu mir. Es war inzwiſchen dunkel geworden, und ich überlegte, was ich thun ſollte, ob es beſſer wäre, ins Freie zu flüchten und im Schutze der Dunkelheit den Bauern zu entwiſchen, oder mich in den Krug zu begeben und beim Krüger oder irgendeinem Verſtändigern unter den Bauern Schutz zu erbitten. In dem Gaſtſtalle konnte ich nicht bleiben, in der Winterkälte, ohne Nahrung und Wärme, aus Kopfwunden blutend, hätte ich von dem Erſten Beſten, der allein in den Stall gekommen wäre, niedergeſchlagen werden können; im Freien hätte ich vielleicht eine der benachbarten Hütten erreichen und mich bei einem mitleidigen Menſchen verſtecken können, vielleicht aber auch nicht, und wäre ich fliehend erreicht worden, ſo würde der Tod mein ſicheres Loos geweſen ſein. Ich beſchloß alſo durch eine vom Stall direct in den Krug führende Thür in die Hinterſtube des Krügers zu ſchleichen und mich dort oder irgendwo anders von demſelben verſtecken zu laſſen. Aber in dem Augenblick, wo ich mich aufraffte, mußten meine Bewegungen wohl von einem der wachthaltenden Bauern bemerkt worden ſein; denn ſie ſtürzten mit Geſchrei

Digitized by Google

mir nach und drängten mich auf der Flucht in die Schenkstube, die von betrunkenen Bauern wimmelte. Ich drängte mich, den Kopf nach unten haltend, durch sie hindurch, um hinter den Schenktisch zu gelangen, aber Niezgoda hielt mich fest und rief dem Krüger zu: „Gieb die Stricke her, wir müssen den Racker aufhängen!" Alsbald legte man mir eine Schlinge um den Hals, und als ich mich in Todesangst dagegen sträubte, hieb der trunkene Haufe auf mich los. Ein fürchterlicher Schlag über den Hirnschädel betäubte mich fast, ein heißer Strom Blutes rann mir über das Gesicht. Doch behielt ich — was vermag der Mensch nicht in solcher Gefahr? — noch so viel Kraft und Besinnung, daß ich die Hand in die Schleife steckte, die ohnehin an meinem Rockkragen anhakte, so daß ich dadurch vor der Erdrosselung geschützt wurde. Wüthend rissen mich die Bestien an dem Stricke hin und her, und ein vierschrötiger Kerl hieb mir mit einem Faustschlage die vier obern Vorderzähne ein, so daß ich sie ausspie. In meiner Angst und bei dem namenlosen Schmerze, den mir namentlich der Verlust der Zähne verursachte, die an den Wurzeln abgebrochen waren, schrie ich alles durcheinander, was mir an Worten einfiel, die sie vielleicht zur Milde stimmen konnten. Doch endlich versagte mir die Stimme, der Strick zog sich trotz aller Gegenwehr fester und fester, und ich wäre sicherlich erstickt, wenn nicht ein alter, weißhaariger Bauer in die Stube getreten wäre, der meine letzten Worte hörte und sich beschwichtigend an seine Kameraden wandte: „Ich war," sagte er, „im französischen Kriege; da haben wir es so gemacht, wenn einer Pardon rief, dann haben wir ihm das Leben geschenkt!" Mit diesen Worten wehrte er die Andern ab, indem er sich breitbeinig über mich stellte, schleppte mich, da mich meine Kräfte verließen, auf eine Bank im Winkel der Stube nahe dem Schenktisch, und nahm schnell den Strick vom Halse. Wilk, so hieß mein Retter, setzte sich vor mich und wehrte die Andern, die nach einem Augenblick verdutzter Scheu, wieder mit wildem Geschrei nach meinem Leben verlangten, mit Ruhe ab. Dennoch wäre Wilk wohl nicht im Stände gewesen, mich dauernd zu schützen, wäre nicht zum Glück in dem Augenblick vor der Thür ein Lärm entstanden, der die Bauern veranlaßte, hinauszulaufen, um zu sehen, was es gebe. Nur vier Mann blieben als Wache zurück, welche mit dem Strick mir die Arme im Ellbogengelenk auf eine barbarische Weise zusammenschnürten; einer der Kerle stellte sich in seiner Betrunkenheit auf den Tisch und hielt das andere Ende des Strickes, als wenn er ein Schwein zu Markte triebe.

Bald kam der Haufe zurück und brachte außer einem andern Gefangenen, der draußen bleiben mußte, einen der Dorfgeschwornen mit, den der selbst schon gefangne Graf, als er von meinem Unglück gehört, ersucht hatte, sich nach meinem Namen zu erkundigen und fernere Mißhandlungen zu verhindern. Als dieser meinen kläglichen Zustand sah, stellte er die Bauern und namentlich

Digitized by Google

Niezgoda über ihr Verfahren zur Rede. Statt aller Antwort hieb Niezgoda auf ihn los; der ganze Haufe ſtimmte damit überein und prügelte den Geſandten zur Thür hinaus, wobei letzterer mein Portefeuille, das er irgendwie erlangt haben mußte, auf dem Tiſch zurückließ.

Indeſſen nahte ſich mir ein Menſch, von dem ich nach ſeinem Bedientenrock und Wappenknöpfen muthmaßte, daß er ein Lakai des Grafen ſei, und redete mich in gebrochenem Deutſch an, da man inzwiſchen aus den mir geraubten Papieren erſehen haben mußte, daß ich kein Pole, ſondern ein Deutſcher war. Mit meinem geſchwollenen Geſicht und der noch heftig ſchmerzenden Kehle konnte ich nur wenige und unzuſammenhängende Worte vorbringen, worauf der Lakai, der mit den Bauern unter einer Decke zu ſtecken ſchien, das Portefeuille aufmachte und mit Kennermiene meinen Paß und die Handelspapiere beſah. Offenbar konnte er aber nicht klug daraus werden, und ich zeigte mit dem Finger, wobei ich mich aber, da meine Arme gebunden waren, ſeitwärts an den Tiſch ſtellen mußte, auf die in dem ſich Paß befindenden Viſaſtempel.

„Die können falſch ſein," riefen die Bauern, „denn Du biſt ſicherlich ein Verräther."

Darüber entſtand ein verworrenes Hin- und Hergerathe; man fragte mich, ob die Papiere alles wären, und dergleichen mehr. Die Bauern entzweiten ſich bei ihrem Examen ſelbſt untereinander, Niezgoda fing Händel an und wurde zu meiner heimlichen Genugthuung ſelbſt tüchtig durchgeprügelt, gebunden und hinausgebracht.

Wie ich nun ſchon hoffte, daß ſich alles zum Beſſern wenden würde und auch Wilk mich eine Weile verlaſſen hatte, kam ein neues Leiden über mich. Es ſammelte ſich ein Haufen Weiber und junger Bengel um mich Gefeſſelten und amüſirte ſich mit dem Barte, indem ſie fragten: „Biſt du ein Jude? Biſt du ein Edelmann?" worauf andere erwiderten: „Nein, das iſt ein Edelmann. Wir werden jetzt nicht mehr für Herren arbeiten; wir ſind jetzt ſelbſt Herren." Die Burſche ſchlugen mir mit Gerten ins Geſicht, was mir indeſſen lange nicht ſo ſchmerzhaft war, als das Stechen und Bohren mit ſpitzen Stöcken in den Leib und die Beine, wobei die Beſtien riefen: „Na, thut das weh?" Meinen Bart und einen Theil der Geſichtshaut riſſen mir die Weiber flockenweiſe ab.

Während dieſer Marter, von der man ſich kaum einen Begriff machen kann, erſchien zu meinem Entſetzen wiederum der nichtswürdige Niezgoda, der inzwiſchen ſein Anſehn wieder hergeſtellt hatte, an der Spitze eines Haufens, der den winſelnden Baruch Schlajen hinter dem Ofen, wo er ſich verſteckt hatte, hervorſchleppte und ſchritt an mir vorbei in eine kleine Nebenſtube des Krügers, wohin er mich durch einen Bauer vor Gericht entbieten ließ. Ich konnte nur mit Mühe die wenigen Schritte gehen und ſtellte mich vor ihn, an einen

Digitized by Google

Tiſch gelehnt. „Wo haſt du die Piſtolen?“ fragte er. „Ich habe ſie nicht, die Bauern haben ſie genommen,“ antwortete ich. „Stillgeſchwiegen, du Luder!“ brüllte er, ſchmetterte mich durch einen Fauſtſchlag auf ein ſeitwärtsſtehendes Sopha und bearbeitete meinen Schädel mit einem Stocke. Ich war mit dem Kopf auf ein Stück Leinwand das auf dem Sopha zuſammengefaltet war, zu liegen gekommen und tränkte es ſofort Blut. „Meine Leinwand! Meine Leinwand!“ kreiſchte die jüdiſche Wirthin, Niezgoda gab mir mit dem Fuß einen Stoß, und ich flog zwiſchen Tiſch und Sopha an die Erde, worauf ich die Beſinnung verlor und für todt liegen gelaſſen wurde.

Wie lange ich ſo gelegen, weiß ich nicht, aber es war ſtockfinſter, als ich erwachte. Keine Seele rührte ſich in der Stube, und auch draußen war es ſtill. Ich war noch in einem traumähnlichen Zuſtand, in welchem ich wohl einmal ein Geſchrei draußen nach dem Krüger und nach neuen Stricken hörte. Darauf aber vernahm ich wieder nichts und lag an den Händen gefeſſelt in einer Sinnesdämmerung da. Da wurde ich ganz erweckt durch Hände, die an mir herumtaſteten und mich hinter dem Tiſch hervorzogen. Ich gab Lebenszeichen von mir, man brachte Licht, beſah mich, und ein Bauer ſagte: „Wie konnte er wieder aufleben? Na, der hat ein Leben wie eine Katze!“ Man richtete mich auf und ſtieß mich vor die Thür des Kruges, wo mich Niezgoda mit dem unvermeidlichen Fauſtſchlag empfing, indem er triumphirte: „Siehſt du, Hundeblut! Du biſt ſelbſt Schuld daran!“

Vor dem Hauſe ſtanden zwei Schlitten, der des Baruch Schlajen und einer vom Grafen. In erſterem lag ein Mann gebunden und in der bittern Winterkälte nur mit Hemd und Hoſen bekleidet, wie ich ſpäter erfuhr, der Actuar Rotter aus Drikowiec. Aus einer Wunde, die ihm im Rücken mit einer Miſtforke beigebracht war, blutete er ſtark. Im zweiten ſaß an den Füßen gebunden Graf Tyskiewicz; neben ihm ſtand die Gräfin im Schlitten und ſprach flehend zu den umſtehenden Bauern, die ſchweigend zuhörten, während die Weiber um den Schlitten gedrängt zum Theil knieten und ihr demüthig antworteten. Solche Gewalt hatte die Gewohnheit der Sklaverei über dieſe Beſtien ſelbſt im Augenblick der Empörung. Doch die Bauern riefen, um die Bitten der Gräfin abzuſchneiden: „Wir müſſen nach Rzeszow fahren; wir haben Befehl vom Kreiſe.“ Darauf packte man mich in den vorderen Schlitten, nachdem man vorher die Stricke an den Armen feſter angezogen hatte, ſo daß die Ellenbogen und Schulterngelenke furchtbar ſchmerzten und die Hände erſtarben. Neben mir lag der Actuar Rotter, auf dem Kutſcherſitz ſaß, gleichfalls gebunden, der gräfliche Koch Jankowski. Nun kam noch ein dritter Schlitten aus dem Hofe heraus. Eine Anzahl betrunkener Bauern kletterte hinauf, einige ſtiegen auf die Schlitten der Gefangenen als Kutſcher uud Wächter, und fort ging es unter fürchterlichem Geſchrei nach Rzeszow. Halbwegs lag eine Schenke.

Digitized by Google

Da wurde angehalten und alle Bauern, bis auf zwei, die als Wache zurückblieben, gingen hinein, betranken sich von Neuem und wurden, da sie mit andern Bauern, die dort gerade versammelt waren, Händel anfingen, von diesen zur Thür hinausgeworfen. Dieses Intermezzo dauerte jedoch wohl 1½ Stunden, wenigstens dünkte uns draußen in zum Theil mangelhafter Kleidung bei der nächtlichen Kälte die Zeit entsetzlich lang. Endlich ging der Zug weiter, und wir kamen in einen Wald, wo der Schnee so tief lag, daß die Pferde Mühe hatten uns weiterzuschleppen. Die Bauern verloren darüber die Geduld und hielten still. Aber wer beschreibt unser Entsetzen, als sie ernsthaft darüber zu deliberiren anfingen, ob sie uns sämmtlich nicht lieber an den Bäumen aufhängen sollten, statt den Weg nach Rzeszow weiter zu fahren. Aufgehängt oder todtgeschossen würden wir als Verräther ohnehin, es wäre unnütz, sich weiter zu bemühen. Die meisten Bauern stimmten diesem Vorschlage bei, und schon sah man sich nach den passendsten Bäumen um, die wir zieren sollten, als es den Vernünftigern und namentlich dem alten Wilk, der zum Glück mit unter der Deputation war oder sich aus Menschlichkeit dem Zuge angeschlossen hatte, gelang, dieses Vorhaben den Andern auszureden, so den drohenden Tod von uns abzuwenden und den Zug nach Rzeszow wieder in Bewegung zu setzen.

Als wir uns dieser Kreisstadt bei noch dunkler Nacht, aber doch gegen Morgen näherten, trafen wir auf ein Piquet Kuirassiere, die uns in Empfang nahmen, worauf die meisten Bauern in dem einen der drei Schlitten schnurstracks nach Hause umkehrten, und nur wenige bei uns blieben.

Wir fuhren vor dem Kreisamt vor, und alsbald zeigte sich der Kreishauptmann Lederer, dem die Gräfin, die tapfer bei ihrem Gemahl ausgehalten hatte, weinend die Angst erzählte, die sie um sich, ihren Mann, ihren Sohn ausgestanden, und auch unser Schicksal ans Herz legte. Der Beamte zeigte sich menschlich und befahl, uns sämmtlich in ein Hotel zu transportiren, wo wir, wenn auch unter Bewachung, gut aufgehoben gewesen wären, wenn nicht in demselben Augenblick ein Befehl vom General Legediez, der in der Stadt commandirte, angekommen wäre, der uns in das Criminalgefängniß verwies! Zunächst ging an mir, der vor Schmerzen, Blutverlust, Hunger und Kälte halbtodt war, dieser Befehl eindruckslos vorüber — gleichgiltig wo, wenn ich nur überhaupt zur Ruhe kam. Auf dem Wege zum Kerker überhäuften die escortirenden Soldaten, die über den ewigen Wacht- und Nachtdienst unwillig waren, uns alle mit den gröbsten Schimpfwörtern, drohten uns aufzuhängen, die Kugel durch den Kopf zu jagen und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren. Es waren Böhmen, die uns mit unserer vermeintlichen Empörung, an der ich wenigstens so unschuldig war, wie ein neugebornes Kind, höhnten. Einer, der neben mir ging, fragte noch spöttisch: was nun unser Gräfchen uns

Digitized by Google

hälfe? — Ich antwortete nicht, weil ich zu allem unfähig war, und war endlich froh, als sich die Thür, hinter der man sonst Räuber und Mörder verschließt, auch hinter mir schloß.

Auf dem Hofe des Gefängnisses wurden wir von den Stricken befreit, aber meine Arme waren so geschwollen, daß ich sie anfangs gar nicht, und später nur mit großen Schmerzen wieder in ihre natürlich Lage zurückbrachte. Trotz alledem muß ich heute lachen, wenn ich daran denke, wie mir zwischen den himmelhohen Mauern, als ich in einem Winkel ein Bedürfniß befriedigte, der dort Wache stehende Infanterist sein Bajonnet vor den Leib hielt.

Wir vier, Graf Tyskiewicz, der östreichische Actuar, der polnische Koch und ich, der preußische Kaufmann, wurden nun vor eine Zelle geführt, an deren Thür mit großen Ziffern Nr. 15 geschrieben stand. Der Schließer öffnete und holte einen an Händen und Füßen geketteten, mit einem Schuppenpelz bekleideten Mann hervor, der, wie wir, in diesem Aufstande dorthin eingebracht war, und nun diese geräumigere Zelle mit einer engern vertauschte, um uns Vieren Platz zu machen. Eine einzige Pritsche stand darin; ich warf meinen Pelz darauf, den mir bei der Abfahrt von Werynia eine mitleidige Seele (wahrscheinlich ein deutscher Pächter Namens Binder, der sich erst kurz vor unserer Abfahrt eingestellt) um die Schultern gehängt hatte, und ich legte mich hin. Die drei Andern ließen sich das gefallen, obgleich sie sich nun an die Erde legen mußten. Ohne irgend weiter für uns zu sorgen, gingen darauf die Kerkermeister ab und schlossen uns ein.

So waren wir denn den Händen der Bauern entronnen, und ich kann nicht sagen, wie dankbar ich meinem Schöpfer war, der mein Leben unter so schrecklichen Leiden erhalten hatte. Daß man uns in das Criminalgefängniß geworfen hatte und wie die gemeinsten Verbrecher behandelte, war mir, der vor Schmerzen an allen Gliedern kaum eines Gedankens fähig war — denn jetzt in der Ruhe und außer Lebensgefahr fingen die Wunden, Striemen und Beulen viel mehr an zu schmerzen, als während der frühern Aufregung — eigentlich gleichgiltig; desto mehr tobten meine Gefährten, die den General verwünschten und die Schale ihrer Wuth über das Schließerpersonal ausschütteten. Allmälig wurde es unterdessen Morgen, wo sich denn die Thür öffnete und mehre Beamte zu unserer „Revision" eintraten. Einer nach dem andern wurden wir entkleidet und unsere Kleider nach verbotenen Gegenständen durchsucht, wie man Spitzbuben bei ihrem Eintritt ins Zuchthaus untersucht. Entweder waren die Beamten so bornirt, daß sie zwischen uns und dem gewöhnlichen Gelichter nicht zu unterscheiden wußten, oder die Bauern hatten uns für Insurgenten, Räuber oder Mörder ausgegeben, und man hatte diesem Gesindel unbedingt geglaubt, ohne uns auch nur im entferntesten über die uns ur Last gelegten Verbrechen zu befragen. Als nun beim Entkleiden mein

Digitized by Google

jammervoller Zustand zum Vorschein kam, und sich kein Körpertheil zeigte, wo ich nicht mehr oder minder schwere Verletzungen hatte, rief man den Gefängnißarzt Dr. Tarbe, der aber sehr entfernt von der Humanität war, die man sonst an den Aerzten rühmt. Er begnügte sich mit einer ganz oberflächlichen Betrachtung und meinte, es wäre nicht so schlimm, wie es aussähe; ich sollte mir nur kalte Wasserumschläge auf den Kopf legen. Das war geradezu ein Hohn für mich, da ich infolge der Gelenkgeschwulst meine Arme gar nicht bis zur Höhe des Kopfes bringen konnte. Zu Umschlägen verabreichte man mir schmutzige Lappen aus den zerrissenen Hemden der Spitzbuben, die hier gesessen hatten, welche mich mit solchem Ekel erfüllten, daß, als der Koch sich erbot, sie mir aufzulegen, ich es mir verbat, wodurch ich freilich die brennende Hitze der Wunden nicht löschte. Demnächst nahm man uns alle Habseligkeiten außer den Kleidern, die wir auf dem Leibe hatten, weg. Nun hatten die Bauern bei der Plünderung meines Schlittens mich freilich vieler werthvollen Gegenstände beraubt, die Reisetasche mit ihrem ganzen Inhalt an Kleidern, Wäsche, ein dicker Burnuß, die Pistolen u. s. w. waren unwiederbringlich verschwunden, und beim Binden der Arme hatte ein schlauer Patron mir im Gedränge einen werthvollen Siegelring vom Finger gedreht. Aber mein Geld hatten sie in der ungetrübten Besoffenheit, die bei ihrem Aufstande herrschte, nicht entdeckt; die 4200 Gulden in Papier und die 100 in Gold sowie einige Cigarren steckten wohlverwahrt in der Brusttasche meines Rockes. Auf den ingeniösen Einfall, Geld bei einem reisenden Kaufmann zu suchen, waren die Bauern nicht gekommen. Jetzt aber mußte ich das Geld abliefern, und der Kerkermeister zählte es auf mein Verlangen vor meinen Augen durch, wobei er sich leider zweimal irrte, indem er durchaus eine Banknote zu 100 und eine zu 50 Gulden weniger fand, als ich angab. Erst als zum dritten Male ein anderer Beamter zählte, fand sich meine Angabe bestätigt. Gewarnt, bat ich Graf Tyskiewicz, die Summe mit einem Stückchen Holz in die Tünche der Gefängnißwand zu kratzen und rief die Anwesenden zu Zeugen auf.

Nun stellten die Leute noch drei Pritschen in unsern Kerker und gaben jedem von uns einen Strohsack, der abscheulich hart und zerlumpt war. Wir wurden schließlich von den Kerlen gefragt, was wir essen wollten. Der Graf bestellte für sich und seine beiden Leute Essen bei dem Kerkermeister und wies ihn zum Behuf der Bezahlung auf ein Handlungshaus an. Ich, unlustig zu allem und ernstlich krank, hatte mich auf meine Pritsche gelegt und antwortete auf dieselbe Frage, er sollte sich zum Teufel scheren. Dies sollte ich büßen; denn man brachte mir die ordinäre, elende Gefangenkost, zu der ich keinen Appetit gehabt haben würde, selbst wenn ich in meinem Zustande überhaupt Eßlust gespürt hätte.

Am andern Morgen brachte man den Andern Kaffee, und als ich nach

Digitized by Google

meinem fragte, erhielt ich die k. k. Kanzleiſtilantwort: Aerarialgefangene erhielten keinen Kaffee. Als ich nun erklärte, ordentliche Speiſe haben zu wollen, fragten die Schließer höhniſch: „Wovon?“ — „Von meinem Gelde, was ad depositum genommen iſt.“ — „Das iſt nicht Ihr Geld, bevor Sie bewieſen haben, daß es Ihnen gehört!“ Nun lief mir doch die Laus über die Leber, und ſo weh mir alle Glieder thaten, ſprang ich, durch den Tag Ruhe wieder etwas erfriſcht, auf, und erging mich in tauſend Verwünſchungen.

„Was!“ rief ich, „nicht genug, daß mich die Bauern bis auf den Tod mißhandelt und mich ausgeplündert haben, nicht genug, daß ich hier mit Andern, die ich gar nicht kenne, als deſſelben Verbrechens beſchuldigt, eingeſperrt gehalten werde, ſoll ich auch noch für einen Dieb gehalten und unter ſchuftigen Vorwänden im Gefängniß ſelbſt beſtohlen werden! Wo ſind meine Papiere? Wo iſt mein Paß? Ich bin königlich preußiſcher Unterthan; euer Conſul hat mir durch Siegel und Unterſchrift den Schutz aller öſtreichiſchen Behörden verſprochen; und jetzt werde ich auf die Ausſage viehiſch betrunkener Bauern hin hier eingeſperrt, ohne den geringſten Schein des Rechts? Laßt Euch nicht beikommen, mich betrügen zu wollen; ſobald ich aus dieſem verwünſchten Loche heraus bin, was in Kurzem geſchehen muß, werde ich Euch bei Euern Vorgeſetzten verklagen, und wenn ich bis zum Juſtizminiſter gehen ſollte!“

Die Schließer wurden nun ganz verdutzt und ſahen ein, daß ſie mich nicht ſchrauben konnten; denn darauf war es offenbar abgeſehen. Dieſe Wichte waren ſo gewöhnt, mit Gaunern umzugehen, daß ſie ſelbſt zu Gaunern geworden waren, und jedes Mitgefühl mit den Leiden Andrer in ihnen erſtickt war. Einer lief zu dem Herrn, der ſich bei der Geldzählung ſchon als ehrlich erwieſen hatte und Naleppa hieß, und dieſer erlangte ohne Mühe von dem Kammerpräſidenten Ruſſinow die Erlaubniß, mir 50 Fl. zur einſtweiligen Beſtreitung meiner Koſt und Anſchaffung von Wäſche — denn ich hatte nicht ein Hemd, als das, welches ich auf dem Leibe trug und das war voll geronnenen Blutes — von meinem Gelde auszuhändigen. Ich beſtellte mir demnach ordentliche Speiſe und einige Wäſche, die ich ſo ſchnell wie möglich zu haben wünſchte. Ich hatte keine Vorſtellung, wie lange ich noch ſitzen ſollte, und trieb daher ſchon deswegen zur Eile. Aber ich kannte noch nicht zur Genüge den Schneckengang der öffentlichen Geſchäfte in Oeſtreich und hatte dazumal keine Vorſtellung von dem paniſchen Schrecken, der alle Beamten in Galizien ergriffen hatte. Hätte ich dieſe Kenntniſſe beſeſſen, ſo würde ich ermeſſen haben, was die lauen Verſprechungen des Kreishauptmanns v. Feſtenburg und des Präſidenten Ruſſinow, die am vierten Tage meiner Gefangenſchaft zu einem vorläufigen Verhör in unſere Zelle kamen, zu bedeuten hatten. Ich bemerke übrigens, daß, was ich bei ſolchen Gelegenheiten von den Andern ausſagen hörte, mir theils unverſtändlich, theils gleichgiltig, theils der Art war, daß

ich, von dem Grundsatz ausgehend, sich in fremden Ländern nicht um fremde Angelegenheiten zu kümmern, ihre Aeußerungen ein für alle Mal übergehe und mich nur auf unsre gemeinsamen Erlebnisse beschränke.

Inzwischen hatte sich der Zustand mehrer meiner Wunden, namentlich derer am Kopfe, dergestalt verschlimmert, daß ich von einem starken Wundfieber befallen wurde. Bald war mir glühend heiß, bald so eiskalt, daß ich mich trotz der zeitweisen Hitze, die ein eiserner Ofen in unserm Kerker hervorbrachte, in meinen Pelz wickeln mußte. Dazu kam das Nachdenken über mein trauriges Loos, das mich sehr entmuthigte. Wer ein rechter Kaufmann ist, sinnt Tag und Nacht, selbst mitten in Zerstreuungen, über sein Geschäft nach. Nun hatte ich Muße, den sehr bedeutenden Schaden, den ich und durch mich das warschauer Haus, dessen Bevollmächtigter ich war, erlitt, mir vorzurechnen. Ganz abgesehen von dem allgemeinen Druck, den die schlechte Zeit auf alle Handelsunternehmungen in Galizien üben mußte, standen mir alle die Leute vor Augen, Holzfäller, Flößer, Juden und Grundbesitzer, die alle auf mich warteten, um besprochene Contracte abzuschließen, Lohn zu erhalten, Holz zu überweisen u. s. w. ins Unendliche.

Ich muß hier einschieben, daß mein Geschäft ein außerordentlich ausgedehntes war, sodaß ich nicht zu viel behaupte, wenn ich sage, daß mehr wie tausend Menschen, namentlich Holzarbeiter, Fuhrleute und sogenannte Dschimken (was die Flößer übrigens für ein Schimpfwort ansehn) bei mir direct oder durch Vermittler in Lohn standen. Mein warschauer Haus hatte mit großem Kostenaufwande und Risico damals zuerst den Versuch gemacht, ohne sich, soweit es ging, der Zwischenkunft der galizischen Juden, die Verkäufer und Käufer prellten, zu bedienen, direct durch seine Agenten in Galizien Holz zu kaufen, Bearbeitung und Verflößung selbst zu besorgen. Diese Operationen mußten aber mit dem Aufgehen der Flüsse im Frühjahr soweit beendet sein, daß sofort mit dem Frühlingshochwasser das Holz den San und andere Nebenflüsse hinunterschwimmen konnte, um bei Zeiten in demselben Sommer Danzig zu erreichen. Jeder Augenblick war somit kostbar, um wo möglich auf Schlittenwegen das gefällte Holz an die Flüsse zu schleppen, es am Ufer großentheils zu Balken, Latten, Sleepern u. s. w. verarbeiten zu lassen und daraus die Flöße zusammenzusetzen. Versäumt man den Augenblick des Hochwassers, so wird der San oft so flach, daß die Flöße Schwierigkeiten finden, weiterzukommen, was in dem zum Unglück trocknen Sommer 1846 später in der That die ganze Flößerei hinderte.

Was sollte nun werden? Jeder Tag, den ich unthätig im Kerker lag, konnte mir und meinem Hause unwiederbringlichen Schaden verursachen, um so mehr, da auf den winterlichen Wegen so schnell keine Nachricht nach Warschau gebracht werden konnte.

Digitized by Google

Solche Gedanken vermehrten die Hitze des Wundfiebers, und meine Mitgefangenen bestanden bei den Wächtern darauf, daß der Gefängnißarzt Dr. Tarbe noch einmal zu mir geholt werde. Zum Glück erschien dieser in Begleitung des Präsidenten und fand sich nun gemüßigt, mich genauer zu untersuchen. Es zeigten sich vier schwerere Kopfwunden, die stark eiterten. Die Haare wurden mir kurz geschoren, und aus einer Wunde ein zolllanger dicker Holzsplitter herausgezogen; ein anderer lag hart an der Einbiegung der Schläfe und hätte daher leicht tödtlich werden können. Nachdem ich gründlich bepflastert war, versprach mir der Präsident wiederum baldige Untersuchung, resp. Freilassung, sowie auch die Gewährung meiner Bitte, an mein Haus Nachricht gelangen zu lassen, wo ich sei. Beides geschah leider nicht.

Wenn ich jetzt bedenke, wie ich die damaligen Leiden überstanden habe, muß ich mich über die Zähigkeit meiner Lebenskraft selbst wundern und dem Bauern Recht geben, der mein Leben mit dem einer Katze verglich. Und nun bedenke man den Zustand der östreichischen Gefängnisse, wenigstens wie jenes damals war, und die abscheuliche Manier der Beaufsichtigung. Der eiserne Ofen verbreitete schnell Dunst und Hitze und war ebenso schnell wieder kalt. Ein Nachtstuhl in der Zelle selbst strömte fürchterliche Gerüche aus, und dabei durften wir das vergitterte Fenster nicht öffnen. Die Strohmatratzen und „Aerarialdecken" aus grauweißem Drillich wimmelten von Ungeziefer, so daß wir uns durchaus nicht zu schützen vermochten. Graf und Koch, Actuar und Kaufmann, Pole und Deutscher thaten sich daher nothgedrungen den Liebesdienst, einander zu lausen. Die Wäsche, die ich mir in den ersten Tagen der Gefangenschaft bestellt hatte, erhielt ich nach drei Wochen! Während der ganzen Zeit mußte ich mich mit meinem blutigen Hemde bedecken. Das Essen war schlecht und vor allem unsauber. Natürlich wurde der Wächter bestochen, so daß er uns allerhand verbotene Kleinigkeiten zukommen ließ. Um Schwefelhölzer, die absolut verpönt waren, zu erhalten, boten wir ihm einmal Schnaps an; er trank ihn, da er aus Furcht vor Ueberraschung nicht aufzumachen wagte, durch das Gukloch der Thür vermittelst eines Strohhalmes.

In der Nacht hatten wir niemals Ruhe. Alle Augenblicke ertönte auf den Gängen rücksichtslos das brüllende „Halt! wer da?" „Patrouille vorbei!" der Runde; zweimal die Nacht rasselte man die Thüren auf, „um zu revidiren". Nur ein langwieriges Gefängnißleben kann an solche Störungen gewöhnen.

Endlich am 20. März wurde ich zum Verhör abgeholt! Schon vorher war ich zwar hin und wieder im Gefängniß befragt worden; nun wurde noch einmal ein Generalprotokoll über meine Schandthaten aufgenommen, ich ad generalia und ad specialia über Herkunft, Geschäft, Religion, Revolution, Insurgenten und Verschwörungen vernommen und ausgepreßt wie eine Citrone. Es wollte

aber nicht das geringste Tröpfchen Verrath aus mir herauskommen. Was nun machen? Laufen lassen konnte mich der hohe Gerichtshof doch nicht gleich! Das wäre ja allen k. k. Autoritäten ein Schlag ins Gesicht gewesen. Also zurück „ins Criminal", aber doch in eine bessere Zelle für mich allein, mit anständigerer Behandlung und etwas freierer Bewegung. Aber noch fernere vier Wochen sollte ich der Freiheit entbehren. Zwar bemühten sich meine Geschäftsfreunde und andere wohlwollende Leute eifrigst, mich loszumachen, mein Haus, das von meinem Schicksale genauer unterrichtet worden war, wandte sich an die höchsten Behörden — aber nein, die Furcht vor der längst bewältigten Insurrection wirkte noch so nach, daß die Behörde mich erst am 18. April in Freiheit setzte, natürlich ohne sich bei mir wegen ihres unerhörten Verfahrens zu entschuldigen. Keineswegs wurde mir aber beim Austritt aus dem Gefängniß mein Eigenthum sofort übergeben. Ich hatte den ganzen Tag hindurch bis zum 19. Abends von Pontius zu Pilatus zu laufen, ehe ich das Geld und mein Portefeuille nach Abzug eines beträchtlichen Kostgeldes zurückerhielt. Meine andern Sachen sah ich niemals wieder. Erst am 20. April konnte ich nach Jaroslaw abfahren, um mein inzwischen grenzenlos verfallenes Geschäft wieder aufzunehmen, über dessen Zustand ich schweige.

Aber meine Geschichte hat noch ein Nachspiel. Der geneigte Leser kann wohl denken, daß ich nicht mit den friedfertigsten Gefühlen dem galizischen Gefängniß den Rücken kehrte. Ich wandte mich an das preußische Ministerium, an die östreichische Regierung und besonders an den damaligen preußischen Gesandten in Wien, einen Herrn v. Arnim, um Genugthuung. Letzterem stellte ich vor, was ich erlitten, wie schändlich ich von der östreichischen Behörde behandelt worden und was für Verluste mein Geschäft infolge dessen noch täglich erfahre. Er möchte die Gewogenheit haben, die östreichische Regierung zu einer Ehrenerklärung und zur Vergütung gewisser pecuniärer Beschädigungen anzuhalten, worunter ich nur die Ausgaben verstand, die ich gemacht hatte, ohne sie verwerthen zu können.

Die Antwort, die ich von dem Herrn Gesandten empfing, war sehr denkwürdig. Herr v. Arnim gab mir eine solche, welche zeigte, daß ein preußischer Gesandter damals viel Wichtigeres zu thun hatte, als sich für das Wohl preußischer Staatsbürger im Auslande zu interessiren. Er habe keine Veranlassung, erwiderte der gnädige Herr, sich in diese Angelegenheiten zu mischen, bedauere mein Schicksal, eine Entschädigung auszuwirken sei unmöglich, und ich solle überhaupt zufrieden sein, daß ich mit dem Leben davongekommen!

Sicherlich hatte der vornehme Diplomat keine Vorstellung von so untergeordneten Dingen wie der polnische Holzhandel für Danzig ist, — so wenig wie die preußische Regierung von der handelspolitischen Wichtigkeit, die

Digitized by Google

für Schlesien und Breslau in der Selbständigkeit Krakaus lag, welches die Oestreicher damals — was jetzt vergessen zu sein scheint, aber nicht vergessen sein sollte — unbehindert annectirten.

Eindrücke der Julirevolution in Deutschland.

Die nachhaltigen Einwirkungen der Julirevolution auf das öffentliche Leben unseres Vaterlandes sind nie geläugnet worden. Wir sind aber besser über die Art und Weise, wie sich die französischen Einflüsse auf die liberalen Parteien äußerten, unterrichtet, als über die Stimmung, welche die pariser Nachrichten, der Wechsel der Dinge jenseits des Rheins in den regierenden Kreisen der größeren deutschen Staaten hervorriefen. Darum dürfte es nicht uninteressant sein, aus Aufzeichnungen wohlunterrichteter Männer über die Gesinnungen, Pläne und Wünsche der Höfe in Berlin, Wien, Stuttgart und München einige Mittheilungen zu machen, die uns recht lebendig und deutlich die Anschauungen jener Kreise vorführen, von denen damals doch noch in viel höherem Maße als heute, nach fünfunddreißig Jahren, die Stellung Deutschlands zu einer so wichtigen Frage abhing. Die Wucht und Bedeutung des eminent nationalen und liberalen Charakters der französischen Bewegung gab hauptsächlich in der Beurtheilung derselben für Aristokraten und Liberale in Deutschland den Ausschlag. Wie sich die Volkspartei, man möchte sagen instinctiv, von den pariser Ereignissen begeistern ließ, fühlten ihre Gegner ebenso lebhaft die Gefahr, die für sie in dem verführerischen Beispiel lag, das jenen von dem linken Rheinufer her gegeben wurde.

Am kühlsten und nüchternsten, freilich auch mit dem größten Unbehagen, weil man sich der eigenen Schwäche wohl bewußt war, sah man in Wien die Lage der Dinge an. Auf den sehr kriegerischen Brief eines kleinstaatlichen Generals antwortet am 24. August 1830 ein östreichischer Staatsmann: „Ihr Brief vom 19. trägt das Gepräge Ihrer Seele. Ich begreife, daß die Begebenheiten in Frankreich so und nicht anders auf Sie wirkten. Diesmal aber, mein theuerster Freund, muß die praktische Vernunft unsere einzige Führerin sein. Die letzte und fürchterlichste aller Revolutionen ist nur angefangen, keineswegs beendigt. Hinter den jetzigen Machthabern steht eine andere Partei, die diesen

Digitized by Google

den Umſturz und der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung in Europa den abſoluten Untergang droht. Was wir auch von dem neuen Könige denken mögen, wir ſind gezwungen, wir ſind nothgedrungen, ſeine Erhaltung zu wünſchen; car après lui — le déluge! Nehmen Sie hinzu, daß der Stand der Dinge ein ganz anderer als im Jahre 1815, daß keine der großen Mächte zum Krieg gehörig vorbereitet iſt, und Sie werden Sich nicht wundern, wenn le maintien de la paix von allen Seiten als das große Loſungswort erſchallt. Heute müſſen Sie Ihr tapferes Schwert noch in der Scheide halten; gebe Gott, daß Sie es nicht allzufrüh in das Blut der Weltverderber tauchen müſſen. Ich ſehne mich nach Ihrer Zurückkunft.*) Mit Ihnen zu ſprechen wird mir wohl thun. Sie werden mir Muth und Lebensluſt einhauchen, die mich allmälig verlaſſen. Rayneval**) geht morgen, ungerufen und auf gut Glück, nach Paris. Ich ſehe aus den neueſten Berichten, daß man uns Herrn Aulaire als außerordentlichen Geſandten ſchicken will. Alles, was wir von Paris hören, lautet finſter und halsbrechend. Leben Sie wohl und ſehen Sie in dieſen Zeilen das unruhige, geängſtigte Gemüth, zugleich aber die unerſchütterliche Anhänglichkeit Ihres ꝛc. ꝛc.“***)

Ein münchener Brief vom 9. Auguſt läßt uns erkennen, daß der Hof und ſeine Anhänger dieſelben kriegeriſchen Geſinnungen hegten, die den von Wien aus zur Ruhe ermahnten General beſeelten, während die Bevölkerung von ganz entgegengeſetzten Antipathien erregt wurde. Voll Bewunderung des Betragens und der Tapferkeit der pariſer Bevölkerung und voll Abſcheu gegen die unloyalen und feigen Handlungen des Miniſteriums — ſo meldet unſer Gewährsmann — brenne man in München vor Begierde, ſich mit den Franzoſen zu vereinigen und mit ihnen gegen Oeſtreich ins Feld zu ziehen, dem man Schuld gebe, die dem König Karl ſo verderblichen Ordonnanzen unter der Hand begünſtigt zu haben. Es breche der ganze Haß wieder hervor, der den Bayern gegen ihre Nachbarn angeboren zu ſein ſcheine. Im Gegenſatz zu dieſer Stimmung des Volkes ſcheine die ultra-royaliſtiſche und die fromme Partei (la congrégation) ſehr beſtürzt und athme nur Rache gegen die franzöſiſchen Revolutionäre.

In Berlin ſtand von Anfang an der Entſchluß des Königs feſt, ſich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs zu miſchen, und die erſten Staatsmänner ertheilten ihm ihre ungetheilte Billigung. Dennoch fühlte man ſich

---

*) Der Adreſſat war Geſandter eines deutſchen Kleinſtaates in Wien und in Urlaub abweſend.

**) Der franzöſiſche Geſandte.

***) Der Schreiber dieſes Briefes, von dem mir nur eine Abſchrift ohne Namensunterſchrift vorliegt, iſt, wie ich aus äußern und innern Gründen für ſicher annehmen zu dürfen glaube, Herr v. Gentz.

von den pariſer Ereigniſſen und den Gefahren, die ſie möglicherweiſe im Gefolge haben könnten, ſehr unangenehm berührt. Bei der erſten Nachricht ſoll der König geſagt haben: „Nachdem ich die Greuel der erſten Revolution erlebt, ihre Folgen geſehen und verderbliche Kriege zu führen gezwungen war, hätte ich gerne mein Alter in Frieden zugebracht, da die gewöhnlichen Angelegenheiten Sorge genug gewähren.“ Die Worte erinnern an Steins Ausruf: „Alſo noch einmal ſoll das böſe Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn ſie einmal losbrechen wollten und mußten, ſo wollt' ich doch, ſie hätten gewartet, bis ich todt wäre!“ Den Ausbruch eines Rheinkrieges hielt man in Berlin, wenn auch nicht für die nächſte Zeit, für ſehr wohl möglich und rüſtete ſich im Stillen, damit er den Staat nicht unvorbereitet treffe. Je mehr man ſich aller Einmiſchung und alles deſſen enthielt, was einer Herausforderung ähnlich ſehen konnte, um ſo mehr rechnete man auch auf den Enthuſiasmus der Nation, wenn ein Vertheidigungskrieg nöthig würde; in den alten Provinzen durfte man wohl mit Gewißheit darauf zählen.

Das Schreiben eines wohlunterrichteten Mannes (aus Berlin vom 20. Auguſt) mag hier Platz finden, da es die Stimmung der verſchiedenen Kreiſe des Landes ſehr klar zur Anſchauung bringt und in ſeiner unbedingten Anerkennung der preußiſchen Schlagfertigkeit um ſo unbefangener erſcheint, als der Verfaſſer ein Süddeutſcher iſt. „Abgeſehen davon“ — heißt es nach dem für unſer Thema gleichgiltigen Eingang — „daß ein Angriffskrieg Preußens gegen Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unpopulär wäre, indem unverkennbar auch im preußiſchen Volke die Stimmung für die Pariſer und gegen die Bourbonen iſt, iſt auch die ganze bekannte preußiſche Militärverfaſſung mit ihrer dreijährigen Dienſtzeit und dem Landwehrſyſtem mehr auf einen Vertheidigungskrieg als auf einen Augriffskrieg berechnet. Will Preußen einen Krieg mit Glück führen, ſo muß es ein Volkskrieg ſein, ein blos politiſcher Krieg ließe die Nation kalt. Dagegen ſind die militäriſchen Streitkräfte Preußens bedeutend, die Mittel in gutem Zuſtande und zahlreich, ein Vorzug, den es vor Rußland in dieſem Augenblicke hat, dem ein Krieg ſehr ungelegen käme, da es durch den Türkenkrieg mehr erſchöpft iſt, als man glauben ſollte. Wie Oeſtreich an einem Zehrfieber darniederliegt, wie deſſen Militärkräfte durch Vernachläſſigung in Verfall gerathen, iſt bekannt. Preußen ſteht dagegen jung und kräftig da. Die Arſenale ſind alle gefüllt, die Regimenter, ja ſelbſt die Landwehr, haben alle zwei complete Anzüge auf den Kammern; die Feſtungen ſind in dem beſten Zuſtande, und in ihnen befinden ſich beträchliche Magazine von Getreide und Mehl, in wohlfeilen Jahren aufgekauft und ſtets gut erhalten. Zur Mobilmachung ſämmtlicher Armeecorps bedarf man etwa neun Millionen Thaler, und dieſe liegen, nur für dieſen Zweck, ſtets im Staatsſchatz reſervirt. In vierzehn Tagen bis drei Wochen kann jedes Armeecorps auf den Kriegsfuß

Digitized by Google

organisirt, concentrirt sein. Im Stillen bereitet man sich zur Vertheidigung vor, die Festungen Saarlouis, Luxemburg, Jülich, Wesel, Koblenz werden ohne Geräusch für die möglichen Ereignisse in Stand gesetzt, ja selbst für die rückwärtsliegende Festungslinie an der Elbe werden Vorkehrungen getroffen. Eine bei der trefflichen Organisation geräuschlose Thätigkeit herrscht in der Militärverwaltung.

Der Geist der Armee ist ein guter, den jungen Offizieren wäre ein Krieg nicht unlieb, der sie in Thätigkeit brächte, Avancement und Gelegenheit zur Auszeichnung verhieße; selbst viele Stabsoffiziere und jüngere Generale würden damit zufrieden sein, weil sie Gelegenheit erhielten, vielleicht noch eine Rolle zu spielen, ehe das Alter sie heimsucht und ihre Kräfte abstumpft. Jedoch ist diese kriegerische Stimmung eines Theils der Armee nur passiv, nicht eine fortreißende, wie im Jahre 1806 und beschränkt sich auf stille Wünsche. Im Allgemeinen spricht sich in der Armee keine bestimmte politische Meinung aus; Vaterlandsliebe, Liebe zum Ruhm und vor allen Dingen für den König und sein Haus die unbedingteste Hingebung sind vorherrschend.

Was nun den Geist des Volkes betrifft, nämlich der Masse, so kann man wohl annehmen, daß er bei den Vorgängen in Frankreich fast gleichgiltig geblieben ist. Die Rheinprovinzen und Westphalen möchten davon ausgenommen sein. Nicht so verhält es sich mit der Beamtenwelt, dem Handels- und Lehrstande ꝛc., die vielleicht mehr von den sogenannten freisinnigen Ideen durchdrungen sind als gerade nothwendig wäre. Doch die allgemeine Liebe zum König mildert und mäßigt hier alles.

Im Gegensatze zu der oben erwähnten Classe des Beamten-, Handels- und Lehrerstandes stehen die adligen Gutsbesitzer, einige wenige Staatsdiener, höhere Militärs und besonders Hofleute aus den Umgebungen des Prinzen, die zwar alle zusammen die Minorität ausmachen, aber sich desto lauter zu dem entgegengesetzten System bekennen und dafür aussprechen, da es ihnen gelungen, wenigstens dem Anschein nach, den Kronprinzen dafür zu gewinnen.

Einen beklagenswerthen Uebelstand bringen die Umgebungen des Kronprinzen hervor, da diese entweder, der angenommenen und verbreiteten Meinung nach, zu den Pietisten oder Absolutisten gehören sollen, nämlich sie bewirken, daß der Kronprinz in gewisser Art an Popularität verliert, und daß man mit Bangigkeit einem dereinstigen Regierungswechsel entgegensieht. Gerade jetzt, bei den Ereignissen in Paris, sind dem Kronprinzen bei seiner Lebhaftigkeit vielleicht nichts bedeutende Aeußerungen entschlüpft, die unkluger- und unrechterweise von den Umgebungen verbreitet werden, aber im Volke Wurzel fassen und dem Prinzen vielleicht in unverdienter Weise die Gemüther abwenden.

Viele erwarteten anfangs, es würden von Preußen Anträge an den deut-

ſchen Bundestag ergehen; jedoch hat ſich Graf Bernſtorff dagegen erklärt, weil man nicht von der Vorausſetzung ausgehen könne, als ſei Deutſchland durch die Vorgänge in Frankreich bedroht. Sollten die Umſtände ſich ändern, ſo wird das preußiſche Cabinet nicht unterlaſſen, ſich mit den deutſchen Staaten in Communication zu ſetzen."

Die Haltung Preußens wurde auch nicht durch die Nachrichten aus St. Petersburg geändert, welche meldeten, daß der Kaiſer von Rußland die Ereigniſſe in Paris ſehr ernſthaft genommen und dem preußiſchen Geſandten ſeine Abſicht angekündigt habe, augenblicklich alle Verbindung mit Frankreich abzubrechen, ſeinen Geſandten zurückzurufen u. ſ. f. Dieſe ruſſiſchen Anſchauungen zu adoptiren, fand man in Berlin keineswegs von dem Intereſſe Preußens geboten, und ſah vielmehr die Haltung Englands für maßgebend an, mit dem man in beſonders guten Beziehungen ſtand, ſeit ſich die britiſche Regierung in Bezug auf die Niederlande ſo ausgeſprochen hatte, wie es den preußiſchen Intereſſen zuſagte. Trotzdem bereitete die gegen Ende Auguſt ziemlich unerwartet angekündigte Ankunft des Grafen von Lobau, des franzöſiſchen Geſandten, der die Thronbeſteigung Ludwig Philipps notificiren ſollte, in Berlin einige Verlegenheit, da man ſich dadurch genöthigt ſah, gleichſam die Initiative zu ergreifen, welche — wie unſer Gewährsmann meint — „nicht ganz im Charakter der preußiſchen Regierung oder vielmehr nicht in der Perſönlichkeit des Königs liege." Anfangs dachte man daran, den Aufenthalt des Königs in Parey bei Potsdam, wo er in der Regel Niemand ſah, und die bevorſtehenden Herbſtübungen der Garden dazu zu benutzen, den franzöſiſchen Abgeſandten einige Zeit warten zu laſſen; aber man kam doch wieder von dieſer leicht zu durchſchauenden Ausflucht zurück, und noch vor Ende des Monats wurde Graf Lobau von Friedrich Wilhelm dem Dritten empfangen.

Eine andere drohende Verlegenheit erſchien nur am Horizont der politiſchen Gerüchte, um ſofort als bloßes Schemen erkannt zu werden. Es war die Nachricht, als beabſichtige König Karl der Zehnte ſeinen künftigen Aufenthalt zu Moritzburg in Sachſen zu nehmen, wo man denn auch von Seiten des preußiſchen Hofes Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen gehabt hätte, die leicht der Mißdeutung fähig geweſen wären. Die ſächſiſche Regierung erklärte auf eine bezügliche Anfrage vertraulich, daß bis den 24. Auguſt deshalb noch kein Anſuchen an ſie geſtellt worden ſei, daß jedoch, wenn auch ein derartiges Geſuch erfolgen ſollte, man es in Dresden auf höfliche Weiſe abzulehnen gedenke.

Indeſſen hatte man in Wien doch nicht ganz unthätig den Wechſel der Dinge in Frankreich beobachtet. Der Fürſt Metternich gedachte bei dieſem Anlaß wieder einmal der Welt das Schauſpiel einer gemeinſamen Politik der drei Mächte der heiligen Allianz vorzuführen. Ende Auguſt machte er dem k. preußiſchen und dem kaiſ. ruſſiſchen Hofe folgende drei Propoſitionen:

Digitized by Google

1) sich jeder Intervention in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten, indem man sonst zu befürchten hätte, daß alle Parteien sich gegen das Ausland vereinigen und einen höchst gefährlichen Krieg herbeiführen würden;

2) den König Ludwig Philipp unverzüglich anzuerkennen, damit die dermalige französische Regierung sich möglichst consolidire und der Anarchie vorgebeugt werde;

3) eine Ministerconferenz zu etabliren, um die Maßregeln zu berathen, welche zu ergreifen seien, wenn die Franzosen ihre Principien auf fremden Boden zu verpflanzen suchten, und so die Ruhe der Nachbarstaaten bedrohten. Hierbei wurde bemerkt, daß Berlin der geeignetste Ort zu einer solchen Conferenz sein dürfte, da dasselbe in der Mitte zwischen den verschiedenen Höfen von Wien, Petersburg, London und Paris liege.

Graf Bernstorff, der preußische Ministerpräsident, erwiderte hierauf, daß der k. preußische Hof mit den beiden ersten Punkten vollkommen einverstanden sei, indem man allerdings alles vermeiden müsse, was die französische Nation reizen oder Anarchie herbeiführen könnte. Aus demselben Grunde müsse er sich aber gegen den dritten Vorschlag erklären, weil eine Ministerconferenz wie die zu Paris und London etablirten,*) bei Frankreich den Verdacht erregen müßte, Oestreich, Preußen und Rußland meinten es mit der Anerkennung Frankreichs nicht aufrichtig und führten andere Absichten im Schilde. Gleichwohl stehe nichts im Wege, daß die Gesandten von Oestreich, Preußen und Rußland sich vertraulich die Ansichten ihrer Höfe über alle vorkommenden Fälle mittheilten und so ein Zusammenwirken zu gleichen Zwecken herbeiführten.

Graf Nesselrode, der russische Minister, war mit dieser Ansicht Preußens persönlich vollkommen einverstanden, und reiste sofort nach Petersburg ab, um sie bei dem Kaiser geltend zu machen. Der Czar fuhr fort, der Idee der Anerkennung Ludwig Philipps zu widerstreben, den er nur als „Generallieutenant des Königreichs" betrachten zu können erklärte. Aber die Entschiedenheit, mit der in dieser Frage Oestreich und Preußen sich von seiner Politik lossagten, drängte auch ihn schließlich zu dem ungern vollzogenen Schritte. Am 18. September sprach Kaiser Nikolaus in einem von Zarskoe-Selo datirten Schreiben die Anerkennung Ludwig Philipps aus, nachdem die beiden verbündeten deutschen Staaten ihm mit diesem Acte vorangegangen waren. Das Schreiben ist charakteristisch genug, um der vollständigen Mittheilung werth zu zu sein. Es lautet:

„J'ai reçu des mains du général Athalin la lettre, dont il a été por-

*) Zur Regelung der niederländisch-belgischen Frage.

Digitized by Google

teur. Des événements à jamais déplorables ont placé V. M. dans une cruelle alternative. Elle a pris une détermination qui Lui a paru la seule propre à sauver la France de plus grandes calamités et je ne me prononcerai pas sur les considérations qui ont guidé V. M. Mais je forme des voeux pour que la Providence Divine veuille bénir Ses intentions et les efforts qu'Elle va faire pour le bonheur du peuple français. De concert avec mes Alliés je me plais à accueillir le désir que V. M. a exprimé d'entretenir des relations de paix et d'amitié avec tous les états de l'Europe. Tant qu'elles seront basées sur les traités existans et sur la ferme volonté de respecter les droits et obligations ainsi que l'état de possession territoriale qu'ils ont consacrés, l'Europe y trouvera une garantie de la paix si nécessaire au repos de la France elle-même. Appelé conjointement avec mes Alliés à cultiver avec la France sous son nouveau Gouvernement ces relations conservatrices, j'y apporterai pour ma part toute la sollicitude qu'elles reclament et les dispositions dont j'aime à offrir à V. M. l'assurance en retour des sentimens qu'Elle m'a exprimés. Je La prie d'agréer en même temps celle" etc. etc.

Auch an den Bundestag trat die Frage der Anerkennung des neuen Souveräns heran. Die materielle Entscheidung war hier gegeben, nachdem sich die beiden Großmächte ausgesprochen hatten. Es konnte sich sonach nur noch um die geeignete Form handeln, in welcher dieselbe auszusprechen sei. Es sind deshalb auch nur einige kleine diplomatische Formalitäten, die wir aus Frankfurt zu melden haben. Der Marquis de Dalmatie war hier mit der Notification der Thronbesteigung Ludwig Philipps beauftragt, und es steht in den Papieren, die vor uns liegen, verzeichnet, daß er sich auf den Karten, die er bei seiner Tournée bei dem diplomatischen Corps abgab, „Envoyé de S. M. le Roi des Français" nannte. Das diplomatische Corps erwiederte seinen Besuch, aber der Präsidialgesandte Freih. v. Münch, dem der Marquis das Schreiben Ludwig Philipps an den Bund überreicht hatte, befand sich in tausend Nöthen wegen der nicht zu vermeidenden Einladung des Gesandten. Zuerst dachte er dem Marquis ein gewöhnliches Diner zu geben, wie jedem ausgezeichneten Fremden, nicht aber ein diplomatisches in Uniform, wie es sonst bei dem ersten Erscheinen fremder Gesandten nach ihrer Accreditirung üblich war, schließlich aber entschloß er sich nur zu einem ganz kleinen Diner, zu dem er niemand zuzog als die Gesandten von Oldenburg und Mecklenburg, bei deren Höfen der Marquis ebenfalls die Thronbesteigung zu notificiren hatte.

Außer diesen schweren Sorgen des Freih. v. Münch weiß unser Gewährsmann nur noch mitzutheilen, daß der Marquis ein Empfehlungsschreiben des bayrischen Gesandten in Paris, Baron Pfeffel, an den bayrischen Bundestags-

Digitized by Google

gesandten, Baron Lerchenfeld, mitbrachte, was Aufmerksamkeit und Verdacht gegen die bayrische Politik unter den Gesandten erregt haben soll.

Uebrigens erfolgte Anfangs October die Anerkennung des Bürgerkönigs durch den Bundestag, nicht ohne daß das betreffende Schreiben vorher durch den Freih. v. Münch dem k. k. östreichischen Hofe vorgelegt und von dem Fürsten Metternich „sehr schön und den Verhältnissen vollkommen entsprechend" gefunden wurde. Es ist in den Bundestagsprotokollen abgedruckt.

Wir haben gesehen, daß das Motiv der so rasch erfolgten Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich durch die Großmächte vor allem die Erkenntniß war, daß von den möglichen Uebeln, welche die Julirevolution in Aussicht gestellt hatte, die Regierung Ludwig Philipps immer noch das kleinste sei. Sie betrachtete man in Wien und in Petersburg als die einzige gegebene Garantie für die Ruhe Frankreichs. Als sich diese Voraussetzung nun aber nicht vollständig zu erfüllen schien, als die Octoberaufstände in Paris neue Verwirrungen einzuleiten schienen, als in Deutschland da und dort Unruhen ausbrachen, und die liberalen Ideen einen neuen mächtigen Aufschwung nahmen, als Bayern und Würtemberg bei den Abstimmungen am Bunde den Widerstand des Jahres 1819 erneuerten und neuerdings dem metternichschen System Opposition zu machen begannen, da glaubte der Fürststaatskanzler die Zeit gekommen — wenigstens der russischen Unterstützung jetzt sicherer als ehedem zur Zeit Kaiser Alexanders — sich wieder an die Spitze einer reactionären Politik zu stellen. Zunächst sollte Bayern dem wiener Hofe wiedergewonnen werden. Der bayrische Gesandte in Wien, Graf Bray, wurde an den König Ludwig entsendet, um zuerst in Metternichs Auftrag Auskunft über die politischen Absichten des Königs zu verlangen, dann zum engsten Anschluß an Oestreich aufzufordern, endlich den ländersüchtigen König mit dem Versprechen des einstigen Besitzes der badischen Pfalz, den eiteln und ehrgeizigen Fürsten Wrede mit der Aussicht auf den Feldherrnstab der Bundesarmee zu ködern. In Stuttgart wurden ähnliche Eröffnungen gemacht. Eines wollte Metternich um jeden Preis erringen: entweder eine Offensiv- und Defensivallianz mit beiden süddeutschen Staaten oder eine Trennung ihres sichtbaren Einverständnisses durch Erweckung gegenseitigen Mißtrauens.

Ende November kam auch ein außerordentlicher Gesandter des russischen Hofes, Graf Potemkin, nach München, um die Theilnahme des Königs von Bayern für den Fall eines Krieges mit Frankreich zu sichern.

Aber keiner von beiden fand ein geneigtes Ohr. Man begann in München und Stuttgart sich der preußischen Ansicht anzuschließen, die fortfuhr, jede offene Einmischung als gefährlich und unheilbringend zu betrachten. Zwar gab es in München so gut als in Berlin eine Partei, die zum Losschlagen drängte, wie dort den Kronprinzen, betrachtete man hier den Prinzen Karl, den Bruder des

Digitized by Google

Königs, als ihr Haupt, und es blieb nicht unbemerkt, daß der Prinz in diesen Tagen seine Feldequipagen hatte in Stand setzen lassen.

Von König Wilhelm von Würtemberg aber ging damals der Plan aus, dem Drängen Oestreichs und Rußlands gegenüber eine bewaffnete Neutralität der kleineren deutschen Staaten unter Anlehnung an Preußen aufzustellen, für den Fall einer Betheiligung an dem Kriege aber einen Militärverein dieser Staaten, immer im Einvernehmen mit Preußen, zu gründen und sich auf diese Weise die Selbständigkeit der Entscheidung möglichst zu sichern. Die Idee wurde zunächst nur in sehr engen Kreisen ventilirt, aber es fehlte trotzdem nicht an einer lebhaften Gegenagitation der Anhänger des östreichischen Hofes. Trotzdem glaubte man bei einer etwaigen Abstimmung in Frankfurt sicher auf 28 Stimmen für die Neutralität des Bundes im Falle eines Krieges rechnen zu dürfen. Und Preußen zeigte sich beiden Plänen: der Bundesneutralität und dem süddeutschen Militärverein sehr geneigt. Als der blinde Kriegslärm verklungen war, kam auch diese Idee, wie so viele Anläufe zu Reformen im deutschen Bunde, rasch in Vergessenheit. Die „Staatskunst" des Fürsten Metternich aber fand bald wieder in der Behandlung der Preßangelegenheit ein würdiges Feld der Thätigkeit. Die ganze Wucht des reactionären Ingrimmes gegen die französischen Revolutionäre wurde im Verlauf der nächsten Jahre auf die deutschen Liberalen — Männer und Staaten — geworfen. Die wiener Conferenzen von 1834 waren der siegreiche Ausgang dieses mit den Ideen von 1830 geführten Kampfes.

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Der Kampf des Herrn v. Oertzen gegen den deutschen Nationalverein.

Herr v. Oertzen, unser Minister des Auswärtigen und des Innern, hat in den letzten Jahren einen großen Theil seiner Thätigkeit auf die Bekämpfung eines Vereins verwandt, welcher in ganz Deutschland außerhalb der obotritischen Grenzpfähle und selbst in Mecklenburg-Strelitz unangefochten und unter dem Schutze der Gesetze besteht, welcher in seinen Statuten die ausdrückliche Bestimmung enthält, daß das Ziel, die Einheit und Freiheit der deutschen Nation, nicht anders als mit gesetzlichen Mitteln erstrebt werden soll, und welchem

Digitized by Google

noch niemand den Vorwurf zu machen gewagt hat, daß er sich an diese Bestimmung seines Statuts nicht gewissenhaft binde. Herr v. Oertzen hat dabei den Zeitpunkt, wo er mit seinen Aggressionen gegen den deutschen Nationalverein in die Oeffentlichkeit trat, jedesmal so zu wählen gewußt, daß derselbe mit irgendeiner großen Erinnerung der Nation zusammentraf: im October des Jahres 1863 erließ er den Befehl, daß gegen die rostocker Nationalvereinsmitglieder, wegen ihrer Betheiligung an diesem Verein, eine Untersuchung eingeleitet werden solle, und dieser Befehl kam am Vorabend der Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig zur Ausführung; am 17. Juni 1865, dem Vorabend des 50jährigen Gedenktages der Schlacht bei Waterloo, brachte er mit Hilfe einer militärischen Zwangsexecution die von ihm verfügte Aufhebung des zu Recht bestehenden freisprechenden Erkenntnisses und das von ihm an dessen Stelle gesetzte verurtheilende Erkenntniß gegen die rostocker Nationalvereinsmitglieder zur Wirksamkeit.

Das mecklenburgische Vereinsgesetz vom 27. Januar bestimmt: „Die Bildung von Vereinen zu politischen Zwecken darf nur mit Genehmigung des Ministeriums des Innern geschehen.“ Die Unanwendbarkeit dieser Bestimmung auf Vereine, die im Lande weder ihren Sitz noch Filial- oder Zweigvereine haben, muß jedem Unbefangenen einleuchten. Der Minister hat weder das Recht noch die Macht, die Bildung auswärtiger politischer Vereine zu concessioniren; der Nationalverein hatte sich bereits gebildet und loyalen Bestand gewonnen, als der Beitritt der rostocker Mitglieder erfolgte, und es war daher auch schon aus diesem Grunde unmöglich, die Genehmigung des Ministers für die Bildung desselben nachzusuchen; die zum Beitritt geneigten Mecklenburger fanden den Verein bereits vor und konnten daher den Minister nicht um die Erlaubniß, einen Verein zu bilden, angehen, sondern höchstens dessen Genehmigung zum Anschluß an einen schon bestehenden Verein nachsuchen, wozu sie aber das Gesetz nicht verpflichtete. Der Minister muß selbst erkannt haben, daß das Gesetz für den Zweck, den Beitritt von Mecklenburgern zum deutschen Nationalverein zu hindern, nicht ausreichend sei. Denn sonst würde er es nicht für erforderlich gehalten haben, noch durch einen besonderen Erlaß, vom 1. October 1859, die Theilnahme am deutschen Nationalverein, „sowie an allen, auch den im Auslande gegründeten politischen Verbindungen, welche eine unberufene Agitation gegen die bestehende Bundesverfassung bezwecken“, den Mecklenburgern zu untersagen. Freilich war er mit diesem Erlaß auf den Weg einer authentischen Interpretation gerathen, zu welcher er nicht competent ist, und wenn auch bei der politischen Richtung, welche unter der Einwirkung der Minister in den fünfzehn Jahren der Reaction auch bei dem Richterpersonal fast zur ausschließlichen Herrschaft gelangt ist, vorausgesetzt werden durfte, daß die ministerielle Gesetzesauslegung bei den Gerichten großes An-

Digitized by Google

ſehn genießen werde, ſo ließ es ſich doch nicht verbürgen, daß ſie auf eine ausnahmsloſe Zuſtimmung und Geltung zu rechnen habe.

Dies war der Stand der Geſetzgebung in Betreff der politiſchen Vereine, als der Miniſter dem Rath der Stadt Roſtock den Befehl ertheilte, gegen die dortigen Mitglieder des Nationalvereins, — welche bis dahin, unbehelligt von der Behörde, die mit allem ſehr wohl bekannt war, meiſtens ſchon Jahre lang demſelben angehört und für deſſen Zwecke gewirkt hatten, ohne daraus irgend ein Geheimniß zu machen, — eine Unterſuchung einzuleiten.

Nach der Roſtocker Gerichtsverfaſſung war das dortige Polizeiamt, deſſen Präſes der durch ſeine praktiſch bethätigte Vorliebe für die Strafe der körperlichen Züchtigung zu einem nicht beneidenswerthen Ruf gelangte Senator Dr. Blanck iſt, als Unterſuchungs- und Spruchbehörde in erſter Inſtanz competent. Da die Mitglieder des Nationalvereins, nachdem die Unterſuchung gegen eines derſelben eingeleitet war, ſich alle ſelbſt anzeigten und in den mit ihnen angeſtellten Verhören über alles offne Auskunft gaben, ſo war die Feſtſtellung des Thatbeſtandes nicht ſchwierig. Die Verhöre wurden ſehr ſummariſch und meiſtens gruppenweiſe betrieben. Eine Vertheidigung, außer dem, was etwa der Einzelne mündlich zu Protokoll gab, war in dieſer Inſtanz noch nicht ſtatthaft. Der Inquirent behandelte die Sache wenig eingehend und mit ſo großer Eile, daß er einen der Angeklagten, Moritz Wiggers, ſich nicht einmal die Mühe gab zur Vernehmung zu laden, und verurtheilte am 15. December 1863 ſämmtliche Angeklagte, 43 an der Zahl, in Geldſtrafen reſp. 20, 15, 10 und 5 Thlr. Unter den Verurtheilten befand ſich auch Moritz Wiggers, gegen welchen die Unterſuchung demnach mit der Publication des Straferkenntniſſes begann. In den Entſcheidungsgründen wurde zwar die Tendenz des Nationalvereins als keinem Tadel unterliegende und ſogar löbliche anerkannt; weil aber auf den miniſteriellen Erlaß vom 1. October 1859 ein demſelben nicht zukommendes Gewicht gelegt wurde, und vielleicht auch der Wunſch mitwirkte, einem Conflict mit dem Miniſter aus dem Wege zu gehen, glaubte der Richter die Angeklagten von Schuld und Strafe nicht ganz freiſprechen zu können.

Die letzteren legten gegen dieſes Erkenntniß Recurs ein, und die Sache gelangte dadurch, in zweiter Inſtanz, vor den roſtocker Stadtrath, beſtehend aus zwei Rechtsgelehrten und einem kaufmänniſchen Bürgermeiſter, zwei rechtsgelehrten Syndicis und 11 Senatoren, von denen 6 Rechtsgelehrte ſind und 5 dem Kaufmannsſtande angehören. Die Angeklagten hatten einen aus ihrer Mitte, den Advocaten Behm, zu ihrem Vertheidiger erwählt, welcher in einer gründlichen und umfaſſenden Defenſionsſchrift die Schwäche der vom Senator Blanck ſeinem Straferkenntniß beigefügten Entſcheidungsgründe und die vollkommene Geſetzlichkeit der Betheiligung am Nationalvereine nachwies. Nach ſorgſamer und lange fortgeſetzter Erwägung ſprach der Rath, in einem ausführlich motivirten

Digitized by Google

Erkenntniß vom 3. October 1864, sämmtliche Angeklagte von Strafe und Kosten frei und verfügte, daß die Kosten der Vertheidigung aus der Polizeikasse zu ersetzen seien, und daß das Erkenntniß mit den Entscheidungsgründen dem Vertheidiger kostenfrei anstatt förmlicher Verkündigung zugestellt werden solle.

Damit war die Sache rechtlich zum Schluß gediehen. Kaum aber hatte der Minister v. Oertzen von diesem, seinem Wunsche sehr wenig entsprechenden Ausgange der Untersuchung Kunde erhalten, als er die Acten einforderte und den Rath wegen seiner Auslegung der Gesetze sehr hart anließ. In einem großherzoglichen, vom Minister v. Oertzen contrasignirten Rescript an den Rostocker Rath vom 25. October 1864, welches dem ministeriellen Blatt zur Veröffentlichung überwiesen ward, kam der Passus vor: „weil ihr euch erdreistet, dem bestehenden Verbot des gedachten Vereins in Unseren Landen die verbindliche Kraft abzusprechen." Dies ward als „offenbarer Mißbrauch der dem Rathe zustehenden Polizeiwalt" bezeichnet und zugleich erklärt, daß der Großherzog nicht Willens sei, diesen Mißbrauch in seinen Wirkungen fortbestehen zu lassen. Er wolle nur noch vorher hören, was der Rath außer dem Inhalt der Entscheidungsgründe noch etwa zur Rechtfertigung seines freisprechenden Erkenntnisses vorzutragen habe.

Nach Erfüllung dieser Formalitäten bewirkte der Minister ein weiteres großherzogliches Rescript (29. November 1864), durch welches das von dem Rath gefällte Erkenntniß für nichtig erklärt und derselbe angewiesen ward, ein anderes, nicht freisprechendes, sondern verurtheilendes Erkenntniß nach Maßgabe der ministeriellen Gesetzesauslegung und des auf Grund dieser Auslegung erlassenen ministeriellen Verbots der Theilnahme am Nationalverein abzufassen, und von der landesherrlichen Annullirung des freisprechenden Erkenntnisses den Freigesprochenen sofort Anzeige zu machen. Hinzugefügt ward die Bedrohung mit einer Geldstrafe von 1000 Thlr., wenn der Rath es sich noch einmal einfallen lasse, die Richtigkeit der vom Minister v. Oertzen bekundeten Auslegung des Vereinsgesetzes in Zweifel zu ziehen.

Der Rath hielt es jedoch begreiflich mit seiner richterlichen Ehre und Pflicht nicht vereinbar, diesem Befehl zur Wiederaufnahme der Untersuchung und nachträglichen Verurtheilung der von ihm Freigesprochenen Folge zu leisten.

Der Minister sann anfangs auf Zwangsmaßregeln, um den Rath zur Befolgung seines Befehles anzuhalten. Später aber gab er diesen Plan wieder auf und versuchte es auf einem anderen Wege. Er übernahm selbst die Substituirung des freisprechenden Erkenntnisses durch ein verurtheilendes. Durch ein großherzogliches Rescript vom 27. Mai 1865 ward dem Rathe angezeigt, daß es nunmehr der landesherrliche Wille sei, das vom Senator Blanck gefällte Erkenntniß erster Instanz zur Ausführung zu bringen, und zugleich befohlen, daß der Rath dies den Freigesprochenen notificiren und das Polizeiamt mit der Vollziehung des Weiteren beauftragen solle. Nur in Bezug auf Moritz Wiggers glaubte der Minister

eine Ausnahme ſtatuiren zu ſollen. Für dieſen ſollte, da er vom Polizeiamt bisher nur verurtheilt, aber noch nicht in Unterſuchung gezogen war, an die Stelle des freiſprechenden Erkenntniſſes erſt eine neue Unterſuchung und erſt nach deren Beendigung eine Verurtheilung treten.

Auch dazu weigerte ſich der Rath die Hand zu bieten, und der Miniſter v. Oertzen griff jetzt zu Zwangsmaßregeln, um den von ihm adoptirten blanckſchen Spruch zur praktiſchen Geltung zu bringen. Ein großherzoglicher Commiſſarius, der Regierungsfiscal Kanzleirath Kues, erſchien in Roſtock und machte dem Rath die Mittheilung, daß er entweder binnen drei Tagen dem Befehl des Miniſters Folge zu leiſten oder zu gewärtigen habe, daß eine dem worthabenden Bürgermeiſter einzulegende Executionsmannſchaft von 25 Mann, deren Ausquartirung nicht ſtatthaft ſei, Gehorſam erzwingen werde. Als der Rath auch dieſer Drohung noch Stand hielt, rückten am 17. Juni Nachmittags 3 Uhr 25 Mann großherzoglicher Gardetruppen aus Schwerin unter Anführung des Lieutenant v. Rantzau in die Stadt und beſetzten das Haus des Bürgermeiſters Dr. Zaſtrow, in deſſen Beletage ſie ſich niederließen. Der Rath glaubte jetzt ſeine richterliche Ehre hinlänglich gewahrt zu haben und hatte ſchon im Voraus beſchloſſen, den Beginn der Zwangsmaßregeln als das Signal anzuſehen, daß der geeignete Zeitpunkt der Nachgiebigkeit gekommen ſei. Er hatte dafür geſorgt, daß 43 Decrete, eines für jedes Mitglied des Nationalvereins, zugleich mit 43 Abſchriften der beiden landesherrlichen Reſcripte vom 29. November 1864 und 27. Mai 1865 zur Inſinuation bereitlagen. Es blieb in den Decreten nur noch das Datum auszufüllen. Nachdem dies geſchehen war, ſetzten ſich die Rathsdiener in ihren rothen Uniformen in Bewegung und eilten mit den Actenſtücken durch die Stadt, um den einzelnen Nationalvereinsmitgliedern die Urkunde zu überbringen, nach welcher ihre Freiſprechung nicht gelten und ſie ſich auf Befehl des Großherzogs mit dem Erkenntniß erſter Inſtanz zu begnügen haben ſollten. Abends 9 Uhr nahm die militäriſche Beläſtigung des Bürgermeiſters ein Ende, die Soldaten wurden in ein Wirthshaus verlegt und kehrten am andern Mittag nach Schwerin zurück.

Dem Miniſter iſt es allerdings gelungen, ſeinen Willen durchzuſetzen; aber, wir fürchten, zum ſchweren Nachtheil ſeines eigenen Anſehens und des Anſehens der Behörden und Geſetze unſeres Landes. Er hat die Rechtsordnung durchbrochen, indem er ein in allen geſetzlichen Formen erlaſſenes rechtskräftiges Erkenntniß annullirt und ſein eigenes Belieben an die Stelle geſetzt hat; er hat dies gethan, ohne den Angeklagten die ihnen geſetzlich zuſtehende zweite Inſtanz zu gewähren und vorher ihre Vertheidigung zu hören; er hat die Mitwirkung des roſtocker Raths zu dieſem Verfahren erpreßt, dieſelben Männer, welche nach ihrer Rechtsüberzeugung ein freiſprechendes Erkenntniß gefällt und nach ihrer richterlichen und obrigkeitlichen Pflicht die Freigeſprochenen gegen die Gewalt

Digitized by Google

mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte zu schützen hatten, gezwungen, sich an der Ausübung des Unrechts zu betheiligen, und durch dies alles das richterliche und obrigkeitliche Ansehen untergraben und auf das Schwerste geschädigt. Die Verstimmung der rostocker Bürgerschaft sowohl über den geschehenen Eingriff in die Rechtspflege wie über die vorzeitige und übermäßige Nachgiebigkeit des Raths ist groß, und die Bürgervertretung, in Rostock noch höchst alterthümlich aus 50 Deputirten der Kaufmannscompagnie und 50 Deputirten der Handwerkszünfte gebildet, hat in sehr energischen Erklärungen an den Rath ihre Mißbilligung seines Verhaltens ausgesprochen.

Der Rath soll dem Großherzog gegenüber noch eine weitere rechtliche Vertretung der Gerechtsame der Stadt reservirt haben, wozu ihm allerdings die Erbverträge, in welchen das rechtliche Verhältniß der Stadt zum Landesherrn ihre Grundlage hat, noch einen Weg eröffnen. Die Thatsache, daß der Rath einen Rechtsspruch, zu dessen Annullirung er dem Minister das Recht bestreitet, hat annulliren helfen und einen außerhalb der Rechtsordnung erlassenen Befehl zur Bestrafung von Männern, die er von Strafe und Schuld freigesprochen, hat in Vollzug setzen müssen, kann dadurch keinenfalls ungeschehen gemacht werden.

Von Seiten der betheiligten Nationalvereinsmitglieder wird, zur Beseitigung der von höchster Stelle erfolgten Rechtshemmung, der Weg der Beschwerde bei dem Bundestage, welchen der Artikel 29 der wiener Schlußacte vorzeichnet, betreten werden.

Der siebenjährige Krieg als Religionskrieg.

Ueber die Flugschriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges von Dr. Eduard Cauer. Potsdam, 1865. Verlag der Gropiusschen Buchhandlung. 64 S. 8.

Wie die Reformation, der dreißigjährige Krieg und die Befreiungskriege, so rief auch der siebenjährige Krieg eine große Anzahl von Flugschriften und fliegenden Blättern hervor. Derartige Producte ersetzten eben die damals noch mangelnden, wenigstens sehr mangelhaften Zeitungen in der Vertretung der öffentlichen Meinung. So sind sie von großer Bedeutung für die Geschichte

Digitized by Google

jener Zeiten, und namentlich für die Erkenntniß des Antheils, welchen die tiefe Erregtheit des Volkes an dem Verlauf der Dinge hatte. Was von solchen Schriften während der zuerst genannten drei Epochen erschien, ist, wenn auch gewiß noch nicht hinreichend, gesammelt und berücksichtigt worden. Für den siebenjährigen Krieg dagegen ist noch ungemein viel werthvolles Material unbenutzt geblieben, und so ist die Ergänzung dieser Lücke, die der Verfasser der vorliegenden Broschüre sich zur Aufgabe gemacht hat, und von der er hier eine Probe giebt, ein sehr dankenswerthes Unternehmen, dem wir um so mehr die erbetene Förderung wünschen, als Herr Cauer sich in seiner Kritik und Charakteristik der hier ins Auge gefaßten Beiträge Friedrichs zu der betreffenden Literatur als vorzüglich für diese Arbeit befähigt zeigt.

Ueberblicken wir die vierzehn Flugblätter und Broschüren, welche der Verfasser bespricht, und von denen er die drei ersten — wie uns scheint mit Recht — als gewiß, wenigstens sehr wahrscheinlich nicht aus der Feder des Königs hervorgegangen ansieht (es sind „Lettre (de l'inconnu) à M. le maréchal duc de Belle-Isle", „Lettre d'un aumonier de l'armée autrichienne au révérend père supérieur des cordeliers du couvent de Francfort-sur-le-Main" und „Lettre du maréchal Léopold comte de Daun au pape"), so sehen wir, daß in ihnen häufiger als irgendein anderer Gedanke der des religiösen Gegensatzes wiederkehrt, welcher zwischen Preußen und seinen Gegnern besteht. Daß Friedrich die Sache des Protestantismus und der Religionsfreiheit zu vertreten habe gegenüber der katholischen Beschränktheit und Intoleranz, ist eine Anschauung, die in dreien von den Flugschriften desselben, in dem bekannten Breve an Daun, in dem Glückwunschschreiben Soubises an denselben und in den „Lettres de Phihihu"*) geradezu den Mittelpunkt der Darstellung bildet, und ebenso richten die beiden letzten der oben als unecht bezeichneten Schriften, die beiläufig sehr wahrscheinlich von d'Argens herrühren, und die Briefe, welche derselbe Vertraute Friedrichs unter der Maske eines evangelischen Geistlichen veröffentlichte, ihre Spitze gegen den Katholicismus der Gegner des Königs.

Die Weisheit des Herrn Onno Klopp ist mit diesen Schriften rasch fertig geworden. Was konnte einen Religionsverächter wie Friedrich der Gegensatz

*) Dieses Werk, die umfassendste Satire, die Friedrich während des Krieges geschrieben hat, erschien 1760 und schließt sich in der Form an Montesquieus „Persische Briefe" an. Es sind sechs Briefe eines Chinesen über die Eindrücke, die er in Rom empfängt, und es ist darin alles zusammengetragen, was der König gegen den Papst auf dem Herzen hatte, dem er damit nach einem Briefe an d'Argens dafür, „daß er die Degen seiner Feinde geweiht und vatermörderischen Mönchen Zufluchtsstätten geschaffen, einen Krallenhieb (coup de patte) versetzen wollte". Die Papstwahl, die Messe, die Excommunication, die Sündenvergebung, die Lehre von der Zulässigkeit des Widerstandes gegen die weltlichen Obrigkeiten, das ganze römische Kirchenthum werden auf das Grausamste verspottet.

Digitized by Google

der Confessionen kümmern. Stellten er und sein französischer Helfershelfer sich so, als schrieben sie dem Kriege eine religiöse Bedeutung zu, so geschah es nur, weil sie es opportun fanden, weil sie damit das protestantische Volk auf ihre Seite zu bringen hofften. Als der Zweck erreicht war, sahen sich die beiden Auguren an und lachten. Zwei ungläubige Philosophen Erfinder und Prediger des Religionskriegs, die Anhänglichkeit der Menschen an positives Kirchenthum zu den Zwecken eines Königs ausgebeutet, der dieses Kirchenthum für Thorheit hielt — wie hätte Herr Klopp sich die Ausmalung dieses pikanten Contrastes versagen dürfen!

Anders unser Autor, der damit allerdings weniger pikant wird, aber sicher der Wahrheit besser dient als jener katholisirende Tendenzschriftsteller. Der siebenjährige Krieg war in der That, wenn auch nicht vorwiegend, ein Religionskrieg, wenigstens faßte ihn ein Theil des Volkes bis zu einem gewissen Grade so auf, und Friedrich selbst theilte die damit verbundenen Besorgnisse. Klopp läugnet natürlich wie die ganze Gruppe von Pseudohistorikern, der er angehört, daß katholischerseits Anlaß zu Befürchtungen für den Protestantismus gegeben worden sei. Aber Häusser hat („Sendschreiben zur Beurtheilung Friedrichs des Großen", Heidelberg 1862, S. 58 ff.) schlagende Thatsachen angeführt, nach denen solcher Anlaß allerdings gegeben war. Indeß lassen wir diese Frage mit dem Verfasser unsrer Schrift dahin gestellt und beschäftigen uns zunächst nur mit der ebenso wichtigen, ob Befürchtungen, wie die erwähnten, wirklich gehegt und ob dieselben vor den Briefen, die d'Argens 1759 unter der Maske eines protestantischen Pfarrers schrieb, und vor Friedrichs oben angeführten Flugschriften, die 1759 und 1760 erschienen, bereits in Druckschriften ausgesprochen waren, ob man also unrecht thut, Friedrich und d'Argens als Erfinder der Vorstellung zu betrachten, daß der siebenjährige Krieg auch der Religion gelte.

Die Antwort, welche unsere Broschüre darauf giebt, lautet bejahend, und das Ja ist hinreichend motivirt. Wir geben die bezüglichen Seiten im Auszug. Zunächst war der Glaube, daß Friedrich zugleich den Protestantismus vertheidige, Hauptgrund der wunderbaren Popularität, deren sich der König in England erfreute. Dann sind die bekannten Vorgänge auf dem regensburger Reichstage zu beachten. Wichtiger endlich ist, daß sich Schriften aus den Jahren vor Erscheinen der d'Argensschen Briefe des evangelischen Geistlichen finden, in denen jener Glaube sich äußert oder, was von noch größerer Bedeutung ist, bekämpft, also als weitverbreitet vorausgesetzt wird.

Unter den Schriften der letzteren Art führt der Verfasser unsrer Arbeit als eine der frühesten die 1756 erschienenen, dann auch in deutscher Uebersetzung herausgekommenen „Réflexions d'un Suisse sur les motifs de la guerre présente" an. Dieselben verfolgen von vornherein die ausgesprochne Absicht, die Besorgnisse der Protestanten vor einer Gefährdung ihres Glaubens durch den

Digitized by Google

Bund der katholiſchen Hauptmächte Europas zu zerſtreuen, und conſtatiren eben durch dieſe Tendenz das Vorhandenſein und die Bedeutung dieſer Beſorgniſſe.

Die gleichen Ziele kehren wieder in zwei deutſchen Flugſchriften des Jahres 1757, welche Cauer in der Sammlung der berliner Kriegsakademie fand. Die eine, zu Köln erſchienen, führt den Titel: „Abbildung des gegenwärtigen Kriegs in Teutſchland, nach ſeinem eigentlichen Urſprung und Folgen vorgeſtellt in dem Briefe eines Bürgers der freien Reichsſtadt F. an einen preußiſchen Unterthanen". Die zweite nennt ſich: „Betrachtungen über den gegenwärtigen innerlichen Krieg der Deutſchen und deſſen Abſicht auf die Religion", und iſt dem Titel nach in Goslar herausgekommen.

Allerdings iſt nun richtig, daß dieſe Schriften ſich ſelbſt mehr oder minder beſtimmt als von Proteſtanten verfaßt geben. Allein erſtens beweiſt dies nichts für ihren wirklichen Urſprung; denn wenn ſie Katholiken zu Verfaſſern hatten, ſo hatten dieſe, wofern ſie auf die Evangeliſchen wirken wollten, ſicherlich alle Urſache, ſich in deren Kleider zu ſtecken. Dann aber, wollte man auch das Herauskehren des proteſtantiſchen Bekenntniſſes bei ihnen für mehr als bloße Maske halten, ſo würde daraus eben nichts weiter folgen, als daß es damals auch einzelne Proteſtanten gab, die unter ihren Glaubensgenoſſen eine iſolirte Stellung einnahmen — eine ſolche Stellung etwa wie heutzutage Herr Klopp, der Lobredner Tillys und der Verkleinerer des großen Friedrich.

Von der großen Anzahl directer Beweisſtücke, welche ſich für die Thatſache beibringen ließen, daß das deutſche Volk den ſiebenjährigen Krieg als einen Kampf auch von religiöſer Bedeutung anſah, führt der Verfaſſer nur die Reihenfolge von „Schreiben eines Freundes aus Sachſen an ſeinen Freund in W** über den gegenwärtigen Zuſtand des Krieges in Deutſchland, Freiburg 1758" an, eine Art periodiſcher Schrift, welche dazu beſtimmt geweſen zu ſein ſcheint, im Kurfürſtenthum Sachſen das preußiſche Intereſſe zu vertreten. Gleich in dem zweiten dieſer Briefe wird nun aber der religiöſe Geſichtspunkt mit aller Entſchiedenheit eingenommen und die Erörterung der betreffenden Frage mit folgenden Worten eingeleitet:

„Seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hat man hin und wieder geglaubt, daß die Feinde des Königs von Preußen außer den Abſichten auf ſeine Lande auch Anſchläge wider die bisherige Freyheit der proteſtantiſchen Religion in Deutſchland hegten. Die meiſten preußiſch Geſinnten behaupteten dieſe Meinung und beſtärkten ſie aus den öffentlichen Schriften des berliner Hofes, durch welche ſich derſelbe wegen Ergreifung der Waffen wider Oeſtreich und Sachſen rechtfertiget. Da wir hier zu Lande nie gut preußiſch geſinnet geweſen: ſo fand auch die Vorſtellung, daß unſre Religions-Freyheit in Gefahr ſchwebe, bey uns wenig Glauben. Diejenigen, welche ſich die Gabe

Digitized by Google

beylegen, für andere tief in die geheimſten Cabinetter der Monarchen ſehen zu können, bemühten ſich, jedermann mit vieler Dreiſtigkeit zu überreden, der Vorwand der Religion ſey nur ein Staatsgrif, ein blinder Lärmen, den die Preußen bliessen, um die proteſtantiſchen Stände in den Harniſch zu jagen und auf die Weiſe ihre verlaſſene Parthey zu verſtärken. Dieſes Vorgeben fand deſto mehr Beifall, je gemäſer es dem Geſchmacke unſrer Zeiten war, da man es zur Mode machen will, von der Religion geringſchätzig zu urtheilen. Ja man wußte es mit vielem Scheine vorzubringen, daß auch viele Geiſtliche es für gegründet hielten."

Der Briefſchreiber verſucht dann ausführlich das Irrthümliche der in Sachſen verbreiteten Meinung darzuthun, daß die Beſorgniſſe des proteſtantiſchen Volkes wegen ſeines Glaubens grundlos ſeien, und zu zeigen, daß letzterer in ſeiner Freiheit durch die katholiſchen Mächte, die gegen Friedrich in Waffen ſtanden, allerdings bedroht ſei. Auf die Prüfung der zu dieſem Zweck vorgebrachten Thatſachen geht unſre Schrift nicht ein. Es war hier nur zu zeigen, und es iſt in der That gezeigt worden, daß die religiöſe Frage vom Beginn des ſiebenjährigen Krieges an im proteſtantiſchen Deutſchland auf der Tagesordnung ſtand. Wer ſie alſo auch immer auf dieſelbe gebracht haben mag, er hat damit nichts Willkürliches erſonnen, ſondern einer Empfindung Ausdruck gegeben, welche in der Situation tief begründet war und in Tauſenden ſchlummerte.

In welchem Verhältniß aber ſtand Friedrich der Große zu dieſer allgemeinen religiöſen Erregung der Gemüther? Die Antwort lautet: nichts lag ſeiner Natur von Hauſe aus ferner als die Entfeſſelung religiöſer Leidenſchaften zum Zwecke politiſcher Erfolge. In ſeinem „Anti-Machiavel" d. h. in der urſprünglichen, nicht von Voltaire verkürzten Faſſung dieſes Buchs, wie ſie jetzt in der neueſten Ausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand" vorliegt, ſpricht er ſich darüber ſehr entſchieden aus, und den hier niedergelegten Grundſätzen iſt er zur Zeit des erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieges trotz mancher Verlockung zum Gegentheil durchaus treu geblieben. Gern hätte ihn die Stimmung der Proteſtanten Schleſiens in die Wege Guſtav Adolfs einlenken ſehen, aber gefliſſentlich vermied er, ſeinem Thun in dieſen Kriegen religiöſe Motive unterzuſchieben, ja er ließ damals einer ſolchen Auffaſſung, wo ſie trotzdem ſich geltend machte, mit aller Beſtimmtheit entgegentreten. Und dieſer Haltung entſprach die Behandlung, die der König dem eroberten Lande zu Theil werden ließ: er befreite die proteſtantiſche Bevölkerung von dem Drucke, unter dem ſie bis jetzt gelitten hatte, und gab ihr das Recht, ſich aus eignen Mitteln ihre kirchlichen Einrichtungen zu geſtalten. Weiter ging er nicht, und wo der Eifer ſeiner Anhänger ihn über dieſe Linie hinauszudrängen ſuchte, wo Entfeſſelung des religiöſen Fanatismus drohte, leiſtete er entſchiedenen Widerſtand. Als er z. B. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg in Landshut eintraf, umringten ihn eine Maſſe von Bauern,

Digitized by Google

die um die Erlaubniß baten, alles, was in der Gegend katholisch war, umzubringen. Er beruhigte ihre Leidenschaften und hieß sie des Bibelworts eingedenk sein, nach welchem sie die, welche ihnen Böses gethan, segnen, und für die, welche sie verfolgt, beten sollten. Niemals hat Friedrich sich damals herbeigelassen, sich der Religion als einer Angriffswaffe zu bedienen.

Anders lagen die Dinge zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Wie dieser von dem Könige von Anfang bis zu Ende nur zur Abwehr feindlicher Vergewaltigung geführt wurde, so waren auch, wie oben gezeigt, die religiösen Stimmungen der Protestanten während desselben nichts weniger als aggressiv. Vielmehr handelte es sich auch ihnen nur um Vertheidigung gegen Gefahren, von denen man sich bedroht zu halten Ursache hatte. Hätte Friedrich diese Befürchtungen, ohne sie zu theilen, in einem Kampfe um seine und seines Landes Existenz, wie er jetzt gekämpft wurde, auszubeuten versucht, so würde ihn schwerlich ein Billigdenkender darüber tadeln. Aber in Wahrheit verhielt es sich ganz anders. Denn Friedrich war weit entfernt, die religiöse Erregtheit der Gemüther nur als ein ihm völlig Fremdes, aber Nützliches in seinen politischen Calcul aufzunehmen, sondern die Gefahren, die gegen den Protestantismus heranzogen, gingen ihm persönlich zu Herzen. Wie frei er auch über das Dogma dachte, wie verächtlich ihm der orthodoxe Hokuspokus vorkam, den Werth der Reformation und das eigentliche Wesen des Protestantismus wußte er sehr wohl zu schätzen. Wem das nicht schon aus der ganzen Natur und Denkart des großen Königs klar ist, der findet den Beweis dafür in seiner Abhandlung „De la superstition et de la religion“ und namentlich im dritten Artikel derselben (Oeuvres I. 204 ff.). Welche Fortschritte der menschliche Geist direct und indirect der Reformation verdankt, wie sie anregend auch auf die katholische Kirche zurückgewirkt hat, welche Vortheile für die geistige Freiheit gerade das Nebeneinanderbestehen mehrer Bekenntnisse bietet, diese und ähnliche Fragen bespricht er hier nicht in frivol spottendem Tone, sondern mit einem Ernst und einer Unbefangenheit, die seinem historischen Sinne alle Ehre macht. Ein anderer Beweis liegt in der Haltung, welche der König während des siebenjährigen Krieges gewissen Friedensprojecten gegenüber einnahm, als ihm dieselben vorgelegt wurden. So erzählt Barthelmeß in seiner „Histoire philosophique de l'académie de Prusse“, als dem Könige aus der Mitte der Akademie die Idee eines Arrangements entgegengebracht worden, welches darauf hinausgelaufen sei, auf Schlesien als den eigentlichen Gegenstand des Streites zu verzichten und dafür die polnische Krone zu nehmen, habe Friedrich diesen Plan schon deshalb für unausführbar erklärt, weil er, obgleich ein schlechter Protestant, sich doch nie zu dem hierbei nothwendigen Religionswechsel verstehen würde. In diesem Punkte dachte er also ebenso streng als sein Vorfahr, der große Kurfürst, der einst eine ähnliche Aussicht aus demselben Grunde ver-

Digitized by Google

schmäht hatte, während die Nachbarfürsten in Sachsen ohne Besinnen für den polnischen Königstitel ihren Glauben abschwuren.

„Wer hat nun," fragt unsre Schrift, „bei solchen Ueberzeugungen und Grundsätzen des Königs ein Recht zu behaupten, es sei ihm nicht Ernst gewesen mit seinen Sorgen um die Erhaltung des Protestantismus, wie er sie namentlich in den vertraulichen Briefen an die Markgräfin von Bayreuth laut werden läßt, also in Augenblicken, wo er wahrlich am wenigsten Anlaß hatte, Empfindungen zu heucheln, die nicht wirklich in ihm lebten? Und hatte es denn nicht volle Wahrheit, was er ihr am 13. Juli 1757 nach der Schlacht bei Collin schrieb? „Enfin, voici la liberté de l'Allemagne et celle de cette cause protestante, pour laquelle on a tant versé de sang, voilà ces deux grands intérêts en jeu; et la crise est si forte, qu'un malheureuse quart d'heure peut établir pour jamais dans l'Empire la tyrannique domination de la maison d'Autriche." Und weil er sich von dem kirchlichen Dogma emancipirt hatte, sollte es ihm nicht zugestanden haben, diese Wahrheit auszusprechen und zu empfinden?"

Daß die Gestalt, in der diese Empfindungen in jenen Flugschriften vor das Publikum traten, die des Angriffs gegen die feindliche Macht, gegen das römische System war, lag theils in der eignen streitbaren Natur des Königs, theils in seiner Situation und namentlich in der herausfordernden Haltung Papst Clemens des Dreizehnten. Erst als dieser durch die bekannten Schritte zum heiligen Kriege gegen den ketzerischen König aufgefordert hatte, brach dessen Zorn und Spott über Rom los und erging*) an d'Argens das Verlangen, bei diesem Federkriege mitzuwirken.

Wie der französische Philosoph diesem Wunsche Friedrichs nachkam, soll hier kurz angedeutet werden. Er schrieb theils in dem satirischen Tone des Königs. So in dem Briefe Dauns an den Papst, in welchem der Marschall sich für den ihm verliehenen geweihten Hut und Degen bedankt und das Gerücht mittheilt, Friedrich habe zur Neutralisirung der Kraft dieser Geschenke die Säbel seiner Husaren durch den Bischof von Canterbury weihen lassen; und so ferner in dem Briefe des östreichischen Feldpredigers, welcher nachweist, daß der König die Siege bei Liegnitz und Torgau dem Bunde mit dem Teufel verdanke, den ein Mitarbeiter an der Encyklopädie vermittelt; eine Stelle aus Locke, diesem „höllischen" Schriftsteller, dient als Beschwörungsformel, und zwanzig Stück schlesische Jesuiten werden dem bösen Feind als Preis für seine Hilfe versprochen. Sodann aber wagte sich d'Argens in den „Briefen eines protestantischen Geistlichen" auch auf ein Gebiet, welches von Friedrichs Art

*) Im Mai 1759 in einem Schreiben, worin es heißt: „Allons, allons, une bonne brochure contre l'Infame", mit welchem Worte Friedrich oft den Papst bezeichnet.

Digitized by Google

weit ablag, und welches ihn dieſer nicht ohne Mißtrauen betreten ſah. Der Brief vom 12. Mai 1759, in welchem der König ſeine Zweifel in dieſer Hinſicht äußert, beweiſt vollſtändig, daß derſelbe, wie ſehr er auch von der religiöſen Bedeutung des Kampfes überzeugt war, doch dem Gedanken, ihn zum Religionskriege ſtempeln zu wollen, fern ſtand. Er ſchreibt:

„Sie wollen ſich der alten Maſchine der Religion bedienen? (Folgen dann Verſe, in denen die Religion als verbrauchte Waffe, der Fanatismus des Glaubens als Gegenſtand des Gelächters bezeichnet wird, worauf es weiter heißt:) Nicht, daß ich Ihr Vorhaben verwerfe. Schreiben Sie nur immer zu und machen Sie, was ſich machen läßt. Aber, mein Lieber, das perſönliche Intereſſe bei unſern guten Proteſtanten überwiegt die Anhänglichkeit, die ſie an die Communion sub utraque hegen, und ich ſehe voraus, binnen Kurzem wird es mit dieſer Religion zu Ende ſein, ſei es, daß man ſie zu Grunde richtet, indem man mich ſtürzt, ſei es, daß man ſie den ſanften Tod durch Erlöſchen des Eifers ſterben läßt.“

Friedrich hat hier die Lebenskraft des Proteſtantismus ſehr unterſchätzt, ſeine Zukunft durchaus unrichtig beurtheilt. Sein Bild bleibt aber auch hinter den Zuſtänden und Stimmungen, in deren Mitte er ſelbſt lebte, und die in den vorhergehenden Auszügen aus Cauers Schrift angedeutet ſind, auffallend zurück, und ſo könnte man ihm hiernach eher den Vorwurf, er habe die damals vielfach ſich kundgebenden Symptome kirchlichen Lebens zu wenig beachtet, als den machen, er habe dieſelben für ſeine Zwecke benutzt.

Sei dem aber, wie ihm wolle, jedenfalls hat der Verfaſſer unſrer Broſchüre dargethan, daß die religiöſe Erregung, welche in den erſten Jahren des ſiebenjährigen Krieges in der proteſtantiſchen Welt zu Tage trat, eine ſpontane war und nicht eine vom König Friedrich auf künſtlichem Wege erzeugte, und daß ferner, wenn er ſelbſt in mehren ſeiner Flugſchriften zu dem Mittel einer auf dem kirchlichen Gebiet ſich bewegenden Polemik gegriffen hat, er damit nicht einer kühlen und heuchleriſchen Berechnung, ſondern dem allgemeinen Zuge der Zeit und dem eigenſten Bedürfniſſe ſeiner Natur gefolgt iſt.

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Julius Meyer, das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet von D. Fr. Strauß, und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1865.

Als ein unumwundenes Wort für das straußsche Werk kündigt sich diese Schrift an. Nicht als ob das bedeutende, durch seinen eigenen Werth sich Bahn brechende Buch eines Fürsprechers bedürfte. Aber sie möchte zum Lesen des straußschen Buchs selbst anregen, indem sie in dasselbe einführt und die Stelle bezeichnet, welche es einerseits im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart, andrerseits sowohl zur Kirche und Theologie, als zum ersten „Leben Jesu" und der seitherigen Evangelienkritik, endlich zu den neuesten ähnlichen Versuchen, uns mit dem Christenthum auseinanderzusetzen, einnimmt. Insofern ist die anziehend und durchaus populär geschriebene Schrift keineswegs überflüssig; denn unser Publikum war doch im Grund noch wenig vorbereitet, als mit einem Mal von den verschiedensten Seiten und Standpunkten her die neuen Bearbeitungen des Lebens Jesu, die alle an das Volk appellirten, auf dasselbe einstürmten, und so konnte es leicht kommen, daß in augenblicklicher Gunst solche Darstellungen die Palme davontrugen, welche entweder mehr an die Neugierde und die Phantasie, als an das ernste Denken sich wandten, oder die durch salbungsvolle Zuthaten aus der Küche der Kanzelberedsamkeit an die gemäßigten Bedürfnisse der Halbgebildeten sich anschmeichelten. Man darf den Fortschritt nicht unterschätzen, der in den Werken des französischen Gelehrten und des heidelberger Kirchenraths liegt, aber ihre leichte Waare birgt auch wieder die Gefahr, daß der Leser über die Bedeutung des thatsächlich vorhandenen Conflicts hinweggetäuscht werde und unter einem dürftigen Nothdach geborgen besserer und tieferer Einsicht sich verschließe. Die Bedeutung des straußschen Buches gegenüber von Renan und Schenkel ins rechte Licht zu setzen, ist daher das besondere Bestreben des Verfassers. Den Hauptunterschied erkennt er mit Recht darin, daß Renan und Schenkel den Leser dem Christenthum der Bibel gegenüber in einem unfreien Verhältniß lassen, weil sie dessen Wundergeschichte nicht erklären, also die Ausscheidung des Ungeschichtlichen nach Laune und Willkür vornehmen, somit ihr Leben Jesu nicht beweisen. Es ist mit einem Wort wesentlich die gründliche Evangelienkritik, welche Strauß so weit über die andern Biographen Jesu erhebt. „Jedes Bild des historischen Jesus, jede Erklärung seiner Sagengeschichte, welche diese Bedingung nicht erfüllen, sind nothwendig verschwommen, lückenhaft, schief und unklar. Ja die allererste Bedingung zu einem echten Biographen Jesu, die nämlich, frei, weder in Haß und blindem Eifer, noch in Furcht und Rücksichten befangen, um den Tadel wie den Beifall der halbgebildeten Menge, welche vor jeder letzten ernsten Consequenz erschrickt, unbekümmert dem Kirchenglauben entgegenzutreten, auch diese Bedingung hängt zum großen Theil von jener andern ab, in der Evangelienkritik festen Fußes auf der Höhe der heutigen Forschung zu stehen."

Digitized by Google

Daniel Schenkel, die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction. Wiesbaden, Kreidels Verlag. 1865.

Auf die Verketzerungen seiner Gegner, auf die Sündfluth von Protesterklärungen der neumodischen protestantischen Päpstlein hat Schenkel mit dieser „Schutzschrift" geantwortet, welche, da seine Sache zugleich die der protestantischen Lehrfreiheit ist, über die Bedeutung einer persönlichen Vertheidigung hinausgeht. Schenkel ist ein gewandter Polemiker, er bleibt seinen Gegnern nichts schuldig, die Worte stehen ihm in reicher Fülle zu Gebot, und sie würden vielleicht noch mehr Eindruck machen, wenn sie ihm nicht gar zu reichlich und breit zuströmen würden. Was er zur Signatur der modernen Rückschrittstheologie, über ihren wesentlich katholischen Charakter, über ihre Halbheit, die doch jeden Augenblick den eigenen Principien untreu wird, was er über das Wesen des Protestantismus, über das Recht einer freieren Theologie auf dem Boden des Christenthums, endlich über den Verlauf des badischen Kirchenstreits sagt, wird — die theologische Zunft ausgenommen — überall Zustimmung und Antheil finden. Es ist immerhin nicht wenig werth, diese Grundsätze von solcher Stelle muthvoll vertheidigt zu sehen. Was er dann freilich zur Vertheidigung seines „Charakterbildes" im Einzelnen beibringt, wird die Einwendungen nicht entkräften, welche das letztere von wissenschaftlicher Seite erfuhr. Zum Glück liegt in den von ihm bekannten Principien zugleich die Kraft auch über gutgemeinte Compromisse und halbe Zugeständnisse hinauszutreiben. Denn der Protestantismus ist, wie Schenkel sagt, eine niemals fertig zu bringende und ganz zu lösende, sondern vielmehr ins Unendliche fortschreitende Aufgabe. Der Protestantismus ist, seinem geschichtlichen Ursprung und seiner ganzen Bestimmung nach, ein Element der Bewegung und Entwicklung; jeder Stillstand, jedes blos äußerliche Verharren auf einem gegebenen Standpunkt ist mit dem Wesen desselben unverträglich.

Zur Geschichte des weimarischen Theaters von Dr. E. W. Weber. Weimar, H. Böhlau. 1865. 306 S. 8.

Vier Abhandlungen, von denen die erste „der Vers im Drama" überschrieben ist, aber sich nicht blos auf den bekannten Streit über die Anwendung des Verses im Drama beschränkt, sondern die stufenweise Hebung und Vervollkommnung der weimarischen Bühne unter Goethe und Schiller, deren allmälige Idealisirung, besonders nach Aufführung der wallensteinschen Trilogie zu schildern unternimmt. Die zweite kürzere Abhandlung beschäftigt sich mit einem Streit zwischen Herder und Goethe über Kirche, Schule und deren Verhältniß zum Theater, der für beide charakteristisch ist. Eine dritte bringt interessante Mittheilungen über Goethes Auffassung von der Berechtigung des Theaters, kirchliche Gegenstände in sein Bereich zu ziehen. Die vierte endlich giebt die Lebensbeschreibung der Schauspielerin Christiane Neumann — die „Euphrosyne" Goethes. Wir theilen aus der dritten Abhandlung Einiges mit. Zu Anfang unsres Jahrhunderts war man im Allgemeinen in Betreff der Zulassung des Heiligen auf der Bühne beträchtlich strenger als jetzt, am tolerantesten zeigte sich gewöhnlich die lutherische Theologie, weniger fügsam und nachsichtig der katholische Klerus, am wenigsten die reformirte Kirche und der Pietismus. Werners „Weihe der Kraft" stieß bei ihrer Aufführung in Berlin wiederholt beim Publikum wie beim Consistorium auf die entschiedenste Opposition. In

Dresden verwandelte der Censor den Beichtvater Domingo im „Don Carlos“ in einen Staatssecretär Perez und den Kapuzinermönch in Hagemanns „Otto mit dem Pfeil“ in einen Scholarchen. Auch durfte hier die Johanna in der „Jungfrau von Orleans“ nicht von der Mutter Gottes, sondern nur vom Genius Frankreichs begeistert sein, der Bischof nur als Seneschall auftreten. Auf den meisten Bühnen durfte nicht gebetet, ja nicht einmal das Wort „Beten“ gebraucht werden und ebensowenig ein heiliger Name. Statt Gott mußte Himmel gesagt werden, selbst Orgelmusik war auf dem Theater verboten. Kotzebues Lustspiel „Die Beichte“ hieß auf den Theaterzetteln in München „Der Clausner“. In dessen „Silberner Hochzeit“ gestaltete die rigaer Censur die Worte: „Wie war dir zu Muthe? Gerade so wie bei der Confirmation, als das letzte Lied gesungen wurde und die ganze Gemeinde mich ansah“, in einer zerstreuten Stunde dahin um, daß der Gefragte erwiederte: „Gerade so wie bei der Handlung, als man mich aus der Schule entließ, der Lehrer und die Eltern mich lobten und umarmten und — die ganze Gemeinde mich ansah.“

Auch Goethe war vorsichtig, wenn religiöse Gegenstände auf die Bühne kommen sollten, doch mehr aus Abneigung gegen jede Vermischung des Heiligen und Profanen. Aber so weit wie die dresdner Beschränktheit ging er nicht. Er ließ alle geistlichen Persönlichkeiten, die ein Dichter aufgestellt, sich vollständig produciren, und am wenigsten hätte er einen religiösen Namen oder ein derartiges Wort geändert. Brachte er einmal etwas auf die Bühne, was Anstoß erregen konnte, so ließ er das betreffende Stück auf das Sorgfältigste einstudiren und die Schauspieler wurden so lange gestimmt, bis heiliger Ernst und feierliche Würde sich über ihr ganzes Spiel verbreiteten. So führte er 1797 „Die Jesuiten“ von Hagemeister mit aller möglichen Feierlichkeit auf, wobei im zweiten Act eine mozartsche Messe verwendet wurde. In ähnlicher Weise gab er später Voltaires „Mahomet“. Gegen die Communion in der „Maria Stuart“ machte er Schiller bekanntlich Vorstellungen, aber wohl nur, weil Karl August, vermuthlich auf Anregung seiner Damen, sich ungünstig darüber geäußert. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts galt die Aufführung von Lessings „Nathan“ als ein Wagniß. Döbbelin war 1783 noch in Berlin damit gescheitert. Goethe aber erzielte, als er das Stück im November 1801 auf die weimarische Bühne brachte, den vollständigsten Erfolg, und da die Welt inzwischen toleranter geworden war, schlug das Drama im nächsten März auch in Berlin und dann auch anderwärts in Deutschland durch.

Von andern Stücken, welche religiöse Grundlage hatten oder biblische Stoffe behandelten, wurden von Goethe noch einige und zwar besonders im zweiten Decennium des neuen Jahrhunderts aufgeführt. So Knebels Bearbeitung des alfierischen „Saul“, mit dem kein Erfolg erreicht wurde, „Jephtas Tochter“ von L. Robert, welches dasselbe Schicksal hatte, da das weimarische Publikum zu leicht herausfand, wo der Verfasser seine Gestalten und Situationen herhatte, „Jacob und seine Söhne“, ein Stück, welches seiner einfachen Musik wegen großen Beifall fand, endlich Calderons „Standhafter Prinz“, welcher, sorgfältig einstudirt, den mächtigsten Eindruck machte. Das Stück wurde infolge dessen in Weimar viel besprochen und dabei geltend gemacht, daß es doch eine fanatisch katholische und auch sonst unsrer Bildungsstufe und unsrer ganzen Empfindungsweise fremde Dichtung sei. Johannes Schulz, damals am Gymnasium angestellt, hob das religiöse Moment desselben

Digitized by Google

sogar in einer Broschüre hervor. Goethe aber sprach seine Verwunderung darüber aus, daß man auf diesen stofflichen Inhalt so viel Gewicht lege; er sehe in dem standhaften Prinzen nur einen christlichen Regulus, an dem das so vollendet sei, daß der Dichter die Standhaftigkeit im Glauben vor den Augen seines Publikums entstehen lasse, vor dessen Augen gleichsam die Märtyrerkrone zusammenflechte.

Noch andere Stücke religiösen oder biblischen Inhalts wurden Goethe zur Aufführung vorgelegt, wie der „Moses“ und der „Luther“ Klingemanns, ein zweiter „Luther“, der im Jahre 1817 von einem Ungenannten erschien, und der „Johannes“ Krummachers; er legte sie aber bei Seite. Gewöhnlich las ihm eingesandte Novitäten dieser Art sein Schreiber John vor, und Goethe pflegte, wenn er die Tendenz des Poeten zu merken begann, zu sagen: „Ich rieche schon das Christenthum.“ Als sein Sekretär Kräuter ihm das „Käthchen von Heilbronn“, welches damals in Weimar Viele entzückte (unter Andern Falk und Schulz) gebracht hatte und Goethe es gelesen, sagte er: „Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn. Die verfluchte Unnatur!“ warf das Buch in den Ofen und setzte hinzu: „das führe ich nicht auf und wenn es auch halb Weimar verlangte.“ Kräuter war erschrocken, denn er hatte das Exemplar nur geliehen. Als Goethe durch die Aufführung von Werners „Wanda“ 1808 mit dem Dichter in persönliche Berührung gekommen war und dieser, gehoben von dem Beifall, den seine Sarmatenkönigin gefunden, die Aufführung noch andrer seiner Stücke, wie des „Kreuzes an der Ostsee“, der „Söhne des Thals“ und der „Weihe der Kraft“ wünschte, zeigte Goethe sich völlig unzugänglich für die christliche Richtung dieser Poesien. Dagegen rieth er Werner, Theaterstücke kleineren Umfangs zu dichten, für welche Goethe damals eine große Vorliebe hatte. Nun traf es sich, daß in einer Gesellschaft bei dem Herrn Geheimrath, in welcher Werner sich auch befand, aus der Zeitung eine schauerliche Kriminalgeschichte vorgelesen wurde, die mit einem merkwürdigen Zusammentreffen der Jahrestage verbunden war. Diese empfahl Goethe Wernern als einen geeigneten Stoff zu einem kleinen einactigen Trauerspiel. Werner ging sogleich darauf ein, und schon nach einer Woche übergab er Goethen den „Vierundzwanzigsten Februar“. Als Goethe das Stück gelesen, hätte er die Aufführung desselben gern abgelehnt, wenigstens wollte er es anfangs nicht vor das große Publikum bringen, sondern es nur vor einer ausgewählten Gesellschaft und bei verschlossenen Thüren geben; doch erfolgte endlich die öffentliche Aufführung, und zwar am 24. Februar 1810, wie Goethe es denn liebte, durch solche beabsichtigte Zufälligkeiten das Schauerliche derartiger Producte wirksamer werden zu lassen. Bei der ersten Aufführung sollen viele Zuschauer vor Entsetzen ganz außer Athem gewesen sein. Die Gelehrten Weimars aber waren gleich bei der Hand, an die Wirkung der Eumeniden in Athen zu erinnern. Der alte Wieland dagegen war verdrießlich über das Stück und machte Goethe über die Zulassung desselben Vorwürfe, worauf er zur Antwort erhalten haben soll (nach Schuldirector Schubarts Mittheilung): „Sie haben wohl recht, aber man trinkt ja nicht immer Wein; man trinkt auch einmal Branntwein.“ So wäre denn Weimar auch die Geburtsstätte der Schicksalstragödie, und zwar wurde das genannte erste Drama dieser Art im Gasthof zum Schwan, nicht weit von Goethes Hause, von Werner geschrieben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. – Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 29.

Ausgegeben am 14. Juli 1865.

Inhalt:

Die Sendung Begezzis . . . . . Seite 81
Das Buch Jona 87
Die Redefreiheit der Kammern, besonders in Preußen 94
Correspondenz aus Schleswig-Holstein 110
Vermischte Literatur 116

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Die Sendung Vegezzis.

Nach der Encyclica nebst Syllabus ein eigenhändiger Brief an Victor Emanuel, den mit dem zwiefachen Kirchenbann Belasteten, dies mußte nicht wenig überraschen. Waren auch im Leben Pius des Neunten spontane Willensäußerungen, rasche Schwenkungen nichts Unerhörtes, so schien er doch mit jenem Manifest vom 8. December sein letztes abschließendes Wort gesagt zu haben, achtzigfach hatte er sein non possumus versiegelt, ja, als wäre er seiner eigenen Schwäche sich bewußt gewesen, so schien es, er wolle durch diesen eclatanten Act sich selbst die Möglichkeit abschneiden, je wieder auf den Weg der Verirrung, auf den Weg der Transaction mit dem modernen Staat zurückzulenken. Wenige Monate, und von ihm selbst gerufen erscheint ein Abgesandter des Königs von Italien im Vatican, und die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten im Königreich wird der Gegenstand ernster Unterhandlungen zwischen Florenz und Rom.

Allerdings, nur von kirchlichen Dingen sollte die Rede sein; allein im Vatican weiß man am besten, was es mit dem Grundsatz auf sich hat, Weltliches und Geistliches getrennt zu behandeln. Nur über die Wiederbesetzung der verwaisten bischöflichen Sitze sollte unterhandelt werden; aber doch unterhandelt mit derjenigen Regierung, welche den Anathemen des heiligen Stuhls zum Trotz besteht und im Besitz der Marken, Umbriens und der Romagna ist. Nicht zwischen den Regierungen, sondern zwischen den Souveränen sollten die Verhandlungen geführt werden; allein auch diese Fiction nahm dem Schritt nichts von seiner Bedeutung. Sie war nothwendig, weil nur sie die tiefe Kluft, welche beide Regierungen trennt, überbrücken konnte. Der Sohn Karl Alberts hatte es, auch seitdem ihn der Bannstrahl getroffen, niemals an Beweisen seiner katholischen Rechtgläubigkeit, wie seiner Ergebenheit gegen die Person des heiligen Vaters fehlen lassen. Eben dadurch war immer eine schmale Thür offen geblieben, durch welche dereinst eine Verständigung des neuen Italien mit dem Vatican möglich war. Zu dieser Verständigung sind jetzt die ersten Schritte gethan. Gleichviel, ob es sofort im ersten Anlauf gelang, die gegenseitigen Ansprüche auszugleichen: indem der Papst mit Victor Emanuel eine Correspondenz

Digitized by

eröffnete, war der bequeme, aber auf die Länge doch nicht unbedenkliche Standpunkt des non possumus aufgegeben. Die Mission Vegezzi ist gescheitert, aber damit ist nur der erste Act des Dramas zu Ende. Jedermann ist in Erwartung, daß der Vorhang wieder in die Höhe gehen wird.

Welche Gründe bewogen den Papst zu der Initiative, die er ergriff? Daß die Curie ernstliche Veranlassung hatte, das Aufhören der kirchlichen Anarchie im Königreich zu wünschen, liegt auf der Hand. Von 229 Bisthümern sind etliche 40 verwaist, die einen, weil die Inhaber von ihren Sitzen vertrieben sind, die andern, weil keine Normen zur Wiederbesetzung der erledigten existiren. Dieser Zustand kann mit der Zeit nur immer schlimmer werden, die Kette der bischöflichen Gewalt ist unterbrochen, die Action der Kirche auf die Gemüther geschwächt, und während die bürgerliche Gewalt sich befestigt und sich anschickt, eine Reihe kirchenrechtlicher Probleme im Sinne des modernen Staatsbegriffes zu lösen, greift die antiklerikale Gesinnung im Volk immer weiter um sich und hat selbst in Italien die Encyclica nebst Syllabus nur den Erfolg der Heiterkeit gehabt. Es ist auf dem Standpunkt des Papstes erklärlich, daß er von der Wiederherstellung der kirchlichen Ordnungen Abhilfe gegen diesen Zustand der Geister hofft. Aber ist es einzig dieses religiöse Interesse, die Sorge für das Seelenheil der Unterthanen des Königs von Italien, was ihn zu jenem Schritte bewog, oder haben andere Motive und Interessen mitgewirkt? Ist vielleicht in Pius dem Neunten eine Reminiscenz aus dem Jahre 1847, ein Funke italienischen Gefühls wieder erwacht, verstärkt durch die Ueberzeugung, daß Kaiser Napoleon im Grunde ebenso der Feind Italiens wie der Curie ist? Oder glaubte der Papst in seiner Berechnung jetzt den Moment gekommen, wo er, der katholischen Gesinnung des Königs sich bedienend, zu einer Restauration verlorener Rechte, zu einer Befestigung seiner politischen Position schreiten konnte? Ist es die Erkenntniß seiner wahren Lage, welche ihn treibt, im Interesse beider Theile dem König aufrichtig die Hand zur Versöhnung zu bieten, oder treibt ihn nur die Besorgniß vor den Folgen des Septembervertrags, sich an die ihm noch übrigen Chancen, welche ihm der Vertrag gelassen, festzuklammern?

Es dürfte schwer sein, auf diese Fragen eine bestimmte Antwort zu geben. Nur so viel ist unzweifelhaft, daß der Entschluß des Papstes nicht blos von kirchlichen, sondern zugleich von politischen Motiven dictirt war. Die Fortexistenz des päpstlichen Staates in der bisherigen Weise ist eine finanzielle Unmöglichkeit, sie ist überdies schon in einer nahen Zukunft aufs äußerste gefährdet durch die drohende Perspective des baldigen Abzuges der Franzosen. Und nun ist das Bedeutsame eben dies, daß der Schritt des Papstes genau in der Richtung des Septembervertrags liegt. Er ist durch diesen erst möglich geworden, er ist durch ihn aber auch herausgefordert.

Digitized by Google

Wir haben auf dieſe Bedeutung des Septembervertrags, welche namentlich in den Verhandlungen des italieniſchen Senats über denſelben hervorgehoben wurde, in einem früheren Artikel d. Bl. hingewieſen.*) Der Vertrag verlangt eine Ausſöhnung des Papſtthums mit Italien, indem er in einer gegebenen Friſt jenes auf ſich ſelber ſtellt, aber er ermöglichte auch dieſe Verſöhnung, indem er an die Stelle von Rom Florenz als Hauptſtadt ſetzte. Der Papſt und der König können nicht in derſelben Stadt wohnen, dies würde nur ewige Feindſchaft bedeuten; mit Turin waren keine Verhandlungen möglich, weil hinter dieſem ſtets das Programm: Rom die Hauptſtadt ſtand; erſt mit Florenz, welches den Gedanken an einen abermaligen Auszug verbietet, konnte die Curie unterhandeln. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtete die Partei, deren Organ insbeſondere Maſſimo d'Azeglio war, den Vertrag. Im Sinne eben dieſer Partei, welche in dem Moment wieder hervortreten mußte, in welchem die Aera der Revolution ſich ſchloß, wurden die Verhandlungen geführt. Die Bisthümerfrage war die willkommene Einleitung, der Anknüpfungspunkt für weitere Verhandlungen. War man erſt über jene Frage glücklich im Reinen, ſo kam die Reihe von ſelbſt an jene Entwürfe, welche darauf abzielten, ebenſo das Papſtthum als geiſtliche Macht in Rom zu belaſſen und zu befeſtigen, als in bürgerlicher Beziehung das päpſtliche Gebiet mit dem Königreich allmälig zu aſſimiliren. Ob der Papſt ſich dieſer Conſequenz bewußt war oder nicht, ſie lag in der Natur der Sache. Je näher der unerbittliche Termin der Räumung Roms rückte, um ſo eher durfte man hoffen, die Curie auf den Weg einer Transaction gedrängt zu ſehen, welche ihre geiſtliche Stellung befeſtigte, indem ſie ihre weltliche untergrub. Italien war bereit, auf päpſtlichem Gebiet die umfaſſendſten Zugeſtändniſſe zu machen, aber das Ziel war jenes Programm, welches ſchon der Kern des Septembervertrags war: Rom nicht Hauptſtadt Italiens, aber italieniſche Stadt.

Eben dieſe weitere Perſpective, welche hinter der Miſſion Vegezzis ſtand, war es, welche ſie ſcheitern machte. Bei dem guten Willen auf beiden Seiten waren offenbar alle Elemente gegeben, ſich über die Biſchofsfrage zu vereinigen. Aber jeder Theil ſcheute ſich vor dem Abſchluß eines Compromiſſes, welcher die Zukunft präjudicirte und möglicherweiſe beide Theile weiter trieb, als ſie gewollt hatten. Nicht der Eid und das Exequatur, ſondern die Furcht vor einem Etwas, das in noch nicht greifbarer Geſtalt hinter den abzufaſſenden Paragraphen ſtand, verhinderte den Abſchluß, zu welchem ſchon die Feder angeſetzt war. Eben mit dieſer dunklen Beſorgniß hing auch der Widerſtand zuſammen, welchen außerhalb der zunächſt Paciscirenden die ganze Unterhandlung gefunden hatte.

*) Grenzb. 1864, IV. S. 140 ff.

Digitized by

Daß die politiſche Partei in Rom, die ultramontane Umgebung des Papſtes, welche Hr. v. Perſigny in ſeinem Brief über Rom ſo draſtiſch ſignaliſirte, von Anfang an dieſen Verſuch einer Ausſöhnung mit Italien mit höchſtem Mißtrauen ſah und ihm mit allen Kräften entgegenwirkte, daß ferner Oeſtreich nichts unverſucht laſſen würde, den Papſt von der abſchüſſigen Bahn zurückzuhalten, verſtand ſich von ſelbſt. Wenn der Papſt nicht von vornherein entſchloſſen war, unbekümmert um dieſe widerſtrebenden Einflüſſe ſeinen Weg zu gehen, ſo war das Schickſal der Miſſion Vegezzis beſiegelt. Aber nicht minder lebhafter Widerſpruch kam von der entgegengeſetzten Seite; auch die öffentliche Meinung in Italien war den Verhandlungen entſchieden ungünſtig, und nicht blos die Actionspartei bot ihren herkömmlichen Apparat von Proteſten und Volksverſammlungen auf, ſondern das Mißtrauen erſtreckte ſich, zumal im Anfang, bis weit in die Reihen der liberalen Partei.

Auch dies iſt erklärlich genug. Nirgends hat der Name Concordat einen guten Klang, in Italien am wenigſten. Die Oppoſition, welcher anfangs der Septembervortrag begegnete, war zwar längſt beſchwichtigt, der Umzug in die neue Hauptſtadt in aller Ordnung vollzogen worden. Allein eine Negotiation mit dem Papſt, obwohl die natürliche Folge dieſes Vertrags, enthielt einen zu deutlichen Verzicht auf das ehemalige Programm: Rom die Hauptſtadt, als daß nicht die kaum beſchwichtigten Gemüther in verſtärktem Grad wieder alarmirt werden mußten. Jenes Programm war in den Tagen der ſiegreichen Revolution aufgeſtellt worden, es war der natürlichſte, populärſte Ausdruck für das nationale Ziel geweſen. Aber indeſſen hatte der Lauf der Revolution ſeine Grenze gefunden. Es galt innerhalb beſtimmter Schranken den ſtaatlichen Aufgaben zu genügen. Für das noch Fehlende reichten die erſchöpften Kräfte der Revolution nicht mehr aus. An ihre Stelle trat die Diplomatie, welche auf längeren Umwegen ſuchen mußte zu erreichen, was die Energie der Revolution vielleicht in Einem Anlauf genommen hätte, welche die nächſten Ziele niederer ſtellte, um deſto ſicherer das Höhere zu erreichen. Aber die öffentliche Meinung, die aus einer ſiegreichen Revolution kommt, gewöhnt ſich ſchwer an den Gedanken, daß die Tage der Revolution vorüber ſind, die alten Schlagwörter klingen ihr noch in den Ohren, armſelig erſcheinen ihr die taſtenden Verſuche der Staatskunſt, und als Verrath bezeichnet ſie das, was in Wahrheit nur unter dem Zwang der veränderten Umſtände veränderte Taktik iſt.

Und noch beſondere Umſtände kamen hinzu, welche das Mißtrauen des Volks begünſtigen mußten. Die Verhandlungen in Rom waren eben im Gange, als das Miniſterium in der Kammerſitzung vom 28. April den Geſetzesentwurf betreffend die Aufhebung der Klöſter und Umwandlung der Kirchengüter, nachdem er beinahe ganz durchberathen war, zurückzog. Allerdings hatte die Dis-

Digitized by Google

cussion dargethan, wie wenig vorbereitet die Sache war, es hatten sich Schwierigkeiten erhoben über die Verwendung des Ertrags der Güter, über die besonderen Ansprüche Siciliens, über die Behandlung der Bettelorden; die finanziellen Motive, auf welchen der Gesetzesentwurf vornehmlich basirte, durchkreuzten sich mit den politischen, welche die Kammer voranstellte. Allein daß die Regierung ohne einen Versuch zur Ausgleichung in der von ihr bisher als dringlich bezeichneten Angelegenheit zu machen, vielmehr das Gesetz zurückzog, war ein zu auffallendes Zusammentreffen mit der neuen dem heiligen Stuhl gegenüber angenommenen Haltung, als daß die Versicherung des Ministeriums, eine solche Beziehung finde nicht statt, Glauben finden konnte. Die Neuguelfen, sagten die Gemäßigteren, triumphiren über die reinen Politiker; wir treiben in die volle Reaction hinein, riefen die Radicalen.

Auch die Art und Weise, wie die Verhandlungen geführt wurden, konnte nicht dazu dienen diese Besorgnisse zu zerstreuen. Sie trugen einen wesentlich persönlichen Charakter, und man traute dem König die weitgehendsten Zugeständnisse an den heiligen Vater zu. Das Geheimniß, mit welchem sie umgeben wurden, begünstigte übertriebene Gerüchte, selbst die auswärtigen Legationen des Königreichs ließ man bis auf diesen Tag ohne nähere Kenntniß der Details. Alles dies nährte die Unzufriedenheit, welche auf zahlreichen Meetings einen ebenso antiroyalistischen als antipapistischen Ausdruck fand, und die Regierung, wenn sie auch durch Rundschreiben und officiöse Erklärungen zu beschwichtigen suchte, mußte doch mit diesem Factor rechnen. Auch sie scheint in der letzten Stunde scrupulöser geworden zu sein und ihre Behutsamkeit verdoppelt zu haben. Das Uebrige that die Congregation der Cardinäle, welcher der Papst, sich selbst mißtrauend, die Entscheidung überließ, und so mag wohl die Schuld für das Scheitern der Verhandlungen auf beide Parteien zu vertheilen sein.

Gleichwohl konnte die Regierung überzeugt sein in gutem Glauben zu handeln, wenn sie die Hand zu einer Verständigung bot, welche der Papst angeregt hatte. Die bloße Thatsache einer Verständigung — abgesehen von ihrem Inhalt — war ein Gewinn für das Königreich; denn der gegenwärtige Kriegszustand zwischen Staat und Kirche erschwert unläugbar dessen Consolidirung. Gleich für die nächste Zeit war es erwünscht, wenn der Wahlkampf, auf den sich die Klerikalen mit allen Kräften rüsten, von seiner Heftigkeit verlor. Und wenn es zunächst der Staat war, von welchem ohne positive Gegenleistungen Zugeständnisse an die Kirche verlangt wurden, so war dies doch zugleich ein bedeutender Schritt gegen das Programm: die freie Kirche im freien Staat, auch mußte es immerhin als eine factische Anerkennung des Königreichs Italien betrachtet werden, wenn die Curie mit einem Abgesandten des Königs von Italien erfolgreich verhandelte. War nur erst über die eine Frage eine Verstän-

Digitized by Google

digung erzielt, so war die Brücke gefunden für fernere Verhandlungen, welche eine weitere Annäherung der beiden Höfe bringen mußten. Und dies scheint uns der Hauptgesichtspunkt zu sein, aus welchem die Mission Vegezzis zu betrachten war. Es war die erste Verhandlung, welche über die römische Frage von den Nächstbetheiligten ohne die Vermittlung Frankreichs geführt wurde. In Paris begriff man diese Seite der Frage sehr wohl, wenn man sich auch den Anschein gab, als begünstige man eine Unterhandlung, zu welcher allerdings der Septembervertrag erst die Möglichkeit eröffnet hatte. Es war von Seite des Papstes wie von Seite Italiens der erste Versuch, sich des lästigen Schutzes Frankreichs zu erwehren und für das große Problem eine reinitalienische Lösung zu finden, eine Lösung, welche zwar selbst nur ein Uebergangszustand sein konnte, deren Bedeutung aber eben darin bestand, daß sie die Intervention Frankreichs jetzt und für die Zukunft ausschloß. Denn dies ist kein Zweifel: das Gelingen einer Verständigung zwischen Florenz und Rom ist das einzige Mittel, um Frankreich jeden Vorwand abzuschneiden, die Occupation der ewigen Stadt zu verlängern. Und dies ist zunächst die Hauptsache. Frankreich hat sich zu einem Termin für die Räumung Roms verpflichtet. Aber so lange die Aussöhnung zwischen Italien und dem Papstthum fehlt, wird es immer Mittel finden können, seinem Versprechen sich zu entziehen. Die Räumung Roms ist aber das nächste und dringendste Interesse Italiens. Alle andern Fragen sind dagegen von untergeordneter Bedeutung. Die Opfer, welche von Italien verlangt wurden, brachte es nicht dem Interesse des heiligen Stuhls, sondern der Sicherheit, daß Rom geräumt und Italien gegenüber, auf seine eignen Füße gestellt wurde. Für den Augenblick, kommt wenig darauf an, ob die Zahl der Bisthümer nach Ricasolis Vorschlag um ein Fünftel vermindert wird, auch der Eid der Bischöfe, die Form ihrer Einsetzung sind keine Lebensfragen für Italien, aber eine Lebensfrage ist, daß die fremde Besatzung aus dem Mittelpunkt der Halbinsel verschwinde und die römische Frage eine italienische werde.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, scheint es uns ein precärer Gewinn für Italien, daß die Verhandlungen vorläufig sich zerschlagen haben. Indessen, das Interesse einer Verständigung ist angesichts des Septembervertrags auf beiden Seiten vorhanden, dieselben Gründe, welche den Papst zu einem entgegenkommenden Schritt vermochten, werden sich auch künftig geltend machen, voraussichtlich in immer zwingenderer Weise. Je drückender der zweideutige Schutz Frankreichs empfunden wird, je sichtbarer zugleich die Unmöglichkeit für den heiligen Stuhl ist, sich der Assimilirung Roms an Italien zu erwehren, um so eher wird der Widerspruch gegen eine Transaction nachlassen, welche wenigstens seine geistliche Stellung unangetastet läßt. Das Königreich andrerseits wird um so größere Zugeständnisse an die Freiheit der Kirche machen

Digitized by Google

können, je mehr es die nächste Zeit dazu anwendet, die Unabhängigkeit des Staats zu befestigen und durch Trennung des bürgerlichen und kirchlichen Gebiets fertige Thatsachen zu schaffen. In dieser Beziehung ist es von Wichtigkeit, daß auf den 1. Januar 1866 die Einführung der Civilehe festgesetzt ist, womit eine Hauptquelle der Eingriffe der Kirche in die bürgerlichen Verhältnisse beseitigt wird. Ferner wird die Regierung nicht säumen das Klosteraufhebungsgesetz der Kammer wieder vorzulegen und zum Abschluß zu bringen Je freier der Staat der Kirche gegenüber dasteht, um so größere Freiheit kann er der Kirche in ihrer Sphäre verstatten. Ist die Trennung beider Gebiete praktisch weiter vorgeschritten, als sie es heute war, so wird eine Reihe vonr Schwierigkeiten beseitigt sein, welche diesmal die Verhandlungen scheitern machten. W. L.

Das Buch Jona.

Schon früh bildete sich im israelitischen Volk die Prophetensage aus. Wir haben in den Büchern der Könige mehre, zum Theil ziemlich umfangreiche Abschnitte, welche uns die Wirksamkeit der gewaltigen Männer, denen das kleine Volk allerdings allein seine weltgeschichtliche Bedeutung verdankt, in übernatürlicher Beleuchtung darstellen. Keine dieser Erzählungen ist ohne einen eigenthümlichen Werth, wenn sie durch ihren märchenhaft-wunderbaren oder stark didaktischen Charakter auch mitunter etwas gegen unsern Geschmack verstoßen. Durchaus großartig ist die Geschichte Elia's, wie er ohne jede Rücksicht für den Herrn eifert, wie er unter Gottes wunderbarem Beistande die Baalspfaffen beschämt und ausrottet, wie er dennoch sein Wirken vereitelt, sein Leben bedroht sehend stürmisch zu Gott klagt und von ihm ferner in seinem großen Streben unterstützt wird, bis er endlich im feurigen Wagen gen Himmel fährt. Ich kenne im alten Testament keine Erzählung, welche einen so gewaltigen Charakter hätte, in der Größe und Schroffheit des Helden so sehr durch das ihn umgebende Wunderbare gesteigert wird. Dies wird uns erst recht klar, wenn wir die Geschichte seines Schülers Elisa betrachten, welche nur ein schwacher Nachklang der Geschichte des Meisters ist, in der man vergeblich durch Häufung und Vergrößerung der Wunder die innere Größe dieser zu erreichen strebt.

Digitized by Google

Die Geschichten dieser alten Propheten sind jetzt in die Darstellung der Reichsgeschichte aufgenommen, wie sie denn auch größtentheils entschieden geschichtliche Grundlagen haben. Nur eine einzige Prophetenerzählung haben wir im alten Testament als ein besonderes Buch oder, um genauer zu reden, als einen ganz selbständigen Theil des Buchs der zwölf (kleinen) Propheten. Dies ist das Buch Jona, dessen Geschichte uns folgendermaßen erzählt wird:

Jona, der Sohn des Amitthai, erhält den göttlichen Befehl, nach der großen Stadt Ninive zu gehn, um gegen sie wegen ihrer Bosheit zu predigen. Da er aber fürchtet, die Niniviten würden auf seine Predigt Buße thun und dann doch Gnade erhalten, sucht er Gott zu entfliehen. Er will von Joppe nach dem fernen Tarsis (Tarteſſus in Spanien) fahren. Aber Gott erregt einen großen Sturm. Vergeblich suchen die Schiffer das Schiff durch Hinauswerfen ihrer Sachen zu erleichtern, vergeblich flehn sie zu ihren Göttern. Jetzt wird auch Jona, welcher unten im Schiff geschlafen hat, heraufgeholt und aufgefordert, seinen Gott um Rettung anzurufen. Da aber nichts hilft, beschließen sie, durchs Loos zu erforschen, wessen Schuld die Lebensgefahr über sie gebracht habe. Das Loos fällt auf Jona, dieser gesteht seine Schuld und fordert sie selbst auf, ihn über Bord zu werfen. Nachdem alle Anstrengungen, das Schiff sonst zu retten, sich vergeblich erwiesen haben, wird Jona ins Meer geworfen, und das Meer wird sofort ruhig. Die Schiffer, welche vorher Gott gebeten haben, ihnen Jonas Tod nicht als Blutschuld anzurechnen, bringen Gott Opfer und Gelübde dar.

Jona wird durch einen von Gott bestellten Fisch verschlungen. Im Bauche desselben fleht er zu Gott und wird nach drei Tagen und drei Nächten vom Fisch ans Land gespieen.

Dem wiederholt an ihn ergehenden Befehle nach Ninive zu gehn, leistet Jona nun Folge. Er verkündet in Ninive, daß die Stadt in 40 Tagen untergehn werde. Die Bewohner glauben an ihn, suchen aber durch Trauer, Fasten und tiefe Reue das Unheil abzuwenden. Der König geht seinen Unterthanen mit dem besten Beispiel voran: seine Befehle, strengste Buße zu thun, werden befolgt. Darob erbarmt sich der Herr und läßt die gedrohte Strafe nicht eintreten.

Dies verdrießt den Jona. Unmuthig baut er sich vor der Stadt eine Hütte, um darin zu sehen, was aus Ninive werde. Gott läßt ein schattiges Gewächs*) aufsprossen, der Prophet hat darüber seine große Freude. Desto größer ist seine Betrübniß, als Gott das Gewächs durch einen Wurm stechen und verdorren läßt, so daß er nun vor der Hitze und dem Gluthwind keinen Schutz

*) Der sogenannte Wunderbaum, der sehr rasch emporschießt und ebenso schnell wieder vergeht.

Digitized by Google

mehr hat. Er wünscht sich den Tod, weil sein Lieblingsgewächs so rasch vernichtet ist. Nun aber setzt ihn Gott zur Rede, wie er, der unmuthig sei über das Schicksal einer solchen Pflanze, es Gott verargen wolle, daß er sich der gewaltigen Stadt mit den zahllosen unmündigen Kindern und dem unschuldigen Vieh darin erbarme. — Damit schließt die Erzählung ganz abgebrochen, wie sie abgebrochen anfängt.

An eine geschichtliche Darstellung ist bei dieser Erzählung nicht zu denken. Die kindliche Weise, in der hier Gott auftritt, ließe sich freilich zur Noth noch dem Berichterstatter zur Last legen, der etwa die ihm vorliegenden geschichtlichen Angaben nur auf seine Weise bearbeitet habe. Aber die wesentlichsten Züge der Erzählung selbst verstoßen wider alle Wirklichkeit. Daß Jona von einem Fisch verschlungen wird, drei Tage in seinem Innern bei vollem Bewußtsein verharrt, und daß die Niniviten beim ersten Auftreten des israelitischen Propheten sofort bekehrt werden, sind Dinge, deren Unmöglichkeit die ganze Geschichte ins Gebiet der Dichtung verweist. Dazu kommen noch einige kleinere Züge, wie z. B. die unendliche Größe der Stadt Ninive, welche „drei Tagereisen" groß ist, nach dem ganzen Zusammenhange kann dies nur so viel bedeuten, daß von einem Ende Ninives bis zum andern mindestens 12 Meilen Wegs gewesen, so daß demnach die am Ende angeführte Zahl von mehr als 120,000 unmündigen Kindern („Menschen, welche nicht ihre Rechte von ihrer Linken unterscheiden können") für eine solche Größe der Stadt noch viel zu gering wäre, so unglaublich die daraus zu erschließende Einwohnerzahl auch an und für sich schon sein muß.

Die einzige Frage, welche in dieser Hinsicht noch aufgeworfen werden könnte, wäre die, ob der Verfasser wenigstens die Grundzüge einer geschichtlichen Ueberlieferung befolgt hätte. Der Name Jona ist allerdings nicht willkürlich gewählt. Im zweiten Buch der Könige 14, 25 heißt es, der König Jerobeam der Zweite von Israel habe die alten Grenzen des davidischen Reichs wiederhergestellt, wie es Gott verkündigt habe durch seinen Knecht, den Propheten Jona, Sohn des Amitthai von Gath-Hahefer (einem Ort Nordpalästinas). Aus dieser durchaus zuverlässigen Nachricht*) sehen wir, daß dieser Prophet spätestens ein Zeitgenosse des großen Eroberers Jerobeam des Zweiten (erste Hälfte des achten Jahrhunderts vor Chr. Geb.) war, weiter wissen wir nichts von ihm. Ziehen wir nun alle unglaublichen Züge unserer Erzählung ab, so bleibt als möglicherweise geschichtlich, daß dieser alte Prophet eine Reise nach

*) Man hat in neuerer Zeit die hier angedeutete Prophetie Jonas in dem schwierigen Orakel eines sehr alten Propheten finden wollen, welches Jesaias Cap. 15 und 16 wiederholt. Diese Annahme scheitert aber schon an dem Umstande, daß hier offenbar ein Prophet des südlichen Reichs (Juda), nicht des nördlichen (Israel oder Ephraim) redet.

dem Westen habe machen wollen, und daß er nach Ninive gekommen sei. Was nun aber ein israelitischer Prophet jener Zeit in Spanien oder in Ninive habe machen wollen, bleibt durchaus unklar. Predigen konnte er den Fremdlingen nicht, weil sie weder ein Verständniß von seiner Religion noch von seiner Sprache haben konnten. Handels- oder Staatsgeschäfte können ihn der damaligen geschäftlichen Lage wegen kaum in die Ferne geführt haben', und noch weniger machte ein israelitischer Gottesmann Reisen zur Belehrung oder zum Vergnügen ins ferne Ausland. Sehn wir nun, wie die Nennung von Tarteſſus und Ninive gerade zu den didaktischen Zwecken des Büchleins so gut stimmt, so werden wir zu dem Schluß kommen, daß höchst wahrscheinlich auch die Reisen Jona's eine Fiction des Erzählers sind.

Derselbe wollte seine Lehren in erzählender Form an das Leben eines Propheten knüpfen, und da nahm er einen solchen heraus, von dem man nichts weiter wußte, als was in jener Notiz steht, einen Propheten des grauen Alterthums aus dem nördlichen, früh zerstörten Reiche, mit dem er nun ganz frei schalten konnte.

Die Erzählung sollte mehre Lehren geben. Zuerst wird gelehrt, daß der Mensch sich nie dem Befehle Gottes entziehen soll. Glaubt er Gott, der ihn nach dem fernen Osten senden will, durch die Flucht in den äußersten Westen zu entkommen, so weiß ihn Gott schon zu erreichen. Aber durch demüthiges Gebet wird er wieder aus der Noth befreit, in die er sich selbst gestürzt hat, wie Jona aus dem Bauche des Fisches. Die Gnade Gottes, welche auch die schwersten Sünden tilgt, wenn sich der Sünder von Herzen bekehrt, wird an den Niniviten deutlich. Und schließlich: wenn Gott sich auch der Heiden erbarmt und das oft gedrohte Strafgericht über sie nicht hereinbrechen läßt, so soll man darüber nicht murren, wie Jona über die Verschonung Ninives, sondern soll sich über Gottes Barmherzigkeit, die trostreichste, dem Menschen wichtigste und deshalb von Alters her am meisten gepriesene Eigenschaft Gottes (vgl. Jona 4, 2 mit 2. Mose 34, 6 Joel 2, 13) freuen.

Der letzte Punkt ist offenbar der wichtigste und der, welcher den Verfasser veranlaßte, die Erzählung zu schreiben. Die alten Propheten hatten so gewaltig den Zorn Gottes über die Heiden verkündet, hatten mit solcher Bestimmheit den einzelnen heidnischen Reichen ihr nahe bevorstehendes Ende vorausgesagt, daß die Judäer ungeduldig werden mußten, wenn sie dieses Ende der Heiden nicht kommen sahen, während sie selbst so oft in großer Noth waren. Nun lehrt und sagt aber schon der Pentateuch, daß die Buße des Menschen Gottes Sinn ändern könne, und daß Gott um weniger Gerechten willen die Strafe frevelhafter Völker und Städte aufschiebe. Konnte es nicht so mit den verschonten Heiden sein? Und mußte es bei ernsthaftem Nachdenken nicht sündlich erscheinen, über diese Barmherzigkeit Gottes zu zürnen?

Digitized by Google

Man sieht, der Verfasser war von hohen sittlichen und humanen Ideen erfüllt, der jüdische Particularismus war bei ihm schon fast ganz durchbrochen.

Durch die Wahl Jona's als Hauptperson hatte er sich ein entlegenes Gebiet gewählt, auf welchem er für die Dichtung freien Spielraum hatte. Im Zeitalter des geschichtlichen Jona war Ninive die Hauptstadt des größten Reichs, das nicht lange darauf mit Israel feindlich zusammenstieß und in der Erinnerung als ein Reich des Frevels dastand. Hier war daher ein zweckmäßiger Ort zur Darstellung des großen Gedankens. Daß die Wirksamkeit eines israelitischen Propheten in Ninive undenkbar, daß zumal eine so rasche Bekehrung der Bewohner eine Unmöglichkeit war, daß die Klagen der Propheten über Ninives Bosheit erst nach dieser Zeit erschallen, ohne je eine Rücksicht auf eine frühere Bekehrung desselben zu nehmen, das konnte ihn alles nicht kümmern; er schrieb ja weder Geschichte, noch einen historischen Roman im modernen Sinne. Um das Unrecht des mürrischen Sinnes recht zu zeigen, läßt er ihn bei dem Propheten selbst erscheinen. Dieser ahnt sogleich, daß Gott seine Drohung doch nicht ausführen werde, und geht soweit in seiner Thorheit, daß er Gott entfliehen will. Tarteſſus ist genannt, weil dieser Ort der Endpunkt der hebräischen Weltkunde im Westen war; um nicht nach Osten gehn zu müssen, sucht er in den fernen Westen zu fliehn, und scheut sogar das Meer nicht, vor dem doch die Israeliten von jeher ein gewaltiges Grauen hatten. Die Art, wie Jona an diesem Vorhaben gehindert und zugleich recht nachdrücklich wegen seiner Verkehrtheit zurechtgewiesen wird, kommt uns allerdings etwas seltsam vor, aber wir müssen bei der Beurtheilung alter Literaturwerke beständig den Geschmack und die Ansichten des Volkes vor Augen haben, aus dem jene hervorgegangen sind. Für den Hebräer hatte dieser Aufenthalt im Bauche des Fisches gar nichts so Auffallendes; er war noch an ganz andre Wunder gewöhnt. Dazu gewährte dies Seeabenteuer noch Gelegenheit, den Eindruck des göttlichen Wirkens auf die heidnischen Schiffer lebendig zu veranschaulichen. Die ganze übrige Entwicklung der Erzählung ergiebt sich von selbst.

Man hat die Geschichte Jona's mehrfach sehr hart beurtheilt; ich kann mich diesem Tadel nicht anschließen: freilich kommen einige sehr unpassende Züge vor, wie der, daß auch das Vieh fasten muß und in Trauergewänder gekleidet wird. Aber im Ganzen ist die Erzählung gewandt, lebendig, anschaulich und eindringlich. Der Charakter des Helden ist sehr natürlich dargelegt. Der Eigensinn und die Ungeduld des Propheten hätten in den wenigen Zügen kaum besser dargestellt werden können. Man kann freilich fragen: wie kam der Verfasser dazu, den Helden zu einem Propheten zu machen? Die Ursache ist die, daß seine Ansicht von der Aufhebung der göttlichen durch die Propheten verkündeten Strafdecrete durch das Auftreten des Propheten am besten ver-

Digitized by Google

sinnlicht wird. Auch bedurfte er der Person eines solchen, um einen unmittelbaren Verkehr mit Gott darstellen zu können.

Sehr hübsch ist die Schlußscene mit dem Wunderbaum. Auch daß die Geschichte ganz plötzlich abbricht, kann ich nicht tadeln. Es ist ja nicht darauf abgesehn, eine Geschichte Jona's zu geben, sondern nachdem der Verfasser seine Lehren ausgesprochen, kann er den Schluß abbrechen, wie er ohne Einleitung angefangen hat.

Dagegen hat der Verfasser ein eigenthümliches Versehen mit dem Gebet Jona's im Fischbauche begangen. Nach dem Zusammenhang der Rede ist es ein Gebet aus der Noth; betrachten wir aber die Worte selbst, so sehen wir, daß es ein Danklied für Rettung aus der Noth ist. Damit der Leser selbst entscheiden könne, gebe ich das Lied in wörtlicher Uebersetzung:

Cap. 2 V. 3: „Ich rief aus meiner Noth zum Herrn, und er erhörte mich; aus der Unterwelt Bauch schrie ich: Du hörtest meine Stimme.

V. 4. Du hattest mich in die Tiefe, mitten ins Meer geworfen, ein Strom umgab mich, all Deine Brandungen und Wogen gingen über mich.

V. 5. Da dachte ich: „verstoßen bin ich aus Deinen Augen." Doch werd' ich wieder Deinen heiligen Tempel schaun!

V. 6. Das Wasser umfing mich, ans Leben ging's mir,*) die Fluth umringte mich, Schilf war an mein Haupt gebunden.

V. 7. Bis zu den Gründen der Berge war ich hinabgesunken, der Erde Riegel waren hinter mir (geschlossen) für immer: da zogst Du, mein Gott, aus der Grube mein Leben hervor.

V. 8. Als mir meine Seele verschmachten wollte, gedachte ich des Herrn: da kam zu Dir mein Gebet in Deinen heiligen Tempel.

V. 9. Die, welche Sündeneitelkeiten im Auge behalten, verlassen ihre Frömmigkeit.

V. 10. Ich aber will Dir mit lautem Preise opfern, was ich gelobte, will ich bezahlen, Hilfe kommt vom Herrn."

Wer die Sprache der Psalmen auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß das Versinken ins Meer, das Bedecktsein durch die Wogen einerseits, das Hinabfahren zur Unterwelt oder in die Tiefe der Erde andrerseits geläufige Bilder des tiefsten Unglücks sind. Beide Bilder (deren letztes zunächst das Begrabensein bedeutet) sind in unserm Liede angewandt, das erste in V. 4 und 6, das andere in V. 3 und 7. Der Dichter aber preist Gott, daß er ihn aus dieser Noth befreit habe, so daß er wieder den Tempel schauen werde.

Da das Gedicht auch ein weit alterthümlicheres Gepräge trägt als die Erzählung, so ist nicht daran zu zweifeln, daß der Erzähler hier ein älteres

*) Wörtlich: Das Wasser umfing mich bis ans Leben.

Digitized by Google

Lied aufnahm. Bei den Bildern vom Meer und vom Bauch der Unterwelt konnte ja der Leser an den Bauch des Fisches denken. Freilich paßt die Situation des Dichters schlecht zu der Jona's, und es ist anzunehmen, daß der Erzähler das Lied unrichtig als einen Bittgesang auffaßte. Auf keinen Fall darf man mit einigen Erklärern gegen den klaren Wortlaut das Lied als Danklied Jona's nach Befreiung aus dem Bauche des Fisches ansehn. Ebenso wenig kann ich Hitzigs Ansicht billigen, nach welchem der Erzähler das Lied selbst aus Bruchstücken verschiedener religiöser Lieder zusammengesetzt hätte; denn hätte der Erzähler das Lied auch nur als Canto verfaßt, so hätte er doch gewiß die richtige Situation hergestellt und eine flehentliche Bitte zu Gott um Vergebung und Errettung eingefügt. Ganz abenteuerlich, wie so manche andere Ansichten dieses Gelehrten, ist die Meinung Bunsens, dies sei ein echtes Lied des alten Propheten Jona, aus dessen falscher Auffassung die uns vorliegende Gestalt der Geschichte Jona's entsprungen sei. Uebrigens ist die Aufnahme eines ältern Liedes in eine neuere Erzählung an einer unpassenden Stelle nicht ohne Analogie im alten Testament: 1 Sam. 2, 1 ff. ist der Mutter Samuels ein Lied in den Mund gelegt, welches von einem hochgestellten Mann nach großen Thaten dem Herrn zum Dank und Preis gesungen ist.

Der Verfasser ist sehr originell, wenn ihm auch hier und da die alten Muster vorschweben. Der Unmuth und selbst die äußere Stellung Jona's im letzten Capitel ist der Erzählung von Elia nachgebildet, aus der (in V. 3 und 8 sogar noch einige Ausdrücke nachtönen. Freilich steht der titanenhafte Prophet, dessen tiefen Schmerz über die Vergeblichkeit seines Wirkens Mendelssohn in seinen schönsten Tönen dargestellt hat, hoch über dem eigensinnigen, unverständigen Jona.

Die ganze Art der Composition und der Gedanken, sowie nicht minder die höchst eigenthümliche, etwas aramaisirende Sprache weisen unserer Erzählung ein ziemlich spätes Alter an. An eine vorexilische Abfassung ist gar nicht zu denken. Doch darf man andrerseits das Alter des Buches nicht zu tief herabsetzen. Der um 190 v. Chr. schreibende Sirach kennt (49, 10) das Buch der 12 Propheten (die Echtheit der Stelle ist mit Unrecht angefochten), also auch unser Buch, und das ungefähr um dieselbe Zeit geschriebene Buch Tobit weist (14, 8) freilich etwas ungeschickt, auf das Buch Jona hin. Die Aufnahme in das Buch der 12 Propheten macht es sogar wahrscheinlich, daß die Erzählung schon im fünften Jahrhundert v. Chr. entstanden ist, da sich der Abschluß dieses Buches schwerlich hinter das Jahr 400 setzen läßt.

Die Aufnahme in diese Sammlung prophetischer Schriften, welche sonst alle einen ganz andern Charakter haben, verdankt unsere Erzählung wohl wesentlich dem Wunsche, die heilige Zwölfzahl voll zu machen, auf welche man seit alten Zeiten großen Werth gelegt hat. Ihre Stelle bekam sie im Anfang

Digitized by Google

des Buches, weil Jona, deſſen Geſchichte man hier hatte, nach der oben angeführten Stelle aus dem zweiten Buch der Könige in Beziehung zum König Jerobeam dem Zweiten geſtanden hatte, wie auch die andern älteſten Propheten deren Zeitalter bekannt war, Hoſea und Amos (Joel und Obadja erhielten aus andern Gründen ihre Stellung reſp. vor und hinter Amos).

Da das Buch Jona der rein geſchichtlichen Auffaſſung manchen Anſtoß bot, ſo hat man es früher ſowohl in der chriſtlichen wie in der jüdiſchen Kirche vielfach allegoriſch gedeutet oder als einen Traum oder eine Viſion gefaßt. Die Willkürlichkeit und Verkehrtheit ſolcher Verſuche liegt auf der Hand.*)

Noch iſt zu erwähnen, daß man bisweilen in unſerm Buche Anklänge an griechiſche Mythen gefunden hat. Allerdings bieten die Erzählungen von Heſione und Herakles ſowie von Andromeda und Perſeus beſonders in gewiſſen eigenthümlichen Ausbildungen mehre Vergleichspunkte, doch berühren ſie alle nicht das Weſen unſrer Geſchichte, und ich möchte ſie für zufällig halten. Daß der Verfaſſer, der doch vorausſetzlich in Jeruſalem ſchrieb, den Jona von Joppe, dem Hafenort Jeruſalems, abfahren ließ, lag ſehr nahe, und er brauchte dieſen Ort nicht erſt aus einer griechiſchen oder phöniziſchen Sage zu nehmen, welche den Mythus von Perſeus frühzeitig in Joppe localiſirte. Wie dem aber auch ſei, vollkommen verkehrt iſt es jedenfalls, die Geſchichte Jonas mit babyloniſchen Mythen zuſammenzuhalten.

Die Redefreiheit der Kammern, beſonders in Preußen.

Bekanntlich erhob das Herrenhaus in ſeiner 17. Sitzung am 14. Juni, erregt vornehmlich durch die Reden der Abgeordneten Gneiſt über die Militärreorganiſation, Twesten über die Gerichte in Preußen, Virchow über den Marineetat, den Antrag des Herrn v. Waldau-Steinhöfel zum Beſchluſſe: „die königliche Staatsregierung zu erſuchen, innerhalb der Grenzen der beſtehenden Geſetze Vorſorge zu treffen, daß Injurien, Verleumdungen und andere verbrecheriſche Aeußerungen auch dann den allgemeinen Strafgeſetzen unterworfen bleiben, wenn ſie von einem Mitgliede der Häuſer des Landtages bei einer Berathung in denſelben ausgehen". Am Schluß der lebhaften und zum Theil

*) Der geiſtvollſte Verſuch dieſer Art iſt unſtreitig die bekannte humoriſtiſche Ballade: „Im ſchwarzen Wallfiſch zu Askalon".

Digitized by Google

unparlamentarischen Debatte erklärte der Ministerpräsident v. Bismarck: „die königliche Staatsregierung ist der Ansicht, daß ein Privilegium zu Beleidigungen und Verleumdungen in Preußen nicht bestehen sollte, oder doch nur so lange geduldet werden könnte, als das sittliche Gefühl sich stark genug erweist, um die Ausübung eines solchen Privilegiums zu verhindern. Die königliche Staatsregierung hat den Eindruck, daß diese Prämisse nicht mehr zutrifft, und daß sie deshalb der Frage: besteht ein solches Privilegium bei uns oder nicht, näher treten muß. Wenn es bestände und benutzt wird, so brauche ich nicht nachzuweisen, daß es der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Würde des Landes widerspricht. Ich gebe gern zu, daß die Versuche, erfahrungsmäßig zu ermitteln, ob die Gerichte das Bestehen eines solchen Privilegiums anerkennen, bisher noch nicht erschöpfend genug ausgefallen sind. Nach dem Antrage von Waldau wird die Existenz des Uebelstandes bezweifelt und der Regierung anheimgegeben, der Frage, ob die Gerichte die Verfassung so auslegen, daß volle Straflosigkeit für Injurien und Verbrechen, so weit sie durch das Wort begangen werden können, existirt, näher zu treten und sie genauer und sichrer, als bisher zu ermitteln. Die königliche Regierung ist bereit, diesen Weg zu betreten. Sollte sich dabei herausstellen, daß dennoch nach den Erkenntnissen der königlichen Gerichte dieses Privilegium ad usum besteht, so wird die Regierung bestrebt sein, auf den gesetzmäßigen Weg einzutreten, seine Abschaffung anzubahnen."

Hier wird also klar das Mittel angezeigt, welches die Regierung gegen die ausschreitende Redefreiheit der Abgeordneten anwenden will: zuerst Anklage durch die Staatsanwälte nach Schluß der Sitzungen, um gerichtliche Entscheidungen gegen diejenigen Abgeordneten zu erzielen, deren Meinungsäußerungen in der Kammer den Thatbestand einer strafrechtlichen Handlung bilden, die Rechte Dritter verletzen; versagt dies Mittel, dann Anträge auf gesetzliche Beschränkung des Art. 84 der Verfassung. Demgemäß häufen sich seit Schluß der Sitzungen immer bestimmtere Gerüchte, der Justizminister habe schon die Oberstaatsanwälte (nicht den Generalstaatsanwalt, der gar nicht übergeordnete Behörde jener ist) angewiesen, mit desfälligen Anklagen gegen die Abgeordneten vorzugehen. Nach den obigen Aeußerungen Bismarcks sind diese Gerüchte höchstens verfrüht, im Inhalt zweifellos richtig.

Bedroht oder verletzt dieses Vorgehen der Regierung unsre Verfassung? Streng parteilos wollen und müssen wir dies untersuchen.

In der Theorie des constitutionell monarchischen Staatsrechts lassen sich eine Reihe von Gründen entwickeln, aus welchen die Redefreiheit der Abgeordneten, einer ersten und zweiten Kammer, in der hier beabsichtigten oder irgendeiner andern Weise, — außer dem Ordnungsruf des Präsidenten der Kammer —, nicht beschränkt werden darf, ohne das Wesen, den Zweck der Kammern zu beeinträchtigen, ja wohl gar ganz aufzuheben. Mag man den

Digitized by Google

Volksvertretern die Gewalt der Gesetzgebung und der Controlle der Regierungshandlungen zuerkennen, oder ihnen, wie noch neuerdings der große John Stuart Mill (Repräsentativverfassung S. 56 ff. 68 ff.) will, nur letztere Controlle zuweisen, immer müssen sie die gesetzliche Möglichkeit haben, unbeeinflußt durch eine entgegenstehende Besorgniß vor Anklage die wahre Meinung, den wahren Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen. Gerade die Stellung der Volksvertreter zwischen Regierung und Volk, besonders aber als Beaufsichtiger der Regierung im Namen und zu Gunsten des Volkes bringt es mit sich und zwingt, daß sie vielfach mit ernster, strenger Rüge gegen Maßregeln der Regierung, gegen das Gebahren, Verhalten einzelner Glieder des Volkes einschreiten. Ihr Tadel kann gar leicht so weit gehen, daß es erscheint, als wollten sie z. B. die Staatsverfassung gewaltsam ändern oder öffentlich durch ihre Rede zur Ausführung einer solchen Aenderung auffordern, und doch deckt eben ihre Stellung als Volksvertreter sie schon gegen den Verdacht des Hochverrathes oder der Anreizung dazu. Auch können sie oft gar nicht alle ihre Behauptungen, ihre Verdachtsmomente mit klaren Beweisen belegen und doch müssen sie, eben um durch die Debatte Klarheit, Gewißheit zu schaffen, ihren Verdacht, ihren Tadel aussprechen. Folgendes aber kommt noch hinzu. Hier faßt, wie gerade die eben geschlossene Sitzungsperiode der Häuser in Preußen lehrt, der gerügte Theil die Worte der Rüge gar zu leicht als persönliche, nicht sachliche auf, oder er sieht in der Rüge vom Parteistandpunkte aus Anzeichen einer schweren strafbaren Handlung, z. B. Hochverraths. Und so weist die gerügte Regierung, der getadelte Minister, als Partei, nun ihre Organe, die Staatsanwälte und Oberstaatsanwälte an, Anklage gegen den verhaßten Tadler wegen seiner Rüge zu erheben, und der höchste Chef der Gerichtsbeamten im Staate, an dessen Willen, dessen Verfügungen vielfach das Glück, ja die Existenz der Richter hängt, als Beleidigter, Verleumdeter, oder als Partei- und Regierungsgenosse der Beleidigten, Verleumdeten, oder auch nur als höchster Vorgesetzter und Mitglied der angeblich in ihrer Existenz bedrohten Regierung fordert von den Richtern das Urtheil über seinen offnen, allbekannten politischen Gegner, den Gegner seiner Genossen, seiner Regierung. (Der Umstand dagegen, daß die Richter hier über Mitglieder des einen gesetzgebenden Factors urtheilen müssen, hat offenbar nichts Widersprechendes in sich.) — Andrerseits regt gerade die Stellung der Volksvertreter alle Geistes- und Seelenkräfte der einzelnen Mitglieder auf, ihre Pflicht fordert, daß sie mit ganzer Energie, mit größtem Nachdruck die Rechte, das Wohl des Volkes wahrnehmen. Wenn nun bereits die Repräsentativverfassung durch scharf gesonderte Parteibildungen im Volke sich lebendig erwies und etwa ein brennender Conflict zwischen Regierung und Volk die politischen Parteien besonders schroff einander gegenüberstellte, dann ist es unausbleiblich, daß die Volksvertreter ebenso, wie die-

Digitized by Google

jenigen der Regierung, in der leidenschaftlichen Erregung der Reden augenblicklich einmal mit ihren Worten gegen die Rechtssphäre Dritter und gegen das Strafgesetz verstoßen. Je mehr in dem Abgeordnetenhause die aus den verschiedenen Gesellschaftsschichten genommenen wirklichen Vertreter derselben — was wir erstreben müssen — Platz gewinnen werden, und nicht blos, wie heute noch fast überall in Deutschland, nur Glieder der vorzugsweise gebildeten Gesellschaftskreise das Volk vertreten, desto mehr wird sich obige leidenschaftliche Erregung des Augenblickes in den Debatten offenbaren, bis die volle politische Durchbildung des Volkes diesen Mißstand beseitigt. Das liegt in der menschlichen Natur, wenn sie nicht völlig verlebte und blasirt wurde, begründet, und die Praxis sogar unseres Herrenhauses, ja selbst der Minister, so Roons Vorwurf der „Unverschämtheit" gegen Gneist, bestätigte es vielfach, auch erkannte Herr v. Roon es gegenüber Virchow in dessen Streit mit Bismarck ausdrücklich an. Droht aber jedem leidenschaftlich unbedachten Worte eine Anklage und gar unter den oben geschilderten bedenklichen Bedingungen, so hütet sich jeder Vertreter des Volkes (oder der Regierung, falls diesen letzteren nicht eben jene Bedingungen straflos hinstellen) mit voller Wucht, mit ganzem Nachdruck seiner Ueberzeugung, dem Willen des Volkes Ausdruck zu verleihen, ja nur einen directen Tadel mit Freimuth auszusprechen; denn schon dieser kann, wie gezeigt, strafwürdig erscheinen, z. B. in politischen Zuständen, wie unsre heutigen preußischen es sind. So wird die Kammer matt, zweckwidrig, unwahr.

Welche Gefahr endlich kann denn aus solcher augenblicklichen Rechtsverletzung im Sturm der Rede entstehen? Die völlige Oeffentlichkeit des Vorganges vor den Augen des Volkes, ja der Völker mindert die Gefahr doch bedeutend, wenn sie sie nicht ganz aufhebt. Außerdem steht der Weg der Entgegnung durch das Wort im Hause, durch die Presse außerhalb jedem offen, Petitionen sind unbeschränkt; vor allem überwacht ja der Präsident des Hauses, der hier doppelt die Pflicht der ernstesten Strenge und nachdrücklichsten Rüge hat, die Debatte und rügt die ungehörigen, straffälligen Worte, er ruft den Redner zur Ordnung und entscheidet dadurch sofort Namens des Hauses über die Behauptung, die Aeußerung des Berufenen. Genug Schutzmittel für ein wirklich constitutionelles Volk! Der große Minister Englands, Lord Chatham, wurde von einem eifrigen Mitgliede des Unterhauses wiederholt mit dem dringenden Verlangen auf Herabsetzung einer Steuer behelligt. Das Mitglied rief, einen Staar müsse man anstellen, welcher dem widerhaarigen Minister fort und fort das Verlangen entgegenschnarre. Pitt antwortete, es sei wohl unnöthig, den Etat Großbritanniens mit den Unterhaltskosten dieses Staares zu belasten, so lange das ehrenwerthe Mitglied im Hause sitze, und — das ganze Haus hatte Pitt auf seiner Seite. Eben die Kammern sind verpflichtet, und sie allein, „auf Grund ihrer Autonomie dafür Sorge zu tragen, daß durch strenge Handhabung der in

Bezug auf Redefreiheit ihnen zustehenden und obliegenden Disciplinargewalt" wie Herr v. Gruner sehr richtig im preußischen Herrenhause sagt, „Ausschreitungen verhütet und die dennoch begangenen mit Ernst und Nachdruck geahndet werden. Die Correctur unausbleiblicher Ausschreitungen wird durch die sittliche Entwicklung der Nation von selbst erfolgen." Wie herbe Aeußerungen gegen einander, gegen das jeweilige Regierungssystem und dessen Angreifer werfen die Mitglieder des Unterhauses in England und die Vertreter der Krone sich zu, und immer noch hat man mit dem angeführten constitutionellen Schutzwehren dem Angegriffenen Genugthuung bereitet, dem Hause aber die Redefreiheit unverkürzt gewahrt.

Deshalb folgert unter anderm der epochemachende deutsche Staatsrechtslehrer Karl Salomo Zachariä, welchem man gewiß nicht Theilnahme für eine specielle, besonders liberale Partei unterlegen darf, die volle Redefreiheit der Kammermitglieder (nur beschränkt durch den Ordnungsruf des Präsidenten) sei eines der Vorrechte, welches die Verfassung einer constitutionellen Monarchie den Kammermitgliedern zusichern muß, ohne welches die letzteren ihrem Berufe gar nicht oder nicht mit der nöthigen Unabhängigkeit Genüge leisten können. „So gefährlich auch dieses Vorrecht ist (denn es kann sowohl zu Angriffen auf die Verfassung, als zur Kränkung der Ehre Anderer benutzt werden), so hat man doch nur die Wahl, ob man das Repräsentativsystem als eine Grundlage der constitutionellen Monarchie wegen dieser mit ihm verbundenen Gefahr gänzlich aufgeben oder ob man es, ungeachtet dieser Gefahr dennoch beibehalten will." (Vierzig Bücher v. Staate III. Bd. S. 255. u. Archiv f. civilist. Praxis.) Derselben Ansicht sind unter den deutschen Bearbeitern des öffentlichen Rechtes der ebenso ausgezeichnete Klüber (öffentl. Recht des deutsch. Bundes §. 300 S. 456) und unser als Gelehrter, Staatsbürger und Mensch gleich hochverehrter Welcker in seinem Aufsatz über Verantwortlichkeit der Landstände (v. Rottecks u. Welckers Staatslexikon. 2. Aufl. XII. S. 711 ff.) Daß unter den außerdeutschen Staaten vornehmlich das urconstitutionelle England, welches in dieser ganzen Frage von besonderer Wichtigkeit ist, seine gelehrten Sachverständigen für die unbeschränkte Redefreiheit der Volksvertreter gestellen wird, kann nach der englischen Parlamentspraxis keinem Zweifel unterliegen. J. S. Mill in der oben citirten Schrift setzt solche Redefreiheit als unbedingt und selbstverständlich voraus, ihm ist sie um so weniger zweifelhaft, da er gerade den ganzen Nachdruck in der Thätigkeit der Volksvertreter auf ihre Beaufsichtigung und Kritik der Regierungshandlungen legt. So nennt er das Parlament „einen Schau- und Kampfplatz, wo nicht nur die allgemeine Meinung der Nation, sondern auch jede Abtheilung derselben und womöglich jede in ihr enthaltene ausgezeichnete Persönlichkeit sich in vollem Lichte darstellen und die Erörterung herausfordern kann; eine Stelle, wo jedes

Digitized by Google

Intereſſe und jede Meinungsſchattirung, ſelbſt leidenſchaftlich, verhandeln kann" u. ſ. w. (a. a. O. S. 69).

Andere Staatsrechtslehrer dagegen wollen die Redefreiheit der Volksvertreter nicht in obiger Ausdehnung, ſondern nur ſoweit gewahrt wiſſen, als dieſelbe nicht die Rechte Dritter verletzt. H. A. Zachariä in Göttingen ſagt: „Die Stände ſind hinſichtlich ihrer Meinungsäußerung und Beſchlußfaſſung in ihrer Sphäre durchaus frei und unabhängig von der Regierung, und in dieſer Beziehung weder nach oben, noch nach unten verantwortlich. Ein Verbrechen können die Stände als ganzes Corpus ſo wenig, wie eine andre Corporation begehn. Ueberſchreiten ſie aber ihre geſetzliche Sphäre, ſo ſind die Einzelnen, ebenſo wie wenn ſie außerhalb der ſtändiſchen Thätigkeit, wenn auch bezüglich auf dieſelbe delinquiren, nach den beſtehenden Geſetzen zu beurtheilen. Auch läßt ſich ohne eine poſitiv rechtliche, in neueren Verfaſſungen ſich freilich zur Sicherung der Freiheit und Unverletzlichkeit der Stände häufig findende Beſtimmung, nicht annehmen, daß Mitglieder der Ständeverſammlungen reſp. ſtändiſcher Ausſchüſſe, wegen ihrer in der Verſammlung ſelbſt gemachten Aeußerungen, wenn ſie unter den Begriff eines Verbrechens fallen, insbeſondere z. B. wegen Hochverrathes, wegen Majeſtätsbeleidigung, Injurie und Verleumdung dem Staate, oder Privatperſonen gegenüber nicht verantwortlich ſeien." (Deutſch. Staats-R. I. S. 579 ff.). Derſelben Anſicht ſind die unbekannten Verfaſſer des hierher einſchlagenden Aufſatzes in der Zeitſchr. f. Civilrecht und Praxis N. F. I. S. 1—46 und der Broſchüre über „die ſogenannte Unverantwortlichkeit der Landtagsabgeordneten" u. ſ. w. (Gießen 1853), ferner die Vertheidigungsſchrift „Der permanente landſtändiſche Ausſchuß in Kurheſſen" (Kaſſel 1851), das darin enthaltene Gutachten der göttinger Juriſtenfacultät v. Mai 1851 (Anl. C.), und das Gutachten von Heidelberg (ebend. S. 71 ff.), endlich E. Herrmann in ſeinem Aufſatz über die ſtrafrechtliche Verantwortlichkeit der Ständemitglieder (Archiv des Criminalrechts 1853. S. 341 ff.). In dieſen Schriften indeß wird vorzugsweiſe die ſtreng juriſtiſche, nicht ſo die praktiſch-politiſche Seite der Frage betont; das obige Citat aus H. A. Zachariä, einem der gegenwärtig bedeutendſten Kenner des Staatsrechts in Deutſchland, zeigt ferner, wie ſelbſt er es von der praktiſchen Seite für ſehr wohl begreiflich hält, die Redefreiheit der Volksvertreter unbedingt zu ſchützen, auch begründet er ſeine dem entgegenſtehende juriſtiſche Anſicht nicht weiter.

Die weitaus größten und durch Alter und Geſchichte ihrer conſtitutionellen Freiheit am ſchwerſten wiegenden Staaten halten in ihren alten und jungen Verfaſſungen die unbedingte Redefreiheit der Volksvertreter (in obigem Sinne) durchaus aufrecht und zeugen damit auf das entſchiedenſte für die Richtigkeit der oben entwickelten theoretiſchen Sätze und für den dieſen zuſtimmenden Kenner und Schriftſteller des Staatsrechts.

Die englische bill of rights von 1689 bestimmt in Art. 9, daß jede Beschränkung der Redefreiheit des Parlaments im allgemeinsten Umfange, vornehmlich auch durch strafgerichtliches Vorgehen, ausgeschlossen sein soll: (that the freedom of speech and debates or proceedings in Parliament ought not to be impeached or questioned in any court or place out of Parliament.) Demgemäß ist heute noch die Redefreiheit der beiden Häuser im obigen weitesten Sinne gewahrt. Zuhörer bei den Debatten sieht man aber als aus besondrer Gunst zu gelassen an, deshalb bleibt der Zeitungsredacteur für den Inhalt der von ihm veröffentlichten Parlamentsreden verantwortlich. Veröffentlichen dagegen die Häuser amtlich ihre amtlichen Protokolle, so gilt auch für diese der Schutz der parlamentarischen Redefreiheit. Diese englischen, durch Jahrhunderte lange Praxis des ersten Parlaments der Welt bewährten Bestimmungen sind dann in die Verfassungen der meisten und bedeutendsten freien Staaten übergegangen und haben auch hier bereits die Prüfung ruhiger und erregter Jahrzehnte glänzend bestanden.

Die nordamerikanische Verfassung v. 17. September 1787 sagt in Absch. V. §. 2, jedes Haus (des Senats und der Repräsentanten) darf seine Geschäftsordnung selbst bestimmen, seine Mitglieder wegen schlechter Aufführung bestrafen und mit der Zustimmung von zwei Drittheilen ein Mitglied ausstoßen; ferner in Absch. VI. §. 1, die Senatoren und Abgeordneten sollen wegen keiner in einem der beiden Häuser gehaltenen Rede oder Debatte an irgendeinem andern Orte belangt und zur Rede gestellt werden können.

Die norwegische Verfassung v. 17. Mai und 4. November 1814 verordnet in §. 66, die Repräsentanten können nur von dem versammelten Storthinge zur Verantwortung wegen ihrer daselbst geäußerten Meinungen gezogen werden. Jeder ist verpflichtet, sich nach der dort angenommenen Ordnung zu richten.

Die Verfassung des Staates Neuyork v. 3. November 1846, seit 1. Januar 1847 geltend, welche wir als Beispiel der Verfassungen in den meisten andern Einzelstaaten der nordamerikanischen Union anführen, schreibt vor in Absch. 12: die Mitglieder sollen wegen irgendeiner Rede oder Debatte in einem der beiden Häuser des gesetzgebenden Körpers an keinem andern Orte zur Verantwortung gezogen werden.

Die belgische Verfassung v. 25. Februar 1851 verfügt in Art. 44: Kein Mitglied der einen oder der andern Kammer kann wegen der bei seiner Amtsverrichtung von ihm während der Dauer der Sitzung ausgesprochenen Meinungen und Voten gerichtlich verfolgt oder zur Rechenschaft gezogen werden.

Von den Verfassungen deutscher Staaten führt Moser (Abh. versch. Rechtsmaterien V. 1.) eine Zahl aus früherer Zeit an, in welchen den Landständen

Digitized by Google

und ihren Mitgliedern volle Freiheit der Meinungsäußerung gesichert war. Aus denen der Gegenwart nennen wir:

Die bairische v. 26. Mai 1818, Art. 27: Kein Mitglied der Kammer kann für die Stimme, welche es in der Kammer selbst geführt hat, anders als in Folge der Geschäftsordnung durch die Versammlung selbst zur Rede gestellt werden.

Die von Sachsen-Meiningen v. 1829, Art. 99: Die Abgeordneten können wegen ihrer Aeußerungen in der Ständeversammlung nicht zur gerichtlichen Rechenschaft gezogen werden. Dem Landtage liegt aber ob, unanständige und verfassungswidrige Ausdrücke und Erklärungen zu verhüten und zu rügen.

Die Luxemburgs v. 9. Juli 1848, Art. 69: Kein Abgeordneter kann wegen der von ihm in Ausübung seines Berufs geäußerten Meinungen oder wegen seiner Abstimmungen belangt oder zur Rechenschaft gezogen werden.

Die preußische v. 31. Januar 1850, Art. 78: Die Kammer regelt ihren Geschäftsgang und ihre Disciplin durch eine Geschäftsordnung, Art. 84: Die Mitglieder der Kammer können für ihre Abstimmung in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf Grund der Geschäftsordnung (Art. 78) zur Rechenschaft gezogen werden.

Diesen gegenüber beschränken einige deutsche Verfassungen die Redefreiheit der Volksvertreter und halten letztere außerhalb des Bereiches der Kammer für verantwortlich, nämlich

die von Würtemberg v. 1819 §. 185 wegen Verleumdungen oder Beleidigungen der Regierung, Ständeversammlung oder einzelner Personen,

die von Hessen-Darmstadt v. 1820 §. 3 wegen Verleumdungen,

die von Kurhessen v. 1831 §. 87 wegen beleidigter Privatehre,

die von Hannover v. 1833 §. 10 und 1848 §. 53. 54 wegen Aeußerungen hochverrätherischen Inhalts, Beleidigungen und Verleumdungen von Individuen,

die von Weimar v. 1816 §. 68 und 1850 §. 18 wegen jeder Verunglimpfung der höchsten Person des Landesfürsten oder einer Beleidigung der Regierung des Landtags oder Einzelner,

und in ähnlicher Weise die Verfassungen von Waldeck v. 1816, Sachsen v. 1831 §. 83, Braunschweig v. 1832 §. 134, Nassau v. 1849 §. 62, Oldenburg v. 1849 Art. 148.

Ein merkwürdiges Versehen gegen die Geschichte, gegen Staatsrecht und Politik beginge derjenige, welcher auf Grund der im engen und engsten Kreise wirkenden Verfassungen dieser ganz eigenthümlich emporgewachsenen und gestalteten Länder und Ländchen die oben dargelegten Sätze von der unbeschränkten Redefreiheit der Volksvertreter als aufgehoben oder doch nur als

Digitized by Google

zweifelhaft anſehen wollte. Selbſt die Zahl letzterer deutſcher Duodezverfaſſungen verſchwindet wirkungslos, wenn wir die oben nur in dem einen Beiſpiel von Neuyork aufgeführten Verfaſſungen der — auch in Größe und materieller Bedeutung ſo viel ſchwerer wiegenden — Einzelſtaaten der nordamerikaniſchen Union einzeln citiren.

Allein bei dem Vorgehen der preußiſchen Regierung gegen die preußiſchen Abgeordneten wird es erſt in zweiter Linie auf die aus dem Weſen der Repräſentativverfaſſung und aus dem Vergleiche der Verfaſſungsbeſtimmungen frei regierter Länder entwickelten theoretiſchen Grundſätze ankommen. Gewährt die preußiſche Verfaſſung in ihren Vorſchriften nicht ausdrücklich unbeſchränkte Redefreiheit den preußiſchen Abgeordneten?

Die preußiſche Verfaſſung beſtimmt in Art. 78: Die Kammer regelt ihren Geſchäftsgang und ihre Disciplin durch eine Geſchäftsordnung. Und in Art. 84: Alinea 1: Die Mitglieder der Kammer können für ihre Abſtimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgeſprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf Grund der Geſchäftsordnung (Art. 78) zur Rechenſchaft gezogen werden.

Dieſes Alinea lautete in der Regierungsvorlage vom 20. Mai 1848 §. 57 unbegrenzter, indem ſelbſt die Beſchränkung der Redefreiheit durch die Kammer darin fehlte. Dagegen faßte §. 1 des mit der Nationalverſammlung vereinbarten Geſetzes vom 23. Juni 1848 ſonſt die Frage präciſer dahin: Kein Mitglied der Verſammlung kann für ſeine Abſtimmungen oder für die von ihm in ſeiner Eigenſchaft als Abgeordneter ausgeſprochenen Worte und Meinungen in irgendeiner Weiſe zur Rechenſchaft gezogen werden; und noch mehr der nach den Vorſchlägen des conſervativen Abgeordneten Reichensperger angenommene Art. 79 des Commiſſionsentwurfs der Nationalverſammlung: Sie können für ihre Abſtimmungen oder für die in ihrer Eigenſchaft als Abgeordnete abgegebenen ſchriftlichen oder mündlichen Aeußerungen nicht zur Rechenſchaft gezogen werden. Dem gegenüber hielt die octroyirte Verfaſſungsurkunde vom 5. December 1848 Art. 83, den Wortlaut obiger nicht beſchränkender Regierungsvorlage vom 20. Mai 1848 §. 57 wieder aufrecht. Bei der Reviſion der octroyirten Verfaſſungsurkunde erhielt dann der Artikel 84 Alinea 1 ſeine heutige Faſſung im October bis December 1849, unter Uebereinſtimmung der Reviſionscommiſſionen und des Plenums beider Häuſer. Hierbei bemerkte die Reviſionscommiſſion des Abgeordnetenhauſes, daß das erſte Alinea das Bedenken erregt habe, als ſei jede Disciplin in der Kammer unſtatthaft, ſo daß die letztere kein Mittel in Händen habe, einem ordnungswidrigen ſtörenden Betragen einzelner Mitglieder entgegenzuwirken; deshalb ſei die Aenderung angenommen, daß es in der Macht der Kammern ſtehe, ſolche Mitglieder vorübergehend zu excludiren, doch ſchien es nicht angemeſſen, dieſe Beſtimmung in die Verfaſſungsurkunde zu ſetzen.

Digitized by Google

In der ersten Kammer ferner führte der Abgeordnete Kisker aus, man müsse dem Art. 84 Alinea 1 eine unzweideutige Fassung dahin geben, daß unter den „Meinungen" nicht „Aeußerungen" überhaupt zu verstehen seien; denn es erscheine unbillig, daß Beleidigungen und Verleumdungen von Privatpersonen durch Abgeordnete nur dem Ordnungsrufe des Präsidenten unterliegen sollten. Daher empfehle sich „Meinungen" zu erklären mit „Begründungen der Abstimmung", gleichsam wie die Gründe eines gerichtlichen Erkenntnisses. Die erste Kammer ist dieser Auslegung aber in keiner Weise beigetreten, noch sind sonst im Plenum der beiden Häuser damals Bedenken gegen die jetzige Fassung des Art. 84 vorgebracht oder Anträge auf Besserung oder Ergänzung desselben gestellt worden. Also ergiebt sich auch aus dem Wortlaut und der Geschichte der hier einschlagenden Vorschrift der preußischen Verfassungsurkunde, daß in Preußen die unbeschränkte Redefreiheit der Kammermitglieder im obigen Sinne gesetzlich gesichert ist.

Gegner dieser Redefreiheit und dieser Auslegung unsrer Verfassungsurkunde weisen darauf hin, daß die octroyirte Verfassung vom 5. December 1848, wie gezeigt, „Meinungen" statt des in früheren Bestimmungen gesetzten Wortes „Aeußerungen" in den Text aufnahm. Dies habe einen guten Grund. Denn Meinungen bedeuteten im gewöhnlichen Sinne: Ansichten, Urtheile aus bestimmten Gründen, Aeußerungen seien überhaupt Bekundungen von Gedanken durch Worte. Aeußerung bilde daher das Allgemeinere, ausgesprochne Meinung das Speciellere, was als Art in dem Allgemeineren enthalten sei. Daher sei in Art. 84 die Thätigkeit des Abgeordneten geschieden in „Abgeben der Stimme" und „Meinungsabgabe" über die zu verhandelnden Fragen mit Einschluß der Begründung seines Votums. Nur diese zwiefache Thätigkeit betreffe Art. 84, wenn Abgeordnete außerdem ihre „Aeußerungen" allgemein verlauten ließen, so sage die Verfassung über diese nichts, sie fielen also unter die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen und so auch unter das Strafgesetz. Darum füge das Gesetz vom 23. Juni 1848 auch ausdrücklich bei: „Worte" und Meinungen; und der Commissionsentwurf der Nationalversammlung §. 79 setze statt dessen: „schriftlich oder mündlich abgegebene Aeußerungen;" auch sei in den Revisionscommissionen beider Häuser 1849 die Aenderung von „Meinungen" des heutigen Art. 84 in „Aeußerungen" beantragt, doch vergebens, weil man erwogen habe, daß nicht alle an sich strafbaren Aeußerungen straflos oder blos der Disciplin der Kammer anheimgegeben sein sollten.

Diese Gründe der Gegner sind aber nicht stichhaltig. Zunächst ist von ihnen unrichtig und unerweislich der allgemeine Sprachgebrauch betreffs „der Meinung" gegenüber „der Aeußerung" so, wie angegeben, herangezogen. Man braucht keineswegs in so strenger Begriffsscheidung beide Worte. Wollte man diese Scheidung aber zur Auslegung des Art. 84 anwenden, so würde bei der

Digitized by

ſelbſt von den Gegnern anerkannten Hauptthätigkeit der Abgeordneten, dem Abgeben der Meinung und der Stimme, in den meiſten Fällen gar nicht zu ſcheiden ſein, wo nun in der einzelnen Rede die Meinung aufhörte und die Aeußerung anfinge. Ja, der Abgeordnete kann doch bei der bloßen Motivirung ſeiner Abſtimmung allen ſonſtigen Inhalt einer „Aeußerung“ vorbringen; nun brauchte er gar nur alle ſeine Expectorationen ſchließlich ausdrücklich als Ausdruck ſeiner „Meinung“ zu erklären und es wäre auch dem-ſcharfſinnigſten politiſchen Gegner und Richter unmöglich, mit Gründen zu beſtimmen, daß hier und wie die Scheidung zwiſchen „Aeußerung“ und „Meinung“ Platz greife. Dieſe Scheidung an ſich iſt alſo unwahr und unpraktiſch. Aus der Geſchichte des Art. 84 ergiebt ſich aber, wie dargelegt iſt, daß beide Kammern die heutige Wortfaſſung deſſelben als Inbegriff der ganzen Thätigkeit eines Abgeordneten annahmen. Eben deshalb und nur deshalb ließen ſie im Plenum, ja ſelbſt ſchon in den Commiſſionen alle beſchränkenden, alle zweifelhaft zwiſchen „Meinung und Aeußerung“ ſcheidenden Anträge fallen. (Gerade auf die Anſicht der Majorität in Commiſſion und Plenum kommt es aber doch an, nicht darauf, ob hier oder dort ein vereinzelter und unberückſichtigter Antrag geſtellt wird.) Eben deshalb ferner erſtreckte die Reviſionscommiſſion der zweiten Kammer mit Ausſchluß jeder gerichtlichen Verfolgung die Disciplinargewalt des Hauſes bis auf vorübergehende Excluſion von Mitgliedern; und in der erſten Kammer, wo Kisker, wie gezeigt, gerade auf die jetzt von den Gegnern betonte Unterſcheidung zwiſchen „Meinung“ und „Aeußerung“ hinwies, und wo er, wie jetzt die Gegner, den Gerichten die Verfolgung gegen die ſtraffälligen Reden der Kammermitglieder reſerviren wollte, ließ das Haus ſeine Rede unberückſichtigt, es ging ſtillſchweigend darüber weg und lehrte damit, wie es den Artikel 84 verſtanden wiſſen wollte. — Der oben citirte Wortlaut ferner des Geſetzes vom 23. Juni 1848 und des Commiſſionsentwurfs der Nationalverſammlung beweiſen gerade gegen die Auffaſſung der Gegner. Denn wollten dieſe recht umfaſſend, allgemein die Redefreiheit der Kammermitglieder feſtſetzen, ſo brauchten ſie ja eben keine Scheidung zwiſchen „Wort“ und „Meinung“, „Aeußerung“ und „Meinung“ feſtzuhalten, immer fiel die ganze Thätigkeit der Mitglieder höchſtens unter die Aufſicht der Häuſer. Hatte aber andrerſeits eines der unſerm Art. 84 voraufgegangenen Geſetze die Abſicht, recht unbeſchränkt die Redefreiheit der Abgeordneten auszuſprechen und zu ſichern, ſo war es doch gewiß die unter dem Einfluſſe der Märzereigniſſe unmittelbar entſtandene Regierungsvorlage vom 20. Mai 1848, und gerade ſie ſagt in §. 57 „Abſtimmung“ und „ausgeſprochene Meinungen“. Ebenſo braucht Art. 27 der Verfaſſungsurkunde den Ausdruck „ſeine Meinung äußern“ ganz im allgemeinen Sinne „eine Aeußerung thun“ und weiß nichts von einer ſprachlichen Scheidung zwiſchen beiden Worten. Aus allen jenen Geſetzen ſodann hat ſich, wie ge-

Digitized by Google

zeigt, unser heutiger Art. 84 herausentwickelt, sein Wortlaut stimmt in den hier maßgebenden Stellen völlig mit zweien der voraufgegangenen Gesetze, nämlich der Regierungsvorlage vom 20. Mai 1848 §. 57 und der octroyirten Verfassungsurkunde vom 5. December 1848, Art. 83 — Gesetze, deren Vorschriften über parlamentarische Redefreiheit selbst die Gegner als unbeschränkt und umfassend anerkennen. Hiernach ist doch von vornherein nothwendig anzunehmen, daß auch bei dem heutigen Art. 84 die Absicht waltete, die Redefreiheit in derselben Unbeschränktheit durch ihn zu schützen, wie sie in seinen vier gesetzlichen Quellen und Grundlagen geschützt war. Wollte man gerade das Gegentheil, so mußte man in den Debatten über Art. 84 dies aussprechen, und mußte in seinem Wortlaute dies unverkennbar erklären, nicht aber in den Debatten darüber schweigen und im Texte des Artikels lediglich Ausdrücke gebrauchen, welche in zweien seiner gesetzlichen Grundlagen, wie gezeigt, gerade unbeschränkte Redefreiheit bezeichneten, in ihrem gewöhnlichen Sinne aufgefaßt aber nur höchst zweifelhaft eine Beschränkung ahnen ließen. — Endlich darf man nur unsern Art. 84 mit der Reihe der (eben zu diesem Zwecke) oben wörtlich angeführten Bestimmungen anderer Verfassungen über die parlamentarische Redefreiheit vergleichen, so erhellt, daß jene unbestritten für diese Freiheit und Unverantwortlichkeit der Abgeordneten schrankenlos auftretenden Vorschriften fast wörtlich mit der preußischen Verfassung übereinstimmen, daß dagegen die Verfassungen, welche die Unverantwortlichkeit einschränken, ausdrücklich die einzelnen Fälle der Einschränkung aufführen!

Die Einwände der Gegner sind somit hinfällig, und es ergiebt sich unbestreitbar, daß auch die preußische Verfassung in Art. 84 jede gerichtliche Verfolgung der Kammermitglieder ausschließt und hinsichtlich der Abstimmung die letzteren völlig unverantwortlich läßt, hinsichts aller Meinungsäußerungen in der Kammer aber sie nur der Kammer und deren Geschäftsordnung unterwirft. Leider ist unterlassen worden, den hier also vorliegenden Grund zur Ausschließung der Strafen, im Falle ein Kammermitglied in seinen Kammerreden das Strafgesetz verletzte, in den IV. Titel des neuen preußischen Strafgesetzbuchs vom 14. April 1851 aufzunehmen. Hier, wie an nicht wenigen andern Stellen der neuern preußischen Gesetze, muß man beklagen, daß die Vorschriften der Verfassungsurkunde so unvollständig in die entsprechenden Bestimmungen der täglich anzuwendenden Civil- und Criminalgesetze verarbeitet worden sind, daher einen viel loseren Zusammenhang mit letzteren zu haben scheinen, als sie ihn wirklich haben und, zumal in Zeiten so schwerer politischer Kämpfe, wie gegenwärtig, ihn haben müssen.

Trotz dieses Mangels indeß sind die preußischen Richter dreier Instanzen — und in politisch sehr deprimirter Zeit — nicht zweifelhaft gewesen, die oben entwickelte und begründete Vorschrift der Verfassungsurkunde anzuerkennen und

Digitized by Google

auszuführen. Diese für die Zukunft höchst wichtige Billigung der obigen Auslegung an entscheidender Stelle verdient hier einen Augenblick nähere Aufmerksamkeit.

Der Abgeordnete der zweiten Kammer Aldenhoven äußerte in der Sitzung des Hauses vom 1. Februar 1853 in seiner Rede über einen Bericht des Ministers des Innern: „das ist eine Handlungsweise des Ministers, wofür ich keinen parlamentarischen Ausdruck finde, weil ich keinen kenne für die absichtliche Entstellung der Wahrheit." Als über den Sinn dieser Worte Streit entstand, sagte Aldenhoven: „Ich habe mich bemüht, darzuthun, daß nach meiner Auffassung der Minister des Innern durch die Vorgänge in der zweiten Kammer die Ueberzeugung hätte haben müssen, daß dasjenige, was er am 17. Juni 1852 berichtet hatte, nicht die Wahrheit gewesen, und ich habe daran anknüpfend gesagt, daß ich mich alsdann außer Stande finde, einen parlamentarischen Ausdruck zu finden, der für die absichtliche Entstellung der Wahrheit paßt." Darauf erklärte derselbe, er habe hiermit eine Beleidigung nicht aussprechen wollen. Der Präsident der Kammer erachtete hiermit die Sache für erledigt; die Worte Aldenhovens hätten den Ordnungsruf verdient und würden ihn erhalten haben, wenn er, der Präsident, sie gehört hätte, was nicht der Fall sei. Der Ministerpräsident behielt sich eine anderweite Verfolgung der Sache vor, und suchte dann um Genehmigung des Hauses zur gerichtlichen Verfolgung Aldenhovens wegen Beleidigung und Verleumdung des Ministers des Innern nach. Die Verfassungscommission des notorisch damals gegen die Regierung allgefügigen Hauses beantragte im Bericht vom 22. April 1853, diese Genehmigung Seitens des Hauses zu ertheilen, indem sie darzuthun suchte, daß laut unsrer Verfassung die Abgeordneten für die in ihren Kammerreden begangenen strafbaren Handlungen verantwortlich seien. Das Plenum des Hauses konnte sich damals über die Frage nicht erklären, weil zuvor das Staatsministerium den obigen Antrag zurückzog. Nach dem Schluß der Sitzungsperiode wurde darauf die Anklage gegen Aldenhoven erhoben, dieser verneinte vor dem Untersuchungsrichter die Absicht der Verleumdung des Ministers, berief sich aber gegen jedes gerichtliche Verfahren auf Art. 84 der Verfassung, nach welchem über seine straffälligen Worte bereits in der Sitzung vom 1. Februar 1853 das Präsidium des Hauses entschieden habe.

Die Rathskammer des Landgerichts zu Düsseldorf lehnte hierauf den Antrag der Staatsanwaltschaft auf Verweisung vor das Zuchtpolizeigericht ab und sistirte das Verfahren durch Beschluß, weil die fraglichen Worte die Meinung des Abgeordneten A. über die Handlungsweise des Ministers enthielten, die nach Art. 84 der Verfassungsurkunde kein Gegenstand der gerichtlichen Verfolgung werden könne. Hiergegen beschritt die Staatsanwaltschaft die zweite Instanz, allein der Anklagesenat des Appellationsgerichtshofes zu Köln verwarf am 1. Juli

Digitized by Google

1853 das Rechtsmittel, indem er sich ausdrücklich auf einen Theil der obigen Auslegungssätze unsers Verfassungsrechtes stützte. Gegen dieses Erkenntniß legte der Generalprocurator desselben Appellationsgerichtes den Cassationsrecurs wegen Verletzung des Art. 84 der Verfassungsurkunde ein und begründete diesen mit den wichtigsten der oben angeführten gegnerischen Ausführungen, so wie mit Hinweis auf die Gefahr eines Privilegiums für die Redeverbrechen der Kammermitglieder. Könne einmal ein Abgeordneter die Anführung verletzender Thatsachen nicht umgehen, so gestatte ihm §. 157 des Strafgesetzbuches, den Beweis der Wahrheit anzutreten und so sich gegen die Anklage wegen Verleumdung zu schützen. (Hierüber beziehen wir uns auf die obigen allgemein theoretischen Grundsätze betreffs der unbeschränkten Redefreiheit der Kammern.) Der Generalstaatsanwalt beim Obertribunal widerholte im Wesenlichen jene Gründe und schloß damit, bei der Unabhängigkeit preußischer Gerichte werde die parlamentarische Redefreiheit durch die verlangte gerichtliche Verfolgung der Kammermitglieder nicht ernstlich gefährdet; aber die Gerechtigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetz, die nothwendige Aufrechthaltung der Autorität gestatten es nicht, daß Mitglieder der Kammer in ihren Reden straflos die Gesetze verletzen, daß sie namentlich durch Behauptung unwahrer Thatsachen die ersten Rathgeber der Krone dem Hasse und der Verachtung aussetzen.

Aber das Erkenntniß des Obertribunals v. 12. Decbr. 1853 wies trotz aller dieser angedrohten Schreckniſſe den Cassationsrecurs zurück in Erwägung daß Art. 84 der Verfassungsurkunde zwar nicht alle Aeußerungen eines Abgeordneten in der Kammer der strafgerichtlichen Verfolgung entziehe, daß aber wegen der Abstimmungen jede Verfolgung ausgeschlossen ist und wegen der geäußerten Meinungen nur der betreffenden Kammer das Recht zugestanden werde, innerhalb der Kammer auf Grund der Geschäftsordnung Rechenschaft zu fordern; daß das Gesetz hierdurch die Unbefangenheit und Unabhängigkeit der Abgeordneten bei ihren amtlichen Reden sichern wollte, und daß also der Ausdruck „Meinungen" alle Aeußerungen eines Abgeordneten umfaßt, welche von demselben in dieser seiner Eigenschaft bei Ausübung seiner Functionen von der Kammer gemacht werden, insoweit solche nicht zu den Abstimmungen gehören (Goldammer, Archiv II. S. 82).

Der höchste preußische Gerichtshof sieht also ebenfalls den Art. 84 als Schutzwehr der Kammermitglieder gegen jede gerichtliche Verfolgung an, so weit es sich — abgesehen von den Abstimmungen — um die Reden und Aeußerungen handelt, welche ein Kammermitglied als solches hält, resp. thut. Das bedeutet der Satz des obigen Erkenntnisses: „alle Aeußerungen, welche von einem Abgeordneten in dieser seiner Eigenschaft bei Ausübung seiner Functionen in der Kammer gemacht werden." Denn die Functionen eines Kammermitgliedes in der Kammer sind, zu stimmen und sich über die den Kammerberathungen vor-

Digitized by Google

liegenden Fragen amtlich zu äußern. Eben dieſe umfaſſende Auslegung des Art. 84 folgt daraus, daß ſein Zweck, die Sicherung der Unabhängigkeit der Abgeordneten, ſich auf alle „ihre amtlichen Reden“ erſtrecken ſoll! Ausdrücklich verwirft das Obertribunal die gegneriſche Scheidung zwiſchen „Meinungen“ und „Aeußerungen“, ausdrücklich ſetzt es den Zweck dieſer nothwendigen Vorſchrift des Art. 84 darin, die Unbefangenheit und Unabhängigkeit der Abgeordneten bei ihren amtlichen Reden zu ſichern.

Die parteiloſe Prüfung im Felde der allgemeinen Theorie und der beſondern preußiſchen Praxis des Repräſentativ-Verfaſſungsrechtes iſt damit beendet. Sie ergiebt das Reſultat, daß das beabſichtigte Vorgehen der Staatsregierung den Art. 84 der Verfaſſung verletzt; denn die Regierung fordert Beamte auf, Abgeordnete wegen ihrer ſtraffälligen Reden anzuklagen und zu richten, während beides der citirte Artikel der Verfaſſung verbietet.

Der Abgeordnete Ziegler in ſeiner unvergeßlichen Rede iſt wieder gerechtfertigt, uns begegnet täglich in unſerem Verfaſſungsleben ſo Ungeheures, ſo Unnatürliches, daß wir den Maßſtab deſſelben verlieren. Das Herrenhaus, die eine Hälfte der Kammer, will die Redefreiheit der andern Hälfte beſchränkt wiſſen. Ganz abgeſehen von der parlamentariſchen Unnatur ſolches Schrittes iſt er vor allem ein Schlag gegen die Verfaſſung, gegen die unveräußerliche Grundlage des Herrenhauſes ſelbſt und unſeres ganzen Staatslebens. Und eben dieſes Herrenhaus verletzt faſt in jeder ſeiner ſeltenen Sitzungen die Rechte Dritter durch ſeine Reden und ſündigt ſo gegen ſeine eigene Moral und verletzt ſo ſeinen eigenen Rechtsſatz. Wie oft nannten Mitglieder und Vorſitzende des Herrenhauſes die ſtreng verfaſſungsmäßigen Schritte des andern Hauſes mit den verleumdungsreichſten Namen, ihnen ſind die Mitglieder der Majorität des Volkshauſes Gottes- und Königsläſterer, Eidbrüchige und Hochverräther. In der Sitzung ſelbſt, in welcher dieſe Herrenhäusler der Unverantwortlichkeit, der Redefreiheit des Abgeordnetenhauſes Feſſeln anlegen wollen, werfen ſie, die Gerechten, Beſchuldigungen dem andern Hauſe ins Geſicht, daß ihre eben geſchmiedeten Redefeſſeln vor allem ihnen erſt angelegt werden müßten. v. Below ruft: „Die Kritik der Abgeordneten vernichtet die Autoritäten, ohne welche kein Staat exiſtiren kann“; „die Redefreiheit der Abgeordneten giebt den König, ſeine Diener und die Gerichte des Landes der Verachtung Preis“; „der Präſident des Abgeordnetenhauſes iſt parteiiſch“. Der Freiherr von Senfft-Pilſach beſchimpft die jüdiſchen Zeitungsliteraten, was gar nicht zum Gegenſtande der Debatte gehört, er nennt den Vorwurf des Verfaſſungsbruchs, welchen die Abgeordneten gegen die „treueſten“ Miniſter ausſprechen, „ſchamloſe Lüge und Verleumdung“. Die Aeußerung Gneiſts vom Kainszeichen des Eidbruches bezeichnet er als „ſchamloſe, ſcheußliche Angriffe, Nichtswürdigkeiten, Niederträchtigkeiten; wenn die Verfaſſung dieſe ſtützt, iſt ſie nichts werth, nicht zu ſchützen, nicht zu halten.“

Digitized by Google

Die Regierung muß — wenn überhaupt — gegen solche Worte den Staatsanwalt bereit haben. Bei uns denkt man zunächst, wie die obige Erklärung des Ministerpräsidenten zeigt, nur an Verfolgung der Abgeordneten. Im Abgeordnetenhause aber begegnen die Vertreter der Regierung den Angriffen der Volksmänner nicht mit den oben angeführten constitutionellen Mitteln, sondern zum Zweikampf fordern sie sie; sie erwidern den straffälligen Angriff mit einem gleich strafbaren, so Herr von Roon mit dem Vorwurfe der „Unverschämtheit"; sie lassen sich nähere Präcisirung und Rücknahme des Angriffs gefallen und gestatten danach, daß die unter ihren Augen erscheinende Presse den Gegner verhöhnt. Es genügt, hier auf die Worte Gneists über solch ein Cavalierthum zu verweisen. Und ist die Sitzungsperiode geschlossen, so weisen sie den Staatsanwalt zur Anklage an.

So mag denn das preußische Volk seine Verfassung gegen solche Angriffe aufrecht halten und durch den gesetzmäßigen Mund der Vereine, der Presse wieder und wieder kund thun: hier ist die Grenze der unverletzlichen Verfassung! Das einzeln unscheinbare Mittel wird so selbst der organisirten Gewalt der Regierung gegenüber stark durch die Einmüthigkeit aller Orte des Preußenlandes, stark durch die Zähigkeit seiner immer erneuten Dauer, stark durch die Gesetzmäßigkeit. Gegen ein Volk, dessen einzelne Glieder unermüdet in Wort und That gesetzmäßig beweisen, daß ihnen die Verfassung in Fleisch und Blut überging, verschwindet jede Gewalt der Regierung, Angriffe gegen solch ein Volksrecht gefährden nichts, sie bilden nur ein unschätzbares, nothwendiges Glied der politischen und Rechtsentwickelung.

Die Staatsanwaltschaften werden der vom Ministerpräsidenten verkündeten Anweisung zur Anklage der straffälligen Abgeordneten Folge leisten, sie sind untergebene Verwaltungsbeamte. Die Richter aber, unabhängige Glieder ihres Volkes und durchdrungen von seinem Rechtsbewußtsein, legen den Finger auf unsern Artikel 84 der Verfassung und decken unsere Abgeordneten mit unserm heiligen Rechte. Zwei hochgestellte Glieder des preußischen Richterstandes erklärten im Herrenhause sich gegen dessen Antrag zur Fesselung der Redefreiheit. Graf von Rittberg, der Chefpräsident eines Appellationsgerichtes, wies ausdrücklich auf Artikel 84 der Verfassung, und Uhden, der erste Präsident unseres höchsten Gerichtshofes, wahrte, wenn auch mit herben Worten, dem Obertribunal seine volle Unparteilichkeit: „Ich glaube, daß der höchste Gerichtshof durch die Urtheilssprüche und tendenziösen, fanatischen Aeußerungen im Abgeordnetenhause, von welchem Hause sie auch kommen mögen, sich nicht betroffen fühlen und davon abhalten lassen kann, in seinem Wege fortzugehen." Wenn auch die Besetzung der Criminalsenate des höchsten Gerichtshofes gewechselt hat, so dürfen wir doch von vornherein nicht bezweifeln, daß heute ebenso wie vor zwölf Jahren, unsere Richter aller Instanzen dem klaren Rechte des Landes Genüge thun.

Ueberzeugt die Staatsregierung ſich dann, daß in Wahrheit die Verfaſſung ihrem Vorgehen entgegenſteht, ſo bleibt ihr, wie Herr von Bismark oben ſagt, nur noch der Weg der Geſetzesänderung. Nun, wähle das preußiſche Volk nur ſeine verfaſſungstreuen Vertreter, unbeirrt durch neue Wahlgeſetze, wieder, ſo zweifeln wir heute nicht mehr, daß auch dieſer Weg der Regierung verſagt und daß der Artikel 84 der Verfaſſung ſiegreich beſtehen bleibt. Ueberwindet er dieſen Angriff, ſo iſt er künftig unangreifbar; denn jeder Preuße weiß dann, was er uns iſt.

So gewinnt unſere ganze Verfaſſung nur durch den Verfaſſungskampf wahres Leben im Volke.

Correſpondenz aus Schleswig-Holſtein.

Wenn ich Ihnen eine längere Zeit nicht über unſere Zuſtände berichtet habe, ſo war es, weil ſich nichts Wichtiges berichten ließ. Auch jetzt iſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß die Lage der Dinge, ſoweit wir darunter nur die innern Verhältniſſe verſtehen, ſich wenig geändert hat, wie ſie ſich denn überhaupt nicht eher viel anders geſtalten wird, als bis Preußen ſich entweder durch Verſtändigung mit Oeſtreich oder trotz Oeſtreich und ſeinem jetwaigen Anhang die Möglichkeit verſchafft, mit ernſten durchgreifenden Maßregeln gegen die dynaſtiſch-particulariſtiſche Partei und den von derſelben geübten Terrorismus vorzugehen. Die Meinung, daß der geſunde Menſchenverſtand ſich allmälig von ſelbſt Bahn brechen und zu ſeinem Rechte gelangen werde, daß das Volk endlich wenigſtens in der Mehrzahl der an politiſchen Angelegenheiten Theilnehmenden erkennen werde, was die in Kiel verfolgten Zwecke in Wahrheit ſind, und wie wenig Ausſicht dieſe Zwecke auf Verwirklichung haben, wie wenig ſie dem Intereſſe des Landes entſprechen — dieſe vermuthlich auch in Berlin gehegte Meinung beruht auf einem Irrthum, mindeſtens geht es mit ihrer Verwirklichung ſehr langſam, und zwar, wie ich wiederholen muß, nicht ſo ſehr, weil es an Verſtand, als weil es der ſeit lange ſchon mit allen demagogiſchen Künſten bearbeiteten und fortwährend in Vereinen und Verſammlungen von Neuem gegen die preußiſchen Anſprüche aufgeſtachelten gedankenloſen Maſſe gegenüber an Muth fehlt.

Wagt jemand, ſich zu dem Programm der Nationalen zu bekennen, ſo hat

Digitized by Google

er sofort eine mehr oder minder officiöse Meute um sich, die seinen Entschluß in der unsaubersten Weise verdächtigt, seinen Privatcharakter angreift, ihn mit Bierschenkenspäßen lächerlich zu machen sucht und ihm wo möglich den gewohnten Erwerb und Verkehr abzuschneiden bestrebt ist. In der Stadt Schleswig wird gegen die Wiederwahl des Abgeordneten Petersen agitirt und der bekannte Heiberg poussirt, weil jener national denkt, dieser eifrig augustenburgisch und Vertrauter Halbhubers ist. Nicht sobald hatte der Ständedeputirte Dieck von Elmshorn sich unsrer Partei angeschlossen, als ihn erst die Stadt Wilster, dann ein Theil der Wähler von Elmshorn zur Niederlegung seines Mandats aufforderte. Bald darauf verlautete, daß dasselbe Manöver mit dem Justizrath Rötger, dem zweiten unserm Programm beigetretenen Ständemitgliede, vorgenommen werden sollte, und wenn das noch nicht geschehen ist, so liegt die Ursache gewiß nicht an dem Willen und der Rührigkeit der Herren, welche die Masse commandiren und für ihre Pläne aufmarschiren lassen. Noch lehrreicher ist der Fall mit Advocat Rathlev in Kiel, dem vor einigen Tagen von der altonaer Feuerversicherungsgesellschaft die Agentur für dieselbe entzogen wurde. Gründe waren nicht angegeben und konnten nicht wohl angegeben werden; denn solche, die man hätte nennen dürfen, Nachlässigkeit in der Führung der Geschäfte etwa, waren nicht vorhanden, zu dem eigentlichen Grund aber, der darin lag, daß Rathlev die bekannte scheel-plessensche Adresse unterschrieben, daß Interessenten der Direction die Alternative: entweder ihren Austritt oder Entlassung des Annexionisten gestellt, und daß die Direction die Schwäche gehabt, der Drohung nachzugeben, konnte man sich doch nicht wohl bekennen. Andere Ränke dieser Art ließen sich noch manche mittheilen, es mag aber mit den angeführten genug sein; sie werden hinreichend klar machen, daß man in der That einigen Muth besitzen muß, wenn man es unternimmt, gegen die von der kieler Agitationsmühle getriebene Strömung zu schwimmen.

Stockt diese Strömung, die in einer Menge von Kanälen durch das Land geht und in den Kampfgenossenvereinen sowie in den schleswig-holsteinischen Vereinen ihre weiteren Triebwerke hat, an irgendeiner Stelle einmal, wird nach Kiel von überhandnehmender Beruhigung der Gemüther oder gar von Symptomen des Nachdenkens und der Erkenntniß berichtet, so geht so rasch wie möglich in der Person eines ergebenen Advocaten oder Schulmeisters ein Regulator nach dem bedrohten Punkte ab, der den Betreffenden in einer Versammlung (wie neulich in Angeln und dann in Flensburg) die Köpfe zurechtsetzt, das Salböl echter Holstentreue darüber ausgießt und so die alte Einfalt wiederherstellt.

Nicht verschwiegen darf werden, daß auch manche Maßregeln der preußischen Politik beigetragen haben, wenn es mit der öffentlichen Meinung bei uns nicht recht vorwärts will. Die Sendung des Prinzen Hohenlohe nach

Digitized by Google

Nordschleswig war kein glücklicher Gedanke, oder sollte Frankreichs Stellung zur Sache sie nothwendig gemacht haben? Wo nicht, so hat man sich damit nur geschadet; denn ein großer Theil der deutschgesinnten Schleswiger ist dadurch erbittert worden, während kaum anzunehmen ist, daß die dänischgesinnten dadurch gewonnen worden sind. Freilich kommt zuletzt auf den guten oder bösen Willen jener nicht allzuviel an, aber man hat den Kielern Gelegenheit geschaffen, wieder einmal in den Mantel der Tugend gehüllt mit Fingern auf das böse Preußen zu weisen, welches immer noch an Abtretung eines Stücks von Schleswig denkt, um sich Napoleons Einwilligung zur Annectirung des Rests zu erkaufen. Der Brief Schleidens riß ein garstiges Loch in jenen schönen Mantel, ich fürchte aber, daß es bei der fast allgemeinen Verblendung hier nur die sehen, die über das, was er verhüllt, über das Streben, den Erbprinzen um jeden Preis zum souveränen Herzog zu machen, schon vor Monaten nicht im Zweifel waren.

Ein anderes Beispiel preußischen Ungeschicks in der Behandlung der hiesigen öffentlichen Meinung ist folgendes. Wie Sie vielleicht wissen, soll hier am 18. Juli die Wanderversammlung deutscher Kunstgenossen stattfinden. Nun hatte sich zu dem Zwecke hier ein Comité gebildet, welches ein sehr anerkennenswerthes Programm entwarf, so daß das Fest, wenn dieses Programm zur Ausführung käme, recht gut ausfallen würde. Dazu gehören aber 6000 Mark; denn es ist eine Tour nach Schleswig zur Enthüllung des Karstens-Denkmals und eine Seefahrt nach den Düppelhöhen projectirt, und so war man genöthigt, sich um eine Beihilfe an die Regierung zu wenden. Die zu dem Zwecke abgeordnete Deputation traf Zedlitz auf dem Bahnhof im Begriff abzureisen, hatte aber noch Zeit, ihm ihren Wunsch vorzutragen. Sie erhielt zur Antwort, die Geldbewilligung hinge davon ab, wie die Kieler sich am 6. Juli verhalten würden; kämen wieder ungehörige Demonstrationen vor, so verabfolge er nicht einen Schilling. Hierauf verabschiedeten sich die Herren in aller Kürze und gingen zu Halbhuber, der sehr leutselig war, sich dahin äußerte, sein Herr College habe sich die Sache wohl nicht recht überlegt, und daran die erfreuliche Bemerkung knüpfte, wenn er allein zu entscheiden hätte, so wäre die Angelegenheit in ein paar Minuten geordnet. Nun bestand aber die Deputation keineswegs aus Preußenfeinden. Im Comité war ein Vorschlag Pastor Schraders, bei dem Festmahl den ersten Toast auf den Herzog auszubringen, trotzdem, daß Professor Behn ihn unterstützt, ohne Weiteres abgewiesen worden, und man hatte beschlossen, von der Feier überhaupt alle augustenburgischen Demonstrationen fernzuhalten. Es war also hier jedenfalls unpolitisch, zu drohen und eine Bedingung zu stellen, die überflüssig war. Die Augustenburgischen wurden damit herausgefordert, nun den 6. Juli erst recht zu feiern, und die Wanderversammlung wird in ihren etwaigen Sympathien für Preußen dadurch auch nicht gerade bestärkt werden, endlich aber ist Gefahr vorhanden, daß das

Digitized by Google

Fest vom 18. Juli durch Subvention von Nienstetten, die man nicht wohl zurückweisen könnte, einen augustenburgischen Charakter annimmt. Das ist die Folge davon, daß man preußischerseits nicht genug Personen- und Sachkunde hat, und daß man es bisher verschmähte, sich von Freunden Preußens, welche diese Kunde besitzen, rathen zu lassen.

Dies zeigt sich noch bedenklicher in den Folgen der Wahlen, welche man bei Besetzung der höhern Beamtenstellen getroffen hat. Von diesen gilt in noch stärkerem Maß, was zur Charakteristik der meisten niedern Beamten und Geistlichen zu sagen ist. Sämmtliche Regierungsräthe in Schleswig sind zuverlässige und eifrige Anhänger des kieler Hofes und des hier florirenden Particularismus, und wenn Zedlitz anfangs seinen Willen durchsetzen konnte, so war es einerseits, weil die Gegensätze noch nicht so schroff hervortraten, dann weil der östreichische Commissär sich nachgiebig zeigte. Mit Halbhubers Ankunft wurde dies anders, und jetzt herrscht nahezu Anarchie in Schloß Gottorf. Zedlitz kann sich auf keinen seiner nächsten Untergebnen recht verlassen, selbst auf Stemann, den Vorstand des Polizeidepartements, nicht, dessen man sicher zu sein glaubte, da er eine Reihe von Jahren Staatsanwalt in Preußen gewesen war, ja man darf behaupten, daß dieser Herr gerade ganz besonders herzoglich gesinnt ist, und daß die preußische Politik, indem sie ihn anstellte, den größten unter den Mißgriffen begangen hat, deren sie sich zu ihrem eignen Schaden hier zu Lande schuldig gemacht hat. Die Sache liegt jetzt so, daß die Augustenburgischen oder, was ungefähr dasselbe, die Antipreußischen in der Regierung, sich soweit möglich in directe Verbindung mit dem kieler Sophienblatt gesetzt haben, und daß man hier einen ganz bestimmten Einfluß auf die Entscheidung der in Schloß Gottorf vorliegenden Fragen, namentlich auch auf die Anstellung der Beamten ausübt. Daß man den Räthen des Erbprinzen Acten mittheilt, wird bestimmt behauptet, und neulich hörten wir von zuverlässiger Seite, daß ein Fascikel betreffend die Vergütung der Einquartierungslasten in der Brunswik auf dem Umschlag ungefähr folgende von der Hand eines Mitglieds der Regierung in Schleswig herrührende Bemerkung getragen habe: „Geehrter Herr G. St., da ich Sie nicht zu Hause traf, so lasse ich Ihnen die Acten zurück." Ein weiteres Wort über diese Gefälligkeit ist wohl überflüssig.

Den meisten Einfluß in der Regierung soll Lesser der Zweite haben, und leider setzt man hinzu, daß derselbe auch von allen Herren des Collegiums die größte Bereitwilligkeit an den Tag lege, in der Richtung zu wirken, in welcher man in Kiel das Wohl des Landes liegen sieht.

Will Preußen vorwärts, so muß es vor allem, sei es auf die oder jene Weise, in Bezug auf die Zusammensetzung der Regierung Wandel schaffen, und zwar so bald als möglich. Mit der bisherigen Geduld wird nichts erreicht, als

Digitized by Google

das, was man nicht wollen kann. Merkt die Bevölkerung erst, daß von Schloß Gottorf ein anderer Wind weht, so werden die Leute bald den Rock wechseln, der dann nicht mehr warm und bequem sein wird. Vor allen Dingen müßte ein von der Gerechtigkeit der preußischen Forderungen überzeugter, nicht auf die kieler Hofpolitik hörender energischer Mann Departementschef der Justiz und Polizei werden, damit ein „firm government" unsre Schreier und Schwätzer überzeugte, daß es mit der gemüthlichen Anarchie von nun an ein Ende habe.

Freilich wird man dagegen, rasch getröstet, einwerfen: „Das läßt Halbhuber nicht zu!" und es ist wahr, dieser Wächter der schleswig-holsteinischen Freiheit hat schon manches Nützliche und Verständige hintertrieben oder aufgehalten. Soll doch in Schleswig ein eigenes Schubfach existiren, in welches die Sachen, die wegen mangelnder Uebereinstimmung in der obersten Civilbehörde nicht zu erledigen sind, weggelegt werden. Aber soll das so bleiben, und *will* man den Stein, den man sich durch das östreichische Bündniß an das Bein gebunden hat, in alle Ewigkeit sich die nothwendigen Schritte hindern lassen? *Muß* man das noch, nun so verzichte man auf die Einberufung der Stände, in denen unter Halbhubers Aegide und der jetzigen gottorfer Regierung in Holstein höchstens sieben bis acht und in Schleswig kaum zwei oder drei Stimmen mehr für Preußen zu hören sein werden, und sehe zu, ob die Fortsetzung des Provisorismus dem Nebenregiment endlich die Kräfte und den Glauben an seine Zukunft ausgehen läßt. Es ist traurig, daß die Schleswig-Holsteiner zu ihrem wahren Besten gezwungen sein wollen, aber zu wünschen, daß Deutschlands Interesse aus Rücksicht auf ihre Beschränktheit und ihren üblen Willen leide, wäre unerlaubte Sentimentalität, und dieser wollen wenigstens wir, die Nationalen, uns nicht schuldig machen.

Seit ich das geschrieben, hat der sechste Juli unsern Legitimisten und Particularisten wieder einmal Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte in großer Parade gegeben. Schon die Woche vorher fanden sich in Kiel wohl oder übel kleinere Gelegenheiten, loyal zu demonstriren. So bei der Versammlung zur Gründung eines deutschen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger, wo man sie am wenigsten hätte suchen sollen. Bei dem damals auf Bellevue veranstalteten Festessen unter Staatsrath Franckes Vorsitz brachte den ersten officiellen Toast der Nationalvereinsagent Wichmann aus Lübeck auf Herzog Friedrich aus, „da in jedem constitutionellen Staat Sitte sei, zuerst das Wohl des Landesherrn zu trinken". Nach dem Rechte, fuhr der Redner fort, wären wir ein constitutioneller Staat, und nach dem Rechte hätten wir auch schon einen Landesherrn. Herr Francke ließ später ein Hoch auf die preußische Fortschrittspartei folgen, „welche mit denselben Gegnern wie wir kämpft". Sehr charakteristisch! Wichmann wollte nachher noch für die Reichsverfassung ein gutes Wort einlegen, wurde aber durch Zischen daran verhindert. Ebenfalls sehr charakteristisch!

Digitized by

Bei der Verſammlung baltiſcher Aerzte waren alle politiſchen Demonſtrationen, wie billig, verbeten. Indeß überſtrömende Gefühle ließen ſich nicht ganz im Buſen verſchließen, und ſo brachte nach den beiden officiellen Toaſten ein von ſolcher Empfindung übermeiſterter Doctor aus Bornhöft richtig auch ſein Hoch auf Friedrich den Achten an den Mann.

Geſtern brauchte man ſich keinerlei Zwang anzuthun, und ſo gab es denn hier und in den übrigen Städten des Landes reichlichſte legitimiſtiſche Begeiſterung mit allem, was dazu gehört. Kein Liebhaber von derartigem unnützem Lärm, hatte ichs vorgezogen, mich aufs Land hinaus zu begeben, wo es ſo ſtill und behaglich gleichgiltig war, wie überall, wo die Natur die Kunſt überwiegt, und ſo könnte ich Ihnen unſere Feier nur nach Hörenſagen ſchildern, wenn ich Sie überhaupt mit ſolcher Schilderung glücklich zu machen hoffte. Ohne dieſe Hoffnung, beſchränke ich mich auf einige Züge des Geburtstagsfeſtes. Bei dem Feſtmahl auf Bellevue ſpeiſte Staatsrath Francke die Geiſter der Anweſenden mit einem Toaſt auf das „deutſche", will ſagen, nicht von Preußen abhängige, nach dem Willen Oeſtreichs und des Herrn v. d. Pfordten conſtituirte Schleswig-Holſtein — eine Art oratoriſchen Plumpuddings derbſter Art, in welchem Roſinen wie „Rechtsverdrehung", „Lug und Trug", „Soldatendruck", „Schwarm von Kronjuriſten" und ähnliche Liebenswürdigkeiten gegen Preußen dick bei einander ſaßen, und dem der Herr Redner mit dem ihm eigenen Takt und Zartgefühl eine Sauce von der „kleinen Partei im Lande, welche ſich in ihrem Hochmuth die nationale nenne", beizugeben beliebte, obwohl ein Mitglied dieſer Partei ihm faſt gerade gegenüber ſaß. Und bei der Feier, welche die Univerſität in der Aula abhielt, kriegten wir's wieder; denn Herr Profeſſor Forchhammer bewies hier in längerem Vortrag, daß die Nationalen „nichts als eine Elite unklarer Köpfe" ſind. Der Gelehrte, der uns die griechiſchen Götter in Waſſer aufgelöſt, der Mitarbeiter der Kieler Zeitung, der uns ſo ſcharfſinnig am ſtettiner Polizeidirector die ſtaatenbildende Kraft des ſchleswig-holſteiniſchen „Stammes" nachgewieſen, der Redner, der auch jetzt wieder höchſt weiſe über deutſche Stämme und Staatenbildung ſprach, hatte unzweifelhaft ein Recht, von Unklarheit bei uns zu reden. Aber es war doch ein eigenes Zuſammentreffen, daß gerade an dem Tage dieſer Leiſtung die Nummer der Elberfelder Zeitung mit dem häßlichen Brief Schleidens hier eintreffen mußte, in welchem gebeten wird, Profeſſor Forchhammer ſofort von London abzuberufen, weil „es ihm an politiſcher Einſicht fehlt", weil er „hier überhaupt mehr ſchadet als nützt", und weil „das Geld, welches ſein hieſiger Aufenthalt koſtet, nicht nur weggeworfen, ſondern geradezu ſchädlich angewendet iſt". Böſer Schleiden! Armer Peter Forchhammer!

Digitized by Google

Vermiſchte Literatur.

Cäſariana. Aperçus eines Despoten. Von A. Rogeard. Verfaſſer der „Les propos de Labienus“. Einzige vom Verfaſſer autoriſirte deutſche Ausgabe. 1. Heft. Prag, A. G. Steinhauſer. 1865.

Will, indem es gewiſſe Ausſprüche Cäſars erörtert, „noch ein Commentar zur Geſchichte Julius Cäſars von Napoleon dem Dritten“ ſein. Der Verfaſſer iſt ein Mann von Geiſt und Wiſſen, ſeine Betrachtungsweiſe aber iſt durchaus tendenziös, Cäſar für ihn nichts als ein großer Verbrecher, wie „alle jene Elenden, die in den modernen Zeiten ſeine Maske wieder aufgenommen und ſeine Rolle weiter geſpielt haben.“ Von größerem Intereſſe iſt uns die vorausgeſandte Biographie Rogeards, der vor einigen Wochen bekanntlich durch eine kleine Broſchüre und gewiſſermaßen über Nacht für einige Zeit zu einer europäiſchen Berühmtheit wurde, und von dem wir hoffen dürfen, daß er ſich nicht ſo raſch wieder in Vergeſſenheit ſinken laſſen wird, wie der gute Nikolaus Becker, dem mit ſeinem Rheinlied ein ähnliches Glück widerfuhr. Wir geben aus dieſer Biographie einen Auszug.

Louis Auguſte Rogeard wurde am 25. April 1820 zu Chartres geboren. Sein Vater war Offizier. 1840 war er Lehrer der Normalſchule, dann Profeſſor in Obernay im Bas-Rhin, wo er ſich 1842 zur Meſſe zu gehen weigerte. Später lehrte er zu Libourne in der Gironde, zu Angoulème, zu Brives und zu Pau. Am letzterem Orte erlaubte er ſich ſcharfe Bemerkungen über die Verwaltung der Armengelder durch die Geiſtlichkeit, die ſehr übel vermerkt wurden. 1849 nahm er Urlaub, um nach Paris zu gehen, wo er ſich lebhaft an allen Kundgebungen der revolutionären Parteien betheiligte. Nach Pau zurückgekehrt und zum Lehrer in der Tertia aufgerückt, erhielt er vier Monate nach dem Staatsſtreiche wegen Eidesverweigerung ſeine Entlaſſung, worauf er zuerſt wieder nach Paris, dann auf fünf Monate als Hauslehrer nach England ging. Dann war er in gleicher Eigenſchaft zwei Jahre wieder in Paris. Endlich ſolcher abhängigen Stellungen müde, machte er ſich zum professeur libre. Jetzt verſuchte er ſich auch zum erſten Mal in der Literatur. 1853 erſchien im „Avenir“ von ihm eine Studie „Du rôle de la littérature dans les sociétés“. 1855 wurde er wegen Betheiligung an den Unruhen, die bei Riſards Vorleſungen in der Sorbonne ſtattfanden, in Anklageſtand verſetzt und erſt zu vier Monat Einſperrung verurtheilt, dann auf eine Vertheidigung durch Emile Ollivier freigeſprochen. 2. Februar 1856 wurde Rogeard abermals nnd zwar diesmal des Nachts in ſeiner Wohnung verhaftet. Er ſollte eine geheime Geſellſchaft geſtiftet haben, und ſo brachte man ihn nach Mazas, wo er einen vollen Monat ſaß, ohne verhört zu werden. Dann wurde er ohne Erklärung entlaſſen.

Natürlich erhitzte dieſe Maßregel Rogeard nur zu größerem Haß gegen das herrſchende Syſtem. Er hegte den glühendſten Wunſch, ſich zu rächen, nur wußte er lange nicht, wie er den empfindlichſten Schlag führen ſollte und auf welchem Felde. Er wandte ſich jetzt entſchiedener der Literatur zu und trat mit dem Quartier

Digitized by Google

Latin in Verbindung. 1861 veröffentlichte das Journal dieses Kreises „La Jeunesse“ einen Artikel über die beiden Ausgaben des Wörterbuchs von Bouillet, von denen die zweite vom römischen Index gesäubert worden. Im Jahre darauf brachte die in demselben Kreise wurzelnde Zeitung „Le Travail“ Rogeards Satiren „La Jeunesse d'Esprit“ (gegen die erst revolutionäre, dann im Alter reactionäre Jugend) und „l'Esprit mystique“ (gegen die Frömmler, welche die Wissenschaft anfeinden). Bedeutender waren die ebenfalls 1862 erschienenen Broschüren „Pauvre France“, ein Heft Poesien, welches nach dem Titel in der „Druckerei der Freiheit in den Katakomben“, in Wahrheit aber in Paris gedruckt war, und die Schrift „l'Abstention“, welche von der Betheiligung an den Wahlen für 1863 abrieth. 1863 arbeitete Rogeard viel für die „Reforme littéraire“, in welche er einen Artikel über Abouts „Gaëtana“, eine Geißelung von Saint Beuves Recension der von Herzen herausgegebnen Memoiren Katharinas der Zweiten und die Abhandlung „Projet d'un congrès universel des sciences morales“ lieferte, die auf Schaffung einer unabhängigen Wissenschaft gegenüber der officiellen ausging. 1864 veröffentlichte Hachette das erste größere fachwissenschaftliche Werk Rogeards, den „Cours des versions latines“, den St. Marc Girardin im Journal des öffentlichen Unterrichts sehr günstig besprach. Zugleich aber brachte der „Phare de la Loire“ den Aufsatz „La Démocratie maculée“, eine geharnischte Antwort auf einen Vorschlag der „Opinion nationale“, der den liberalen Journalisten angerathen, dem System der Regierung sich anzubequemen.

Trotzdem wäre Rogeard ohne Zweifel früher oder später ebenso klanglos zum Orkus hinabgestiegen wie die Mehrzahl der unzähligen kleinen pariser Tagesschriftsteller, wenn ihm nicht Gelegenheit gegeben worden wäre, sein Talent in anderer Weise leuchten zu lassen. Das Quartier Latin an sich konnte ihm diese Gelegenheit nicht schaffen. Es ist von uralter Zeit her ein Wespennest sehr witziger, bisweilen fataler, aber nicht besonders gefährlicher, weil mehr zum Vergnügen als aus Gesinnung opponirender Opposition. Bei dem steten Abfluß und Zufluß der Studentenwelt wechseln überdies stets die Gruppen der hier politisirenden Gesellschaft, fast alle Vierteljahre entsteht ein neues Journal, und keines lebt länger als etwa ein Semester. Zuweilen wird ein giftiges Spottgedicht ohne Druckort ausgeworfen oder eine Proclamation der Zukunft, worüber sich dann die auswärtige Presse feierlich wie über ein Zeichen der Zeit berichten läßt, wovon man aber auf der rechten Seite von Paris kaum Notiz nimmt. 1865 gründete das Quartier Latin wieder einmal ein neues Wochenblättchen „La Rive gauche“. In aller Welt Munde war damals das demnächstige Erscheinen der Cäsarbiographie aus der Feder des Kaisers. Bevor man das Werk noch kannte, mußte natürlich von der radicalen Studentenschaft dagegen losgezogen werden; denn einmal ist der Name Cäsar für die moderne französische Demokratie, was rothes Tuch für den Truthahn ist, und dann ließ sich doch schon aus der Wahl dieses Stoffes errathen, was der Biograph in den Tuilerien beabsichtigte. Da letzterer noch nicht gesprochen, so griff man zunächst seinen Helden als historische Persönlichkeit an, und so schrieb denn Rogeard für jenes Blättchen die Untersuchung „Les mots de César“. Dieselbe blieb im Eckzimmer des Pavillons an der Seine unbemerkt, sonst wäre, wie unser Biograph Rogeards meint, vielleicht rasch ein neuer Senator entstanden.

Digitized by Google

Die Rive Gauche wurde hierauf kühner, und als das kaiſerliche Buch ſelbſt vorlag und officiös volle Discuſſionsfreiheit darüber bewilligt wurde, glaubte man ſich nicht mehr geniren zu dürfen. Der gelehrte Ironiker legte ſich mit aller ſeiner Malice ins Zeug, und ſchrieb in einer einzigen Nacht das Manuſcript „Les propos de Labienus", welches die Redaction als „recht hübſchen Beitrag" abdruckte. Am nächſten Tage war die nicht ſehr große Auflage der Nummer in wenigen Minuten ausverkauft. Die Redaction prüft ihr Blatt, noch nicht recht klar, welcher Artikel eigentlich ſo eingeſchlagen. Aber bald weiß ſie es. Hunderte ſtürmen in das Büreau, um nach dem „Propos" zu fragen. Sofort geht man zu dem guten frommen Drucker des Journals, Lainé, und beſtellt, da der Satz noch ſteht, ein paar tauſend Separatabzüge. Auch dieſe ſind faſt im Nu vergriffen. Lainé hatte die Broſchüre bisher noch gar nicht angeſehen. Als jedoch Rogeard nun die Lieferung von hunderttauſend Exemplaren binnen wenigen Stunden verlangte, wurde der Druckherr ſtutzig, und er begann die Schrift zu leſen. Zwar verſtand er ſie nicht ganz, wohl aber erſchrack er über den Ton, und ſo machte er ſich ſofort auf den Weg zur Polizei, um ſich Raths zu erholen. Die Polizei erſchrack gleichfalls und begann dann damit, daß ſie Lainé ſofort beim Aermel nehmen und in die „Piſtole" (Unterſuchungshaft) ſtecken wollte. Mit Mühe rettete ſich der Schuldloſe durch den klarſten Beweis, daß er von der Bosheit des rogeardſchen Pamphlets nicht das Mindeſte geahnt hatte. Aber die Auflage der Hunderttauſend wurde augenblicklich in Beſchlag genommen, und ein alter Herr mit Treſſenhut und Goldkragen fuhr ohne Verzug mit einem Exemplar direct in die Tuilerien.

Das begab ſich Anfangs März dieſes Jahres. Dann leitete man gegen den Autor einen Staatsproceß ein. Rogeard wollte dieſem die Stirn bieten. Aber ſeine Freunde dachten anders, und als ihr Zureden nicht verfing, ſchoben ſie ihn kurzer Hand in einen Eiſenbahnwaggon und ſpedirten ihn nach Brüſſel, wohin man ihm ſpäter ſeine Sachen nachſchickte. Sechs Stunden nach ſeiner Abreiſe war Rogeard eine aufdämmernde europäiſche Berühmtheit, die durch ſeine bald darauf erfolgende Verurtheilung in contumaciam zu fünf Jahren Gefängniß natürlich nicht wenig gehoben wurde. Aus einem pariſer Localwitz war eine Art Weltereigniß geworden, von dem der Telegraph poſaunte. In wenigen Wochen gab es von dem franzöſiſchen Original der „Propos" 17 deutſche, 11 engliſche, 4 italieniſche, 2 ſchwediſche, 1 däniſche, 1 ungariſche, 1 böhmiſche, 2 polniſche, 1 ruſſiſche, 1 neugriechiſche und ſogar 1 ſerbiſche Ueberſetzung. Sehr viel hatte die Scandalſucht, ziemlich viel auch die Bedeutung, welche Paris für die Welt hat, dazu beigetragen, dieſe Brochüre zu einer Art Ereigniß zu machen, auch die demokratiſchen Flüchtlinge in Belgien und England thaten für dieſelbe nach Kräften das Ihrige. Ganz aber erklärt ſich das Aufſehen, das ſie machte, aus dieſen Urſachen nicht. Es werden alle Jahre Dutzende viel poſitiverer und viel leidenſchaftlicherer Anklagen des napoleoniſchen Syſtems, namentlich von der Schweiz aus vom Stapel gelaſſen, und man hört kaum von ihnen, geſchweige denn, daß ſie eine ſolche Verbreitung finden, wie das rogeardſche Pamphlet. Der Unterſchied beſteht und die Erklärung findet ſich darin, daß die Schrift Rogeards nicht blos eine ſehr intenſive Malice, ſondern auch durch die Kenntniſſe, die ſie verräth, durch die geiſtreiche Art, in der ſie ſpricht, und durch die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher der Verfaſſer die franzöſiſche

Sprache handhabt, einen nicht gewöhnlichen literarischen Werth hat. Sie ist die Arbeit eines bedeutenden Talents, das nur zufällig dahin kam, seine glänzenden Eigenschaften der politischen Tendenz zu widmen. Wir schweigen von dieser Tendenz, oder begnügen uns, zu sagen, daß wir sie nicht durchweg billigen können, da sie auf bloße Hervorhebung der Schatten hinausläuft. Wir reden nur von dem ästhetischen Charakter der Broschüre, und hier müssen wir dem Verfasser der Biographie Rogeards, dessen politische Meinung wir nicht theilen, im Wesentlichen recht geben, wenn er in den "Propos" etwas von dem Geiste findet, der die Juniusbriefe dictirte. Uns Heutige interessirt es nicht sehr mehr, wer die Leute waren, welche den großen noch immer unbekannten englischen Pamphletisten reizten, sich ihrer mit seiner vernichtend scharfen Feder anzunehmen. Aber mit einer Genugthuung, wie man sie nur vor einem Kunstwerke empfindet, lesen wir noch heute jene köstliche, feine, überall mehr durch kalte Verachtung als durch eifernden Zorn strafende Durchhechelung, die um so weniger ermüdet, als sie zur rechten Zeit stets in den echten Ton sittlichen Ernstes und schöner Ueberzeugung vom endlichen Siege der Wahrheit und des Rechtes einlenkt. Einen ähnlichen Eindruck macht auf den nüchternen, leidenschaftslosen Leser das Schriftchen Rogeards. Nicht so sehr die Schärfe der Waffe erfreut, als die zierliche, feine und doch nicht gekünstelte Ausarbeitung derselben. Dann aber gewinnen wir zugleich Achtung vor der Bildung des Verfassers in Betreff des Materials, mit dem er arbeitete. Wir staunen, in dem Feuilletonisten zugleich einen respectablen Gelehrten zu erkennen, der in der alten Geschichte und in der Denkweise vergangener Generationen außerordentlich gut zu Hause ist, und der den historischen Localton Roms zur Zeit Cäsars und noch mehr den Ton der Plauderei bummelnder Cives Romani dieser Zeit überraschend treu wiederzugeben versteht. Wir sehen sofort, die Studien, auf denen das beruht, sind nicht hastig für den Zweck gemacht, den das Pamphlet verfolgt, sondern es sind die Resultate langjähriger stiller Arbeit, die hier dem Satiriker für sein Spiel zu Gebote stehen. Leichtigkeit, Glätte und Anmuth vereinigen sich aufs beste hier mit Gediegenheit und Tiefe.

Rogeard ist gegenwärtig mit drei neuen Arbeiten beschäftigt, einer neuen Ausgabe der „Mots de César", einer „Vie du second César" und einer dritten Schrift, welche „Histoire d'une brochure" betitelt sein und die Geschichte der „Propos de Labienus" geben wird. Alle diese Broschüren sollen in deutschen Uebersetzungen bei Steinhauser in Prag erscheinen.

Bibliothek ausländischer Klassiker. Band 7—10. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts 1865.

Der siebente Band giebt Lieder und Balladen von Robert Burns, deutsch von Karl Bartsch. Band 8—10 enthält Dantes göttliche Komödie übertragen von Karl Eitner. Beide Uebersetzer haben Gutes geleistet, der letztere freilich, indem er den Reim weglassend und nur den fünffüßigen Jambus beibehaltend, die Form des Originals nicht ganz wiedergab.

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Von Heinrich Kurtz. Zweite Abtheilung, dritter Band. Leipzig, 1865. Teubner. 645 S. 12. Enthält die Biographien und Charakteristiken von Gellert, Rabner, J. E. Schlegel, Kästner, E. Chr. v. Kleist, Chr. Felix Weiße, Gleim, Uz, der Karschin, J. F. W. Zachariä, Ramler, Mendelssohn, Nicolai, Lenz, Hippel, Heinse, v. Thümmel, Kotzebue und Jean Paul. Den meisten derselben sind Portraits der betreffenden Schriftsteller in Holzschnitt beigegeben. Der Text bringt nicht viel Neues und Selbständiges, und bisweilen wird der Biograph sogar platter als billig. Auch läßt sich Vieles ohne Zweifel weniger weitschweifig sagen.

Führer in der k. Gemäldegallerie zu Dresden. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Schäfer. Dresden, H. Klemm, 1864. 344 S. 12.

Digitized by Google

Herr Schäfer hat vor einigen Jahren ein großes dreibändiges Werk über die dresdner Galerie veröffentlicht, welches zwar nicht als Muster deutschen Stils gelten konnte, aber dem Inhalt nach seine Verdienste hatte. Hier bietet er einen einfachen Wegweiser, der nur das Nöthigste in gedrängter Kürze enthält, den wir aber als durchweg praktisch bestens empfehlen können. Als etwas völlig Neues enthält das Buch eine genauere Betrachtung der Pastellbilder der Galerie und der Gemälde Dietrichs, Canales und Canglettos und der im nordöstlichen Pavillon des Zwingers aufgestellten topographisch interessanten Landschaften Thieles sowie eine sorgfältig ausgearbeitete Uebersicht und Erläuterung der einzelnen, zum Theil nicht unbedeutenden Bildchen der nirgends so reich vertretenen Miniaturensammlung der dresdner Galerie.

Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. Dritter Theil. Leipzig, E. J. Günther. 1865.

Allerlei meist lose aneinander gereihte Notizen, Geschichten und Anekdoten, wenig Bedeutendes, aber manches Hübsche darunter. Wo Urtheile vorkommen, sind sie meist mehr gutmüthig als tief, wie z. B. das über Raupach im zweiten Capitel. Besonders interessant sind unter den Anekdoten des Tagebuchs die von der Schröder-Devrient mitgetheilten sowie die, welche der Verfasser von Röhr erzählt.

Diesseits und jenseits der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Von Julius Rodenberg. Berlin 1865. Verlag von Oswald Seehagen. 236 S. 8.

Noch einmal Italien und noch einmal die Schweiz, recht ansprechend geschildert, recht nett erzählt, aber ist denn noch nicht Wasser genug in der See? Oder wäre es etwa erlaubt, hier davon abzusehen, daß die betreffenden Gegenstände bereits mehr als zur Genüge beschrieben sind, und könnte es interessant sein, zu wissen, was ein Poet dritten Ranges beim Anblick der hundertmal schon abconterfeiten Berge, Städte und Gewässer erlebt und empfunden hat, vielleicht nur empfunden haben will?

Die moderne Anlage des Gartens am Hause und der städtischen Villa. — Bearbeitet von H. S. Neumann. Dresden 1865. Schragsche Verlagsanstalt. 257. S. Lexiconform.

Ein Buch, welches Gartenbesitzern, Architekten und Gärtnern von höheren Ansprüchen als lehrreich bestens empfohlen werden kann. Der Verfasser, Hofgärtner und Bauführer auf Schloß Albrechtsberg bei Dresden, gründlich in seinem Fache zu Hause und von gutem Geschmack, giebt zunächst allgemeine Anleitung zu vortheilhafter Anlage von Haus und Garten, woran sich eine Schilderung und Aufzählung der hierher gehörigen Zierhölzer und Obstbäume schließt. Dann folgen 24 Pläne zu Gärten und Häusern nach bereits existirenden Grundstücken, welchen Plänen fein colorirte Zeichnungen und eine beträchtliche Anzahl von Umrissen der bezüglichen Details beigegeben sind.

Im Verlag des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinen: Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart", von denen uns das erste Heft vorliegt. Von den Mitarbeitern nennen wir Dr. Max Schasler, Feodor Wehl, Karl Andree und Otto Banck. Die Artikel sind meist in der Weise der Conversationslexika gehalten und behandeln Gegenstände aller in diesen vertretenen Fächer.

Unter dem Titel „Vor der Sündfluth" erscheint von Dr. Oskar Fraas in Stuttgart bei Karl Hoffmann eine populäre Darstellung dessen, was die neuesten Forschungen in Betreff der vegetabilischen und animalischen Bildungen der unsrer jetzigen Erdperiode vorausgegangenen Zeiträume zu Tage gefördert haben. Dieselbe ist — jetzt bis zur 8. Lieferung gediehen — reich und gut illustrirt und was den Text betrifft, wohlgeschrieben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 30.

Ausgegeben am 21. Juli 1865.

Inhalt:

Molière übersetzt von Graf Baudissin . . . . . Seite 121
Ein Brief der Königin Louise 136
Der Bauernkrieg in Tyrol 1. 142
Vermischte Literatur 158
Berichtigung 160

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Molière übersetzt durch Graf Baudissin.

Molière's Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Erster Band. Leipzig, S. Hirzel. 1865.

Das neue Werk, welches in stattlichem Bande vor uns liegt, ist nicht nur als eine vortreffliche Arbeit erfreulich, es hat für uns Deutsche besondere Bedeutung. Zunächst wegen des Uebersetzers selbst. Er gehört zu den Männern, auf welche der jüngere Dichter mit Achtung und Pietät blickt. Sein Name ist eng verbunden mit der schlegel-tieckschen Uebersetzung Shakespeares, er war unter den Ersten, welche die große dramatische Zeit Englands den Deutschen vertraulich machten. Seitdem lebt er uns, unermüdlich thätig, ein hoch gebildeter klarer Geist, noch in höherem Mannesalter mit inniger Theilnahme jedem ernsteren literarischen und künstlerischen Streben zugewandt, im stattlichen, wohlgefügten Hause, wohlthuend für jeden, der ihm nahe tritt, freundlich verbunden mit einem großen Theil unserer namhaften Talente, ein warmer Patriot, ein treuer deutscher Mann, auf seinem würdigen Haupt ruht der Kranz unverwelklicher Jugend. Und er ist uns jetzt als Schriftsteller, Gentleman und Patriot werthvoller Repräsentant einer großen Literaturepoche, in welcher die Nation vorwiegend literarischen Interessen zugewandt war.

Wir freuen uns also dieses Buches, weil er darin als Uebersetzer und Dramaturg die Technik eines Meisters bewiesen hat. Nicht weniger deshalb, weil diese Uebersetzung eine große Lücke in unserer Literatur ausfüllt. Die Deutschen rühmen sich zuweilen, in Uebersetzungen das Meiste und Beste geleistet zu haben, und doch besitzen wir von dem Dichter, der auf die heitere dramatische Literatur der Deutschen durch mehr als hundert Jahre herrschenden Einfluß geübt hat, noch keine Uebertragung, welche — zumal in den versificirten Stücken — auch nur mäßigen Anforderungen entspräche. Man wende nicht ein, daß trotzdem Molière bei uns sehr bekannt sei und daß ihn jeder gebildete Deutsche im Original lesen könne. Es ist doch wahr, daß er in der Gegenwart wenig gelesen und von dem jüngern Geschlecht viel zu wenig gekannt ist. Auch ist eine gute Uebersetzung nicht blos für solche geschrieben, denen unbequem wird, das Original in fremder Sprache zu lesen; denn sie hilft den

fremden Dichter, den sie in deutsches Gewand kleidet, zu nationalisiren, und sie bereichert durch das Genie des Fremden, welches sie mit unserer Sprache verbindet, unsrer Poesie Kunst, Farbe und Sprache.

Die neue Uebersetzung umfaßt in ihrem ersten Theil — Schule der Ehemänner, Schule der Frauen, Misanthrop, Tartüffe, gelehrte Frauen, — gerade mehre für den Uebersetzer schwierige Aufgaben. Es ist eine Freude, in dem Bande zu verfolgen, wie diese Schwierigkeiten überwunden sind. Denn die Arbeit ist mit größter Liebe gemacht, mit dem feinsten Verständniß für Sprache und Geist des Dichters, zu gleicher Zeit in reinem Geschmack, eine durchweg saubere gute Leistung, der man sehr wenig von Uebersetzungen aus dem Französischen an die Seite setzen kann. Sie ist sehr treu und sehr deutsch.

Der Uebersetzer hat den Muth gehabt, den deutschen Vers zu wählen, welcher für Molière der allein richtige ist, unsern dramatischen Vers, den jambischen Fünffuß. Was er selbst in der Vorrede dafür anführt, ist unwiderlegbar. Der Charakter des französischen Alexandriners ist von dem des deutschen Alexandriners grundverschieden. Dieser Sechsfuß ist für die französische Sprache in der That der gebotene dramatische Vers, wie unser Fünffuß für das Deutsche. Das unerträgliche Geklapper, selbst das scharfe Vortönen des Reims, welches im Deutschen der Tod bewegter dramatischer Rede wird, ist im Französischen nicht fühlbar. Die französischen Verse sind nur Accentverse, ohne Längen und Kürzen, und im Ganzen ohne gebotene Hebungs- und Senkungssilben, wie bei uns, der Versaccent tönt schon deshalb weniger stark aus der rollenden Rede, und er wird durch den launischen Wortaccent, durch schnellen Wechsel des Redetempo, durch das vom Sinne des Satzes abhängige Zusammenfassen und Dehnen der einzelnen Wörter im Französischen viel lebhafter gebrochen und variirt, als dem deutschen Vers möglich ist. Auch der Reim klingt bei solcher Redeweise weniger voll und zusammenschließend als bei uns. Im Französischen ist deshalb der Alexandriner ein leichtes schmiegsames Gewand, bei uns ein schweres gepapptes Kostüm, welches die feinen Seelenbewegungen verdeckt. Wenn man sich in Uebersetzung französischer Tragiker noch eher den Pomp eines solchen Redegewandes gefallen lassen kann, — obgleich er auch ihnen die Schwäche ihrer Poesie unbillig hervorhebt — so ist er bei dem beweglichen, geistsprudelnden Lustspieldichter geradezu unerträglich. Deshalb wer Molière treu in unsere Sprache übertragen will, der muß ihm auch die Art von Wohllaut geben, welche unsere Sprache in dramatischer Rede zu verwenden fähig ist. Wenn unser Fünffuß immer noch am besten entspricht, so giebt freilich auch er nicht vollständig das Costüm der französischen Versrede wieder, an die Stelle des schmeichelnden Klanges ist ein ruhig gehaltener Ausdruck getreten, die Sprache des deutschen Molière ist um etwas mehr vergeistigt und minder beifallslustig; aber der große Dichter der Franzosen kann sich diese Umbildung in deutsches

Digitized by Google

Weſen wohl gefallen laſſen, ſie war die Bedingung, unter welcher ſeine Schönheit allein zur Geltung gebracht werden konnte.

Die Sprache, welche der Ueberſetzer in dieſe Verſe fügt, iſt, wie die Verſe ſelbſt, rein, behaglich und wohltönend. Gerade die heikligſten Aufgaben ſind mit Virtuoſität gelöſt. Dahin gehört z. B. der erſte Act des Miſanthrop, der dritte Act der gelehrten Frauen. In beiden Acten läßt Molière ein Gedicht vorleſen und darauf Sprache und Gedanken deſſelben recenſiren, beide Scenen ſind auch in dramatiſcher Beziehung Meiſterſtücke ſchöner Arbeit und haben von je auf der franzöſiſchen Bühne dafür gegolten. Man leſe ſelbſt nach, wie geiſtvoll der Ueberſetzer die Schwierigkeit überwunden hat, ein ſchlechtes Gedicht ſo wiederzugeben, daß, was in franzöſiſcher Sprache als ungeſchickte Wendung auffällt, in deutſcher genau denſelben Eindruck macht, und ohne plump zu werden, noch ſo wirkt, daß es urtheilsloſe Leſer beſtechen kann, und daß es doch den beſſer Beurtheilenden lächerlich erſcheint. Ebenſo hat die Sprechweiſe der gelehrten Frauen den Jargon wiederzugeben, der zur Zeit von Descartes in einigen eleganten Cirkeln Frankreichs gehört wurde, und ſie ſoll zugleich dem deutſchen Leſer die komiſche Wirkung machen, welche gelehrtes Geſchwätz unſerer Modedamen erregen würde, welche Lichtſtrahlen aus Schoppenhauers Werken, oder die tapfern Angriffe unſeres Profeſſor Bock auf die Homöopathen ungeſchickt in ſich aufgenommen haben.

In den Stücken ſeiner letzten Zeit dialogiſirt Molière zuweilen ſo fein, daß ſogar ſeine Charaktere nur verſtändlich werden, wenn der Ueberſetzer den Dialog des Originals mit ähnlichem Geiſt wiederzugeben vermag. Man beachte unter andern die kleine Rolle der Beliſe, Momente in der Rolle des Tartüffe. Ja in der ganzen Methode Molières zu charakteriſiren liegt etwas, was discrete und ſäuberliche Behandlung ſeiner Sprache nöthig macht, wenn ihm nicht bitteres Unrecht geſchehen ſoll. Eine Uebertragung deſſelben iſt deshalb ſchwerer als bei den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Darüber, daß der Ueberſetzer einige Derbheiten des Textes nicht durch den entſprechenden Ausdruck wiedergegeben hat, vertheidigt er ſich ſelbſt mit der Bemerkung, daß die Sprache wie ein Gemälde nachdunkelt, und daß der Ueberſetzer in einzelnen Fällen das Original am treueſten copirt, wenn er nicht wörtlich abſchreibt.

Der erſte Band der Uebertragung enthält noch eine einleitende Vorrede, welche unter andern über frühere Ueberſetzungen und Einzelnheiten der mitgetheilten Stücke Auskunft giebt. Darauf folgt eine überſichtliche Lebensſkizze Molières, in welcher ſeine ſämmtlichen Stücke, was ſie etwa veranlaßte und intereſſante Anekdoten, welche von ihrer Aufführung und dem Dichter überliefert ſind, dem deutſchen Leſer berichtet werden.

Sollen wir dem Ueberſetzer hier eine Bitte ausſprechen, ſo wäre es die, daß er in dem zweiten Bande zu den Stücken, welche er dafür in Ausſicht

ſtellt, noch den Geizigen und den Bürger, der Edelmann ſein will, fügen möge; beide gehören zu den bekannten, welche auch unſere Bühne vielfach beeinflußt haben. Hauptſache auch für uns bleiben freilich die Stücke der höheren Komödie in Verſen. Es war den vorigen November zweihundert Jahre, daß Tartüffe das erſte Mal vollſtändig im Schloß des Prinzen Condé verſtohlen aufgeführt wurde; es ſind mehr als hundert Jahre, daß Gellert die Betſchweſter nach dem Muſter des Tartüffe ſchrieb. Welche unſerer Bühnen hat in einer Zeit, wo man ſo bereit iſt, Erinnerungstage zu feiern, an die Wiederaufnahme des Stückes gedacht? Haben unſere Intendanzen vielleicht noch immer Grund, das Stück mit denſelben Augen anzuſehen, mit denen es Napoleon der Erſte betrachtete? Das Luſtſpiel ſteht zwar noch im Repertoir der meiſten älteren Charakterſpieler, es wäre aber wohl eine Feſttagsaufgabe, die alte unbehilfliche Bearbeitung des wackeren Hamburgers Schmidt bei Seite zu werfen und das Stück im Coſtüm ſeines Jahres nach der neuen Ueberſetzung auf die Bühne zu bringen. Wenn man aber Stücke von Molière wieder auf die Bretter trägt, ſoll man nicht außer Acht laſſen, daß für ihre Aufführung eine ſorgfältigere Behandlung des Dialogs unumgänglich nöthig iſt, als wir Deutſche in der Regel durchſetzen. Die Tempi der Reden und Gegenreden haben bei Molière häufigen Wechſel, und es gehört Bildung und Energie des Regiſſeurs dazu, dieſe Tempi unſern Schauſpielern, welche zu wenig daran gewöhnt ſind, beizubringen. Ferner aber iſt zu beachten, daß ſeine Stücke im Ganzen betrachtet weit ſchneller abrollen müſſen als unſere modernen Luſtſpiele. Couliſſenwechſel im Act iſt durchaus unſtatthaft, zwiſchen den einzelnen Acten dürfen nicht mehr als eine bis höchſtens drei Minuten vergehen, die Gardine darf auch in den Zwiſchenacten nur dann fallen, wenn ein Couliſſenwechſel unumgänglich nöthig wird. Wir ſind, ſeit wir die unſelige Erfindung gemacht haben, bei jedem Scenenwechſel die Gardine herunterzulaſſen, in eine ſo geſchmackloſe Abhängigkeit von der Staffage und den Möbeln der Stücke gekommen, daß auf den meiſten Bühnen die künſtleriſche Gliederung der Dramen verloren iſt. Wer Stücke Molières aufführt wie unſere Dramen, wird ſchwerlich Freude davon haben.

Noch ruht unſer neues Luſtſpiel auf Molière, die Fortſchritte, welche wir ſeitdem durchgeſetzt, ſind durch kleine und große Talente, nicht durch eine geniale Kraft gemacht worden, zumeiſt bei den Franzoſen, weniger glänzend bei den Völkern germaniſchen Stammes, ſie ſind im Grunde nur von mäßigem Werth. Noch immer wirkt die Größe Molières auf unſre Schaffenden, welche ſeinen Erwerb allerdings meiſt aus zweiter und dritter Hand für ſich gewinnen, aber es iſt geſchehen, daß reichlicher auf uns übergegangen iſt, worin die Eigenthümlichkeit ſeiner Zeit und ſeine Vorgänger ihn beſchränkten, als worin er auch für alle Zeit groß ſein wird. Conventionelle Annahmen ſeiner Bühne, die Flüchtigkeit im Motiviren, die Erinnerung an die römiſchen Masken in den

Digitized by Google

Typen seiner Nebenfiguren, stehende Fächer: die Vertrauten und Kammermädchen, das Forttreiben der Handlung durch kleine abgenutzte Mittel, dies und Aehnliches hängt noch unserm Lustspiel an, wie er es aus der römischen Komödie überkam.

Denn die Atmosphäre des französischen Familienlebens, wie es zu Molières Zeit war, ist aus der Trivialität unserer Anekdotenstücke immer noch erkennbar; wie auf unserer Bühne die Freier ins Haus geführt werden, wie sie sich zwischen Vater und Mutter durchsetzen, Zustände, Charaktere, Situationen sind noch häufig geistlose Nachbildungen seiner Erfindung, im Vergleich mit unserer Zeit so conventionell, unwahr und abgeschmackt als möglich. Und es ist ein unheimliches Gefühl, den rechtschaffenen Rathgeber Ariste, das Kammermädchen Dorine, den widerhaarigen Vormund Scagnarelle, die verliebte alte Tante Belise aus dem dürftigen Dialog unserer Jahre in altfranzösischer Tracht herausgucken zu sehen. Freilich kann man noch ältere Gesichter hinter den modernen Personen erkennen, auch Sosia und Davus, welche lange vor unserer Zeitrechnung Lachen erregten, sind durch modernen Frack und Tressenhut zuweilen weniger nationalisirt, als schon bei Molière. Nirgend wird die Abhängigkeit vom Alterthum und die Seltenheit starker originaler Empfindung lebhafter empfunden als bei der Gattung der Poesie, welche doch ganz ausschließlich auf lustige Darstellung ihrer Gegenwart angewiesen ist.

Molière war in dem höfischen Treiben seiner Zeit ein ernster Mann von starken ethischen Bedürfnissen. Die Lebensgrundsätze, welche er ausspricht, sind reiner und strenger als bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, er hat die Weisheit eines Mannes von Welt und die Liebe eines Dichterherzens zur Menschheit. Er steht als Dichter nicht nur in Bildung, auch in sittlichem Inhalt hoch über dem wüsten Treiben seiner Zeit, ja er ist in jener Periode der Frivolität, in welcher die Rohheit des Mittelalters zuerst durch äußere Form gebändigt wurde, ein eifriger Moralprediger, und er liebt es, die Grundsätze eines guten und charaktervollen Menschen den Verirrungen seiner Zeit gegenüber mit einer Energie und Ausführlichkeit auszusprechen, welche uns zuweilen ein beistimmendes Lächeln abnöthigen. Aber die edelsten Sittenlehren aus vergangener Zeit erscheinen unsrer Erkenntniß nicht nach jeder Richtung vollendet. Und jede Zeit und jedes Volk hat außer den allgemeinen Schäden und Schwächen auch ihre nationalen. Der Hof und das Paris des vierzehnten Ludwig beschränkten auch für unsere Empfindung die honetten Leute jener Jahre. Die Zuverlässigkeit in Wort und That war geringer, die Nothlüge machte auch zarten Gewissen wenig Bedenken. Die Frivolität in Auffassung socialer Pflichten war unvergleichlich größer als jetzt, die Ehe war ein Geschäft, welches in der Regel aus äußern Rücksichten geschlossen wurde, einen dienenden Verehrer zu haben war ein Erforderniß des geselligen Anstandes für modische Mädchen wie für

Digitized by

Frauen, der Wechsel in solchen Verhältnissen war häufig, und die verkümmerte Poesie, welche darin lag, ein Hauptreiz des geselligen Verkehrs. Die Rechte des Individuums, der Kinder gegen den Vater, des Mannes gegen den Fürsten wurden niedriger gefaßt, der Zwang der Autorität in der Familie und im Staat war übermächtig. Gewaltthaten, auch blutige, und die raffinirte Genußsucht eines verschwenderischen Hofes arbeiteten noch durcheinander, der Blick war scharf geworden für die Schwächen und Laster der Menschen, aber diese Schwächen und Laster wucherten unter der Hülle guter Lebensart noch heftig und rücksichtslos. Auch ein wackerer Mann, der in solcher Zeit unter den Menschen ausdauern wollte, konnte, so oft er über Andere urtheilte, eine Nachsicht und ein resignirtes Achselzucken nicht entbehren, die in unserem Leben schlaff und charakterlos erscheinen würden. Es ist selbstverständlich, daß Molière der Lustspieldichter von solcher Auffassung des Lebens nicht frei sein konnte, aber selbst die herrschenden Schwächen seiner Zeitbildung verletzen bei ihm nur an einzelnen Stellen, sie treten in den späteren seiner Stücke weniger hervor, und erscheinen bei einem Vergleich mit anderen Zeitgenossen so mild, daß sie zuweilen nur wie ein leichter Hauch an dem Spiegel haften, der uns Menschennatur schön und allverständlich zurückstrahlt.

Daß hier nicht die Sprache einzelner Scherzreden gemeint sei, ist selbstverständlich, zwar wurden auch diese durch die Sitte einer Zeit regulirt, außerdem aber durch die Mode. Daß seine Scherze — nicht nur in den possenhaften Lustspielen — zuweilen durch Redewendungen wirken, welche bei uns in guter Gesellschaft verpönt sind, und daß man damals noch einzelne Situationen herzlich belachte, welche uns auf der Bühne lästig sein würden, das ist bekannt, und wird den Leser des Originals nur selten irren.

Molière hatte als Sohn eines wohlhabenden pariser Bürgers, der zu gleicher Zeit im Hofdienste stand, den besten Jugendunterricht genossen, der damals zu finden war, er hat in seiner Schulzeit mit einem Freunde den Lucretius ins Französische übersetzt, er las den Plautus und Terenz, und vielleicht sogar etwas Griechisch. Er zog als Schauspieler Jahre lang mit einer kleinen Truppe in Frankreich umher und lernte unter schwierigen Verhältnissen die Franzosen seiner Zeit so gründlich kennen, wie kaum ein Anderer. Er wurde mit seiner Gesellschaft in den königlichen Dienst genommen, erwarb in dieser Stellung als Theaterdirector und Theaterdichter ungewöhnliche Einnahmen, machte in Paris ein Haus, verkehrte als Günstling des Königs, als gewandter Weltmann und vortrefflicher Anordner von dramatischen Festen mit den Vornehmsten des großen Hofes, war mit den besten literarischen und künstlerischen Talenten seines Paris befreundet, und, was die Hauptsache ist, er selbst war ein vortrefflicher Schauspieler, er schrieb für seine Gesellschaft, deren Mitglieder er fest an sich zu fesseln wußte. So waren seine äußern Verhält-

Digitized by Google

niſſe wohl dazu angethan, ihn zu einem großen Luſtſpieldichter zu machen. Wie er zum Reformator der heitern dramatiſchen Kunſt wurde, iſt aber doch ſehr merkwürdig. Er fing auf ſeiner Wanderbühne mit den Poſſen an, welche ſich an den Masken der alten italieniſchen Komödie entwickelt hatten. Die typiſchen Figuren derſelben wurden zuerſt in kleinen Stücken, die nach damaligem Zeitgeſchmack nicht arm an Zweideutigkeiten und gewagten Situationen ſind, dadurch idealiſirt, daß er das franzöſiſche Coſtüm derſelben zeitgemäß verfeinerte und ſie zu Menſchen umformte mit einem hervorſtechenden charakteriſtiſchen Zug, ſeine Situation, die drollige Laune des Dialogs und die graziöſe Erfindung einer kurzen Handlung erſchien ſchon damals bei ihm bewundernswerth. Aber er blieb dabei nicht ſtehen. Noch während er in den Provinzialſtädten Frankreichs bei Honoratioren ſeine Aufwartung machte und für Zulaſſung ſeiner Truppe mit tauſend Schwierigkeiten kämpfte, ſtudirte er unermüdlich ſeine Vorbilder, die Römer, und ſuchte von Terenz zu lernen, wie ſich ein größeres Stück aufbaut, und von Plautus, wie Menſchennatur bei luſtiger Darſtellung das Innere nach außen kehrt. Wenig iſt von den Einwirkungen der ſpaniſchen Bühne auf ihn zu merken, aber überall erkennt man aus den Komödien ſeiner zweiten Periode die Antike. Er componirte ſeine Handlung, indem er die grotesken Masken, die er in Franzoſen ſeiner Zeit umgeformt hatte, in eine kunſtvolle gegliederte Handlung hineinſetzte, welche er wieder auf den hervorſtechenden Charakterzug einer komiſchen Figur aufbaute. Von den Stücken der vorliegenden Sammlung gehören dahin: die Schule der Ehemänner, und die Schule der Frauen. Noch iſt das Foppen und der Selbſtbetrug eines verſchrobenen, wunderlichen, lächerlichen Geſellen der Scherz, noch iſt es eine Intrigue, in welcher die einzelnen Situationen verhältnißmäßig ſchwach motivirt ſind, aber ſchon zeigt ſich in dem ſichern Gegenſatz der Charaktere und in den geiſtvollen Variationen der Intrigue die Meiſterſchaft eines großen und ſichern Dichters. Schon ſieht man in dieſer Periode, wie es ihm beſondere Freude iſt, die Charaktere ſich präſentiren zu laſſen, und wie er es liebt, aus ihnen den Verlauf der Handlung zu erklären. Aber auch dabei blieb er nicht ſtehen. In den beſten Stücken ſeiner reifſten Zeit tritt der gewohnte Apparat der Intriguenſtücke mehr in den Hintergrund, die Handlung wird einfacher, ſie verläuft in wenigen Momenten, es iſt nicht mehr ein wunderlicher Einfall oder eine der Caricatur naheſtehende groteske Geſtalt, welche den Mittelpunkt bildet, ſondern es ſind ſorgfältig ausgearbeitete Charaktere, allerdings noch mit einem ſtark hervorſtechenden Zug, Tartüffe, der Heuchler, die gelehrten Frauen, der Miſanthrop, der Geizige, der eingebildete Kranke; ſehr fein iſt die Charakteriſtik geworden, auf ſie iſt das Hauptgewicht gelegt, wie der Charakter ſich geiſtreich und originell präſentirt, iſt ihm in den reich ausgeführten Situationen das Reizvolle. Dieſe Stücke ſind es auch, in denen ſich ſeine hohe Bildung und die ausgezeichnete Kenntniß der Menſchen am glän-

Digitized by Google

zendſten erweiſt, und ſie werden in guten Zeiten immer wieder auch auf unſerer Bühne Bewunderung erregen. Denn ſie ſtellen der Schauſpielkunſt Aufgaben, welche nur von großen Talenten zu löſen ſind, wenn dieſe etwas haben, was in unſerer Zeit freilich ſelten auf der Bühne zu finden iſt, Geiſt und zu gleicher Zeit Reichthum in charakteriſirenden Kunſtmitteln und die größte Delikateſſe in Anwendung derſelben.

Wahrhaft bewundernswürdig und niemals übertroffen iſt Molière in der dramatiſchen Führung ſeiner Scenen; dem Luſtſpieldichter kann man kein beſſeres Studium empfehlen als die Werke ſeiner beſten Zeit. Jede Scene eines Stückes hat die Aufgabe, durch die Bewegung und Conflicte der Perſonen die Handlung ein Stück vorwärts zu treiben, jede Scene hat alſo ein Reſultat für das Ganze, und ſie muß zu dieſem Reſultat durch ein mehr oder weniger bewegtes Zuſammenwirken der verſchiedenen Charaktere kommen. Der Weg dazu muß intereſſiren, das Reſultat kräftig herausſpringen. Der Lauf der Scene, ihre aufſteigende Bewegung und ihr Höhenpunkt muß den Eindruck machen, daß beides wahr und zwanglos aus den Charakteren und den Vorausſetzungen der Handlung hervorſpringt, beides muß ihn zugleich überraſchen und ihm die Ahnung bereiten, daß es zweckvoll den Geſammtverlauf der Handlung fördert; die Scene wird um ſo mehr ſpannen, je tiefer und poetiſcher ſich das Charakteriſtiſche der Perſonen darin ausdrückt, je kräftiger der Kampf contraſtirender Stimmungen und Willensrichtungen iſt, aus denen das Reſultat herausbricht. Und dieſer Kampf und Verlauf muß endlich ſo empfunden ſein, daß er dem Schauſpieler Gelegenheit giebt, durch ſeine Kunſt: Mimik, Geberde, Nüancen der Sprache die Wirkung zu ſteigern. Molière, der Schauſpieler, empfindet in jedem Augenblick nicht nur die Wirkung der geſchriebenen Rede merkwürdig ſicher, ſondern ebenſo deutlich die belebende Thätigkeit des Darſtellers bei der Aufführung. Er beengt und drückt dieſen nicht, wie leicht der ſtärkere Dichter thut, ſondern er hebt ihn dadurch, daß er ſeiner Kunſt überall kleine Ausführungen läßt, komiſche Wirkungen, welche durch die Rede an ſich nicht erreicht werden. Der Dichter Triſſotin will z. B. Damen, die ihn hoch verehren, ſeine Verſe vorleſen, er hat die einleitenden Phraſen der Bewunderung, welche ihm vorausgeſpendet werden, überwunden, hat ſeine Damen dadurch geſpannt, daß er ihnen andeutet, auch eine Prinzeſſin habe das Gedicht ſchmackhaft gefunden; er ſchmeichelt ſich, es werde ihnen ebenſo gehen und erwartet Ruhe. Da kommt die Exaltation einer ungeſchickten Verehrerin zu neuem Ausbruch, und während er anfangen will zu leſen, wird er immer wieder durch die Aeußerung ihrer ungeduldigen Erwartung unterbrochen. Wiederholt öffnet er den Mund, ohne zu Worte zu kommen. Dieſer Kampf zwiſchen ſeiner Luſt zu leſen und der Verpflichtung, die Dame reden zu laſſen und ihren Enthuſiasmus noch zu bewundern, iſt für den Darſteller eine kleine reizende

Digitized by Google

Gelegenheit, seine Mimik zu verwerthen, er wird bei guter Aufführung ein Moment von sehr komischer Wirkung. Und diese Wirkung ist keine unnütze Beigabe, sondern sie ist zu gleicher Zeit höchst zweckvoll, weil sie dem Publikum genau die gehobene Heiterkeit und Erwartung giebt, welche für die Lectüre des folgenden Gedichtes nothwendig ist. Nicht weniger schön ist die Weise, in welcher die Erbärmlichkeit des recitirten Gedichtes durch die entzückte Bewegung der Hörerinnen, die begeisterte Wiederholung der schlechtesten Stellen bemerkbar gemacht wird, und ganz meisterhaft sind die Variationen dieser Wirkung, welche nach den einzelnen Versen des Gedichtes eintreten. Was hier Molière gewagt hat, wäre wenig Andern gelungen, das Vorlesen von Versen, und die Kritik derselben mit dem reichsten dramatischen Leben zu erfüllen. Da die Scenen, in denen Sonette gelesen werden, hier bereits gelobt sind, möge der Leser auch der entsprechenden Scene im Misanthrop einige Aufmerksamkeit zuwenden. Sie steht am Schluß des ersten Actes, Alceste hat in der einleitenden Scene gegen den Freund Philinte seinen Charakter explicirt, die Falschheit, Lüge, Heuchelei der Welt hat sein edles und reizbares Gemüth wund gemacht, er kann sich in die Menschen nicht finden, auch die gewöhnlichen Höflichkeiten des Verkehrs sind ihm unerträglich, so oft sie unwahr sind. Die nächste Scene, das Finale des einleitenden Actes, hat den Zweck, zu zeigen, wie er sich durch diese Gemüthsart einen sonst wackern Mann zum Feinde macht, weil er aus Wahrheitsliebe die Eitelkeit desselben tödtlich verletzt. Es naht ein Cavalier Oronte, und bittet den Alceste mit allen Phrasen der damaligen Hofsprache um seine Freundschaft. Alceste sträubt sich in stolzer Bescheidenheit gegen die lobenden Reden. Oronte läßt ihn im Fluß seiner Phrasen nicht zu Worte kommen, die Ablehnung Alcestes besteht nur in viermaligem Ansatz der Worte: mein Herr. Er wird jedesmal durch ein neues Lob unterbrochen. Der Schauspieler des Alceste hat also viermal denselben Anfang unterbrochener Rede zu nüanciren. Nach solch schnellem Aufwärtssteigen in flüchtiger Rede schließt Alceste diesen Eingang der Scene kräftig ab, indem er mit gehaltenen Worten für die Ehre dankt und dem Andern bemerklich macht, daß erst nähere Bekanntschaft vorausgehen müsse, damit keiner von ihnen den schnellen Bund zu bereuen habe. Oronte, durch die feste Würde wenigstens nicht empfindlich verletzt, beruhigt sich mit der Aussicht auf Freundschaft, bietet unterdeß seine Dienste an und geht zum Hauptinhalt der Scene über, indem er von dem feinfühlenden Sinne des Andern, zugleich um sein Vertrauen zu zeigen, das Urtheil über ein Sonett erbittet. Alceste deprecirt wegen seiner unvermeidlichen Aufrichtigkeit, das aber gerade ist es, was der Andere will, Oronte beginnt vorzulesen. Auch hier wird die heitere und gehobene Stimmung des Publikums, welche dem geduldigen Anhören eines Gedichtes als spannendes Moment vorausgehen muß, sehr zierlich dadurch erreicht, daß Oronte sich immer

Digitized by Google

wieder selbst unterbricht, um seinem Hörer den Charakter seiner Verse vorher deutlich zu machen. Die hübsche dramatische Bewegung möge man aus den Worten ersehen:

Alceste.

Wenns denn sein muß, mein Herr, so füg' ich mich.

Oronte.

„Sonett". — S' ist ein Sonett! — „Wem Hoffnung noch" . . .
Das Ganze richtet sich, begreift Ihr wohl,
An eine Dame, die für meine Flamme
Empfänglich schien — „Wem Hoffnung noch" . . . Gebt Acht,
Es sind nicht schwergereimte mächt'ge Verse,
Nein, zarte leichte Zeilen voll Gefühl.

Alceste.

Das wird sich zeigen.

Oronte.

„Wem" . . . Ich bin begierig,
Ob Euch der Stil genugsam klar und fließend
Bedünken wird, und ob Ihr mit der Wahl
Des Ausdrucks einverstanden seid.

Alceste.

Wir werden
Ja sehn, mein Herr.

Oronte.

Vor allem müßt Ihr wissen,
Ich habe höchstens eine Viertelstunde
Darauf verwandt.

Alceste.

Die Zeit thut nichts zur Sache!

Oronte (liest).

„Wem Hoffnung noch den Busen schwellt,
Dem lindert sie den Schmerz für eine Weile" u. s. w.

Die Vorlesung wird nach jeder Strophe durch einzeilige Zwischenreden der Hörer unterbrochen, von denen Philinte, der Freund Alcestes, laut lobt, Alceste bei Seite zürnt. Nach dem Ende sammelt Oronte erst in wenig Worten das Lob des Philinte ein, dann wendet er sich zu Alceste. Die Weise, in welcher dieser zuerst das Urtheil ablehnt, dann auf neue empfindliche Aufforderung seine Mißbilligung gegen des Orontes poetische Versuche ausspricht, immer in Sprache und Haltung eines Mannes von Welt, als ein wirklicher Kenner, ehrlich und liebenswerth, bis er sogar dem Sonett die innige Empfindung eines Volksliedes entgegensetzt, das ist sehr schön und wahrhaft poetisch

Digitized by

gefunden, auf diesem Höhepunkt der Scene schwebt die Rede des Alceste warm und langathmig dahin, der Gegenspieler ist unwillig aufnehmender Hörer. Die Art, wie Alceste sein Volkslied in freudigem Genuß der schlichten Worte trällernd noch einmal wiederholt, ist von unübertrefflicher Anmuth. Nach dieser reichen Ausführung folgen schnelle stichische Wechselreden der Beiden in schneller Steigerung des Zornes bis zu dem Moment, wo in Oronte der Cavalier getroffen wird, Philint dazwischen tritt und Oronte mit mühsamer Selbstbeherrschung den Wortwechsel, der ein Duell zur Folge haben wird, höflich abbricht und sich entfernt. Darauf wieder kurz der Schluß des Actes, Philint beklagt die Folgen der Scene, Alceste weist zornig seine Warnung ab. Es ist ganz in der Ordnung, daß diese Scene auf der französischen Bühne immer als ein Meisterstück schöner Arbeit geschätzt worden ist, kein Wort zu wenig und zu viel, alles lebendig für die Darstellung geschaffen, alles wahr aus den Charakteren entwickelt, schöne Gliederung und edle Proportion in ihren Theilen, über die das Publikum bei der Darstellung nicht nachdenkt, deren Zusammenbau sie aber als höchst wirksam genießt. Es giebt aber bei Molière kaum eine große Scene, in welcher dieselbe bewunderungswürdige Sicherheit und Fülle der dramatischen Bewegung nicht in ähnlicher Weise erfreute.

Allerdings ist Molière in dem Zusammenfügen dieser einzelnen Wirkungen zu der Gesammthandlung nicht nach jeder Richtung für uns musterhaft. Er liebt es, seine Charaktere sich in der Einleitung mit einer gewissen Breite über ihr Wesen aussprechen zu lassen. Das war gewiß für seine Zeit, wo solche Darstellung der Menschennatur etwas Neues war, vortrefflich, für uns sind diese exponirenden Scenen einige Mal zu wortreich. Doch weiß er auch hier klug zu nüanciren. Die Charaktere des Tartüffe, der Celimene, der gelehrten Philaminte präsentiren sich als innerlich wenig bewegte, in solchen Fällen weiß er sehr gut, daß auch die größte Virtuosität im Detail eine Monotonie nicht fern halten kann, und solche Hauptcharaktere führt er selbst, wenn nach ihnen das Stück benannt ist, verhältnißmäßig spät auf, er giebt ihnen nur wenige ausgeführte Scenen und läßt im ersten Act die Gegenspieler und Nebenpersonen das Wesen derselben erklären, so daß ihr Auftreten Befriedigung einer bereits erregten Spannung ist. Tartüffe tritt erst im dritten Acte auf.

Auffälliger ist uns, daß Molière im Motiviren sorgloser ist, als wir sein dürfen. Niemals da, wo er einen Fortschritt der Handlung aus den Charakteren ableitet, wohl aber, wo er die Handlung hinter der Bühne fortspielen läßt; was außerhalb seiner Tapeten geschehen muß, um die Handlung zu fördern, kümmert ihn wenig, und er setzt leicht das ihm Dienende voraus. Auch in den Mitteln, durch welche er in den Intriguenstücken seine Handlung forttreibt, folgt er noch den Gewohnheiten der Römer, wie die Maskenkomödie und die Spanier, welche die Ueberlieferungen des classischen Alterthums eben-

falls behielten, außer dem Behorchen hat er die Briefe, welche auf das Theater geschickt werden, den Deus ex machina, der aus der letzten Noth hilft, und ähnliches. Aber auch im Gebrauch dieser Mittel wird er immer mäßiger, gewählter, und es wäre Aufgabe einer eingehenden Würdigung, diese allmälige Befreiung von der Tradition bei ihm nachzuweisen, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß er, der im Drange des Tages arbeitete, zuweilen auch in der letzten Zeit zu den hergebrachten Formen zurückgriff.

Leicht wird es dem Kritiker der Gegenwart, etwas an Molière zu vermissen. Wer den Zeitgenossen und Kameraden Corneilles mit dem Spanier Calderon vergleicht, der wird den größern Reichthum des Gemüthes an dem Franzosen bewundern, wer ihn neben Shakespeare hält, der muß in ihm etwas Fremdartiges empfinden und, ganz abgesehen von der Intensivität und dem Umfang der dramatischen Kraft, auch eine weit andere und einseitigere Behandlung der Charaktere. Uns möchte oft auch in den besten Stücken Molières bedünken, als fehle seinen Personen etwas zu dem schönen Schein ganzer Menschen. Das liegt zunächst in seiner Methode zu gestalten und in den Traditionen seiner Kunst. Aus den Masken hatte er mit übermüthiger Laune lustige Caricaturen, aus den Caricaturen endlich vertiefte Charaktere geschaffen. Aber auch an der Komödie höheren Stils, welche er den Franzosen und uns Modernen erwarb, blieb noch in einzelnen Stellen etwas von dem Seelenlosen der alten Maskenbilder hängen. Nie leidet er an der Schwäche schlechter Dichter, in einem burlesken Moment den Charakter seiner Helden zu opfern, aber in den Linien der Charaktere selbst ist bei aller Feinheit der Ausführung doch eine gewisse Armuth sichtbar. Sie repräsentiren eine Tendenz und sind nur dazu da, um diese zur Geltung zu bringen. Sie sind in seiner besten Zeit nie Chargen, und wenn sie hier und da uns so erscheinen, die wir Ecken und Wunderlichkeiten stumpf abgeschliffen haben, so waren ihre Lebensäußerungen doch in der Zeit des Dichters zuverlässig wahr. Aber sie sind hart und einförmig. Wenn im Tartüffe der ehrliche Orgon immer wieder sagt und zu erkennen giebt, daß ihm Weib und Kind nichts gelte gegen seinen Tartüffe, so ist solcher Ausdruck seiner Befangenheit für unsere Empfindung nicht mehr ganz wahr. In der That ist Orgon nicht ganz so herzlos geworden, als er sich stellt, denn obgleich er im Zorn seinen Sohn aus dem Hause scheucht, weil dieser den Freund verleumdet, so ist doch seiner Tochter gegenüber sehr wohl das Vaterherz markirt, und es ist nicht blos der gekränkte Freund, sondern auch der geängstigte Ehemann, welcher unter den Tisch seiner Frau kriecht, um zu lauschen. Der Dichter empfindet das Wesen des Orgon ganz richtig, aber ihm liegt nichts daran, ihn unserm Gefühl vertraulich nahe zu stellen. Er ist ihm für das Stück nichts als der kopflose Düpirte, und nur diese Seite seines Wesens hat für ihn eine Bedeutung. Schwerlich hätte ein Dichter germanischer Natur

Digitized by Google

einen Bethörten so dargestellt, er hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in einem und dem andern kleinen Zuge auch Herrn Orgon uns menschlich näher zu stellen, seine Gutherzigkeit, seine Noblesse zu zeigen. Dadurch hätte das Stück und die Wirkung nicht verloren, sondern für unsre Empfindung gewonnen. Wenn wir an den Schicksalen eines Menschen theilnehmen sollen, seine Verirrungen, seine Verlegenheiten mit behaglicher Theilnahme empfinden, so muß er uns bis zu einem gewissen Grade, soweit es seine Stellung im Stück erlaubt, auch nahe gestellt werden. Der lustig spottende Franzose will nur die Lächerlichkeit oder Verkehrtheit zeigen, während wir das Bedürfniß haben, den ganzen Menschen vor uns zu sehen. Die Mischung von charakterisirenden Farben in derselben Person hebt die Wirkung der Hauptfarbe nicht auf, ja sie erst giebt ihr den vollen Reiz des Lebendigen, den meisten Personen Molières fehlt ein wenig zu sehr diese Mischung zu ihrem dramatischen Leben, eine Farbenmischung, welche im Alterthum, soweit uns Kunde davon geblieben, nur einer, Sophokles, verstanden hat.

Wenn man zugiebt, daß es eine andre Methode der Charakterdarstellung für das Lustspiel giebt, wo die Handlung nicht vorzugsweise von der Verkehrtheit der Personen abhängig ist, und wo die Charakterschilderung mit allem Aufwand und Kunst nur diese Verkehrtheit hervorzuheben hat, so ist doch nicht leicht, Stücke und Dichtertalente anzuführen, in denen sich seit Molière ein sicherer Fortschritt des Lustspiels vollzogen hat. Lessing hat in seiner Minna von Barnhelm einen Anlauf genommen, aber es blieb beim Anlauf. Und wie auch er durch Molière bestimmt wurde, ist deutlich zu erkennen. Sein Tellheim enthält mehr als eine Erinnerung an den Misanthrop, auch bei ihm wird am Schluß die Verwickelung durch den Deus ex machina, den einfallenden Brief seines großen Königs gelöst, wie im Tartüffe durch die Ordonnanz des großen Monarchen. Aber allerdings ist in dem deutschen Versuche schon eine andre Art von Charakterzeichnung als bei dem Franzosen. Der Dichter empfindet mit größerer Innigkeit die Tiefen des Gemüthslebens in seinen Menschen, der hervorstechende Charakterzug beherrscht sie nicht mehr in dem Grade, daß nur auf ihn die Blicke geheftet bleiben, Tellheim ist ein wackrer ritterlicher Mann, unsres warmen Antheils werth, der nicht nur aus übergroßem Ehrgefühl oder verletztem Stolz sich von der Welt zurückzieht, sondern der uns auch andre Seiten seines Wesens zeigt und den Glauben einflößt, daß er wohl seinen Frieden mit der Welt machen werde, wenn aus seiner Seele entfernt ist, was ihm als Stachel von einer erlittenen Kränkung zurückgeblieben ist. Denn das Stück stellt sich die Aufgabe, in heiterm Spiel die Befreiung des Helden von dem darzustellen, was seinem edlen Wesen eine leise Beimischung des Lächerlichen giebt. Gelang es dem Dichter auch nicht vollständig, diese Idee seines Stückes zur Darstellung zu bringen, wir werden doch warme Theil-

Digitized by Google

nehmer an dem Proceß einer innern Befreiung. Der Misanthrop Molières dagegen, auch ein edler Mann, der wärmsten Theilnahme würdig, wird vom Dichter nicht dargestellt, wie er von seinem Menschenhaß frei wird, er bleibt trotz der lebhaften Bewegung, welche ihm das Stück in die Seele wirft, vom Anfang bis zum Ende unverändert, ja sein Menschenhaß erhält durch die Ereignisse fast Recht, wir sind am Ende des Stückes dem Hauptcharakter gegenüber soweit wie im Anfange. Und das Stück ist nach unsern Vorstellungen ein Trauerspiel, nur daß in den Situationen vorzugsweise die komische Seite herausgekehrt wird. Das Interesse Molières war nur, zwei scharf charakterisirte Rollen, den ernsten Menschenfeind und die kokette Dame gegenüberzustellen, den Gegensatz und die Reibungen für seine meisterhafte Scenenführung auszubeuten. Seine Dichterkraft in der Darstellung der beiden contrastirenden Gemüthsanlagen, welche hart und grell wie Mineralfarben nebeneinanderstehen, ist unübertrefflich, die Details der höchsten Bewunderung werth, und mit der Bühnenkraft seiner Erfindung kann sich die unsers Lessing nicht vergleichen. Dennoch ist in Lessing eine höhere und vollkommnere Empfindung des dramatischen Lebens. Das Menschengeschlecht war seitdem ein Jahrhundert älter, klarer, hoffnungsreicher geworden. Aber über Lessing ist man bei uns trotz der massenhaften Lustspielliteratur doch eben nicht hinausgekommen, es sind alles nur Anläufe geblieben.

Und in der That hat ein großer und sichrer Fortschritt auf diesem Wege wieder mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, welche Molière in den Stücken seiner letzten Periode bereits überwunden hatte. Diese Schwierigkeit liegt in der Bedeutung der Handlung oder Intrigue für das Stück. Die Charakterzeichnung in der Weise Molières macht in den Hauptpersonen eine Wunderlichkeit, Lächerlichkeit, Verkehrtheit zum Mittelpunkt des Interesses, sie wendet die höchste Dichterkunst, allen Reiz der Erfindung an, diese Seite interessant und dramatisch wirksam zu machen. Die Handlung wird sehr einfach, sie dient vorzugsweise dazu, die so gezeichneten Charaktere zu präsentiren. Sie ist in Gefahr, dabei zur Nebensache zu werden. Was in dem Stück zum dramatischen Abschluß gebracht wird, ist der geführte Beweis, daß Celimene eine Kokette, daß Tartüffe ein Heuchler, daß Trissotin ein charakterloser Dichterling ist. Denn daß die Liebenden über die Hindernisse siegen, welche ihnen durch den verkehrten Charakter in den Weg geworfen wurden, ist nur Nebensache, auf ihnen ruht nicht mehr das Hauptinteresse des Stückes. Während aber die Handlung an Bedeutung verliert, tritt die Personenzeichnung mächtig in den Vordergrund. Das Schildern einer socialen Verbildung in einer Person von dramatischer Bewegung ist für den Dichter wie für den Schauspieler eine große und lockende Aufgabe, sie gestattet reichliche Ausführung, schöne Details, ihr Verständniß der Welt, ihre Kenntniß des menschlichen Herzens vermögen sich

Digitized by Google

dabei glänzend zu bethätigen, sie vermag in einzelnen Scenen auf das Publikum eine jede andre dramatische Wirkung übertreffende Macht zu gewinnen, sie giebt dem Künstler die beste, kaum durch ein andres Genre der Darstellung erreichbare Gelegenheit, seinem Volk ein Lehrer der Tugend und Weisheit zu werden. Und das war Molière für seine Zeit, so hoch faßte er selbst seinen Beruf, und als aufgeklärter Volkslehrer ist er seit zwei Jahrhunderten von seinen Franzosen mit Pietät verehrt worden.

Der Lustspieldichter dagegen, welcher Menschennatur reicher und voller zu fassen sucht, wie Shakespeare vermochte, wie Lessing begann, und wie sich seit ihm die kräftigeren Talente der Deutschen bemühen, muß auf die Handlung größeres Gewicht legen, ihm erschöpft sich das Interesse nicht in dem mannigfaltigen Anschlag einer und derselben scharftönenden Saite, die innere Bewegung seiner Menschen ist nicht nur die einer leidenschaftlichen Erregung, welche mit der Situation abschließt, sondern bei ihm soll auf den Charakter auch innerhalb gegebener Grenzen Einwirkung geübt, er soll im Fluß erscheinen, und gewisse Wandlungen sollen in ihm vollbracht werden und zu einem Ende führen, welches auch dem Charakter einen befreienden Abschluß giebt. Deshalb wird hier wieder die Handlung bedeutender, als sie in den Intriguenstücken Molières war, auch die Hauptpersonen sind in anderer Weise der dramatischen Handlung eingeordnet, als bei jenen Charakterstücken. Da liegt nun für ein mäßiges Talent die Gefahr nahe, wieder die Anekdote in den Vordergrund zu stellen, der Hauptreiz ist das Spannende in dem Verlauf der Handlung, das Publicum wird vorzugsweise dadurch befriedigt, den Zusammenhang zu erfahren, die Schauspieler werden Referenten, welche allerdings in sehr lebendiger Weise eine Geschichte vortragen, das Lustspiel ist in Gefahr eine dramatisirte Novelle zu werden, wie es in der letzten Zeit Molières dramatisirte Satire war. In diesem Zeitraum dramatisirter Novellen treibt unser Lustspiel kraftlos einher. Und wenn wir deshalb unsere Stellung zu dieser heitersten Kunstgattung kurz bezeichnen, so müssen wir sagen, wir haben durch Molière zuerst gelernt scharf zu charakterisiren, wir haben durch Lessing, durch unsere Tragiker und durch Einführung Shakespeares in Deutschland gelernt, Charaktere, die unser deutsches Gemüth befriedigen, zu schaffen, aber uns hat der Mann gefehlt, welcher den gewonnenen Erwerb in großem Sinne für unsere Zeit verwerthete.

Vielleicht die Kraft, sicher auch die Freiheit und das Behagen. Wir sind lange ein stilles und sinniges Volk gewesen, jetzt ist zu dem Ernst und dem Nachdenken auch der Eifer und Haß gekommen, wir sind in den Anfängen einer großen politischen Erregung, und die Kunst der Darstellung ist ein anspruchsloses Sonntagsvergnügen der Genügsamen und Mäßigen geworden, die Bühne in diesem Augenblick durchaus nicht der Spiegel unserer Zeit und unseres Lebens.

Digitized by Google

Das wird anders werden. Und wenn es erlaubt iſt, hier eine Anſicht auszuſprechen über den nächſten Fortſchritt, welchen unſer Luſtſpiel zu machen hat, ſo wäre es die, daß ſich unſer Luſtſpiel aus der Trivialität des Anekdotenkrams auf der Bühne durch die Einführung einer gehobenen Darſtellung erheben wird, welche den Dichter und Schauſpieler zwingt, den Ton guter Geſellſchaft zu idealiſiren. Der Ueberſetzer des Molière hat in ſeiner klaren und freundlichen Weiſe genau das Richtige geſagt, wenn er den Wunſch ausſpricht, daß auch wir eine höhere Komödie in Verſen gewinnen möchten. Natürlich, der Vers allein thuts nicht. Aber mit der Einführung des Verſes geht vieles Abgelebte verloren und wird dem Dichter der Zwang aufgelegt Neues zu finden. Es ſcheint uns auch, daß ein gewiſſes Bedürfniß darnach auf unſerer Bühne fühlbar geworden iſt, unſere Schauſpieler würden, wie einſeitig ihre Kunſtentwicklung ſonſt ſein mag, den dramatiſchen Vers des Luſtſpiels, wenn ſie erſt an ſeinen ſchnelleren und ſpringenden Lauf gewöhnt wären, behaglicher gebrauchen, als den der Tragödie. Und dies iſt der Geſichtspunkt, von dem wir dieſe gute Ueberſetzung des Molière für eine Erſcheinung halten, welche gerade zu rechter Zeit in unſer Kunſtleben hineinfällt, und das Buch für ein Lehrbuch, das alle fördern wird, welche den Vers des Luſtſpiels in origineller und wirkſamer, d. h. in ſchöner Behandlung erkennen wollen.

Ein Brief der Königin Louiſe.

Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Louiſe. Von Rudolf Reicke. Königsberg. 1865. Koch. 31. S. 8.

Unter den vielen tüchtigen und eigengearteten Männern, welche der Oſten Preußens namentlich in der Regenerationszeit von 1808 bis 1810 als mehr oder minder einflußreiche Förderer des Staatswohles aus ſeiner Bevölkerung hervorgehen ließ, nimmt der Kriegsrath Johann Georg Scheffner einerſeits durch ſeine Originalität, dann durch ſein Verhältniß zur königlichen Familie und beſonders zur Königin Louiſe beſondere Beachtung in Anſpruch. Einſt ein tapferer Soldat unter dem alten Fritz, als gereifter Mann mit Kant, Hamann und Hippel eng befreundet, war er als Greis mit ſeiner Rührigkeit für alles Gemeinnützige, vorzüglich für Hebung des Unterrichts, und mit ſeinem ehrlichen,

Digitized by

in originellſter Sprache ſich äußernden Freimuth eine der geachtetſten Perſönlichkeiten des Kreiſes, der ſich in Königsberg um den Hof ſammelte.

Auch der König und die Königin fanden Gefallen an dieſer eigenthümlichen Natur, machten ihn zu ihrem Vertrauten und ließen ſich mehr als einmal in wichtigen Dingen in freieſter Rede von ihm Rath ertheilen. Zeugniß davon ſind die hier mitgetheilten achtzehn Briefe, die aus dem im königlichen Archive zu Königsberg aufbewahrten ſchriftlichen Nachlaſſe Scheffners zum erſten Mal veröffentlicht wurden, und die beſonders auf die Denkweiſe der Königin ein intereſſantes Licht werfen. Einer dieſer Briefe begleitet die „Charactères“ von de la Bruyère, die der Kriegsrath der Königin mit Rückſicht auf ein mit derſelben gehabtes „kleines Geſpräch über die den Regierenden höchſtnöthige Menſchenprüfung und Kenntniß“ überſendet. Mehre fernere Briefe ſtehen in Verbindung mit dem Wunſche Scheffners, die Erziehung des Kronprinzen Dellbrück genommen und in andere Hände gelegt zu ſehen, was in einer andern Unterredung mit Louiſen angeregt worden war, und wobei der alte Gewiſſensrath der Königin an Profeſſor Süvern dachte. In einem derſelben, welcher einer Ueberſicht über gewiſſe Vorleſungen Süverns und einem Bande von Herders Schriften als Begleiter diente, wagt der wackere alte Herr ſogar die ganze Umgebung des Hofes anzugreifen und eine Reformirung derſelben als dringlich zu bezeichnen. Es heißt da, nachdem der Briefſchreiber verſichert, daß er gern ſein Leben hingeben möchte, wenn er „den von Gott Ew. M. verliehenen Geiſt dahin bringen könnte, den Reichthum ſeiner Gaben königlich zu gebrauchen,“ unter Anderem:

„Glauben E. M. der Verſicherung, daß es mir und manchen andern unbegreiflich iſt, wie unter dem Vorſiz einer in jedem Wortverſtande höchſt liebenswürdigen Königin, und eines Königs, den alle Welt für verſtändig und einſichtsvoll, ſowie für höchſt bieder und rechtſchaffen hält, ein mächtiges Reich ein ſolches Mißgeſchick hat treffen können, wofern man nicht an die Exiſtenz gewiſſer kleinlicher Nebeneigenſchaften des Geiſtes und Herzens glauben will, die freylich durch ein immerwährendes Treiben und Reiben die hohen, die edelſten Geiſtes- und Willenskräfte ſchwächen, zu ſich herabziehen und unwirkſam zu machen vermögen.

Mehr als einmal hab ich gewünſcht, daß in Einem Moment alle zeitige Hofumgebungen ſterben, und weil das Auge des Königs ſich ungern an neue Geſtalten gewöhnt, ihre Leichname, der alten Lehre von der Seelenwanderung zufolge, ſofort von lauter wackern, klugen, fortſchrittluſtigen Geiſtern neu belebt werden möchten. Würde nicht der König beym Anblick eines ganz anders beſeelten — — zu E. M. geſagt haben: Luiſe, woher kommt dieſem die Weisheit und Energie? und wenn Sie Ihm dann auch die an Ihren Umgebungen bemerkte glückliche Metamorphoſe mit Ihrer ganz unnachahmlich freundlichen

Anſpruchsloſigkeit erzählt hätten — Ach Gott! welch ein Heil könnte Ihnen, Ihren Kindern, allen und allem wiederfahren, hätten Sie ſich erſt zu dieſen Ihren beyderſeitigen Herzen und Einſichten beßer zuſprechenden Umgebungen ohne Scheu vor ſolcher Verwandlung, gewöhnt!

Wüßt ich nicht, wie zuverläßig die Preußen E. K. M. für das Einzige Weſen im Staat halten, welches dem Benehmen im Großen und Kleinen einen andern vortheilhaften Schwung und dem den König und die Nation vereinenden Bande Unauflöslichkeit ſchaffen könnte, glaubt ich nicht feſt, daß Sie alle dazu erforderlichen Kräfte beſäßen, ſo hätt' ich es nicht gewagt, vorſtehendes zu ſchreiben, und würde noch weniger mich erdreuſten, es ſeiner Beherzigung zu empfehlen. Die Ueberzeugung, daß die hohe Liebenswürdigkeit einer Königin, die preißwürdige Rechtſchaffenheit eines Königs und die Heiterkeit Ihres ganzen häußlichen Lebens nichts einbüßen dürfen, wenn man alles, was zu Regierungsgeſchäften gehört mit dem Meccabalſam des ernſthaften Verſtandes und alle Zeitvertreibe mit dem Roſenöhl fein cultivirter Genialität tangirte, und dadurch alle Reden geſchmeidig erhielte, dieſe Ueberzeugung muß die Offenherzigkeit meiner Aeußerungen entſchuldigen. Ihre Hauptquelle iſt mein grenzenloſes Zutrauen zu E. K. M. innerm Wehrte, deſſen Ausſtrahlung in dieſen Giftnebelzeiten ein Licht über Preußen verbreiten würde, das das ſchreckliche franzöſiſche Feuer-Meteor nie ſeinem Lande zu ſchaffen vermögen wird."

In einem andern der in Sachen der Erziehung des Kronprinzen gewechſelten Briefe dringt Scheffner ernſthaft und unumwunden auf die Wahl eines andern Erziehers, indem er unter anderm ſagt: „Wollen E. M. und der König, ein Paar ſo herrlicher Menſchen, und ſollten ſie wohl ſo ſchrecklich gnädig und gutmüthig ſeyn, die Beybehaltung eines täglich gefährlicher werdenden Uebels zu geſtatten, um nur der Unannehmlichkeit einer perſönlichen Wegſchaffung auszuweichen?"

Nicht oft wird, um auch eine Probe der komiſchen Ader des Kriegsraths zu geben, in launigerer Weiſe um eine königliche Gnadenbezeugung gebeten worden ſein, als in Brief Nr. 9 der reickeſchen Sammlung, in welcher Scheffner für den königsberger Admiralitätsdirector Klem um den von dieſem im Stillen ſehnlich gewünſchten Geheimrathstitel petitionirt. Es heißt da: „Mir iſt zwar dieſer heimliche Wunſch ein neuer Beweiß für das bekannte Sprichwort: Alter ſchadt der Thorheit nicht, allein der Mann hat eine beträchtliche königl. Kaſſe vor den Franzoſenhänden geſichert, ein königl. Schiff, welches 4000 Thlr. gekoſtet von ihnen errettet, iſt außerdem bey einigen Strohmfahrten E. K. M. Steurmann, auch der erſte Veranlaſſer der Schloßteichsbeleuchtung am 3. Auguſt geweſen, und würde einem braven, nicht mehr jungen Mädchen ſeine Rechte anbieten, wenn er in der Linken das Geheimrathspatent vorzeigen könnte: ſollten dieſe Umſtände, beſonders aber die Verminderung des Thors

Digitized by Google

alter Jungfrauen nicht E. K. M. staatsmütterliches Herz bewegen den König zu bitten, auf Klems graues Haupt den Geheimrathstitel unmittelbar vom königl. Himmel doch ohne die Schwere der Stempel- und Chargenjura fallen zu lassen."

Die Perle der Sammlung endlich ist einer der Briefe der Königin an Scheffner, der für die obengedachte Uebersendung von Heften der süvernschen Vorlesungen dankt, die Empfindungen Louisens bei Lectüre derselben darstellt und sich über einige ihr dunkel gebliebne Stellen Aufklärung erbittet. Er ist sehr charakteristisch sowohl für die Denk- und Empfindungsweise, wie für die Bildungsstufe der hohen Briefschreiberin, und so lassen wir ihn ganz folgen. Die Königin schreibt:

„Guten Morgen Herr Scheffner, Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, wie ich. Heute schicke ich Inen die 4. und 5. Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschafften. Könnt ich nur einmahl selber Professor Süvern dafür danken, allein ich schäme mich geradezu Ihnen herausgesagt meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schöne Wahrheiten, auf der seyn ganzes Princip ruht; und doppelt fühl ich mich hingerißen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtseyn zur innern Harmonie zu bilden nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen.

Recht schade ist, daß die schöne Griechen Wellt voll Unschuld, und die kräftige Wellt nicht hat dauren können, die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. — Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden Sie noch Kraft das Sclaven Joch abzuschütteln; aber thun sie es nicht so stehen keine alte Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken, an dem Altar der Burg Capelle und bettete für beßere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, gebt es nur meinen Kindern und durch ihnen meinem Volk einmal wohl! Ich weiß die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit, deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken. —

Wenn ich so die Cahiers ansehe, wie sie mit Bleystift besudelt sind, so schäme ich mich schon wieder, weil M. Stein sie so lesen wird. Er kennt mich noch weniger als Sie, was wird er denken. Die Hyroglyfen meines Herzens kann der nur rathen, der mich genau kennt. Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksaale, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung alles hab' ich darin angedeutet, und hätt' es noch viel mehr gethan, wüßt ich nicht, daß außer Ihnen noch Jemand sie sehe. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Carthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitt ich Sie

Digitized by

die vierte Vorlesung aufzuschlagen, und die Lignen wo die Kreuzchen sich befinden zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süwern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne edle Ritterzeit zu ihrer schönsten Blüthe gediehen war?

Wenn der M. Stein die Hefte gelesen hat, so bitt ich Sie, schicken Sie sie mir wieder. Ich blättre dann hin und wieder, zerstreue mich so herlich von der drückenden Gegenwart hinweg, mache mir die angestrichnen Stellen immer mehr zu eigen und vergesse es nicht mehr, hoffe ich. Ich habe noch eine ganze Seite zu lesen, dann mach ich das Paket zu. Adieu bis — dahin.

Habe ich recht verstanden, so lößte sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, gehör gaben. Haben Sie die güte und sagen mir waß Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begrif davon.

Nun ist es wahrlich genung, und ich hab' Ihnen schön mit Fragen belästigt. Frägt man aber nicht, und schämt sich seiner Einfallt gegen jeden, so bleibt man immer dum. Und ich hasse entsetzlich die Dumheit. Ihre Nachsicht macht alles wieder gut, und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gerne dem bessern opfere. Sie wollten mir nun nicht das sechste Hefft schicken, sondern die Schlußreden. Warum? Ich bin mit Freundschafft und Hochachtung Ihre

den 20ten Juni 1808 affektionirte

Hippels Garten. Luise.

Können Sie morgen früh zu mir kommen, so wird es mich freuen, doch lieber übermorgen. Wollen Sie einen Wagen haben, so schicken Sie im königl. Stall, ich werde dafür sorgen, daß Sie einen bekommen."

Scheffner antwortete hierauf am nächsten Tage, indem er zunächst der Königin in artiger Form Rath in Betreff ihrer eignen innern Förderung und dann wieder in Bezug auf ihre Umgebung ertheilte. „Wie wenig Recht," sagt er ihr nicht ohne einige höfliche Uebertreibung, „haben doch E. K. M. darüber zu klagen, daß Sie nicht immer alles verstünden. In den Kunstwörtern und Nahmen steckt ja nicht die hohe nüzliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntniß des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Veränderungen des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ihrem Sinn und Gefühl so eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrlichen Hang zur innern Harmonie mit Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie nur anhaltend recht ernstlich es wollten, und fest darauf beständen, daß alles was Sie umgiebt durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bey Strafe Ihr unaussprechlich einnehmendes Angesicht nicht mehr zu schauen."

Dann kommt er wieder auf sein Thema von der Erziehung des Kronprinzen zu sprechen, wobei er sagt:

Digitized by Google

„Ein Paar ganz verständige Menschen, die die Prinzen auf ihren Strandreisen zu sehen Gelegenheit gehabt, sagten vorgestern zu mir, schad um den Kronprinzen, daß man seine Geistesfähigkeiten nicht besser zu benutzen sucht und sich der Gefahr aussetzt, ihn bey längerer Versäumniß in der Folge nicht mehr gehörig bilden zu können. —

Durch ein schon mündlich abgelegtes Bekenntniß hab ich E. K. M. bereits zu bezeugen gewagt, wie sehr mir dieser Punkt an und auf dem Herzen liegt — so oft ich den Minister Stein spreche wird seiner erwähnt, aber wenn im Mutterherzen nicht Muth genug ist beym Vater auf eine Abänderung anzutragen und darauf zu bestehen, wer wird es denn vermögen?"

Endlich folgen die von der Königin erbetenen Erklärungen der ihr beim Lesen des süvernschen Manuscripts unverständlich gebliebenen Ausdrücke und Anspielungen. Auch sie sind ziemlich charakteristisch, und so mögen sie zum Schlusse dieser Auszüge aus dem Briefwechsel wörtlich hier stehn. Scheffner erwidert:

„Die punischen Kriege wurden in 3 Reprisen von den Römern gegen Carthago geführt. Im zweiten glänzte Hannibal, im dritten wurde Carthago zerstöhrt.

Die Gracchen waren 2 Brüder aus einem vornehmen römischen Geschlecht, ihre Mutter war die berühmte Cornelia, die einer andern Römerin, die ihre Kostbarkeiten zu sehen wünschte, diese ihre beyden Söhne vorstellte. Beyde Gracchen waren höchst edle Menschen, aber ein gewisser excentrisirender Stolz verleitete sie ein wenig à la Mirabeau zu handeln, manche dem Volk günstige Gesezze, unter andern das über die gleiche Vertheilung der Aecker in Vorschlag zu bringen. Beyde konnten ihren Plan nicht durchsezzen, sondern verlohren durch die Hand roher Verwandten das Leben.

Das Wort Hierarchie wird am gewöhnlichsten vom Priester-Regiment und -Ordnung gebraucht, man bedient sich aber seiner auch bey anderen Regierungsordnungen mit Beysetzung ein Beyworts; so giebt es denn eine Hierarchie militaire, Hierarchie de police, de Justice ꝛc. Die angekreuzte Stelle möchte wohl nicht das Zeitalter der Ritterzeitblüthe betreffen, sondern eine Zeit, die nur existiren kann und wird unter einer Königin wie E. M., die durch Einsicht, Muth und Beispiel alles Ihr ähnlich ädel und gemüthlich zu machen gebohren ist. Schade ist es freylich um die Griechen- und Römerwelt; da aber E. K. M. sehr gut getroffen haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und durch ungezügelte Phantasie-Bedürfnisse das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sey, so müste die jezzige Zeit um so mehr darnach streben die Einfachheit der Griechen und die Stärke der Römer sich anzueignen."

Digitized by Google

Der Bauernkrieg in Tirol.

1.

Nicht immer war man im Lande der Alpen so glaubenseinheitlich, wie die Klerikalen dort vorgeben. Gerade als sie hier ihre schönsten Tage verlebten, regte sich mit einem Male der Drang, sie los zu werden. Es mag für sie bitter sein, sich nachweisen lassen zu müssen, wie viel sie selbst zur Bewegung beitrugen, die sich zu Luthers Zeiten gegen sie erhob, dies ändert aber nichts an der Thatsache. In München und Innsbruck wollte man diese verdrehen uud fälschen, um so mehr ist eine schlichte und wahrhafte Darstellung jener Vorgänge angezeigt.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß 1492—1503 Alexander der Vierte, oder, wie wir ihn nennen wollen, der Lasterhafte. Rom war ein Pfuhl des Mordes und der Unzucht, der Grausamkeit und unerhörter Habgier. Schon 1501 wurden Opferbüchsen zur Gewinnung eines Jubelablasses aufgestellt, sein Ertrag sollte die Kosten eines Kreuzzugs gegen die Türken decken, der aber nie zu Stande kam. Noch kecker und umfangreicher betrieben das Geschäft des Ablaßverkaufs jene Commissionen, die 1517 für den Bau von St. Peter Deutschland durchzogen. Reue und Beichte schienen Nebensache, denn es gab Indulgenzen, die man sich auch ohne sie durch Geld erkaufen konnte. Die Werkheiligkeit, der Ceremoniendienst hatten die höchste Stufe erreicht, und wenn auch kein Luther erstanden wäre, die Nothwendigkeit einer Reform lag in jenem unwandelbaren Gesetze, dem die Welt durch eine weise Fügung unterworfen ist. Schien es doch, als ob, wie aus jenen Beschwerden der deutschen Nation erhellt, die 1510 auf dem Reichstag zu Augsburg dem Kaiser übergeben wurden, ganz Deutschland dem römischen Hofe tributpflichtig und die geistlichen Pfründen nur dazu geschaffen wären, um Leute von vornehmer Abstammung zu versorgen, oder dem Wohlleben einzelner Bevorzugter zu fröhnen, während sie ihren Dienst durch karg bestellte Vicare versehen ließen. Die Klage über das ausgelassene Leben der Geistlichen war allgemein, einen der vielen Beweise dafür liefert die 1522 zu Mühldorf gehaltene Synode, welche die Thatsache auch von geistlicher Seite feststellt; der Unterricht des gemeinen Mannes wurde vernachlässigt, böses Beispiel trat an seine Stelle. Daß sich gegen diese Verkehrtheit und die starren Dogmen der Scholastik die Gebildeten erhoben und den Kampf mit der Verfinsterung aufnahmen, war selbstverständlich, ihre Wirkung auf die Menge, die im Aberglauben erzogen, aber kaum in hohe Rechnung zu stellen. Zur Ernüchterung des Volkes bedurfte es nicht des geschriebenen, sondern des leben-

Digitized by Google

digen Wortes. Im Gewissen der Deutschen lag der fruchtbare Boden, in der es bald kräftige Wurzeln trieb.

Die meisten Fürsten hatten davon so wenig als der mit ihnen verbündete Klerus. Erzherzog Sigmund von Tirol entblödete sich nicht 1490 öffentlich auf dem Landtag in Gegenwart des Königs Maximilian zu klagen, daß man seine natürlichen Kinder Mangel leiden lasse, und mußte die Erwiderung hinnehmen, er habe über vierzig uneheliche Söhne und Töchter, die meisten der ersteren seien mit 1000 fl., Roß und Harnisch oder einem Jahrgeld von 30 fl. versehen worden, sie kämen aber immer wieder um Aushilfe. Maximilian selbst hatte mehre natürliche Kinder, wovon wir nur jene Gräfin Margarethe von Helfenstein, deren Gatte zu Weinsberg in die Spieße gejagt wurde, und Georg von Oesterreich, der auf die Empfehlung seines Vetters, des Erzherzogs Ferdinand als Bischof von Brixen postulirt wurde (1525), erwähnen. Gleichwohl verordnete er in seiner Halsgerichtsordnung für die Grafschaft Tirol von 1499, daß die Kindsmörderinnen lebendig begraben und ihnen ein Pfahl durch den Leib geschlagen werde, eine grausame Härte, auf der wir ihn auch gegen jene betreten, die seine Hirsche bürschten und dafür mit ihrem Leben büßen mußten. Ein anderer deutscher Fürst, Herzog Ulrich von Würtemberg, der mit des Kaisers Nichte Sabina von Bayern-München verehlicht war, lebte in Ehebruch mit der Frau seines Hofbeamten Hans von Hutten, und ermordete diesen, als er dessen Verhältniß zu seiner eigenen Gattin entdeckte.

Nicht besser als um die sittlichen stand es um die rechtlichen Verhältnisse im deutschen Reiche, der Feudalstaat hatte die Fürsten wie die Ritter zu eigenmächtigen Herren herangezogen, die keine andere Schranke kannten als die äußere Gewalt, viele dieser kleinen Souveraine lauschten nur auf den günstigen Augenblick, um das gegebene Wort zu brechen, fremdes Gut zu rauben und neue Abgaben zu ertrotzen. Die Erblichkeit der Lehen ließ ihre Besitzer zu fast unumschränkter Macht gelangen, Rom schürte die Gluth der Zwietracht, indem es dem Scheine nach die Freiheit der Fürsten in Schutz nahm, dabei aber die treuherzigen Deutschen als Mittel benutzte, um seine Herrschaft zu befestigen und ihre Säckel zu leeren; die Macht der Kaiser wurde immer kleiner und schwächer, schon die Uebertragung der Krone mußten sie durch Capitulationen mit den Kurfürsten, jede spätere Hilfe mit neuen Zugeständnissen erkaufen. Wie sollten sie da das gute Recht mit rücksichtsloser Strenge üben? Beim Versuche, den Landfrieden durch ein Kammergericht herzustellen, gewann es den Anschein, als wollte Maximilian nur seine Hausmacht erweitern, man sah im gemeinen Pfennig, der jene Kosten decken, in der Aushebung der Mannschaft, die zur Execution der Urtheile dienen sollte, nur die Mittel, seinen Einfluß im Innern zu mehren, seine auswärtigen Unternehmungen zu unterstützen. An diesem Mißtrauen, dieser fortwährenden Reibung zwischen dem Kaiser und

Digitized by Google

den Reichsständen scheiterte der Erfolg aller Reichstagsverhandlungen von 1495 bis 1518, das Schlimmste dabei war, daß Maximilian weder den Geist noch die Kraft hatte, der Schöpfer einer neuen Zeit zu werden. Er war der Sohn des scheidenden Mittelalters, „der letzte Ritter"; darin lag ein vorzüglicher Grund, warum er seine Aufgabe nicht erfüllte.

Mit kühner Begeisterung ergriff er jeden seiner weitaussehenden Pläne, warf leichtfertig dem Gegner den Handschuh hin, erlahmte aber bald und unterließ, den Kampf fortzusetzen. Nicht blos bei der Einführung der neuen Reichsverfassung, auch bei der Reform der Kirchenordnung und namentlich den vielen von ihm begonnenen Kriegen wiederholte sich immer dasselbe Schauspiel. Das romantisch Ritterliche, das solche Turniere in großem Stile boten, war das Element, worin er sich heimisch fühlte. Diesem hervorragenden Charakterzug begegnen wir auf der glänzenden Brautfahrt um die burgundische Marie, den mißglückten Zügen gegen die Franzosen, Ungarn, Italiener und Schweizer, im neunjährigen Kriege gegen Venedig und noch zuletzt auf dem Reichstag zu Augsburg bei der beabsichtigten Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen. In allen seinen Kriegen war er der ersten Aufwallung des Muthes gefolgt, ohne die Kräfte zu bedenken, auf die er nachhaltig rechnen durfte. Als der gemeine Pfennig nicht eingehen wollte, beschäftigte ihn auf dem Reichstag zu Augsburg von 1500 der Gedanke, durch eine Art von Aushebung ein stehendes Heer zu bilden, je vierhundert Einwohner sollten einen ausgerüsteten Mann zu Fuß stellen, wodurch er eine Macht von 30,000 Mann aufzubringen hoffte. Es mochte ihm hierbei die Einrichtung Ludwig des Elften vorschweben, der durch seine gens d'armes und archers d'ordonnance den Grund zu einem stehenden Heere legte. Die Landsknechte, mit denen er es in Brabant und Flandern versucht hatte, waren auf die Dauer der großen Kosten halber nicht zu halten, und das Reich wollte zu einem ständigen Institute dieser Art nicht behülflich sein. Was mit den Reichsständen nicht gelang, dachte er in Tirol einzuleiten, wo die Pflicht zum Zuzug in Kriegsfällen schon lange bestand, es handelte sich nur darum, sie besser zu ordnen. Den Anfang machten seine Commissarien auf dem Landtag zu Sterzing 1502, wo sie sich von den Ständen einer Kriegshilfe von 7815 Mann, 425 Pferden und dem zehnten Pfennig versicherten. Auf dem späteren zu Bozen 1509 wurde bereits ein Anschlag von 5000 Mann gemacht, auf die Stifte, Prälaten, den Adel, die Städte und Gerichte vertheilt und ihre Vermehrung bis auf 20,000 Mann im Falle der Noth ausgesprochen, schon damals aber die Stellung von 10,000 Mann zugesichert. Dies bot die Grundlage zum tiroler Landlibell von 1511, worin jedoch, wie schon zwei Jahre früher, die Beschränkung festgesetzt war, daß in Zukunft ohne Wissen, Willen und Rath der Landschaft kein Krieg durch das Land begonnen werde. Diese gerühmte magna charta von Tirol war im Grunde nichts als eine Zuzugs-

Digitized by Google

ordnung, welche der venezianer Krieg hervorgerufen, die darin noch sonst enthaltenen sogenannten „Freiheiten" beschränkten sich auf Privilegien einzelner Stände und Familien. Es war dem Kaiser auch wenig damit geholfen; denn da die Mannschaft außer Land zu ziehen nicht verpflichtet war, sicherte das Aufgebot nur seinen Rücken, für den Kampf selbst benöthigte er außerdem noch Geldbeiträge, und forderte deren alljährlich noch größere, so daß die Stände auf dem Landtag von 1517 zu Innsbruck klagten, der Krieg mit Venedig hätte sie schon über zwei Millionen Gulden gekostet, während sie unter Erzherzog Sigmund nie mehr als höchstens 15,000 fl. gesteuert, ihre Freiheiten ständen in Gefahr, es nütze nichts, oftmalige und kostspielige Landtage zu halten, wenn die kaiserlichen Postulate doch bis auf den letzten Pfennig gewährt werden sollten. Gleichwohl mußten sie beim großen Landtag von 1518, auf dem auch die Ausschüsse der fünf Herzogthümer und der Vorlande erschienen, dem Kaiser für seinen Hofstaat und zur Einlösung der verpfändeten Bergwerke 120,000 fl. in vierjährigen Raten bewilligen, während die ganze, den sämmtlichen Erblanden auferlegte Steuer volle 400,000 fl. betrug.

Der große Kriegsaufwand hinderte den Kaiser nicht, nebenher auch auf Feste und Jagden ungeheure Summen zu verwenden. So wird erzählt, daß nur seine Rüstung bei dem zu Augsburg 1510 mit dem Kurfürsten Friedrich gehaltenen Scharfrennen den Werth von 200,000 fl. erreicht habe. Bei der Doppelverlobung seiner Enkelin Marie und der ungarischen Prinzessin Anna verbrauchte er 150,000 fl., dafür konnte er oft auch nicht seine dringendsten Bedürfnisse decken. Im Jahre 1501 mußte seine und seiner Gemahlin Zeche bei ihrer Reise durch Sterzing und Bruneck der Bischof Melchior von Brixen bezahlen, und die Bürger von Innsbruck wollten 1518 wegen früherer Rückstände selbst seine Pferde nicht einlassen. Fast immer waren es die Fugger, die in den Tagen der Noth gegen hohen Wucherzins Rath und Hilfe schafften. Neue Zölle wurden errichtet, für den freien Durchzug der Waaren während des venezianer Krieges namhafte Summen, z. B. 3000 Ducaten für 200 Saumlast, abgeheischt und den größern Häusern für ihre unentbehrliche Geldhilfe die Mittel gestattet, ihren Handel wie ein Monopol auszunützen. Sie bestimmten die Preise nicht nur für Gegenstände des verfeinerten Genusses, sondern auch für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, die sie durch Vorkauf vertheuerten und dem Verkehr vorenthielten. Nach Tirol hatten sich die Fugger durch die Verpfändung der Bergwerke hereingezogen, sie steigerten die Lebensmittel auf das Dreifache und brachten geringhaltiges Geld ins Land, das ebenfalls zur Vertheuerung beitrug. Der Kaiser wollte diesem Uebel zwar durch eine Münzordnung abhelfen, allein es blieb auch mit dieser beim Versuche.

Auf dem zu Innsbruck 1518 gehaltenen großen Landtage führte der Ausschuß über diesen Unfug laute Klage, das „Glaitgeld" für die Kaufmannsgüter,

Digitized by Google

das Monopol zum Vieh- und Seifenhandel wurden aufgehoben, den kaiserlichen Beamten, ja den Inländern überhaupt der Eintritt in auswärtige Kaufmannsgesellschaften und diesen selbst der Verkauf außer den Märkten verboten. In der Entscheidung hieß es, daß dadurch sowohl die Landleute als das Kammergut leiden, und die Rücksicht auf das letztere war es auch, welche die Niederlagen der ausländischen Kaufleute und den damit verbundenen Bergwerksbetrieb fortbestehen ließ. Nach einem Erlasse des Kaisers sollten gemeinschädliche Freiheiten und Gnadenbriefe aufhören, die bereits im Landlibell von 1511 den Prälaten und Adeligen gewährte zollfreie Einfuhr des Weines für ihre Hausnothdurft wurde aber neuerdings bestätigt und der Verkauf des trienter Weins vor St. Georgentag untersagt. Was dem Kaiser schon damals, als man ihm noch kaum das nöthige Geld zur Zahlung seiner Schulden zugesichert, am meisten anlag, war ein Kriegszug gegen die Türken. Ueber die Rüstung der nieder- und oberöstreichischen Lande wurde eine weitläufige Vereinigung festgestellt und gegenseitige Hilfe mit Geld und Kriegsvolk verbürgt. Als Maximilian zur selben Zeit auch einen Hofrath, ein Landesregiment und eine Rentkammer in Innsbruck einsetzte, sorgte er vor allem für die reichliche Bestallung seiner Secretaire. Alle Macht und Pracht, sagt der gleichzeitige Chronist Kirchmayr, stand bei ihnen, „ein jeder hatte ein kaiserliches Secret, damit sie ihren Staat erhalten möchten". Den Räthen wurde eine Anzahl Pferde gehalten je nach ihrem Stande, dem Grafen 7, dem Doctor und Edelmann 3, dies hinderte jedoch nicht, daß sich der Silberkämmerer Sigmund von Dietrichstein in kurzer Zeit von einem zu vierzig emporhalf. Alle Herrschaften, Gerichte und die meisten Zölle waren verpfändet, die Fugger bezogen aus dem Bergwerk in Schwaz allein jährlich 200,000 fl., an andere waren die Einkünfte des Pfannhauses in Hall vertheilt, dem Kaiser erübrigte fast gar kein Einkommen aus dem Lande. Das Versprechen die Landesordnung zu verbessern wurde zwar gegeben, allein es kam blos zur Wahl von vier Ausschüssen, die darüber mit der Regierung berathen sollten. Am wenigsten war Maximilian darauf bedacht, Ordnung in den geistlichen Dingen herzustellen.

Der tirolische Ausschuß begehrte, daß auf reiche Prälaturen und Pfarren, obgleich sie „als Spitäler des Adels fundirt, gestiftet und begabt seien", in Zukunft auch Landeskinder Anspruch haben, und beschwerte sich über die Fälschung der alten Stiftbücher, kärgliche Besoldung der Vicare, Vergeudung des Kirchengutes durch Ungeweihte, den Abbruch an Gottesdienst, die Steigerung der Stolgebühren, den ärgerlichen Wandel der Geistlichen und ihre Habsucht, sie straften, hieß es, die Sünde im Säckel, und gäben dadurch zu neuer Anlaß. Auch über das viele Geld, das an Annaten, Pallien, Dispenten und anderen Beisteuern für den päpstlichen Hofhalt „zu merklicher Erschöpfung der Erblande" nach Rom gehe, und über die Vergebung von Pfründen, die dort

Digitized by

als „Commenden" behandelt würden, erhob man laute Klage. Maximilian gab darauf nur ausweichenden Bescheid: „In Sachen, wo dem Papst vorzugehen gebühre, werde er bei Sr. Heiligkeit werben, in anderen, wo ihm als Landesherrn mit Rath und Willen der Geistlichkeit oder allein ein Einsehen zustände, wolle er solches mit Fleiß thun, und auf den künftigen Landtagen handeln." So hatte er auch schon 1510 an eine neue Kirchenordnung nach dem Muster der französischen und die Abstellung kirchlicher Mißbräuche durch die weltliche Macht gedacht, es fehlte ihm aber damals wie jetzt die Kraft das Nöthige durchzusetzen. Wie wenig er diese überhaupt in sich fühlte, zeigt die Thatsache, daß er jenen Franz v. Sickingen, den er kurz vorher als den mächtigsten Störer des Landfriedens in die Acht erklärt, 1518 zu Innsbruck von 30 Reichsrittern ehrenvoll empfangen und in die Stadt geleiten ließ. Mitten in den Verhandlungen, die deutsche Krone seinem Enkel Karl, dem König von Spanien, zu sichern, starb er auf einer Reise zu Wels am 12. Januar 1519.

In Tirol war sein Tod das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung unter dem Landvolk. Nichts hatte den gemeinen Mann so sehr erbittert als des Kaisers strenge Jagdgesetze, woraus ihm beim ungehinderten Anwachsen des Wildes und dem Verbote jeder Abwehr großer Schaden an den Feldfrüchten entstand. Der Kaiser und seine zweite Gemahlin Blanca Maria von Mailand hegten eine leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd, der ritterliche Fürst konnte auch im Frieden eine Art von Krieg nicht entbehren. Jeder Herzog von Oestreich sollte nach einer Aufzeichnung in seinem Tagebuch in den Monaten December und Januar in Innsbruck sein, um sich dort mit Pürschen, Falkenbeize, Gemsenjagd, Vogelfang und Fischen zu erlustigen, und die Kaiserin fand das Fleisch der Hirsche vom nahen Seltrain vorzüglich mürbe, weshalb ihr Gemahl diese treffliche Race auch in andere Jagdbezirke verpflanzen wollte. Als Pachtzins für die Jagd im Thale Venden am Brennersee zahlte er dem Kloster Wilten jährlich nebst 50 Fuder Salz 20 Gemsen und 50 Zahlkarpfen, und die Mönche von Stams und Marienberg konnten nicht laut genug über die Kosten klagen, die ihnen des Kaisers Jagdgefolge verursachte. Er gerieth um keiner Sache halber leichter in Zorn als wegen des Wildprets, und damit er sich nicht hinreißen lasse die Wilddiebe am Leben zu strafen, mußte der Landtag von 1518 eine strenge Abmahnung erlassen. Daß die Jagdlust zum guten Tone seines Hofes gehörte, zeigt auch das Schreiben eines kaiserlichen Raths, des Bischofs Christoph von Brixen, der dem Herzog Wilhelm von Bayern zwei vorzügliche Jagdhunde zum Geschenk sandte. Bei dem Unmuth, den die vom alten Herkommen abweichenden, drakonischen Gesetze gegen Jagdfrevel erregten, kann es nicht auffallen, wenn bei der Kunde vom Ableben ihres Urhebers Jung und Alt, ja selbst Frauen und Mägde über das Wild herfielen

Digitized by Google

und eine ungeheuere Menge davon erlegten, zumal auch dessen Flucht durch den in jenem Jahre gefallenen tiefen Schnee sehr erschwert wurde. Die Landleute, die blos im Kaiser die von Gott bestellte Macht sahen, hielten sich nun von allen gesetzlichen Banden frei; „da kein Landesfürst wäre," sagten sie, „hätten die Herren des Regiments jetzt keine Gewalt mehr." Man verbreitete das Gerücht, König Karl werde aus dem fernen Spanien gar nicht nach Tirol kommen.

Der zu Innsbruck am 9. Februar versammelte, ständische Ausschuß gestattete zwar zur Beruhigung der Gemüther, daß jeder sein Feld mit gespaltenem Holz einzäunen, Hunde halten und schädliche Thiere, wie Bären, Luxe, Wölfe, jagen und fangen dürfe. Allein dies fruchtete so wenig, als die Bemühungen der Abgeordneten, die man ins Unter- und Oberinnthal sandte, sie wurden von den Bauern mit Spießen und Waffen umringt und entkamen nur mit genauer Noth. Auch um Brixen war die Aufregung so stark, daß die von Rodeneck ihren Richter verjagten, weil er einen Mann, der mit geladener Büchse und brennender Lunte auf dem Markt umging, hart anließ, der Pfleger brachte sie nur mit Mühe vom Sturm auf das Schloß ab.

Die Herren des Regiments und die Mächtigen vom Adel versuchten die Unruhen dadurch niederzuhalten, daß sie auf den 24. Januar 1520 wieder einen Landtag nach Innsbruck beriefen und auf diesem die Stände dem zum deutschen Kaiser erwählten Karl von Spanien und dessen Bruder Erzherzog Ferdinand die Erbhuldigung versprechen ließen. Dagegen sollte auch von Seite der Fürsten die Bestätigung der alten Privilegien und Gebräuche, Besetzung der Regierung mit Personen, die der Landschaft angenehm, Bewerthung der ausländischen Münzen nach ihrem Gehalte, Abstellung der fremden Kaufmannsgesellschaften, Aufhebung der neuen Zölle und Auszeigung von Holz an die Gerichte des Innthals zu ihrer Hausnothdurft zugesichert werden. Neben der Bestätigung der von der Landschaft mit Rath der Regierung verfaßten Polizeiordnung wurde an das Versprechen einer verbesserten Landesordnung erinnert, und ein Ausschuß von vier ständischen Abgeordneten und je zweien der beiden Stifte vorgeschlagen, die über diese und die Beschwerden gegen die Geistlichen zu berathen hätten. Betreffs des Wildes verlangte man, daß dessen Vertreibung aus den Feldern gestattet, die Frevler begnadigt und das Verbot der Jagd auf das Roth- und Schwarzwild beschränkt werde. Bei der ersten Uebertretung wurde blos eine Strafe von 10 Mark Perner oder zwei Monaten Gefängniß, bei der zweiten die Landesverweisung beantragt. Ein Theil der Gerichte ließ sich auf vieles Zudringen zur Huldigung herbei, andere hingegen, besonders die am Eisack, wollten den Landtagsbescheid nicht annehmen und weder Zins noch Steuern und alte Schulden zahlen, da der Landesfürst nicht komme.

Es trat eine völlige Auflösung aller Ordnung ein, auf öffentlichen Straßen

Digitize

und bei den Städten wurden die Leute erwürgt und erſchlagen, keiner traute dem andern. Vorzüglich im Fürſtenthum Brixen zeigte ſich ein Geiſt der Unruhe und Auflehnung. Seine Biſchöfe hatten dem Kaiſer Maximilian in einem fort bedeutende Vorſtreckungen gemacht, worunter jene des Cardinals Melchior von Mekau ſich ſo hoch beliefen, daß ihm Maximilan einmal an theilweiſer Zahlungsſtatt drei Schlöſſer und für die Zinſen den Zoll in Kollmann auf mehre Jahre anwies, trotzdem hinterließ dieſer Kirchenfürſt bei ſeinem Tode 1509 noch eine Menge Gold- und Silbergeſchirr, viele Barſchaft und eine Forderung an die Fugger von 152,931 rheiniſchen Gulden, die auch nach der Abrechnung bedeutend blieb. Selbſt dem Klerus heiſchte er bald den 10. bald den 40. Pfennig ab, forderte die Liebesſteuer und jährlich das Kathedraticum, wogegen ſich der Abt von Stams auf ſeine Exemtion berief. Man gab zwar den Bergſegen als Quelle ſeines Reichthums an, allein ſein dahin bezügliches Schreiben vom 19. März 1504 ſpricht nur von der neu aufgefundenen Goldader in Gaſtein und ſeine vielen Ankäufe und Geldgeſchäfte fallen ſchon in eine frühere Zeit. Eher könnte man an einen Antheil am Jubelgeld denken, über deſſen Einbringung und Aufbewahrung er mit den Herren des Reichsregiments am 11. September 1501 einen Vertrag abſchloß, hätte er nicht in ſeinem eigenen Sprengel die reich gefüllten Opferſtöcke ganz gewiſſenhaft an die kaiſerlichen Commiſſarien übergeben. Auch ſein Nachfolger Chriſtoph von Schrofenſtein wird als geldgierig geſchildert, trieb neben den Kriegslaſten und während die Grenzen ſeines Bisthums unter den Raubzügen der Venetianer litten, außerordentliche Steuern ein und erübrigte immer noch einen Sparpfennig, den er dem Kaiſer gegen gute Verzinſung darlieh. Wenn das Landvolk bei alledem ſah, daß der Klerus nur ausnahmsweiſe und auch dann blos geringe Steuern zahlte, kann ſeine Erbitterung gegen die Pfaffen, die ſich in den Städten dem Wohlleben ergaben, nicht befremden. Schon Anfangs der Faſten 1520 rückten bei 600 Bauern gegen Brixen, die aber auf Zureden des dortigen Bürgermeiſters wieder heimzogen. Um Pfingſten kehrten ſie, 800 Mann ſtark, in fünf Fähnlein wieder, drohten die Pfaffenhäuſer zu plündern, fügten ſich jedoch auch diesmal der Abmahnung zweier herbeigerufenen landesfürſtlichen Commiſſäre. Bei den ſpäter an verſchiedenen Orten gehaltenen Verſammlungen, wozu Abgeordnete aus verſchiedenen Landestheilen erſchienen, konnte man ſich nur nicht über die Mittel einigen, das geiſtliche und weltliche Joch abzuwerfen.

Da verkündeten plötzlich die Regenten zu Innsbruck, König Karl ſei am 1. Juni zu Vließingen ans Land geſtiegen, und befahlen, das entſcheidende Ereigniß durch Proceſſionen, Aemter, Freudenfeuer und Abſchießen des Geſchützes zu feiern. Kurz nachher zogen 45 der ſchönſten Pferde und viele Männer in reicher Rüſtung aus Neapel durch Tirol nach den Niederlanden, ein augenfälliger

Beweis, daß der König wirklich gekommen. „Dadurch erſchraken die Bauern," ſagt der Chroniſt, und „glaubten zum Theil."

Noch eindringlicher mochten die Mittel wirken, die Erzherzog Ferdinand zur Herſtellung der Ordnung in Wien ergriff. Sein Bruder Karl hatte ihm Ende April 1521 Ober- und Niederöſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain für immer, am 7. Februar 1522 auch Tirol und die Beſitzungen in Schwaben auf Lebensdauer abgetreten, der Vertrag ſollte aber noch ſechs Jahre geheim bleiben, und Ferdinand nur als Statthalter ſeines Bruders gelten. Sein erſtes Beginnen bei ſeiner Ankunft in Oeſtreich war, daß er in Neuſtadt über die Häupter der Bewegung, die ſich der Regierung bemächtigt, am 10. Juli 1522 Gericht hielt, ſpäter zehn derſelben hinrichten ließ und ſelbſt ihren Vertheidiger auf drei Jahre des Landes verwies. In Tirol nahm er, nachdem er bereits im November 1521 durchgereiſt, erſt in der Faſten 1523 ſeinen bleibenden Aufenthalt, und ließ ſich auf dem im April gehaltenen Landtage 145,000 fl. zur Ablöſung des Kammergutes und 5000 fl. als Geſchenk für ſeine Gemahlin verſprechen. Er beſtellte zu Innsbruck ein neues Regiment unter dem Titel „Hofrath" und beſetzte es gegen die von vielen früheren Landesfürſten und dem kaiſerlichen Commiſſär noch auf dem Landtag von 1515 gegebene Zuſicherung, nur Eingeborene zu ſolchen Stellen zu verwenden, meiſt mit Ausländern, welche die tiroliſchen Gebräuche und „Freiheiten" nicht kannten oder nicht kennen wollten, nicht nach den einheimiſchen Gewohnheits- ſondern dem hier nie eingeführten römiſchen Recht entſchieden und ſich hierdurch den Vorwurf der Gewalt und Willkür zuzogen.

Der allgemeine und grimmigſte Haß wegen ſeiner Tyrannei traf aber den Generalſchatzmeiſter Gabriel Salamanca, einen herrſch- und geldgierigen Spanier, der alles nach ſpaniſchem Muſter einrichten wollte. Alle wichtigen Händel mußten ihm zugeſandt werden, in allen ſprach er das letzte Wort. Obſchon er noch zehn Jahre ſpäter einigen als Jude, anderen als Mahomed aner galt und von ſeinen Unterſchleifen nicht abließ, bis er ſie in Eiſen und Banden büßte, wußte er ſich doch jetzt ſeinem Herrn ſo unentbehrlich zu machen, daß ihn ſelbſt des Kaiſers Auftrag nicht zu entfernen vermochte. Auf dem Landtag benutzte er die Uneinigkeit des Adels und die unſichere Stellung der Biſchöfe zu ſeinen Zwecken. Die großen Herren, die in der Regentſchaft ſaßen und Pfandſchaften, Schlöſſer und Gerichte inne hatten, wollten dieſe und ihre Aemter nicht verlieren. Ihnen gegenüber ſtand die Partei des Landeshauptmanns Leonhard v. Vels, beide buhlten um die Gunſt des Erzherzogs. Der Landeshauptmann, der früher zu den Lutheriſchen gehalten, nun aber gleich dem fürſtlichen Rath und Günſtling Dr. Faber wieder ein eifriger Katholik geworden, gab ſich noch während des Landtags zur Anführung einer Hilfsſchaar von 1000 Mann für den Erzbiſchof von Salzburg her, die ſeine lutheriſchen Unterthanen zur Ordnung brachte

Digitized by Google

Auch die Bischöfe von Trient und Brixen suchten ihr Heil bei Ferdinand. Der erstere, Leonhard v. Cles, hatte in seinem Stift schlecht gehaust und hoffte, der Fürst werde ihn wieder „ergötzen", der letztere, Sebastian Sperantius hatte als ein vom Kaiser aufgedrungener Fremder niederer Herkunft sein ganzes Kapitel und den Adel zu Feinden und war daher nicht minder auf die Unterstützung des Hofes angewiesen. Dieser Zwiespalt der Höhergestellten theilte sich auch den Abgeordneten der Städte und Gerichte mit und machte es erklärlich, daß man eine so beträchtliche Steuer bewilligte, wie bisher auf einmal noch gar nicht gefordert worden. „Salamanca ist Herzog," berichtete der Agent Reichartshofen am 17. Juni 1523 dem Herzog Ludwig von Bayern, „und wahrlich richtet er jetzo auf seine Hochzeit einen großen Pracht und Pomp, als wär er selbst ein Herzog." Als er diese Ende Juli mit einer Gräfin von Eberstein feierte, schenkte ihm der Erzherzog 7000 fl., Fugger die Herrschaft Ehrenberg und 1000 Mark Silber, Sammt, Seide und goldene Stoffe kamen in Menge aus Venedig und Augsburg, auf allen Plätzen und Gärten gab es Turniere, so wie in den Häusern Tänze. Die Steuer, die mit 150 fl. auf jede Feuerstätte gelegt wurde, ging spärlich ein, die Bauern wollten vorher versichert sein, daß sie gegen ihr altes gutes Herkommen nicht beschwert würden. Viel Aufsehen machte die wider alles Recht vorgenommene Einziehung des Ritters Michael von Neuhaus, der das Schloß Tolmezzo nicht herausgab, weil er dafür Brief und Siegel hatte, ein so rechtswidriges Vorgehen ließ noch fernere Gewaltstreiche fürchten.

Es ist begreiflich, daß gerade in Mitte dieser Bedrängnisse Bürger und Bauern sich freudig einer Tröstung hingaben, die ihnen von religiöser Seite geboten wurde. Im Jahre 1521 verbreitete sich auch in Tirol der Ruf von den Predigten und Schriften Luthers und dessen Auftreten auf dem Reichstage zu Worms. Weit größeren Anklang fanden aber in diesen Bergen die Grundsätze Thomas Münzers und seiner Genossen, die unter „christlicher Freiheit" nicht nur eine geistige Wiedergeburt, sondern auch und zwar noch viel mehr die Erlösung von irdischen Lasten verstanden.

Der erste Verkünder dieser Lehre war hier Dr. Jakob Strauß, ein Mönch aus Bertholdsgaden, der 1521 in Hall erschien und damit begann, daß er den dortigen Geistlichen das Evangelium Mathäi lateinisch vorlas. Bald fing er auch öffentlich zu predigen an, wobei der Zudrang des Volkes so groß war, daß die aus den umliegenden Dörfern zuströmende Menge keine Kirche mehr fassen wollte, man trug die Kanzel auf den Platz oder in den Stadtgarten. Sein angenehmer und beredter Vortrag, der die Mißbräuche der Geistlichen schonungslos aufdeckte, mußte um so mehr anziehen, als dem Klerus jener Zeit die Predigt über dem mechanischen Ceremoniendienst fast abhanden gekommen war. Als der Bauer nun vollends die Zinsen von Darleihen als

Digitized by

Wucher verdammen und das Jubeljahr der Israeliten verkünden hörte, wo alle Knechte frei, alle Schulden aufgehoben, und jeder wieder zugelassen würde zu den verkauften Erbgütern, mag es ihm wie himmlische Musik geklungen haben. Auf Missionen und an Feiertagen begleiteten den geliebten Prediger 30—40 Personen, andere hielten vor seiner Wohnung aus Argwohn gegen die Geistlichen Wache. Als ihm dann in der Fasten 1522 zwei Kapläne auf offener Straße eine Vorladung des Bischofs zustellen wollten, wäre es bald zu Aufruhr und Gewaltthat gekommen; zuletzt trat noch die Regierung dazwischen und nöthigte ihn zur Abreise. Der Unwille erhob sich aber gegen die Priesterschaft, die sich hinter die Herren zu Innsbruck gesteckt.

Stephan Seligmann, ein katholischer Kaplan, wollte es dem Entwichenen nachthun, allein seine Predigten mißfielen den Bürgern so sehr, daß er sich genöthigt sah, auf seine Pfründe zu verzichten. An seiner Stelle wurde der Karmeliter Dr. Urban Regius vorgeschlagen und vom Bischof bestätigt. Obschon ein Schüler Johann Ecks neigte er sich doch gleich seinen Ordensbrüdern in Augsburg zur lutherischen Lehre, seine strenge Moral war aber nicht dasjenige, was die Haller zu hören wünschten. Um so leichter gelang es dem Bischof, bei den Regenten zu Innsbruck seine Ausweisung zu erwirken, und er durfte froh sein, der von jenem verlangten Verhaftung zu entkommen.

Luthers Abhandlungen und Glaubenssätze fanden nun in Tirol selbst unter dem einheimischen Klerus Anhänger. Mathias Messerschmied, Chorherr zu Innichen, verbreitete dort und im Thale Villgraten lutherische Tractätlein, und als er auf Befehl des Bischofs eingezogen wurde, versuchte es sein Küster, in gleichem Sinne auf die Gemeinde einzuwirken, was dann als Empörung erklärt wurde. Ein Cisterzienser zu Stams, der Frühmesser zu Heiterwang, ein Geistlicher im Zillerthal und ein Franziskaner zu Hall verkündeten in ihrer Umgebung die vom Papste mit dem Bann belegte Lehre, in letzterer Stadt verkaufte man öffentlich lutherische Bücher, gleichwohl gewannen in Tirol eigentlich nur die Wiedertäufer Anhang und Verbreitung. Ganz im Geiste dieser Schwärmer dingte sich jener Franziskaner als Knappe zu Schwaz ein, um sein Brod nach dem Gebote Gottes im Schweiße seines Angesichts zu essen. Schon im Jahre 1523 zählte man daselbst nach Sperges Bergwerksgeschichte 800 Wiedertäufer, und einer jener drei, die als solche 1524 zu Innsbruck hingerichtet wurden, war beschuldigt, 400 Seelen zum Irrthum verführt zu haben. Der träumerische, blos der inneren Stimme vertrauende Glaube sagte dem Gemüth des einsamen Bergbewohners mehr zu als die scharfe Dialektik des gelehrten Reformators zu Wittenberg, die Gemeinschaft der Güter unter den Brüdern des tausendjährigen Reiches befreite den gemeinen Mann von den schweren Lasten der Scholle, und das Ideal der Gleichheit aller vernichtete die mittelalterlichen Privilegien. Sache der Geistlichkeit wäre es gewesen, diesen

Digitized by Google

Verirrungen Einhalt zu thun; allein nur dem Wohlleben ergeben, ohne geistige Bildung und auf zeitlichen Gewinn bedacht, bedurfte sie selbst der gründlichsten Reform. Im ganzen brixener Sprengel bestand keine wissenschaftliche Lehranstalt, ja selbst in der Domschule reichte der Unterricht nicht über die Elementargegenstände. Wie wenig Sebastian Sperantius sich um die Abstellung des ärgerlichen Lebens der Priester kümmerte, zeigt sein Verhalten zur Synode von Mühldorf 1522, wo darüber berathen werden sollte; er entschuldigte sein Ausbleiben davon mit der baldigen Ankunft des Erzherzogs in Innsbruck, der ihn auch später zu seinem Kanzler ernannte. Die nachgebornen Söhne des hohen Adels verzehrten die Einkünfte ihrer fetten Pfründen fern davon in süßer Gemächlichkeit und ließen sich in der Leistung ihrer Pflichten durch träge Mönche vertreten; der niedere Klerus hielt Weinschänken, mischte sich in Raufhändel, erlaubte gegen Bezahlung offenbare Sünden und war so unwissend, daß auf einer zu Brixen 1528 gehaltenen Diöcesansynode selbst die Formel der Lossprechung in der Beichte vorgeschrieben werden mußte. Nur gegen die auf dem Reichstag zu Nürnberg beschlossene Türkensteuer, wozu die Pfaffheit den dritten Theil ihrer Einkünfte auf ein ganzes Jahr beitragen sollte, erhob sie sich mit großem Geschrei und sandte zwei Abgeordnete aus Brixen und Trient an den Erzherzog zur Abwendung dieses Unheils.

Ferdinand, in dem strenggläubigen Spanien und der Schule absoluter Herrschaft erzogen, glaubte den Irrthum blos durch Zwang und Abschreckung unterdrücken zu können. Er befahl dem brixener Bischof, das wormser Edict, über dessen Vernachlässigung sich auch der Kaiser beschwerte, auszuführen und seine eigenen Befehle gegen die Verbreitung der lutherischen Lehre, die man von jener der Wiedertäufer nicht unterschied, genau zu vollziehen. Diesem zufolge sollten nur Verführte, die auf offener Kanzel im Beisein der Gemeinde widerriefen und Buße thaten, begnadigt, Widerspenstige mit Fasten und Ruthenstreichen gezüchtigt, Unverbesserliche und Rückfällige mit dem Schwert gerichtet, abtrünnige Weiber aber in einen Sack gesteckt, ertränkt und mit der Einziehung ihrer Verlassenschaft bestraft werden. So strenge Maßregeln, womit der Erzherzog hier wie in Schwaben den Abfall vom allein wahren Glauben aufzuhalten dachte, mußten das schon von der Last ungewöhnlicher Steuern und anderen neuen Plagen schwer gedrückte Volk noch mehr erbittern. Nicht blos herabgekommene Leute, die beim Umsturz des Bestehenden zu gewinnen hofften, sondern auch die reichsten Bauern, wie der Pfefferer und Keferer in Neustift, lehnten sich aus religiösem Fanatismus auf und kündeten den Richtern und Gemeinden öffentlich Fehde an, oder sagten ihnen ab, wie man es nannte. Der Chronist Kirchmayr versichert, daß derlei Friedensbrecher „gar wohlfeil" gewesen. Wieder war es die Umgegend von Brixen, wo sie sich am meisten hervorthaten, in jener Stadt allein wurden in drei Wochen 47 Menschen hin-

Digitized by

gerichtet. Nach den Aufzeichnungen des Dr. Angerer war es ebenfalls die lutherische Gesinnung, nach andern persönliche Rache, die Peter Paßler aus Antholz im Juli 1524 antrieb, am Spital zu Bruneck einen Absagebrief anzuschlagen; der Stadtrichter Ludwig Ochs wußte sich seines Lebens nicht mehr sicher. Eine ganze Schaar von Mordbrennern hatte sich mit jenem vereinigt, und als er mehre Orte bedrohte, befahl der Erzherzog dem Hauptmann Oswald von Wolkenstein, einen Preis von 50—100 fl. auf seinen Kopf zu setzen. Noch im Herbst desselben Jahres wurde er eingezogen, das Urtheil verzögerte sich aber wegen der Menge von Mitschuldigen bis zum Mai 1525.

Der Erzherzog war zu Anfang dieses Jahres mit der ganzen bewaffneten Macht, die er durch Darleihen der Welser in Augsburg aufgebracht, in Schwaben beschäftigt, dort hatte sich der Aufstand vom Breisgau bis an den Bodensee, vom Allgäu bis ins Ries verbreitet, die Forderungen der Bauern beschränkten sich in 16 Artikeln zwar nur auf Abhilfe weltlicher Beschwerden, doch schon am 23. September 1523 schrieb Wilhelm Truchzeß, der östreichische Statthalter zu Stuttgart, an Salamanca: Der Ungehorsam entspringe allein aus der verfluchten lutherischen Secte. In Italien wurde das kaiserliche Heer durch König Franz den Ersten von Frankreich in Schach gehalten, Tirol war von allem Kriegsvolk entblößt; so scharf Ferdinands Befehle lauteten, die er an seine Commissäre nach Stockach erließ, hier konnte er nur eine hinausziehende Politik einschlagen. Durch einen Landtag, den er auf die Fasten nach Innsbruck berief, dachte er die Ruhe wiederherzustellen. Allein noch vor dessen Beginn brachen neue Unruhen unter den Knappen in Schwatz aus. Sie hatten einen Rückstand von 40,000 fl. an Hilfs- und Gnadengeldern zu fordern, verlangten deren Auszahlung, und die Schmelzer, die auf jede Mark Silber 21 Kr. einbehalten durften, konnten bei Ermanglung dieser Zahlung in das Silber greifen. Darüber war nun in der letzten Zeit vielfältiger Zwist entstanden, die Bergleute verweigerten dem Richter und ihren Vorstehern den Gehorsam, viele davon zogen Anfangs Februar 1525 gegen Innsbruck, um beim Erzherzog ihre Klage anzubringen. Dieser ging ihnen bis Hall entgegen und ertheilte eine tröstliche Antwort. Die unruhige Menge, der sie in einem Garten vorgelesen wurde, fand sich dadurch nicht befriedigt, die Sturmglocke wurde geläutet, alle waffenfähige Mannschaft ins Gewehr gerufen, man beschloß noch einmal nach Innsbruck zu rücken, um einen bestimmteren Bescheid zu holen. Ferdinand eilte in Begleitung des Bischofs Sperantius und mehrer Räthe der zu einigen Tausenden angewachsenen Schaar wieder bis Hall entgegen und beschwichtigte sie auch diesmal durch das feierliche Versprechen, ihre alten Rechte und Freiheiten aufrecht zu halten. Damit ließen sie sich genügen und begaben sich nach Hause.

Auf dem Landtag, der am ersten Sonntag in der Fasten eröffnet wurde,

Digitized by Google

setzte der Erzherzog eine provisorische Verwaltung ein, die aus dem Statthalter, je zweien von der Regierung und der Kammer bestand, nahm dazu, weil man über die Ausländer klagte, „Landleute" und ertheilte ihnen Gewalt, während seiner Abwesenheit in Kriegsfällen und zur Erhaltung des Landfriedens zu handeln. Diejenigen, die vom Rath als dem katholischen Glauben abtrünnig erkannt würden, sollten dem Malefizrichter und den Geschwornen überantwortet, ebenso die Uebertreter gemeiner Landessatzungen an Leib und Gut gestraft werden. Um den Beschwerden über das Verfahren nach dem geschriebenen, nämlich dem römischen Recht, und der Verletzung der Landesbräuche zu begegnen, wurde dem Statthalter, den Hofräthen und Landleuten, je vier aus jedem Stande, aufgetragen, eine Landesordnung aufzurichten, auch stellte man den Städten und Gerichten frei, eine Copie von den vorhandenen Landesfreiheiten für 24 fl. auf Pergament und für 12 fl. auf Papier zu nehmen. Die Austragung des Streites über den Auf- und Abzug im Viertel Eisack, den die Stände nicht entscheiden wollten, wurde dem Statthalter und den Hofräthen überlassen.

Auf die Siege des Aufstandes im Reiche, der sich durch das Allgäu mit Tirol in Verbindung gesetzt, folgte nun auch hier der Ausbruch der Empörung. Daß es da losgehen werde, war dort schon bekannt. Zuerst brach sie im Mai zu Brixen aus, wo eine große Erbitterung gegen den Klerus herrschte. Am 8. begannen die Bauern bei Natz einen See des Probstes zu Neustift gewaltsam auszufischen, und als zwei Tage nachher der oben erwähnte Peter Paßler, von den weither geholten Geschwornen zum Feuertode verurtheilt, dann aber zum Schwert begnadigt, auf den Richtplatz geführt wurde, befreiten ihn die von Rodeneck und Andreasberg mit gewaffneter Hand aus den Händen der Richter, welche die Flucht ergriffen. Durch so leichten Sieg übermüthig geworden, versammelten sich die Bauern am 11. in der milander Au und beschlossen, ihre Beschwerden und großen Auflagen selbst abzuthun. Vergebens versuchte der Pfleger von Rodeneck, Sigmund Brandeis, der sich unter den stürmischen Haufen wagte, sie zu einer Vorstellung an den Landesfürsten zu bewegen, noch in derselben Nacht schwuren sie, gleich am nächsten Tage auf ein Glockenzeichen wiederzukehren und im Einverständniß mit einigen Bürgern nach Brixen zu rücken. Bei ihrem Einzug in die Stadt durch Zutrinken ermuthigt, fielen sie, mehr als 5000 Mann stark, zuerst in die Pfaffenhäuser, plünderten, zerschlugen den Hausrath, ließen den Wein, dessen ihnen zu viel wurde, ausrinnen, drangen in die Wohnungen der Adeligen, verschonten weder Weiber noch Mädchen, und zogen, als es nichts mehr zu rauben gab, mit den Brixnern vereint unter Anführung des Keferer, eines Bruders des letzthin Gerichteten, gegen das Kloster Neustift. Der dortige Amtmann, jener Chronist Kirchmayr, wollte zwar die Plünderung mit 5000 fl. abkaufen, die Bauern ließen sich

Digitized by Google

aber nicht davon abwendig machen und schädigten das Kloster um 25,000 fl. Vorzüglich war es auf die Vertilgung der verhaßten Urbarialbücher abgesehen, Kirchmayr warf sie vor den Augen der betrunkenen Menge in einen großen Unrathskanal, den er früher mit Stroh hatte füllen lassen, und entzog sie dadurch der Vertilgung.

Tags darauf wählten die Aufständischen den Michael Gaißmayr zu ihrem Obersten, der schon lange insgeheim die Bewegung in der brixner Gegend geleitet. Als Sohn eines Knappen von Sterzing, ehemaliger Schreiber des Landeshauptmanns Leonhard v. Vels, dann bischöflicher Secretär und zuletzt Zolleinnehmer in Klausen stand er nach allen Seiten in Verbindung und zählte auch unter den Bauern im Etschthal viele Anhänger. Am 13., also kurz nach dem Ausbruch des Aufstandes in Brixen, überfielen die Bauern von Rentsch und den umliegenden Bergen die Judenhäuser und die Deutschordenscommenden zu Bozen und Lengmoos, auch an andern Orten wurde zu gleicher Zeit der Befehl zum Aufstand gegeben, die Kalterer trugen denen von Tramin die Wegnahme der Urbarien des trienter Kapitels, die Neumarkter den Königsbergern die Besetzung des dortigen Schlosses und des Klosters St. Michael, der Oberkemmater, ein Mitglied des ständischen Ausschusses, jenen von Vels die Plünderung der Veste Präsels auf, die dem Landeshauptmann gehörte. Nach Fleims und Nonsberg wurde geschrieben, wenn die Gerichtsleute nicht plündern wollten, würden es andere thun. In Brixen wurde zwar der Organisirung des neuen Regiments ganz unvermuthet dadurch Einhalt gethan, daß am 15. Mai 600 vom kaiserlichen Heere aus Mailand zurückkehrende Reiter eintrafen, unter Anführung des Hauptmanns Anton v. Brandis die rohe Masse zersprengten und den Rest davon bis zum sterzinger Moos verfolgten, wo die meisten theils durch das Schwert, theils in den Fluthen der Eisack ihren Tod fanden; allein im Etschthal, von Bozen aufwärts nach dem Vintschgau, setzte sich der Aufstand immer weiter fort. Am 14. wurden das Kloster der Clarissen in Meran, die Pfarrhäuser zu Mais, Tirol und Algund, während der Nacht das deutsche Haus in Lana, am 15. und 16. die Schlösser Mayen- und Zwingenburg, sofort auch die Klöster der Karthäuser zu Schnals und der Benedictiner zu Marienberg ausgeraubt. Was die Bauern am meisten suchten, waren die Urbarbücher, aus jenem des Georg Botsch auf Tisens rissen sie ein Blatt nach dem andern aus und schrieen höhnisch bei jedem: „Dedit“. Im Pusterthal wurde das reiche Frauenkloster Sonneburg bei Bruneck, im Oberinnthal die Cistercienserabtei Stams heimgesucht, die Prämonstratenser von Wilten kauften sich vom Schaden mit 17 Yhren Wein los. Um Innsbruck waren es vorzüglich die Gerichte Thaur und Rettenberg, wo es am unruhigsten herging auch im nahen Sonnenburg, Axams, Stubai und der Probstei Ambras regten sich Unwille und Raubluſt, der sich selbst die Wallfahrtskapelle zu Waldrast

Digitized by Google

nicht entziehen konnte, nur die Knappen von Schwatz verhielten sich diesmal ruhig.

Wer sich in Tirol am wenigsten sicher wußte, war Salamanca. Bereits am 14. Mai entfloh er aus Innsbruck, „wäre er daselbst noch wenige Stund geblieben," sagt ein Bericht, „so wäre er gewiß erschlagen worden." Bald darauf entwichen auch Sebastian Sperantius nach Salzburg und Dr. Fabri, der spätere Bischof von Wien, nach Oestreich; der Bischof von Trient, den die Bauern daselbst belagern wollten, entrann nach Riva. Der tirolische Kammerfiscal Dr. Frankfurter meinte: „wo ein Aufruhr und Empörung beschehe, seien die vier Mann deß allein eine Ursache." Dies spricht auch ein Schreiben „der ganzen Gemaine der Grafschaft Tirol an die gemainen östreichischen Lande" aus, das von einem der Leiter des Aufstandes, vielleicht von Gaißmayr selbst, verfaßt scheint. Der Eingang knüpft an die Empörung der Bauerschaft im deutschen Reiche, so wie den Abfall vieler Flecken der österreichischen Lande und des Herzogthums Würtemberg an, die durch die Regierung der Fremden, namentlich der Spanier und Pfaffen veranlaßt worden. Wenn die Tiroler das böse, eigennützige und verderbliche Regiment, das alle erschöpfen und von dem Ihrigen bringen würde, noch nicht abgeschafft, hätten sie dies nur aus Mitleid mit der Jugend des edlen Fürsten Ferdinand und seiner Gemahlin unterlassen, jedoch an ihn geschrieben und ihm auch mündlich anzeigen lassen, wie das Land von vier Männern nur diesen zum Nutzen, ihm selbst und dem Fürsten aber zum Nachtheil regiert werde; diese seien die zwei Bischöfe, der „stinkendt, ketzerisch, asarianisch Jud und Pöswicht Gabriel v. Salamanca und der Cultrunen Schmied, den man nennt Fabri." Salamanca habe sich in drei Jahren aus ihrem Schweiß ein Fürstenthum errichtet, eine Herrschaft in Burgund um 10.000 fl. gekauft, eine merkliche Anzahl Gold und Silber von Innsbruck weggeschickt, ihre edle Fürstin jetzt ihre königlichen Kleinode mit großer Beschwer zum Einschmelzen nach Hall gegeben, „der Prunnen aller von Oestreich ist gar verschmelzt". Die Sonne, heißt es, soll uns nicht anscheinen und der Erdboden nicht tragen, wenn wir solches von diesem asarianischen Böswicht leiden. Das Schriftstück endet mit einem Aufruf an die Gerichte im Innthal, sich beim Glockenstreich zu versammeln und den Fabri und Salamanca nicht entwischen zu lassen.

Digitized by

Vermischte Literatur.

Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Von Heinrich Motz. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865.

Versucht nachzuweisen, daß die unter unsern Aesthetikern viel verbreitete Ansicht, das classische Alterthum habe keine Freude an der schönen Natur gekannt, ein Irrthum sei. Der Verfasser weist nach, daß dieser Irrthum auf nicht genügender Bekanntschaft mit der Denkart des antiken Geistes und auf nur oberflächlicher Durchforschung der betreffenden Literatur beruht. Er betrachtet die eigene Art, in welcher die Alten empfanden und dachten, und geht hiervon zu seinem besondern Thema über, indem er aus den antiken Schriftstellern die Beispiele hervorhebt und prüft, in denen die Empfindung der damaligen Welt von der Schönheit der Natur sich spiegelt. Dabei erkennt er zwar an, daß die natürliche geistige Begabung der beiden Hauptvölker des Alterthums verschieden ist, und daß diese besondere Geistesart der Griechen und der Römer sich auch auf ihr Verhältniß zur Natur erstreckt, zeigt aber, daß sie dem modernen Menschen gegenüber in dieser Beziehung doch zusammengehören. Die Alten empfanden, wie Friedländer schon hervorgehoben, allerdings das Schöne in der Natur, aber erst die neueste Zeit begann in derselben eine Seele, in den Erscheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder der wechselnden Zustände des Menschengemüths zu sehen und die Landschaft als ein in künstlerischer Absicht geschaffenes und mit einer bestimmten Individualität begabtes Ganze aufzufassen. Das ganze Alterthum hat keine Landschaftsmalerei in unserm Sinne und keine ästhetische Naturbeschreibung gekannt. In den zahlreichen trefflichen Naturschilderungen in den antiken Dichtern richtet sich immer die Aufmerksamkeit mehr auf das Einzelne, als auf den Zusammenklang und die Stimmung des Ganzen, und von dem eigenthümlichen Charakter, den die Beleuchtung der Landschaft verleiht, von den Wirkungen der Nähen und Fernen, des kalten und warmen Colorits ist nirgends die Rede.

Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 230 S. 8.

Der Herausgeber bietet hier zunächst eine Charakteristik des in nicht weniger als 130 Quartbänden in der k. Bibliothek zu Königsberg aufgestellten und sehr werthvollen literarischen Nachlasses des großen Philologen und Mythologen, die ein höchst interessantes Bild eines deutschen Gelehrtenlebens und zugleich höchst dankenswerthe Winke für die Benutzung dieser Schätze von Wissen giebt. Dann folgt ein Aufsatz über Lobeck als akademischen Redner, in welchem wir unter anderm erfahren, daß derselbe von 1814 bis 1856 achtzigmal die ihm als Professor der Eloquenz obliegende Verpflichtung, bei den Redeacten der Universitat als Redner aufzutreten, erfüllt hat, und hieran schließt sich eine Auswahl von 40 theils deutschen, theils lateinischen Vorträgen dieser Art, von denen auch die frühesten mit geringen Ausnahmen noch jetzt allgemeines Interesse der Philologen beanspruchen. Wir nennen einige der interessantesten mit Angabe des Jahres, in welchem sie gehalten wurden: Ueber die Symbolik des Scepters (1814) — Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geschicken der Völker waltende Nemesis (1815) — Ueber den Hang der Völker des Alterthums zur religiösen Mystik (1821) — Comparatio fabularum et superstitionum, quae Graecis communes sunt cum priscis Borussis (1828) — De politia secreta veterum (1832) — Ueber Besteuerung der Literaten im Alterthum (1847) — Ueber den Glauben der Alten in Bezug auf Fortschritt und Rückschritt der Welt (1848) — Verfolgung des freien Wortes im Alterthum (1848) — Von der gelehrten Misanthropie (1849). In der Natur der Sache liegt, daß diese Reden, die zu dem Zwecke ausgewählt sind, Lobecks eigenstes Wesen erkennen zu lassen, nicht durchaus neue

Digitized by Google

und selbständige Forschungen enthalten. Was er in ihnen vorträgt, das giebt er anspruchslos zur flüchtigen Unterhaltung eines größeren Kreises, aber er giebt nur Solches, was ihn selbst lebhabt interessirte, und sucht dafür eine lebendige Theilnahme auch bei den Zuhörern zu wecken. Und das gelang ihm in ausgezeichneter Weise, obwohl der Redner weder durch seine äußere Erscheinung noch durch glänzende Action wirken konnte. Es war die innige Ueberzeugung und die tiefe Wahrhaftigkeit, welche die Reden so eindrucksvoll machte. Auch im feinen Spott, in der heitern Ironie spiegelte sich dieses wahrhaftige Wesen des Mannes wieder. Diesen Zauber der lebendigen Rede freilich kann die stumme Schrift nicht wiedergeben, aber sie kann, wie der Herausgeber sagt, „die Erinnerung wecken und dazu beitragen, daß die verehrte Gestalt, deren Umrisse allmälig verblassen, in dem Herzen derer, die von ihr Anregung und Förderung empfingen, von Neuem sich belebe." Dies ist der Hauptzweck, den der Herausgeber bei Veröffentlichung dieser Vorträge im Auge gehabt hat, und dieser auf alle Fälle wird mit dem Buche erreicht werden. Denn wenn auch, wie bemerkt, nicht alles, was hier dargeboten wird, an sich bedeutend ist, für Lobecks Schüler und Verehrer wird es Werth haben, weil es ihnen den Geschiedenen wiederbringt. Aber auch im weiteren Kreise der Gebildeten können diese Reden Theilnahme erwecken, einmal weil sie, leicht verständlich, dem der Sache ferner Stehenden in mancherlei Gebiete des classischen Alterthums neue Einblicke gewähren, dann, weil ein großer Theil der Reden durch Zeitereignisse veranlaßt ist und so widerspiegelt, wie Lobeck sich zu der politischen und religiösen Strömung in der Gegenwart stellte, und weil jeder Leser den Eindruck empfangen wird, daß hier ein edler, hochsinniger Charakter aus der Fülle seines Herzens redet, nicht mit feierlicher Würde und hocheinherstelzender Phrase, wie so mancher Professor der Beredsamkeit bei derartigen Gelegenheiten, aber stets mit feinem Geist und natürlicher Anmuth und deshalb nie langweilig.

Tagebuch einer griechischen Reise von F. G. Welcker. 2 Bde. Berlin, Verlag von W. Hertz. 1865.

Ein wirkliches Tagebuch nach Form und Inhalt, ganz so gelassen, wie es bei der Wanderung von Rom nach Athen und von dort durch den Peloponnes und Nordgriechenland, dann nach einigen Inseln und wieder nach dem Peloponnes niedergeschrieben wurde. Werth für die Wissenschaft haben diese Aufzeichnungen nur wenig. Die Reise wurde im Jahre 1842 unternommen, und nicht zu dem Zwecke, gelehrte Forschungen anzustellen, sondern einfach, um „Anschauung zu gewinnen von dem Boden und Himmel und Erfahrung von dem Klima des Landes, das mich so viel und so befriedigend beschäftigt hatte, und die merkwürdigsten Ueberbleibsel aus dem Alterthum auch mit eignen Augen zu sehen." Seitdem aber ist Griechenland wiederholt von deutschen Gelehrten zu jenem höheren Zwecke bereist und gründlich nach den verschiedensten Richtungen und Beziehungen hin untersucht worden. Der Werth des Buches liegt in der Person des Reisenden. Es ist ein verehrter Veteran der philologischen Wissenschaft, der uns hier mit seiner Liebe zum Alterthum, die ihn auch das Kleinste von den Resten classischer Zeit beobachten läßt, mit seiner Freude an landschaftlicher Schönheit, die ihn anmuthige oder großartige Punkte ausführlich und mit Berücksichtigung selbst der Details in der Vegetation schildern heißt, und überhaupt mit einem Capitel aus seiner Selbstbiographie, mit einem Stück seines bedeutungsvollen und fruchtbaren Lebens entgegentritt. Manche von den Naturbeschreibungen bedürfte nur der Feile, um — wir können nach eigner Beobachtung das Meiste controliren — ein kleines Cabinetsstück zu werden. Auch die Schilderung des einen und des andern Erlebnisses ist hübsch. Doch muß bisweilen die Pietät über Breiten hinweghelfen, und selbst diese Tugend vermag wenigstens bei uns nicht ganz die Meinung zurückzudrängen, daß Einiges doch besser weggeblieben wäre. Wir können vor einem Geiste, der die Wissenschaft gefördert hat, wie

Digitized by Google

der Verfaſſer des Tagebuchs, ſo hohe Verehrung empfinden, daß wir auch kaum Wiſſenswerthes von ihm, z. B. was er da oder dort geträumt hat, uns mittheilen zu laſſen geneigt ſind; um uns aber dafür zu intereſſiren, wie oft (vgl. Bd. 1. S. 10) die Seekrankheit auf ſeinen inwendigen Menſchen gewirkt hat, wohnen wir zu weit weg vom Lande des Dalailama.

Berichtigung.

In dem in Nr. 27 der „Grenzboten" enthaltenen Aufſatze „Aus dem Leben des Generals Haynau" iſt S. 28 folgendes zu leſen. „Wäre übrigens der Feldzeugmeiſter (nämlich Haynau) auch zur Milde geneigt geweſen, ſo hätten ſicherlich einige Perſonen aus ſeiner Umgebung ſeinen Sinn umgeſtimmt. Zu dieſen gehörte vorzüglich ein Auditor, welcher von den Ungarn mit jenen Blutrichtern aus der Zeit der Generale Caraffa, Spankau und Heiſter verglichen wurde und einem Fouquier Tinville zur Seite geſtellt werden konnte. Er wurde ſpäter in Lemberg auf offener Straße erdolcht." —

Mit dieſem „in Lemberg erdolchten" Auditor kann niemand anders gemeint ſein, als der hier am 28. October 1863 meuchleriſch ermordete Landesgerichtsrath L. K. Ritter von Kuczynski. Unter den Auditoren, die ſich in Ungarn in Haynaus Umgebung befanden, mag ſich einer befunden haben, welcher der von ihm eben gemachten Schilderung entſprach, der in Lemberg ermordete Kuczynski war es aber nicht. Dieſer hat nie unter Haynau als Auditor in Ungarn gedient. Seine dienſtliche Carriere iſt folgende. Im Jahre 1845 wurde er zum Auditoriatspraktikanten ernannt und fungirte bei der nach den Vorgängen des Jahres 1846 in Wadowice errichteten militäriſchen Unterſuchungscommiſſion als Dolmetſch und Actuar. Hierauf kam er im Jahre 1849 als Oberlieutenant-Auditor zum italieniſchen Armeegeneralcommando, avancirte beim Regiment Erzherzog Ludwig zum Hauptmann und fungirte bei demſelben in Vorarlberg und dann in Holſtein und Hamburg, worauf er vom März 1852 bis September 1854 in Wien beim Kriegsgericht Dienſte leiſtete. Im October 1854 verließ er den Militärdienſt und kam als Landesgerichtsrath nach Preßburg, wo er bis Ende März 1861 verblieb und dann in gleicher Stellung nach Lemberg verſetzt wurde.

Die Behauptung, daß er hier von Ungarn wegen ſeiner Blutthaten in ihrem Vaterlande ermordet worden ſei, ſtammt aus polniſcher Quelle. Der Ermordete, welcher wie viele ſeiner Amtscollegen Unterſuchungen gegen Inſurgenten und Mitglieder der Nationalregierung leitete, zeichnete ſich durch unermüdliche Arbeitskraft, großen Scharfſinn und ein enormes Gedächtniß aus. Er konnte als ein ſolcher Unterſuchungsrichter gefährlich werden und weitgehende Entdeckungen über die Nationalregierung machen. Er wurde ſomit, nachdem ihn die Geheimblätter längſt proſcribirt hatten, auf dieſelbe ſummariſche Weiſe unſchädlich gemacht, welche die Nationalregierung damals ſo häufig anwendete. Die Vertheidiger und Freunde derſelben in Lemberg, die dieſen das größte Aufſehen und ſelbſt von polniſcher Seite Mißbilligung erregenden Mord nicht auf polniſche Rechnung geſetzt wiſſen wollten, ſprengten mündlich und durch ihre beſoldeten Federn das oben erwähnte Gerücht aus, das nun auch ſeinen Weg in den Artikel der „Grenzboten" fand, welcher es wohl nur dem Werke G. Hellers entnommen haben mag. Dieſer hätte aber in einem Falle, wo es ſich um die Ehre eines Menſchen handelt, in der Wahl ſeiner Quellen vorſichtiger ſein ſollen.

Lemberg im Juli. Ein Bewohner Lembergs.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 31.

Ausgegeben am 28. Juli 1865.

Inhalt:

Das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin. 1. Seite 161
Der Bauernkrieg in Tirol. 2. 174
Deutscher Festjubel 189
Politische Correspondenz 193
Vermischte Literatur 199

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by

Das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin.

1.

Wenn man die breiten Marmorstufen hinaufgestiegen ist, welche im Treppenhause des neuen Museums von dem mittleren, den Gipsabgüssen vorbehaltenen Stockwerk, an jene beiden mit den kaulbachschen Malereien bedeckten Wände anlehnend, zur obern Höhe des mächtigen Raums führen, und nun an der gipsernen Nachbildung der berühmten „Kapelle“ vom atheniſchen Erechtheion steht, welche hier, ziemlich befremdlich und seltsam, den schon so engen Gang vor dem großen östlichen Fenster noch mehr beengend, den ganzen Treppenbau krönt, so hat man zur Linken wie zur Rechten je eine jener schönen Thüren von dunkelglänzendem, polirtem, edlem Holz, welche sich vor jeder Abtheilung des Gebäudes finden; die eine, neben dem Bilde des babyloniſchen Thurmbaues, offen stehend, die andere gegenüber, neben dem des Reformationszeitalters, geschlossen. Jene führt zu den Sälen der Kunstkammer, zunächst zu dem der architektoniſchen Modelle und Kunsttischlerarbeiten; diese zum Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen. Auf diesem schmalen Verbindungsgange zwiſchen beiden staut sich gewöhnlich die compacteste Masse von Museumsbesuchern, naiven Fremden, von Lohnlakaien oder gebildeten Eingebornen geführt, und gläubigen Berlinern, für welche der traditionelle künstlerische Heiligenschein um Kaulbachs Haupt noch in ungeschwächtem Glanze strahlt. Hier läßt der Erklärer dieser gemalten Rebus, welche den Entwickelungsgang der Menschheit in gewaltigen Zügen zu schildern prätendiren, mit inniger Selbstbefriedigung sein Licht leuchten vor den Augen seines Zuhörerkreises, und über der Genugthuung, die „tiefsinnigen Ideen“ des Meisters so geläufig herzählen und explicіren zu können, schwingt er sich zu immer begeisterterer Bewunderung dessen auf, welcher durch die Art seiner „weltgeschichtlichen“ Gebilde ihm die Gelegenheit und Möglichkeit gab, sich jenes ziemlich wohlfeile Vergnügen zu verschaffen. Bei dem Reformationsbilde wird dasselbe augenblicklich noch durch Gerüste und verdeckende Papierwände behindert; der Maler Dettmers, ein echter, oder, wie der hiesige Ausdruck lautet, „richtiger“ berliner Colorist „pur sang“, der sich vor einigen Jahren schwerlich eine derartige monumentale Aufgabe hätte träu-

men lassen, ist dort noch thätig, des großen Autors „erhabene Gedankenschöpfung“ aus dem grauen Urzustande der Kohlenzeichnung in das farbige Leben des Wandbildes zu rufen. Und man muß dem geschickten, fertigen, an Richters eleganter und glänzend effectvoller Farbe und Behandlungsweise herangebildeten Berliner den Ruhm lassen, daß er seine Aufgabe über jeden Vergleich besser löst als seine münchner Vorgänger, welche sich in der Mehrzahl der andern Treppenhausgemälde hier eben kein sehr rühmliches noch erfreuliches Denkmal ihres malerischen Sinnes gesetzt haben. Doch es ist bei diesem Besuch, den ich dem neuen Museum abstatte, nicht meine Absicht, hier, sei es vor oder hinter dem Schirm, zu verweilen und die bis zum Ueberdruß besprochenen Wandmalereien, über welche nun die Acten wohl geschlossen sein dürften, an dieser Stelle eingehend zu betrachten und zu erörtern. Wir lassen der davor versammelten wohlgesinnten Menge gern diese erhebende Beschäftigung und suchen uns unsern Weg durch sie hindurch nach der geschlossenen Thür zur Linken neben den Gerüsten.

Diese Thür hat für den Uneingeweihten etwas Abweisendes. Vergebens drückt er die kunstreich ciselirte broncene Klinke — sie öffnet ihm die Pforte nicht. Vergebens klopft er — kein gastliches „Herein“ ladet ihn, näher zu treten, und mancher geht mit einem schlecht verhehlten Aerger oder lautem Murren wieder hinweg, ohne einen andern Blick als durch das Schlüsselloch in den geheimnißvollen Raum dahinter geworfen zu haben. Wer aber Bescheid weiß hier im Hause, der drückt auf einen rechts von der Thür in der Wand nur wenig bemerklichen Griff, und sofort antwortet dem Schall der Klingel der Hall der Tritte im Innern, das Umdrehn des Schlüssels im Schloß, und ein Museumsdiener öffnet die Pforte, um sie unmittelbar hinter dem Eintretenden wieder zu schließen. So zahllose Male ich diesen Klingelzug gedrückt und diesem Pförtner meinen guten Tag geboten habe, so bekenne ich, daß ich kein neues Mal dasselbe thun kann, ohne von einer ganz eigenthümlichen Empfindung reinen geistigen Behagens höchst angenehm ergriffen und erfüllt zu werden. Es müßte jemand schon mit einer verzweifelten Rohheit und Stumpfheit ausgestattet sein, wenn nicht der Anblick des Raumes, der ihn hier erwartet, bereits eine dem ähnliche Wirkung auf ihn hervorbringen sollte. Wer aber genau weiß, was ihm hier geboten wird, muß in viel stärkerem Grade meine Empfindung theilen. Reiner und unbedingter, von keinen störenden, ableitenden Einflüssen und Eindrücken beirrter Genuß ist uns, wie man weiß, in dieser schönen Welt ziemlich karg zugemessen, so wenig Aehnlichkeit sie auch mit dem Jammerthal der Theologen hat; wie sollte er daher in so menschlich unvollkommenen Einrichtungen, wie Museen und Bibliotheken sind, zu finden sein! Aber wenn überhaupt irgendwo, so ist er es im berliner Kupferstichcabinet. Es ist eine Stätte der edelsten geistigen Schwelgerei, und jede äußere Einrichtung ist, um deren voll und ganz froh werden zu lassen, mit einer

Digitized by Google

Weisheit, einer liberalen Großartigkeit, einer Anmuth in den Mitteln getroffen, welche nach der Behauptung nicht nur der principiellen Gegner und Bekrittler unserer ſtaatlichen und behördlichen Anordnungen preußiſchen Inſtituten nicht eben durchweg eigen und charakteriſtiſch iſt. Und jene gute Meinung iſt keineswegs nur das Reſultat des beſtechenden erſten Eindrucks. Ich kenne nichts Stichhaltigeres als dies Kupferſtichcabinet. Jede genauere Kenntnißnahme, jeder in langen Jahren wieder und immer wieder darin erneuerte Aufenthalt zu andauerndem Studium wie zu flüchtigem, leichten Genießen beſtärkt jenen und erhärtet mehr und mehr ſein gutes volles Recht.

Sehen wir uns zunächſt im Durchwandern der Säle die Dispoſition der Räume und die äußere Einrichtung und Erſcheinung des ganzen Locals etwas näher an. Sie nehmen die ganze nördliche Hälfte des oberſten Stockwerks im neuen Muſeum ein und umſchließen dort in der Höhe denjenigen der beiden von den Flügeln des Bauwerks umſpannten Höfe, auf deſſen Grundfläche ſich die bekannte architektoniſch-ägyptiſche Spielerei des nachgemachten Tempels von Karnak in Miniaturausgabe erhebt. Zunächſt ein Entreezimmer mit einem großen Fenſter nach der öſtlichen, der Spreeſeite hin, links daran anſtoßend parallel mit ihm, ein dunklerer, vom Hof her beleuchteter Raum für die Diener, die Requiſiten, Buchbinderarbeitsgeräth und dergl. Es folgt in der Breite dieſer vereinigten Zimmer ein Saal von mächtiger Ausdehnung mit drei Fenſtern nach der Hofſeite und vier nach der des Fluſſes hin. Rechtwinklig an dieſen ſtößt an ſeinem Ende, die nördliche Seite des Hofvierecks bildend, ein ſchmaleres Durchgangszimmer und daneben ein zweiter Saal von den ſtattlichſten Maßen. Aus ſeiner Mittelthür wieder gelangt man durch einen dem andern entſprechenden kleineren zwiſchenliegenden Raum in den größten von allen, der, zugleich vom Hof, wie von der äußern Weſt- (der Kupfergraben) Seite her, dort durch fünf, hier durch acht Fenſter erhellt, mit ſeiner Ausgangsthür ſich wieder in das Treppenhaus an jenem Ende der nördlichen Wand deſſelben öffnet, wo das Bild der „Hunnenſchlacht" die Reihe der Gemälde an ihr beginnt. Dieſer Ausgangsthür gegenüber, am andern Ende des langen Saals führt eine von reicher Holzſchnitzarbeit eingefaßte Pforte zum Zimmer der Directoren mit der ſeitlich daran ſtoßenden Bibliothek. In allen dieſen Räumen iſt die ſelten gelöſte Aufgabe aufs Glücklichſte vollzogen, vornehme Weite und Größe, künſtleriſche Nobleſſe der Dimenſionen und der Einrichtung mit der ſchönſten traulichſten, gemüthlichen Behaglichkeit zu verbinden. Es iſt ſchwer zu ſagen, wodurch das bewerkſtelligt iſt. Bei dem kleinen Vorzimmer mit ſeinen nah zuſammengerückten Wänden, die mit ſchönen Paſtellcopien berühmter dresdner Originale und in derſelben Technik delikat ausgeführten Genrebildern von der eigenen Erfindung der trefflichen Madame Taſſaert aus dem Ende des letzten Jahrhunderts völlig bedeckt ſind, iſt es nicht zu verwundern. Wohl aber bei dem erſten großen Saal. Unter ſeiner flach gewölbten, mit Caſ-

Digitized by

ſetten gemalten Decke ſpannt ſich ein reiches Hängewerk von vergoldetem Zinkguß aus. Ueber den Fenſterbogen zeigt ſich immer grau in grau ausgeführt das Bildniß eines der großen Meiſter des Grabſtichels von zierlichen Arabesken umgeben. Die Fenſter ſelbſt ſind je zwei große klare Spiegelſcheiben durch je einen ſchmalen Zwiſchenpfeiler getrennt oder vielmehr zum Anſchein eines ganzen mit zwei Flügeln vereinigt. Sie beginnen niedrig genug vom Boden, um dem auf den Tritt davor Tretenden einen ſchönen Blick über Häuſer, Fluß und Gärten unten zu gewähren, und hoch genug, um das herrlichſte ruhige, gleichmäßige Licht durch den ganzen Saal zu ergießen. Die Farbe des letztern iſt ein ſehr fein geſtimmtes Mattroth. Längs der Wände bemerken wir Schränke von hellpolirtem Eichenholz, zwei desgleichen, einen kleinern höhern und einen langen niedern, in der Mitte des Saalraums. Auf dem mittelſten Schrank an der Hinterwand ſteht die Koloſſalbüſte Albrecht Dürers, wie eines Schutzheiligen dieſes Orts. Ueberall ringsum in die Thürflügel der obern Schrankaufſätze ſind unter Glas beſonders auserleſene Werke des Kupferſtichs oder Handzeichnungen großer Meiſter eingelaſſen. Andre ſind in koſtbare Rahmen gefaßt an freien Stellen der Wände placirt. Jener Schmuck der Schrankthüren ſteht in keiner Beziehung zum Inhalt des betreffenden Behälters und zu den Meiſtern der innerhalb bewahrten Arbeiten. Er ſoll nur würdigſter Schmuck des Raums, zur Freude für den ihn Durchwandelnden ſein. Wer ſich aber mit dieſer Art der Betrachtung und dieſen Gegenſtänden derſelben nicht begnügen will, findet hier und da im Saal, hier runde, dort lange und breite viereckige Tiſche und Tafeln mit zierlich gearbeiteten Füßen und feſten grünen Tuchdecken und entſprechende Rohrſtühle davor, alles zugleich von gefälligem und gründlich ſolidem Anſehn und Weſen. Hat er auf einem dieſer Seſſel Platz genommen, ſo mag er ſich als König und allmächtigen Beherrſcher dieſer Räume und aller Schätze, welche ſie umhegen, fühlen. Denn es bedarf nur eines Winks an einen der ſtets aufmerkenden, dienſtbereiten und verbindlichen Beamten, nur das Ausſprechen ſeiner Wünſche, welches Malers, Stechers oder Zeichners Arbeiten, welches Gallerie- und Sammelwerk, welcherlei Handzeichnungen, welcherlei ſeltne Drucke oder Porträts oder Ornamente oder Städteanſichten oder Coſtümbilder oder was es immer auf dem ganzen ungeheuren Gebiet der graphiſchen Künſte ſei, das er zu ſehn begehre, ſo legt es nach einer Minute der, an den er die Forderung gerichtet, vor ihn hin, falls es ſich in der enormen Maſſe des hier Angeſammelten findet, und aus eigner Erfahrung kann ich verſichern: das Meiſte, was man zu verlangen erſinnen kann, findet ſich wirklich. In feſten buchartigen Mappen, auf ſtarken Cartons befeſtigt, hat man es da vor ſich, und nun mag man ſich am Sehen befriedigen, mag man copiren wollen in Bleiſtift, Paſtell, Aquarell, kein Reglement, das, kein Beamter, der uns behinderte; wohl aber jeder der letztern bereit, es uns dabei bequem zu machen,

Stative für das steilere Auflegen der Originale herbeizuschaffen und schweigend, höflich und unsern neuen Auftrag erwartend, ungerufen vor uns zu stehn, sowie das Zuklappen des festen Banddeckels nach vollendeter Durchsicht einer Mappe ihm angezeigt hat, daß wir mit der zuletzt gebrachten zu Ende sind. Es gibt in keiner Stadt und keinem Lande der Welt eine Einrichtung von ähnlicher Liberalität; es ist nie genug darauf hingewiesen worden, was dem künstlerischen und kunstliebenden Publikum und wie es ihm hier geboten wird. Es ist recht hübsch in der großen Gallerie der Handzeichnungen im Louvre den ganzen Schatz derselben in seiner unerschöpflich reichen Herrlichkeit so vor sich massenhaft ausgebreitet zu sehn, Blatt für Blatt neben einander unter Glas; man geht durch die Reihen und läßt den reizenden Zug an sich vorüberziehn. Aber schließlich wird man stumpf gemacht eben durch die Massenhaftigkeit, und das unmittelbare Nebeneinander des Verschiedensten verflacht und verflüchtigt den Eindruck des Einzelnen. Welch ein andrer Genuß ist es, welch ein andres Studium, sich jedes dieser kostbaren Blätter für sich mit eignen Händen in bester Beleuchtung vornehmen zu können, es zu prüfen, den feinsten Zug und Punkt des Zeichners bequem zu verfolgen. Und nun gar das gänzlich von dem der Handzeichnungen getrennte pariser Cabinet des estampes! Wie unwirthlich, finster, raumbeschränkt der Saal der Bibliothèque impériale in der Rue Richelieu, den es einnimmt! Welche Umstände, welche Schritte sind nöthig, um hinein, welche verwirrenden und complicirten Formen, um an irgendeins der gewünschten Werke, ja welche Maßregeln sind gar erforderlich, um nachher wieder hinaus zu gelangen! Zuerst die schriftliche stadtpostlich einzusendende Petition an Monsieur le Directeur um eine Zutrittskarte. Mit dieser ausgerüstet betritt man den unbehaglichen Saal, wo eine Anzahl von Subdirectoren und Secretären an einer gleichen Zahl von verschiednen Pulten schreiben. Aber man verlange nur einmal schlichtweg von einem derselben die Herbeischaffung eines gewünschten Werkes: „il faut prendre une carte", „dort am mittelsten Tisch finden Sie Karten, um das Verlangte aufzuschreiben". Gut, man thut es und giebt sie diesem Herrn des mittelsten Tisches. Wieder gefehlt: die Wunschkarte darf nur dem Beamten übergeben werden, dessen Pult denselben Buchstaben mit unsrer Karte trägt. Endlich hat man seinen Zweck erreicht, und ein gewisses Kupferwerk durchgesehen, bewacht von scharflugenden Wächteraugen, ob man nicht auch reglementswidrigerweise mit irgendeinem andern Material als der erlaubten „mine de plomb" seine Skizzen mache, oder sich gar als schlimmster aller Verbrecher mit einem heimlichen Stückchen Pflanzenpapier und dem Versuch durchzuzeichnen hervorwage. Man wünscht einen neuen Band: dieselbe Reihe von Manövern, um dazu zu gelangen. Unsre Zeit ist um, wir empfehlen uns den Herren und gehn hinaus über den stillen Hof mit seinen säuselnden Bäumen und Brunnengerieſel, wollen nichts ahnend und gewissens-

Digitized by

rein die Außenpforte öffnen, — da stürzt der Concierge aus seiner Loge auf uns los: „on ne passe pas comme ça; votre passe avant s'il vous plaît!“ Das scheint dem Begreifen eines Fremden schlechthin unfaßlich, man fragt, man protestirt, aber das Resultat aller Verhandlungen ist doch nur, daß man sich wieder den Weg, den man gekommen, zurück bemüht, um von dem Herren am mittelsten Pult sich das fehlende Document zu erbitten, ohne welches der schreckliche Pförtner Euch nicht ins Freie läßt. Diese neue „Carte“ besteht in einer Ermächtigung, daß wir mit dem, was wir in der Hand tragen, „avec un registre, un album, une portefeuille“ (denn an dem Skizzenbuch nahm jener Anstoß) passiren dürfen. Es mag diese scharfe Controle und Sicherung gegen Entfremdungen durch schlimme Erfahrungen dort geboten sein, aber es berührt, zumal den an unser heimathliches System Gewöhnten nichts empörender, als da, wo ihn der reinste, geistigste, uneigennützigste Zweck hinführte, sich erst bescheinigen lassen zu müssen, daß man auch nichts unterschlagen und gestohlen hat. Der Pariser nimmt das als etwas ganz Natürliches, findet gar nichts daran auszusetzen: die kleine und unausgesetzte Beamteneinmischung, Chikane und Reglementirerei erscheint ihm durchaus als normaler Zustand. In dem prächtigen Jardin de Luxembourg einmal nach der Natur skizzirend, nach jenen unvergleichlichen Kastanienhecken und den Kindergruppen, die sich im fröhlichen Spiel auf den Kiesplätzen dazwischen tummeln, wurde ich sofort von ein paar „Gardiens“ um meine „Carte de permission“ dazu gefragt. Nicht einen Strich dürfte ich weiter zeichnen, ohne dieselbe vom „commandant militaire du Luxembourg“ eingeholt zu haben. Vor ihm gab es wieder ein scharfes Examen: wie lange, in welchen Tagesstunden, auf welcher Seite, in welchen Partien des Gartens ich zu zeichnen beabsichtigte. Als ich das endlich erhaltene, mit solchen Bestimmungen und Beschränkungen gespickte Document einem pariser Freunde zeigte und meinem Erstaunen sowie meinem von patriotischem Stolz auf die in diesen Punkten schrankenlose glückliche heimathliche Freiheit und unbedingte polizeiliche Liberalität geschwellten Empfinden ziemlich unverhohlnen Ausdruck gab, entgegnete er ganz verwundert in vollem naiven Ernst mit den großen Worten, die für den Franzosen nicht charakteristischer gedacht werden konnten: „Que voulez-vous! chez nous pas de liberté?! à Paris vous pouvez faire tout que vous voulez et comme vous le voulez, s'il n'est pas interdit!“

Verzeihung für die Abschweifung. Die Erinnerung an diese „organisirte“ französische Freiheit auch in diesen Dingen kommt wir wohl, wenn ich im vollsten dankbaren Wohlgefühl dessen, was uns die Heimath gönnt, vor diesen grünen Tischen sitze. Es bedarf freilich des Hinblicks auf jenen oben geschilderten Zustand nicht, um des gegenwärtigen froh zu werden. Er ist an und für sich reich genug an den nöthigen Bedingungen solcher Stimmung. Selten

Digitized by Google

iſt der Saal beſonders von Beſuchern gefüllt; nur in den ſonntäglichen Mittagſtunden, wo das Publikum ungehemmt durch die für jeden offen ſtehenden Säle circulirt und dann freilich auf die Betrachtung der an den Wänden und außen an den Schrankthüren placirten Blätter beſchränkt bleibt. An den andern Tagen nur hier und da ein Künſtler, der nach dem ihm gerade praktiſch Nothwendigen in Coſtüm- und Porträtwerken herumſpürt; eine junge Dame, die ein hildebrandſches Aquarell oder einen reizenden alten Paſtellkopf copirt; ein paar „Kenner" und Sammler, die mit der Loupe in der Hand ſich in die Unterſuchung ſolcher ganz entlegener Blätter, gewiſſer Drucke mit kleinen Beſonderheiten, oder „mit Einfällen" am Rande von gewiſſen Meiſtern, die ſonſt im ganzen Jahr kein andrer profaner Menſch fordert, vergraben ſitzen; hier und da eine Geſellſchaft von weltlichen Herren und Damen, die auf die verfängliche Frage des Dieners, was ſie zu ſehen wünſchten, verlegen irgendeinen mal gehörten Künſtlernamen ausgeſprochen haben und nun mit dem ſchlecht verhehlten und unterdrückten Lachen des modernen „bis an die Sterne weit" vorgeſchrittenen berliner Civiliſationsmenſchen unter ihnen höchſt komiſch erſcheinenden dürerſchen Holzſchnitten blättern; oder auch wohl dann und wann ein paar Fremde; oder ein hoher Herr von So und So, mit der ſeiner Race eignen blitzſchnellen Fertigkeit im Auffaſſen aller Dinge und im Fertigwerden damit, flüchtig durch alle Säle eilend, flüchtige Blicke auf die unſterblichen Meiſterwerke an den Wänden werfend, des begleitenden Dieners Erläuterungsverſuche nur mit dem vornehmſten unverſtändlichſten Schnarren der Erbweisheit erwidernd und nach zwei Minuten bereits wieder wie ein glänzendes Meteor aus der Eingangsthür verſchwindend.

Im Ganzen, während des größten Theils der Tageszeit, herrſcht tiefſte Ruhe, kaum ein leiſes Flüſtern, ein ſtilles Rauſchen umgeſchlagner Blätter, die „verhüllten Schritte" der Beamten. Durch die klaren großen Fenſter ſieht man das Wehen und Wechſeln der Wolken; aber nichts, das uns zerſtreute, dringt auch von dort her auf uns ein. Lärm und Noth der Alltagswelt ſind draußen geblieben, hier finden ſie uns nicht, hier ſtören ſie nicht die ſchöne geſammelte Beſchaulichkeit, in die wir verſinken, die rechte Stimmung, die feinſten Reize der Kunſt würdig zu genießen.

Der Beamte trägt die erſte Mappe, die wir beſahen, hinweg, eine zweite herbeizuholen. Folgen wir ihm, zu ſehen, wo er ſie ſuchen wird.

Es hält ſchwer, von der Anordnung des ganz ungeheuren Beſitzes von Drucken und Zeichnungen, deſſen ſich das Cabinet rühmt, eine klare Anſchauung und Ueberſicht zu geben. Ein ganz beſtimmtes Princip, nach welchem jene durchgeführt wäre, ergiebt ſich nicht; ſo mag hier die Andeutung einiger der dabei beſtimmend geweſenen hauptſächlichſten Geſichtspunkte genügen. Haben wir von dem unſre Wünſche befragenden Beamten Handzeichnungen zur Be-

sichtigung verlangt, so wird er diese Forderung am schnellsten befriedigen; denn vorzugsweise den Handzeichnungen sind die Schränke des ersten, des rothen, Saals eingeräumt, in welchem wir uns befinden, ausschließlich ihnen die der hintern Hälfte seines Raums, die durch eine leichte Barrière von der vordern geschieden ist, während letztere hauptsächlich Stichen nach solchen Meistern vorbehalten wurde, welche erfahrungsmäßig als die allerbekanntesten am häufigsten zum Besehn begehrt werden: Rafael (die 18—20 Bände kleinerer Blätter), A. Dürer, Rembrandts Radirungen, Chodowiecki u. a. Stand unser Sinn nach indischen, persischen, japanischen und chinesischen Malereien, Drucken und Zeichnungen (von denen, zumal den japanischen, unsre ostasiatische Expedition dem Cabinet eine Menge der interessantesten, oft genug durch ihre zuvor bei uns nicht geahnte Vortrefflichkeit Staunen erregenden Proben zugeführt hat), so wird der Beauftragte den niedern Schrank in dem engen Durchgangszimmer öffnen, welches zwischen unserm ersten, dem rothen Saal, und dem nächsten, dem grünen, liegt. Die den Blicken des hier Passirenden durch eine bis zur Decke gehende Holztäfelung verdeckte, größere, tiefe und schmale Abtheilung dieses Durchgangs birgt in riesigen Regalen einen künstlerischen Schatz der eigenthümlichsten Art, der unter allen hier bewahrten vielleicht am seltensten von der Neugierde des dilettantischen wie des Künstlerpublikums, welches das Cabinet besucht, aus seiner verstaubten Ruhe gestört, aus seiner friedlichen Lage gerissen wird. Es ist das die unter allen existirenden umfangreichste Sammlung geschnittener Holzstöcke von den Meistern des Zeichenstifts, des Stichels und Messers seit drei bis vier Jahrhunderten. Da stehen die großen und kleinen köstlichen Blöcke, ihre dem Laienauge so völlig unverständliche, räthselhaft roh erscheinende, hier tief ausgegrabne, dort in tausend Lagen leicht geritzte Oberfläche, in welche so viel Genie der Erfindung, so viel Kunst, Geschick und treuer ausdauernder Fleiß der beseelten Hand ihren unverlöschlichen Stempel prägten, von dickem grauem Papier sorglich umhüllt, da stehen sie aufgespeichert bis zur Decke und der Nützlichkeitsmensch könnte fragen, wem zu Liebe und Lust, wem zu Gebrauch und Lehre? Im Grunde wohl um ihrer selbst willen; denn die, welche ihnen vor allen jene beiden entgegenbringen, diese beiden bei ihnen suchen und finden müßten, die heutigen Holzschneider, denken nicht daran, es zu thun, in der handwerkenden Tagesarbeit und in dem eiteln Bewußtsein von ihrer eignen Vollkommenheit und Unverbesserlichkeit, in welche sie mehr wie alle andern Künstler versunken sind. Aber wie viele Abtheilungen von Bibliotheken und Sammlungen sind nicht in dem gleichen Fall, wie diese Holzstöcke, und doch wollen wir uns immerhin freuen, daß Regierungen, unbeirrt von engen Nützlichkeitsprincipien, in deren Begründung, Vermehrung und sorglichen Hütung „um ihrer selbst willen" eine Art von idealer Pflicht sehen, der sie genügen zu müssen glauben: „thu das Gute und wirfs ins Meer, sieht es

Digitized by Google

der Fisch nicht, sieht es der Herr." — Verlangten wir eines der großen Sammelwerke aller Art, welche das Museum besitzt, zu sehen, von Gallerien, von Architekturen (vorhandenen und Entwürfen), von Feierlichkeiten, von Militäractionen, von Photographien, von Farbendrucken, von Reisebildern, von Alterthümern, oder wollten wir uns am Genuß und Studium der größten und prächtigsten Kunstdrucke erlaben, so sucht der Beamte das geforderte Werk oder Blatt in dem genannten, an jenen Durchgangsraum grenzenden, grünen Saal, wo drei niedere Schränke mitten in seinem Raum und achtundzwanzig in fortlaufender Reihe sich an seinen vier Wänden entlang ziehende von gleicher Höhe die zu jenen Abtheilungen gehörigen, in jene Rubriken einzuordnenden Mappen und Bände enthalten. Der bereits geschilderte allgemeine Eindruck, welchen das ganze Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen auf den nur einigermaßen dafür empfänglichen Besucher hervorbringt, muß in diesem Saal eigentlich seine größte Stärke erreichen. Man kann hier mit vollstem Recht das populäre Wort anwenden: „es geht Einem das Herz auf", wenn man hineintritt. Die Wände, von einem milden lichtgrünen Farbenton, durchaus bedeckt mit Oelskizzen, Aquarellen, Pastellen, Handzeichnungen aller Art, die Einrahmungen, deren unendlich mannigfaltige Schönheit, deren von Kunst und Geschmack geadelter Reichthum des Schnitzwerks, deren oft ganz originelle Seltsamkeiten der Form und des Zierraths zuerst den Blick fast ablenken von den erlesenen Künstlerarbeiten, welche sie umfassen; die Decke, ein freiliegendes flaches Tonnengewölbe, mit leichten Arabeskenmalereien geschmückt, Ranken mit schwebenden Gestalten, Vögeln, Blumen ꝛc., zwei wenig bedeutende allegorische auf Kupferstecherkunst bezügliche Compositionen, und innen grau in grau gemalte Brustbilder großer Meister derselben umgebend. Das mächtige eine Fenster in der nach Norden gerichteten schmalen Wand läßt in diesen weiten schönen Raum das klarste, ruhigste, reflexlose Tageslicht strömen, das jedem der Blätter und Bilder an den Wänden zur entsprechendsten Wirkung verhilft. Es ist, als ob sich alles vereinigte, den „idealen Raum" dieses Saales mit Reiz zu schmücken. Selbst die Aussicht draußen, welche ihm erst die neuste Zeit gegeben hat, trägt wesentlich dazu bei. Es fügt sich nämlich so, daß jene brillante, goldglänzende maurische Kuppel der von Knoblauch in der oranienburger Straße während der letzten Jahre erbauten neuen Synagoge hier vor der Mitte des Fensters in nicht zu entlegner Form aus der prächtigsten Baumgruppe des viel näher gelegnen Monbijouparks gleichsam unmittelbar aufragend erscheint, ein landschaftlicher Blick so reich, so eigenthümlich, so malerisch stil- und effectvoll, so anscheinend mit künstlerischer Weisheit componirt, wie ich wenige in Berlin kenne.

Die ganze überwiegende Masse der Stiche und Holzschnitte, darunter auch die große Bildnißsammlung des Cabinets und noch manches Andre haben wir in dem dritten großen Saal, dem blauen, von diesem grünen durch einen schmalen

dunkeln Durchgang ganz getrennt, zu ſuchen. Er iſt, im Vergleich mit den beiden ändern, der am wenigſten zum Verweilen und Einniſten einladende Raum. Seine Länge (ſo wie das vergoldete Hängewerk ſeiner flach gewölbten Decke) entſpricht der vereinigten Ausdehnung des correſpondirenden rothen Saals mit Vor- und Dienerzimmer jenſeits des dazwiſchenliegenden Hofraums. Auf dieſen hin öffnen ſich in ſeiner öſtlichen Längenwand fünf Fenſter, nach außenhin an der entgegengeſetzten deren acht, durch ſchmale Zwiſchenräume von einander geſchieden. Das helle Blau ſeiner Wandfarbe giebt ihm ſchon von vornherein etwas Ungemüthliches. In einer langen Reihe von abwechſelnd höhern und niedern Eichenſchränken, welche, auf beiden Seiten ſeiner Längenausdehnung folgend, einen mittleren Gang freilaſſen, und in einigen andern an den beiden kurzen Wänden befindlichen ſind hier die betreffenden Bände bewahrt. Nur ein Tiſch mit einem Paar impoſanter grüner Sammetlehnſtühle ſpätmittelalterlichen Stils unterbricht hier jene Folge. Sie ſind für etwaige Beſuche königlicher und anderer höchſter Herrſchaften reſervirt. An den Wänden hier wie überall reicher Bildſchmuck von Zeichnungen, Aquarellen, Oelbildern, Paſtellen, ja ſogar von luiniſchen Fresken, die von ihrer Mauer abgelöſt und auf Leinwand übertragen wurden; dazu in zwei aufrechtſtehenden weiten Rahmen an Vorder- und Rückſeite aneinandergereiht eine große Sammlung von Miniaturporträts meiſt aus den beiden letzten Jahrhunderten; und in die Außenſeiten und des obern Aufſatzes jedes der höheren Schränke eingelaſſen unter Glas eine Folge von Kupferſtichen und Holzſchnitten von den älteſten Incunabeln und Verſuchproben vom funfzehnten Jahrhundert an bis faſt zur Gegenwart, in welchen man, ruhig von einem zum andern gehend, die ganze Entwickelungsgeſchichte dieſer beiden graphiſchen Künſte an ſich vorüberziehen laſſen kann. Wenn die Hauptmaſſe des Inhalts dieſer Schränke auch die (nach Bartſch' peintre graveur geordneten) Stiche aller Schulen und Holzſchnitte enthält, ſo ſind doch noch wiederum einige beſondere unter andern Geſichtspunkten vereinigte Sammlungen unter ihrem Inhalt mit aufzuführen. Z. B.: deutſche Spielkarten, neuere deutſche Meiſter, Ruſſen, Lithographien nach Dürer, Reibedrucke, Monogrammiſten, Coſtümwerke (ein kleiner Theil der vorhandenen), nochmals Feierlichkeiten, Bildniſſe, und wieder ſpeciell ſolche brandenburgiſcher Fürſten, andrer regierender Familien nach Ländern geordnet, kalligraphiſche Werke, Goldſchmiedeverzierungen, Reiſewerke, Handzeichnungen in Bänden, geſtochne Kupferplatten und Buchtitel. Und auch mit alle dem, was ich ſeither aufführte, iſt die Zahl der Sammlungen dieſes Cabinets keineswegs erſchöpft. Sie ſetzen ſich ſelbſt noch in dem Zimmer der Directoren und ſeinem Seitengemach fort, welche ſich an die nördliche Wand dieſes blauen Saales anſchließen, mit dem ſie durch jene früher ſchon erwähnte Thür mit reich geſchnitzter Holzeinfaſſung und Krönung, von der Koloſſalbüſte Marcantonios überragt, verbunden

sind; ersteres von der West-, letzteres, Wand an Wand mit dem grünen Saal gelegen, von der Nordseite her durch je ein Fenster beleuchtet. Denn in diesem Directorenzimmer haben die trefflichen, gelehrten und liebenswürdigen Herren Professor Weiß und Professor Hotho, die für jeden Wunsch, jede Frage und jede Anmuthung des kunstfreundlichen Publikums wie der Künstler jederzeit zugänglichen, freundlich hilfsbereiten Verwalter, Ordner und Leiter dieses Ganzen, selbst kaum den nothdürftigen Arbeitsraum mehr übrig, so enge umdrängen sie die wieder von andern großen Gallerie- und Sammelwerken über Costüme, Ornamente, Geräthe, von allem, was Frankreich, England, Deutschland, Italien in dieser Gattung zu irgendeiner Zeit producirt und edirt hat, ganz erfüllten hohen Repositorien. Eben solche Schränke ringsum an den Wänden des unmittelbar angrenzenden Bibliothekzimmers, und zwar die vollständigste Bibliothek der illustrirten Bücher seit circa vier Jahrhunderten.

Diese ganz ungefähre Inhaltsangabe mag einen allgemeinen Begriff davon geben, was diese Museumsabtheilung uns zu bieten hat. Die Versuche der Katalogisirung sind seither noch an der überschwenglichen Fülle des vorhandenen Materials gescheitert. In Ermangelung eines solchen genauen und speciellen Verzeichnisses sind inzwischen die bereits erreichten Resultate der mehrjährigen hingebenden Arbeiten der gegenwärtigen Directoren behufs der Ordnung, Sichtung, Rubricirung, Registrirung und Unterbringung dieser Schätze mit Dank zu begrüßen. So vielfach verwirrend und widersprechend manches darin auch bei einer derartigen Aufzählung, wie ich sie versuchte, noch dem Leser erscheinen mag, so gründlich wissen die obersten Beamten dieses Instituts, wie die Diener darin Bescheid, so daß kein Wunsch hier darum vergeblich gethan werden könnte, weil man etwa das Begehrte nicht zu finden wüßte. Gerade Professor Herman Weiß, der bekannte Autor der (Stuttgart bei Ebner und Seubert erschienenen) „Costümkunde, Geschichte der Tracht und des Geräths" ist in den Vorstudien und Arbeiten zu diesem umfassenden Werk in jener Art von Massen ordnender und gliedernder Thätigkeit gründlich geschult, die hier erfordert wurde, und beweist es an der ihm vorliegenden Aufgabe täglich von Neuem. Seine Bestrebungen, diese Schätze durchaus und unbedingt flüssig und dem Publikum zugänglich zu machen, auf jede Gefahr hin, haben seitens des Generaldirectors Herrn von Olfers eine Zustimmung zu erlangen vermocht, welche so gut wie jene Thätigkeit die wärmste Anerkennung verdient.

Für die Entstehungsgeschichte des Kupferstichcabinets fließen überraschenderweise die Quellen sehr spärlich; die Chronik der Begründung, Entfaltung und des mächtigen Gedeihens dieses trefflichen Instituts ist die an Nachrichten ärmste, die ich kenne. Die Daten über den ersten Ursprung, so nahe in der Zeit derselbe auch liegt, erscheinen trotz ihrer authentischen Wahrheit fast sagenhaft. Diese Kunstsammlung ist eine von König Friedrich Wilhelm dem Ersten

Digitized by

begründete, von dem Soldatenkönig; dem principiellen Hasser und Verächter der Künste und alles feinen, geistigen und anmuthigen Lebensschmucks. Aber das cur, quomodo, quibus auxiliis suchte ich immer noch vergebens in Erfahrung zu bringen, selbst bei denen, die, sollte man meinen, von Amtswegen genaue Kunde davon haben und geben können müßten. Genug, die Thatsache besteht, und wir haben uns an ihr genügen zu lassen. Der mittelste Wandschrank des rothen Saals, auf welchem die Büste Albrecht Dürers ruht, enthält noch ungetrennt aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang jene als „Sammlung Friedrich Wilhelm des Ersten" bezeichneten deutschen und niederländischen Handzeichnungen. Unter den späteren Regenten wird sich im Lauf der Zeit mehr und Neues aus diesem Keim entwickelt, um diesen ersten festen Punkt angesetzt haben. Doch ist das Cabinet zu einem eigentlich großartigen und allseitigen Besitz erst durch den im ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm des Vierten vollzogenen Ankauf der berühmten Privatsammlung v. Naglers gekommen, ein Besitz, der durch die spätere Erwerbung der gleichfalls sehr umfangreichen und vollständigen v. Derschauschen und durch fortwährende neuere Ergänzungen und Vermehrungen allmälig zu seiner gegenwärtigen enormen Ausdehnung, wo er weit über eine halbe Million Blätter umfaßt, gebracht worden ist. Erst mit dem naglerschen Ankauf erhielt das so erweiterte Cabinet seinen besondern Director in der Person des unvergeßlichen v. Schorn, des Bruders jenes bekannten münchen-berliner Geschichtsmalers und des weimarischen Kunstgelehrten gleichen Namens, dessen (des letztern) Sohn gegenwärtig dort als Secretär der neuen Kunstschule fungirt. Schorn, früher selbst auch Maler wie der eine Bruder, war ein einsichtsvoller und leidenschaftlicher Kenner und Freund der Kunst, von einer seltenen Allseitigkeit des Geschmacks und der Würdigungsfähigkeit des Producirten, welche ihn befähigte, zu gleicher Zeit für Kaulbach und Adolf Menzel fast eine gleichgroße Liebe und Bewunderung zu bewähren. Die graphischen Künste kannte er aus dem Grunde, die Specialbildung des rechten Kupferstichliebhabers und Sammlers, welche für profane Sterbliche etwas so Unbegreifliches hat, war bei ihm durch seine Verwaltung des naglerschen Cabinets noch unter seinem ursprünglichen Besitzer zu einer erstaunlichen Entwicklung und Verfeinerung gediehen. Aber anders als die Mehrzahl der Specialisten dieses Genres hatte er über dem Versinken in die kleinen Wichtigkeiten dieser Kunde und Bildung nicht den höhern freiern Sinn für die Hauptsachen der Kunst verloren, denen gegenüber sich der meisterlichste Stich immer doch nur wie Mittel zum Zweck verhält. Junggesell sein Leben lang, wie es der rechte „Kenner und Sammler" par excellence selbstverständlich sein muß, hatte er sein eigenes Heimwesen zu einem kleinen Museum interessanter Kunstschätze, künstlerischer Curiositäten, erlesener Handzeichnungen, Drucke, Schnitzwerke, Möbel ꝛc. gemacht, aus welchem nach seinem vor etwa 8—10 Jahren

Digitized by Google

erfolgten Tode viele Genoſſen ſeines edlen Ordens bei der Verſteigerung ihre lang gehegte Begierde ſtillen durften. So war Schorn durch Natur und Geiſtesart zum Director eines ſolchen Inſtituts wie dieſes Kupferſtich-cabinets, wie berufen, und er hat ſich „wohl verdient gemacht darum". Als ich in den erſten Vierziger Jahren nach Berlin kam, fand ich daſſelbe dem größten Theil des Publikums und den Künſtlern kaum minder noch ſo gut wie unbekannt. Es hatte damals in dem einen zwiſchen Platz und Garten gelegenen Flügel des Schloſſes Monbijou ein ſtilles, heimliches, von Wenigen beſuchtes Aſyl. Gegen die Räume, die ihm gegenwärtig zugewieſen ſind, war jener lange Saal im Erdgeſchoß mit ſeinen Nebenzimmern ein ſehr beſchränkter Aufenthalt. Aber das Gefühl tiefer Befriedigung und ſchönen ſtillen geiſtigen Behagens, von dem ich Eingangs ſprach, überkam uns auch da gewiß in nicht ſchwächerm Grade, als heute hier. Die beiden alten Diener, der runde freundliche gradköpfige Herr Vogel und der hagere braune Franzoſe Monsieur Tissot kehrten wohl gegen jeden blos neugierigen Eindringling eine keineswegs einladende Miene heraus und beeilten ſich gerade nicht, dem, der vergebens auf einen Maler- oder Stechernamen ſann, den er auf die ſtehende Frage, welchen Meiſter man zu ſehen wünſche, nennnen ſollte, bei dieſer ſchwierigen Gedächtnißarbeit zu Hilfe zu kommen. Aber wen die Liebe zur Sache oder ein künſtleriſches oder kunſtgeſchichtliches Bedürfniß, der Wunſch, ein beſtimmtes Werk oder Blatt zu finden, zu ſtudiren, zu copiren, hieher führte, der war immer ſicher, in Abweſenheit Schorns ſelbſt an dieſen beiden Herren die Helfer zur Erreichung ſeiner Zwecke zu finden, die ſtets bereit und unermüdlich waren alles, damals noch nicht wie heute Geordnete zu durch-ſtöbern und nachzuſchlagen, bis das Geſuchte herausgeſpürt war. Und ihre Schritte klangen ſo weich und unhörbar auf dem Parquet, der Deckel des herbeige brachten Bandes klappte nur einmal laut auf den Tiſch auf. Draußen flüſterten die Blätter der hohen Bäume des Gartens, und man verlor ſich tief und tiefer in das glückſelige Träumen über der Meiſter Werke oder die noch beglückendere Arbeit nach ihnen, und Zeit und Welt draußen war verſunken und vergeſſen! Von allen Abtheilungen des neuen Muſeums wurden die Säle, welche dann das Kupferſtichcabinet aufnehmen ſollten, zuerſt in Ausbau und Ausſchmückung vollendet, und die Ueberſiedlung von Schloß Monbijou konnte daher bereits ſtattfinden, als die untern Hallen und Räume noch im Zuſtand wilder bau-licher Verwirrung lagen, als Malergerüſte an allen Decken und Wänden hingen, wo der Durchpaſſirende von herabtropfender Farbe getroffen und befleckt wurde, über halbangefangene Moſaikfußböden und verdrießliche Arbeiter an und auf denſelben in jedem Augenblick ſtrauchelte, in höchſter Gefahr gegen die überall herumſtehenden, eben eingebrachten Gipsabgüſſe zu fallen und dort ein Unheil anzurichten, deſſen Gedanke ſchon Entſetzen war. Um zu dieſer Zeit eingelaſſen

Digitized by Google

zu werden, bedurfte es einer im Secretariat erbetenen Eintrittskarte. Mit dieser bewaffnet schweifte man dann erst in schönem Sicherheitsgefühl vor Verbot und Zurückweisung durch die seltsam anzuschauenden Räume, durch deren chaotische Wüstheit, durch deren ringsum verstreute Rudimente späterer Bildungen doch bereits etwas wie eine Ahnung künftiger edler, kunstgestalteter Ordnung, harmonischer Schönheit und Pracht ging, die sich bald aus solchen Urzuständen entwickeln und abklären sollte, schweifte man umher mit jener eigenen Art von wonniger Schaubegierde, die sich immer so nur unter dergleichen, ihre Befriedigung erschwerenden Umständen erzeugt. War man dann aber an den Herren Echter und Muhr vorbei, die damals an Kaulbachs ersten Treppenhausbildern malten, oben vor der Thür des Kupferstichcabinets angelangt, hatte sich diese erst hinter dem Eintretenden geschlossen, so machte sich die heilige Stille und Ordnung, die hier herrschten, nur um so lebhafter und angenehmer fühlbar. Damals walteten Schorn, Herr Vogel und Mr. Tissot in den andern Sälen genau wie ehedem in Monbijou. Dann aber sind die beiden ersten schnell nach einander dahingegangen. Nur der letztere, braun und durchfurcht wie eine der alten Incunabeln oder frühsten Kupferdrucke selbst, wandelt noch immer unter einem andern Geschlecht von Collegen und trägt sogar freundlicher und weniger verdrießliche französische Propos murmelnd, denn ehedem, die schweren Mappen für ein neues und zahlreicheres Geschlecht von Schaulustigen herbei. Ich bin sein und des Cabinets guter alter Bekannter, und so wird es mir verstattet sein, hier und da nach Belieben in einzelne Schränke hineinzusehen, einige Bände willkürlich herausgreifend, einige Blätter und die Bilder an Wänden und Thüren noch einmal mit Muße zu betrachten.

Der Bauernkrieg in Tirol.

2.

Ferdinand sandte, als er von den im vorigen Abschnitt geschilderten Unruhen hörte, nach allen Gegenden Commissäre, um die Bauern zu beschwichtigen und ihre Beschwerden zu vernehmen, ermächtigte die Regierung zur Aufnahme von Anleihen und Verpfändung seines fürstlichen Kammergutes behufs der Aufbringung von Kriegsvolk; als er aber 1000 Mann von außen an sich

Digitized by Google

ziehen wollte, wurden die Bauern darüber so unwillig, daß er dem östreichischen Hauptmann Balthasar Tanradl, der am 15. Mai mit 150 Pferden von Rattenberg gegen Innsbruck zog, Befehl zur Umkehr ertheilte. Dafür dachte er nun im Lande selbst 5—10,000 Mann gegen die Aufständischen auszurüsten. Der Groll der Bauern traf nur Ferdinands Günstlinge, er selbst besaß noch das Vertrauen der meisten. In Füssen, das dem Bischof von Augsburg gehörte, schien er sich fast als dessen Gegner zu zeigen, da er die bischöflichen Wappen abnehmen und die östreichischen aufpflanzen ließ, ja die Stadt für sich in Eid und Pflicht nahm; einige ahnten freilich den versteckten Handel, wie er sich denn auch vom Bischof 5000 fl. für diese Aushilfe zahlen ließ. Die Knappen von Schwatz hielten ihn aber alles Ernstes für fähig, das Erzstift Salzburg einzunehmen und erboten sich, ihm dazu 5000 Knechte zu stellen, so wenig kannten sie seine wahre Gesinnung. Nach Trient sandte er einen Ehrenhold mit dem obersten Feldhauptmann Georg v. Freundsberg, und wollte es auch dort zum Schutz des Bischofs dahin bringen, daß die Stadt sammt den dazu gehörigen Gemeinden ihm persönlich als Fürsten von Oestreich und Grafen von Tirol Erbhuldigung leiste. Um die Trienter dafür zu gewinnen, versprach er ihnen eine gütliche oder rechtliche Entscheidung des Streites wegen der Ausfuhr ihrer Weine. Die Etschländer wurden vom Angriff auf einige Schlösser zu Gunsten des Adels abgemahnt, weil sie eigentlich dem Landesfürsten gehörten, und die Brixner durch Versprechungen milden Verfahrens auf einer Versammlung zu Neustift vermocht, einen Waffenstillstand zu machen. Als jedoch der Pfleger Brandeis das Schloß Rodeneck mit Kriegsknechten besetzte, sahen dies die Bauern als einen Bruch des Uebereinkommens an und achteten auch nicht mehr der ferneren Briefe des Erzherzogs, die jene Veste als landesfürstliches Eigenthum erklärten, ja die zu Pfeffersberg schmähten laut und öffentlich sein Siegel, einer zu Rodeneck ritt mit der Aufforderung umher, seine Commissäre todtzuschlagen, die Etschländer bemächtigten sich gegen hundert adeliger Schlösser.

Den Gemeinden von Thaur und Rettenberg in der unmittelbaren Umgebung von Hall, wo früher die wiedertäuferischen Prediger gewirkt, lag vor allem die Wahrung des neuen Evangeliums am Herzen. Wenn man ihre Supplication mit den 12 Artikeln der Bauerschaft vergleicht, die um die Mitte des März in Oberschwaben entstanden, scheint es unläugbar, daß diese auch den Tirolern vorlagen und als Richtschnur dienten. Dort wie hier ist es das erste und größte Anliegen, daß das Wort Gottes lauter und klar ohne menschlichen Zusatz verkündet werde. Die Verfolgung derjenigen, die ihm anhangen, gilt ihnen als die nächste Ursache des Aufruhrs, da der Mensch nicht wisse, was er thun oder lassen soll. S. fürstliche Durchlaucht wird daher gebeten, die vertriebenen Geistlichen wieder im Lande wohnen und predigen zu lassen; auch soll es der Gemeinde vergönnt sein, ihre Pfarrer selbst zu wählen und

Digitized by Google

einzusetzen. Die Supplication stimmt in diesen Forderungen oft fast wörtlich mit dem ersten jener 12 Artikel überein, die bald das allgemeine Programm der ganzen Bauerschaft wurden. Die übrigen Punkte paßte man dem Bedarf des Landes an. Auch hier wurde beim Verkauf, wie dort bezüglich des Todfalls, die Abschaffung des Auf- und Abzugs, des doppelten Zehents und der übermäßigen Grundzinsen, namentlich jener des Bischofs von Augsburg, die Beschränkung der Forstknechte, Freigebung des Vogel- und Fischfangs, ungehinderte Vertreibung des Rothwildes begehrt; der Rest der Beschwerden bezog sich theils auf die Verletzung des alten Herkommens in Besetzung der Aemter mit Fremden, Erhöhung des Schreib- und Siegelgeldes, Einmischung der Obrigkeiten in die Vergleiche der Gemeinden, Beseitigung der Geschwornen beim Strafverfahren, Errichtung von Weinschänken durch Richter und Gerichtsschreiber, Beseitigung der Fugger und anderer Kaufmannsgesellschaften, der vielen Zölle und des vergrößerten Maßes, so wie die Absperrung des trienter Weins, theils auf die neuesten Ereignisse, die Ausfuhr von Pulver, Büchsen und Geschütz und Heranziehung fremder Reiter. Auch die Ausschüsse des Inn- und Wippthales stellten als Ursache des Aufruhrs die Sorge des gemeinen Mannes um die lautere Verkündung des Evangeliums, „wie das der Text anzeigt", und den Eigennutz des dagegen wirkenden Klerus obenan und beklagten sich nebenher über die Theilnahme der Geistlichen an der Regierung und die Willkür des Schatzmeisters, der für sich allein alle Aemter leite und fremdes Kriegsvolk kommen lasse. Die Bergwerksverwalter zu Schwatz und das Gericht Freundsberg erklärten dagegen, daß sie ob solcher Empörung großes Mißfallen trügen und bereit wären, ihr mit ganzer Macht zu steuern, ebenso anhänglich lauteten die Eingaben aus Ehrenberg und Pusterthal. Am weitesten gingen die Beschwerden der Bauerschaft an der Etsch, die, nachdem sie bei einer Versammlung am 15. Mai beschlossen worden, Michael Gaißmayr selbst überbrachte. Alle Zinsen, mit Ausnahme der an den Landesfürsten, vor allen jene an Klöster und Pfarrer, sollten todt und ab sein, ebenso die Zölle, statt des Auf- und Abzugs, wie von Alters her, dem Grundherrn nur eine Ehrung mit einem Pfund Pfeffer gethan, und der Kornzehend der Gemeinde gereicht werden, doch nur so viel, als nöthig, um den Pfarrer davon zu unterhalten; diesen möge sie selbst ein- und absetzen. Vicare seien abgestellt, Edle und Unedle, Geistliche und Weltliche, müßten fürder vor dem gemeinen Richter Red und Antwort geben, die Weidenei, Jagd und Fischerei seien frei zu geben, kein vergrößertes Maß mehr zu dulden, insbesondere wurden die Aufhebung des Zolls in Ulten und das Verbot der Einfuhr von trienter Weinen gefordert.

Ferdinand versprach in seiner Antwort an die Gerichte Thaur und Rettenberg, daß er das heilige Evangelium klar und lauter nach christlichem Verstand, durch ehrbare, geschickte und fromme Priester wolle verkünden lassen; es schien,

Digitized by Google

als sei er mit ihrem Begehren völlig einverstanden; nur der Nachsatz, daß die Gemeinden jene zu strafen verbilflich sein sollten, die durch ihre Predigten zu unchristlichem Verstand, Aufruhr und Widerwillen unter dem Schein des Evangeliums aufreizen, ließ seine wahre Meinung durchblicken. Jedenfalls wollte er aber die Herstellung einer guten christlichen Ordnung auf einen um Martini zu haltenden gemeinen Landtag aller Erblande verschieben, da diesen sämmtlich daran läge. Auf die Beschwerde wegen der Besetzung der Regierung mit Fremden wurde das Versprechen ertheilt, an den Landesfreiheiten festzuhalten, einen Doctor oder zwei erfordere aber die Nothdurft, da in Sachen der vordern, wälschen und görzischen Lande nach dem kaiserlichen geschriebenen Rechte zu erkennen sei. Bezüglich des Auf- und Abzugs, Schreib- und Siegelgeldes, des gerichtlichen Verfahrens und der Kaufmannsgesellschaften wurde auf den nächsten tiroler Landtag und die bereits verfaßte Landesordnung, der Zinsen, Zehenten, des Fischens und des trienter Weins halber auf die alten Rechte gewiesen, nur der Vogelfang freigegeben und verstattet, das Rothwild aus den Gründen wegzujagen, die Entscheidung wegen des Zolles zu Innsbruck den Gerichten überstellt, das Wegführen des Pulvers und der Büchsen mit der nöthigen Bewaffnung von Kufstein und Rattenberg gerechtfertigt und die Versicherung ertheilt, daß das fremde Kriegsvolk Befehl zum Rückzug erhalten habe. In den meisten Dingen sollte es beim Alten bleiben, der Zugeständnisse waren wenige und unbedeutende. Kein besseres Ergebniß hatte der „eilende Tag", wozu der Erzherzog die Gerichte von Ober-, Unterinn- und Wippthal, die drei Herrschaften Rattenberg, Kufstein und Kitzbüchel und die Bergwerksgenossenschaften von Schwatz, Sterzing, Gossensaß und Schneeberg auf den 23. Mai nach Innsbruck berief. Die meisten Beschwerden wurden auch hier auf den Landtag verwiesen.

Um für diesen „einen gleichhelligen christlichen Verstand" zu erzielen, hielten die Aufständischen vom 22. Mai bis 1. Juni eine Vorberathung in Mieran, an der trotz der Abmahnungen des Erzherzogs und des innsbrucker Ausschusses die meisten Städte und Gerichte Südtirols, einschließlich der Fürstenthümer Trient und Brixen theilnahmen, nur die Pusterthaler ließen sich durch das Verbot abhalten. Die 106 Artikel, die hier beschlossen wurden, sind größtentheils eine weitere Ausführung jener Beschwerden der Bauernschaft an der Etsch und enthalten eine vollständige Aufzählung aller Reformen, die für Tirol gewünscht wurden. Nicht gegen den Landesfürsten waren sie gerichtet, einzelne Anordnungen zeugen vielmehr von der alten Anhänglichkeit, wohl aber gegen den Klerus, die Hofbeamten des Erzherzogs, die Richter und Rechtsanwälte. Das ganze Land mit allen Pfandschaften und dem Einkommen der Bischöfe und Klöster sollte Sr. fürstlichen Durchlaucht gehören, dafür aber auch „die Gesellschaft Tirol" frei sein". Kein Bisthum, sondern nur ein Pfarrer in

jedem Gericht, kein Frauen- oder Bettelkloſter, im Uebrigen nur 1—3 Stifte wollte man mehr dulden, die Aufnahme ſelbſt in dieſen beſchränken und nur ſolche Ordensleute und Laienprieſter zulaſſen, die im Predigen des Wortes Gottes ohne allen ungegründeten Zuſatz geſchickt, ehrbar und dem Trunke nicht ergeben ſind. Den Geiſtlichen wurde unterſagt, mehr als ein Beneficium zu beſitzen, der Pfarrer ſollte von der Gemeinde gewählt ſein, am Orte ſelbſt ſeinen Sitz haben und kein Ordensmann dazu befähigt ſein. Die Stolgebühren wurden abgeſchafft, der Ueberſchuß geiſtlichen Einkommens zur Gründung von Krankenanſtalten und zum Unterhalte der Hausarmen beſtimmt.

Was dieſe Leute unter Freiheit begriffen, beſtand zunächſt in gleichem Recht für alle. Sämmtliche Bewohner eines Gerichts ſollten vor demſelben Stab Recht nehmen, im ganzen Lande nur ein Brauch gehalten, alle Statuten und Gebräuche an einzelnen Orten abgethan ſein. Die Wahl, Ein- und Abſetzung der Richter, Gerichtsſchreiber und Frohnboten war den Gemeinden, nur die Beſtellung der Beamten zur Eintreibung der landesfürſtlichen Einkünfte dem Erzherzog eingeräumt, andere Rentenverwalter (Pfleger) dachte man aufzuheben, ebenſo die Antheile der Richter an den Strafen. Betreffs der Regierung zu Innsbruck war feſtgeſetzt, daß ſie mit ehrlichen Landleuten, nicht mit Fremden, Geiſtlichen oder Doctoren beſetzt, und alle Handlung ſogleich und mündlich vorgenommen werde. Insbeſondere ſprach ſich der Unwille gegen den Landeshauptmann Leonhard v. Vels und den Schatzmeiſter Salamanca aus. Man drang auf Entfernung des erſteren von ſeiner Stelle, die nicht wieder zu beſetzen wäre, gegen den letzteren war in einem eigenen Artikel ausgeſprochen, daß er, ſeine Freunde, Diener und Anhänger gänzlich aus dem Lande gewieſen und alle ſeine Schlöſſer, Gerichte und Herrſchaften dem Erzherzog eingeantwortet werden. Die Fugger, Hochſtetter, Welſer und andere Kaufmannsgeſellſchaften, ſie ſeien klein oder groß, wollte man abgeſtellt haben, damit die Waare wieder den rechten Preis erhalte; fremdes Volk war nicht mehr ohne Erlaubniß des Bürgermeiſters oder Richters in den Städten zu dulden, auch mußte es geloben, nicht wider Se. Durchlaucht und das Gericht zu ſein. Um das bürgerliche Weſen in guter Einigkeit zu erhalten, dachte man alle Bürger dem Landesfürſten und der Obrigkeit ihren Eid erneuern zu laſſen, die Widerſpenſtigen ihrer Bürgerrechte zu entſetzen und in den Städten nicht mehr zu leiden. Die Leibeigenſchaft, die Roboten, Holzfuhren, Vogtei- und Schaltjahrzinſen, das Siegelgeld, alle unbilligen Zölle ſollten in der ganzen Grafſchaft Tirol ab und das Wild, Geflügel, die Fiſcherei und Weide frei ſein.

Am 11. Juni begann der Landtag zu Innsbruck, der als ein „offener" oder allgemeiner angekündet war. Das Recht auf dieſem zu erſcheinen ſtand neben den ſouveränen Biſchöfen von Trient und Brixen und den Abgeordneten ihrer Dom-

Digitized by Google

kapitel den tirolischen Prälaten, Pröbsten, Aebtissinnen und dem Deutschordenscomthur, dann allen immatriculirten Adeligen, Städten und Gerichten zu. Nach der Prüfung der Vollmachten hatten sie unter Vorsitz des Landmarschalls den großen Ausschuß von 40 und den kleinen von 8 Mitgliedern zu wählen, die dann über die vom Landesfürsten beantragten Gegenstände unter einander berathen und ihr Gutachten dem Landtag zur Entscheidung nach Curien vorlegen sollten. Von den Bischöfen war diesmal keiner erschienen, da beide, jener von Brixen sogar nach seiner Herrschaft Veldes in Krain, flüchtig geworden, auch die übrigen vom Klerus durften ihre Sitze nicht einnehmen, weil die Bürger und Bauern weder sie noch den Adel zulassen wollten. Gleich anfangs wurden sie darüber einig, von der Wahl der Ausschüsse und der Abstimmung nach Curien abzugehen; mit dem Adel kam es aber nach zweitägiger Verhandlung zu einem Vergleiche, wodurch sich dieser verpflichtete, in allen ziemlichen und billigen Sachen zu ihnen zu halten. Das dagegen ergangene Verbot des Fürsten hatte keine Wirkung, da ihm keine Macht zum Schutze der Ritterschaft zur Verfügung stand und diese aus dem Lande verjagt zu werden fürchtete. Am meisten war der Bauer über Salamanca erbost, wenn man ihn hörte, hatte er die Empörung nur gemacht, um diesen zu vertreiben. Ferdinand hing an diesem Günstling wie an seinem besten Freunde, tagtäglich wechselte er mit ihm, der sich in Schmiehen, einer fuggerschen Herrschaft im Gerichte Landsberg, verborgen hielt, insgeheim Posten, einige von der Landschaft drangen in ihn, sich seiner zu entschlagen, aber vergebens. Er sann nur darauf, die Bauern durch Begütigung hinzuhalten, bis die Dinge im Reiche eine andere Wendung nähmen. Die Allgäuer, mit denen er sich durch einen zu Füssen errichteten Vertrag geeinigt alle ihre Beschwerden gegen die Herren auf einem Tag zu Kaufbayern entscheiden zu lassen, gingen in ihrem Zutrauen so weit, sich bei ihm Abgeordnete von den ihnen freundlich gesinnten Städten Meran, Hall und Glurns zu erbitten, was er dann freilich versagte. Schon lange hatten jene mit den Tirolern und Salzburgern ein Bündniß verabredet, ihre Sache gemeinschaftlich zu führen, dies ließ in Ferdinand, der davon Kenntniß hatte, den Entschluß entstehen, sich des Erzstiftes für den Bischof zu bemächtigen. Er hatte bereits Boten zu ihm geschickt, sich seiner Zustimmung zu versichern, nichts schien leichter, als die Rebellen auf diese Weise zur Ruhe zu bringen, doch eben der Verdacht einer Gebietserweiterung erweckte die Eifersucht der bayerischen Herzoge. Gleich bei Eröffnung des Landtags sandten sie vier Abgeordnete nach Innsbruck, um die Maßnahmen gegen Salzburg wahrzunehmen, während sie vorgaben, nur ihre Herzoge gegen den Vorwurf der Wiederaufnahme des Krieges mit den Allgäuern rechtfertigen und die Tiroler der guten Nachbarschaft Bayerns versichern zu wollen. Ihre Berichte an den Hof zu München geben ein treues Bild von der den Ständen gegenüber beobachtenden Haltung Ferdinands.

Digitized by

Die Landschaft hatte den Erzherzog ersucht, ihre Beschwerden anzuhören, und als sich dieser hierauf am 22. Juni in Begleitung seiner Gemahlin, der Botschafter der bayerischen Herzoge und des schwäbischen Bundes in ihre Mitte begab, las ihm der Bürgermeister von Innsbruck jene 106 meraner Artikel vor, mit der Bitte, sie entweder allein oder gemeinschaftlich mit den Gesandten in Erwägung zu ziehen, nur die Einmischung des Kaisers wollte man beseitigt wissen. Am Ende trug er noch mündlich auf Vergebung alles Geschehenen an. So unterwürfig auch dies alles lautete, die Gemüther waren deshalb nicht weniger aufgeregt, und man konnte schon von den Bauern hören, daß sie bei einer abschlägigen Antwort auf die Entfernung der mit Salamanca einverstandenen Räthe dringen und im Verweigerungsfalle einige Gerichte aufbieten und sie festsetzen würden. Gleichwohl ließ sich der Erzherzog, den der Klerus nicht umsonst seine „einzige Zuflucht" nannte und mit Bitten bestürmte, in seiner am 27. Juni der Landschaft vorgelesenen Antwort in einem sehr strengen Tone vernehmen. Er warf den Städten und Gerichten vor, daß sie trotz der Annahme des jüngsten Landtagsabschiedes und der aus Meran erfolgten Zusage, nichts Unbilliges zu begehren, in seine fürstlichen Hoheitsrechte eingreifen, einen neuen Gerichtszwang einführen und alle Stände gleich machen wollten, woraus eine unsägliche Zerrüttung entspränge. Am meisten schmerzte ihn, daß der ganze geistliche Stand, der seit Menschengedenken mit den andern so treuliches Mitleid getragen, nebst allen alten Stiftungen abgethan, und wider deren Güter und Freiheiten, wofür sie von seinen Vorfahren Brief und Siegel erhalten, gehandelt werden sollte; ohne Vorwissen des Kaisers könne er, da er blos Gubernator sei, keine neuen Statuten und Ordnungen machen. Die Hebung der Mängel und Gebrechen der Geistlichen, wenn sie auch etwas größer als in anderen Ständen, sei nicht Sache eines einzigen Landes, der Bischof von Trient so wie jener von Brixen sei ein Fürst des Reiches, der Graf von Tirol ihr Schirmvogt, die auswärtigen geistlichen Fürsten, Prälaten und Gotteshäuser, die hier Güter besäßen, ständen unter dem Schutz des Kaisers, auch widerst ebe es dem heiligen Evangelium, jemanden seines Besitzes mit Gewalt zu entsetzen. Er rieth daher, die Ankunft des Kaisers abzuwarten oder eine Botschaft an ihn zu senden und sich mit dem Adel auszugleichen. Eine allgemeine Amnestie stellte er zuletzt mündlich erst dann in Aussicht, wenn man die aufrührerischen Bündnisse aufgegeben, ihre Hauptleute sich unterworfen, die Feindseligkeiten eingestellt und die eingenommenen Schlösser und Güter geräumt wären.

Die Stände dankten in ihrer Erwiderung für den gnädigen Nachlaß der Strafe, meinten aber, durch den letzten Abschied seien von ihren Beschwerden noch viele unerledigt geblieben. Die Abstellung dieser könne man um so eher vom Erzherzog erwarten, als er in vielen Landessachen sich als Gubernator so benommen, daß jene wohl in seiner Macht liegen müsse. Die Unterthanen

Digitized by Google

von Trient und Brixen seien von ihren Fürsten verlassen, es zieme also dem Erzherzog als ihrem Schutzherrn, ihnen zu helfen, auch könne man Besitzungen der auswärtigen Geistlichkeit im Lande schon wegen ihres Strebens, sich den weltlichen Gerichten zu entziehen, nicht dulden, in der Grafschaft Tirol wolle man nur nach einem Landesbrauch Recht nehmen und die vielen Abweichungen davon seien nicht die geringste Ursache der Empörung. Niemand werde Sr. fürstlichen Durchlaucht wehren, in ihrem Lande bis auf ein allgemeines Concil oder die Entscheidung der Reichsstände Ordnung zu machen. Die Rückstellung der besetzten Schlösser und weggenommenen Fahrnisse, Entlassung der Hauptleute und Auflösung des Bündnisses könnten erst nach Erledigung aller Beschwerden erfolgen, man sei jedoch bereit, das Stift Brixen, das der Erzherzog schon in Besitz genommen, bis zur weiteren Austragung der geistlichen Sachen in seinen Händen zu lassen.

Bei Verfassung dieser Antwort war den Städten und Gerichten auch der Adel behilflich, der aus Furcht vor den Bauern selbst in jene Punkte willigte, die ihm offenbar zum Nachtheil gereichten. Es fruchtete daher gar nichts, daß sich der Erzherzog insgeheim bemühte, die Ritterschaft wieder auf seine Seite zu ziehen; wenn er auch einige Pässe und die Feste Kufstein inne hatte, zu einem Krieg im Gebirge fehlte es ihm an Fußvolk. Die Angst, die man bei Hofe vor den Bauern hatte, beweisen unter andern die am 26. Juni von der Erzherzogin unternommene Wallfahrt zum h. Blute nach Seefeld, die, weil man in ihr eine Silberlieferung für Salamanca sehen wollte, bald einen Auflauf erregt hätte, und die am 5. Juli an den Herzog Wilhelm von Bayern gesandte Botschaft, wodurch dieser ersucht wurde, nach dem Abzug der Aufständischen von Memmingen auch den Truchseß stillestehen zu lassen, damit der Erzherzog aus den Bergen komme. Die Bauern kannten bereits diese seine Absicht und fürchteten die Herbeiziehung von Reisigen, worüber auf der am 2. Juli zu Thaur gehaltenen Versammlung viel Geschrei erhoben wurde. Ferdinand glaubte dieser Aufregung nicht besser begegnen zu können, als dadurch, daß er Tags nachher sich öffentlich etliche von der Landschaft als Begleitung zu dem Tage nach Kaufbayern erbat, wo er das den Allgäuern gegebene Versprechen lösen müsse. Zu gleicher Zeit ließ er auch wieder in Gegenwart seiner Gemahlin und der Gesandten die Antwort auf obige Erwiderung den Ständen vorlesen. Sie lautete betreffs der geistlichen Dinge noch immer ablehnend, wiewohl er sich in weltlichen schon zu bedeutenden Zugeständnissen herbeiließ und einige Tage später die ihm vorgeschlagene neue Landesordnung genehmigte. Freilich wurde auch diese mit dem Beisatze eingeleitet, daß sie den gemeinen Landesfreiheiten unschädlich und ihre Verminderung oder Vermehrung mit Vorwissen der Landschaft vorbehalten werde. Lieber hätte er die Bauern für ihre unerhörte Auflehnung gestraft, doch auch die bayerischen Gesandten riethen zur Mäßigung, ja sie hielten selbst

Digitized by

seine Person für gefährdet, wenn er auf die noch unerledigten Artikel nicht eine gnädige Antwort gäbe.

Die neue Landesordnung beruhte, insofern sie Vorschriften über das gerichtliche Verfahren enthielt, im Gegensatz zum Kaiserrecht und mißliebigen römischen „auf Gebrauch und Herkommen". Ueber bürgerliche Streitsachen wurde in den Städten nach ihren Freiheiten von Rathsmännern, auf dem Lande von Geschwornen Recht gesprochen, betreffs der Appellation aber, je nachdem die Gerichte den Landesbrauch angenommen oder bei ihren Statuten geblieben, nach jenem oder diesen vorgegangen. Die Adeligen, die kein Gewerbe trieben, behielten ihre eigenen Gerichte in Innsbruck, Meran oder Bozen nach Maßgabe ihres Wohnsitzes. Den Rechtsanwälten beließ man die von Maximilian festgesetzten Taxen, bestimmte das Siegelgeld wie vor Alters, gab für den Schreiberlohn neue Vorschriften und stellte die Sterbtaxe sowie das einigen Klöstern gegebene Besthaupte gänzlich ab. Auch bei Verlassenschaften war der alte Landesbrauch maßgebend, und dem mit einem lebenslangen Nutzgenuß Bedachten blieb noch immer die Wahl vorbehalten, ob er diesen oder das Eigenthum des dritten Theils des ganzen Nachlasses nehmen wollte. Dem Verlangen nach Reformen wurde insbesondere in Sachen der öffentlichen Verwaltung und der Bodenlasten Rechnung getragen. Man führte im ganzen Lande mit Einschluß der beiden geistlichen Fürstenthümer gleiches Maß und Gewicht ein, erneuerte das alte Verbot des Vorkaufs von Eß- und anderen Waaren bei Strafe der Fälligkeit, unterwarf wucherliche Darleiher dem Verluste des Geldes oder noch strengeren Bußen und setzte die besonderen Begnadbriefe, welche die Zünfte zur Steigerung ihres Arbeitslohnes benutzten, außer Kraft. Ebenso wurden einige Zölle im Pusterthal abgeschafft. Der gewerbtreibende Adel mußte von nun an zu den Gemeindelasten gleich den Unadeligen beisteuern. Die Ueberbürdung der Bauerngüter sollte vor allen durch eine gerichtliche Untersuchung erhoben und nach deren Gutachten die Abgaben zeitweilig oder für immer vermindert werden. Hierbei machten die Urbarialbücher als einseitige Aufschreibungen des Zinsherrn keinen Beweis mehr, die Verleihung mußte von nun an nach Landesrecht geschehen. Der Auf- und Abzug wurde, wo nicht eine geringere Ehrung gebräuchlich, auf ein Pfund Pfeffer beschränkt, zweifache oder Wispelzinsen und der kleine Feldzehent für Rüben, Grünmabd, Obst und Hühner, sowie auch Roboten, die nicht verbrieft und seit 50 Jahren erweislich waren, ganz aufgehoben, Afterzinsen als ablösbar erklärt, Weysathen (Abgaben von Nahrungsgegenständen) erhielten einen mäßigen Geldanschlag, in Fehljahren trat ein bestimmter Nachlaß ein. Die Jagd von Roth- und Schwarzwild, Fasanen und Federspiel, nämlich Falken und Habichten, blieb zwar in der Regel verboten, erstere war jedoch, wo es die Nothdurft erforderte, nach vorläufiger Bitte und Anzeige und zur Abwendung von Schaden, also ausnahmsweise gestattet, un-

Digitized by Google

bedingt endlich die Haltung von Hunden, Vertreibung des Wildes aus den Gütern und Erlegung der Raubthiere. Die Fischerei wurde außer den Bächen zu des Hauses Nothdurft freigegeben. In den Vorschriften über peinliches Recht bemerkt man mit einiger Befriedigung, daß das Geständniß auch „ohne Marter" vor 5 oder 7 ehrbaren Männern wiederholt werden mußte und gegen das Strafurtheil der Geschwornen nur eine Nullitätsbeschwerde, aber keine Appellation zulässig war. Der Gefahr eines Aufstandes sollte durch die „Empörungsordnung" vorgebeugt werden, wobei es vorzüglich auf Verhütung des Glockenstreichs, des Schießens bei Nachtzeit und die sofortige Abstellung der Unruhen durch die Viertelmeister und die ihnen zugeordneten Beisitzer abgesehen war.

Die Beschwerden gegen die Geistlichen hatten im neuen Gesetz keine Erledigung gefunden, weshalb der Bürger- und Bauernstand am 16. Juli ein schließliches Begehren überreichte, worin auf der Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde und deren Bestätigung durch den Erzherzog als dem geringsten Zugeständniß bestanden wurde. Ferdinand mußte sich, wenn er anders aus dem Lande kommen wollte, auch in Bezug hierauf zur Nachgiebigkeit verstehen; wie sehr ihm aber diese vom Klerus verargt wurde, zeigt der Vorwurf des Amtmanns des Klosters Neustift, des Chronisten Kirchmayr, daß er Sachen gegen die Vernunft und die guten Sitten, nämlich das, was damals die Rechtgläubigen dafür nahmen, bewilligt habe. Freilich galt die diesfällige „Ordnung des geistlichen Standes" nur bis zum nächsten Concil, und wie wenig man ernstlich daran festzuhalten dachte, zeigt, daß sie nicht einmal gleich der Landesordnung in Druck erschien. Durch die daselbst den Gemeinden betreffs der Wahl und Absetzung der Geistlichen eingeräumten Rechte, wobei sich der Landesfürst nur die Bestätigung vorbehielt, war offenbar das Ordinationsrecht der Bischöfe und die Weihe als Sacrament verworfen, für ebenso ketzerisch hielt man die Unterwerfung des Klerus in weltlichen Rechtshändeln unter die Gewalt des ordentlichen Richters und die Befreiung der Laien vom geistlichen Gerichtszwang, nur die Ehesachen und die Kirchenpolizei waren davon ausgenommen. Zur Steuerung der Klagen über eingeschlichene Mißbräuche sollte der Pfarrer fortan im Sprengel der betreffenden Gemeinde seinen Sitz nehmen, für Sacramente und Begräbnisse kein Entgeld abheischen und bei Seelenmessen niemand übernehmen. Stiftungen und der Geistlichkeit verkaufte Güter waren fortan für immer einlösbar, desgleichen die den Klöstern vermachten Liegenschaften, sie durften dafür nur eine jährliche Gabe empfangen; die Verhandlung über den Nachlaß der Geistlichen wurde der weltlichen Obrigkeit übertragen, in Ermangelung von Erben traten als solche der Landesfürst, die Kirchen und Hausarmen ein. Die Steuerfreiheit des Klerus war aufgehoben und keinem seiner Mitglieder gestattet, ein Gewerbe, namentlich eine Wirthschaft, zu treiben oder Wein aus-

Digitized by Google

zuschänken. Nur in einigen Dingen bestand Ferdinand auf Beibehaltung des alten Brauches, wie z. B. rücksichtlich des Sammelns der Bettelorden, das er ihnen auch für die Zukunft erlaubte, da durch dessen Verbot jeder geistliche Orden von selbst abgethan wäre.

Kaum war der Landtag mit dieser letzten Entscheidung geschlossen, so eilte der Erzherzog noch im Juli aus den Bergen, ritt nach Augsburg, um dort den schwäbischen Bund gegen die rebellischen Salzburger anzuspornen, und später nach Tübingen, wo er durch seinen Statthalter den Markgrafen Philipp Verhandlungen mit den Bauern in Vorderösterreich einleitete. In Tirol hatte er noch während des Landtags seine Commissäre ins Fürstenthum Brixen gesandt und sich als dessen Schirmvogt im Einverständniß mit dem Bischof am 25. Juni in Bruneck huldigen lassen. Ebenso nahm er die Deutschordenshäuser zu Bozen, Lengmoos und Schlanders „bis auf gemeine Reformation" zu Handen. Brixen und viele Schlösser des Stiftes waren aber von den Aufständischen besetzt, die nicht weichen wollten. In der bischöflichen Burg lag Gaißmayr, der oberste Hauptmann des Bundes an der Eisack, der sich einen „Mehrer des fürstlichen Kammerguts" nannte und nur zu Gunsten des Erzherzogs zu handeln vorgab, mit 200 Knechten und hatte sich des aufgefundenen Silbers bemächtigt, zu dessen Rückstellung er vergeblich aufgefordert wurde. Nicht minder widerspenstig ließen sich die Brixener selbst an; denn als sie ihr Bischof von dem mit den Städten und Gerichten zur Aufhebung der geistlichen Herrschaft geschlossenen Bündniß abmahnte, ertheilten sie ihm am 5. Juli eine sehr frostige Antwort. Erst auf den Erlaß des Erzherzogs vom 21. Juli, womit er die förmliche Besitzergreifung des Stiftes verkündete, den Georg von Firmian zum Verwalter, den Hauptmann Anton v. Brandeis zu dessen Stellvertreter ernannte und nur noch die geistliche Gerichtsbarkeit dem Bischof vorbehielt, gab man sich aus Furcht vor strengeren Maßregeln in Brixen wieder zur Ruhe und nahm daselbst wie auch in Neustift und Klausen den von den landesfürstlichen Commissären verkündeten Landtagsabschied an. Nur die Gerichte um Brixen verweigerten noch die Herausgabe der eingenommenen Häuser und Schlösser, und einige Gemeinden an der Eisack wollten die Annahme der Landtagsbeschlüsse verzögern; als aber mit der am 15. Juli erfolgten Auflösung des 20,000 Mann starken Heeres der Allgäuer alle Hoffnung auf die Hilfe der dortigen Bundesgenossen verschwunden war, sank auch Gaißmayr und seinen Hauptleuten der Muth. Er selbst legte den Befehl nieder, fügte sich der Vorladung nach Innsbruck, und die meisten Gemeinden Deutschlands unterwarfen sich auf die Bekanntmachung Ferdinands, daß diejenigen Gerichte, welche mit der Anerkennung der Beschlüsse säumten, die Begnadigung verwirkten.

Die in Innsbruck zurückgelassenen Statthalter traten nun alsbald entschiedener auf. Unter den deutschen Gemeinden wagten es nur wenige, wie

Digitized by Google

Steineck, Deutschnofen, Vels, Kastelruth, Pfeffersberg und Tisens, neue Verbindungen einzugehen; drohender sah es in Wälschtirol aus, das auch an Venedig einen starken Hinterhalt gewinnen konnte. Schon anfangs Juli hatten jene von Castelfondo ihren Gerichtsherrn v. Thun entsetzt und die von Nomi bei Caliano den Richter Peter Busy in einem Taubenschlag verbrannt; nun hielten auch wieder die Bewohner von Malè aufrührerische Versammlungen, setzten neue Beamte ein, zogen unter ihren Häuptlingen Simon v. Padello und Nicolo del Victor in bewaffneten Haufen umher; die Gerichtsleute von Strigno ermordeten den dortigen Hauptmann, überfielen das fürstliche Schloß Ivano und nahmen den ihnen zugesandten landesfürstlichen Commissär gefangen. Die Gerichte von Valsugan, Nons- und Sulzberg verbündeten sich unter einander, zogen gegen Trient, schossen in die Stadt, lenkten die Etsch ab und verheerten das umliegende Land durch Raub und Plünderung. Schon hatten sie sich bei einer Versammlung geeinigt, die zur Verkündung des Landtagsabschieds abgeordneten Commissäre einzufangen und todt zu schlagen. Da bot man anfangs die Landesvertheidigung auf, weil man aber den Gerichten im Etschland nicht traute und ihnen deshalb freistellte statt des Anschlags Geld zu geben, wurden später 1500 Knechte unter Wittembach in Sold genommen und mit landesfürstlichen Commissären nach Trient geschickt. Das kleine Häuflein vermochte der vielen Aufständischen nicht Herr zu werden, die Statthalter schrieben daher ein Zwangsanlehen aus, vertheilten es auf das Stift Brixen, die Städte, Klöster und Kirchen, ließen das vorräthige Gold und Silber daselbst verzeichnen, bewerthen und das entbehrliche gegen Schuldscheine abheischen und warben eine neue Schaar von 2000 Mann, die unter Thomas von Freundsberg und Sigmund v. Brandeis nach dem Schauplatz des Kampfes zog. Theils durch die einzelnen kleinen Gefechte, in denen die Bauern ihre Kräfte versplitterten, theils durch den Schrecken vor den schauderhaften Strafen, die an den Gefangenen vollzogen wurden, lichteten sich ihre Reihen allmählig. Nasen- und Ohrenabschneiden, Viertheilen, Spießen, Verbrennen waren die Mittel, wodurch man die milde Herrschaft des Krummstabs wieder befestigte; einigen riß man bei lebendigem Leibe das Herz aus; dem Steinmetzmeister Philipp, der den Bauern das Schloß von Trient binnen drei Tagen niederzureißen und zu schleifen versprach, wurden, nachdem ihn der Henker vor dieses hingeführt, die Augen ausgestochen; keiner, deren man habhaft wurde, entrann ohne Brandmal auf der Stirne. Am 15. September erschien eine Strafordnung, welche die Rädelsführer nach dem Kriegsgericht mit dem Strang zu richten, an Bäumen aufzuknüpfen, ihre Häuser niederzureißen und andere besonders Schuldige zu köpfen befahl. Die übrigen sollten an ihrem Vermögen mit drei vom Hundert gebüßt, zu Schadenersatz und Ablieferung der Waffen verhalten, den Entflohenen Weib und Kinder nachgesandt und ihre Habe eingezogen werden. In jedem

Digitized by Google

Gericht des Fürſtenthums Trient war befohlen einige Anführer zu hängen, damit ein ander Mal nicht ſo leicht zur Empörung gegriffen werde. Nachdem die Belagerer ſich zerſtreut hatten, ging es an die Beſtrafung jener von Nomi, Valſugan, Nonsberg und Primör, wovon ſich jedoch viele ins Venetianiſche gerettet. Erſt zuletzt trat man an die deutſchen Gemeinden heran, bei denen trotz des Mißtrauens in die Unparteilichkeit der Geſchwornen wieder das ordentliche Verfahren in Anwendung kam. Auf die Theilnahme an der Befreiung des Peter Paßler fand man die Amneſtie nicht anwendbar, ſechs der Betreffenden wurden auf dem Platz zu Brixen enthauptet. Andere befragte man peinlich und zwang ſie zum Schwur, ſich nicht mehr zu empören. Endlich im December, als zur Abſchreckung eine beträchtliche Anzahl geopfert, und die Flüchtigen mit den nach allen Seiten ausgegangenen Erſuchſchreiben nicht eingebracht werden konnten, begnügte man ſich mit Vermögensſtrafen und begnadigte ſelbſt zum Tode Verurtheilte zu Geldbußen. Mit der politiſchen wurde auch die religiöſe Bewegung geſtillt, nur zu Meran, Sterzing und im Thale Lüſen zeigten ſich noch ein paar Verkünder der neuen Lehre, in Klauſen ſoll ſogar Karlsſtadt gepredigt, ſich aber nach kurzem Aufenthalte ſchon im September geflüchtet haben.

Der Gefährlichſte aller Entronnenen war Michael Gaißmayr. Er wurde wegen Aufreizung der Nachbargemeinden von Brixen gegen den Landtagsabſchied zur Rechenſchaft gezogen und gelobte eidlich, ſich nicht aus Innsbruck zu entfernen, entwich jedoch angeblich wegen der Nachſtellungen des Klerus am 27. September nach Klöſterlein in der Schweiz. In einer von dort aus erlaſſenen Vertheidigungsſchrift erklärte er, das ſichere Geleit ſchütze ihn nicht vor den Geiſtlichen, und drohte mit der Hilfe von achtzehn Städten und Gerichten an der Eiſack, die ihm Gewährſchaft angeboten. Nachdem er mit Venetianern und Franzoſen auf Verhandlungen eingetreten, um mit ihrer Hilfe Tirol zu erobern, die Ausführung dieſes Planes ſich aber in die Länge zog, wollte er mit mehren Bauern aus Brättigau, Davos und flüchtigen Schwaben in Tirol einfallen, das Städtlein Glurns bei der Oſtermette überrumpeln, ſich des dort verwahrten Pulvers, Geſchützes und Waffenvorraths bemächtigen und durchs Vintſchgau nach dem Etſchthal ziehen, wo er mit dem Glockenſtreich alles in Aufruhr zu ſetzen dachte. Um die Bauern darauf vorzubereiten, ſandte er einen Aufruf voraus, ermahnte ſie darin, mit Gut und Blut zuſammenzuſammenzuſtehen, und entwarf in 28 Artikeln die Grundzüge einer neuen Ordnung. Vor allem ſeien die Ehre Gottes und der gemeine Nutzen zu ſuchen, die gottloſen Menſchen, die das Evangelium verfolgen, zu verjagen und eine neue ganz chriſtliche Satzung aufzurichten. Zu dieſer zählten die Aufhebung der Freiheiten, die wider das Wort Gottes ſind und das Recht fälſchen, die Abſchaffung der Meſſe, die „ein Gräuel vor Gott und ganz unchriſtlich“ und

Digitized by Google

die Beseitigung der Bilder und aller Kapellen, die keine Pfarrkirchen. Der Rest behandelte weltliche Dinge und sollte dem gemeinen Manne Schutz gegen das noch nicht gehobene Unrecht gewähren. Die Ringmauern der Städte und Schlösser wollte er abbrechen, nur Dörfer durften fürder im Lande bestehen. Auch die Pfarren und Gerichte mußten besser eingetheilt, in jeder Gemeinde acht Richter bestellt, jährlich neu gewählt, alle Montage Gericht gehalten und die Richter, Schreiber und Redner vom Lande besoldet werden. Der Sitz der Regierung wurde nach Brixen verlegt, dahin jede Appellation gezogen, und eine hohe Schule dort beantragt, die drei des Gotteswortes kundige Männer für die Regierung zu stellen hatte. Alle Zinsen, die Zölle im Innern und die Klöster dachte er aufzuheben, nur die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse mit einer Abgabe zu belegen, die Prediger vom Zehenten zu erhalten, den Ueberrest unter die Armen zu vertheilen, die Klostergebäude selbst und die deutschen Häuser in Spitäler zu verwandeln. Mit der Austrocknung der Moose und Auen zwischen Meran und Trient wollte er die Gesundheit und den Ackerbau zugleich fördern und dem Mangel an Getreide durch dessen Anpflanzung, wie in der Lombardei, abhelfen. Endlich sollten alle Kaufmannschaften abgeschafft, Handwerke und Gewerbe an einen Mittelpunkt verlegt, die Preise in- und ausländischer Waaren nach einer Taxe festgestellt, der Bergsegen zu Handen des Landes genommen, nur eine schwere Münze geduldet, und ein oberster Hauptmann über das Kriegswesen, die Wasserbauten, Wege, Brücken und Landstraßen gesetzt werden. Man sieht daraus, daß die Reformen des Erzherzogs vielen Grundübeln nur halbwegs oder gar nicht gesteuert hatten. Gaißmayr hob sie hervor, um sich Parteigänger zu werben; seine Verbindungen verzweigten sich ins Oberinnthal und Vintschgau, nach dem Nonsberg und Sterzing. Die Regierung entdeckte sie aber noch rechtzeitig, namentlich den Briefwechsel mit seinem Bruder Hans, der sofort eingezogen, darüber verhört und zu Innsbruck im April 1526 geviertheilt wurde. Auch waren ihm die Davoser eben zur Zeit des beabsichtigten Einfalls abtrünnig geworden, und als er hierauf Ende April mehre Flüchtlinge nach Trogen zu einer Versammlung beschied, wurden die meisten von den Appenzellern im Namen des Erzherzogs gefangen genommen, Gaißmayr selbst entrann nur mit Mühe einem gleichen Schicksal.

Seine Blicke waren jetzt auf Salzburg gerichtet, wo sich die Pinz- und Pongauer neuerdings gegen ihren Erzbischof erhoben hatten. Im Mai traf er mit drei Fähnlein Landsknechten in ihrem Lager vor Radstadt ein und trat, nachdem der frühere oberste Hauptmann Setzenwein wegen Verraths in die Spieße gejagt worden, an dessen Stelle. Mehre Wochen lang neigte sich das Glück den Bauern zu; als aber der schwäbische Bund seiner früheren Kriegshilfe für den Erzbischof eine bedeutende Verstärkung nachschob, gab Gaißmayr ihre Sache für verloren und zog in der Nacht vom 1. Juli mit 1600 Mann

über den rauriſer Tauern nach Tirol, wo er durch das Puſterthal bis zur mühlbacher Klauſe unweit Brixen vordrang. Hier ſchlug ihn mit dem eilends zuſammengerafften Aufgebot der Ritter Caſpar von Künigl und verfolgte ihn mit dem nachgerückten Georg v. Freundsberg durch Enneberg und Buchenſtein, bis er bei Agordo auf das Gebiet von Venedig übertrat. Die Republik hieß ihn mit ſeinem ganzen Volke willkommen und ſetzte ihm einen ſo reichen Jahresgehalt aus, daß er ſich bei Padua ein Landgut kaufte und „glänzend wie ein Cardinal" lebte. Sein unternehmender Geiſt ließ ihn jedoch nicht ruhen, bald wollte er im Spätherbſt 1527 über Villach nach Salzburg, bald über Trient ins Etſchland einbrechen, im Jahre 1528 begab er ſich nach Zürich, wo er das Bürgerrecht erhielt und im Auftrag Venedigs mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg und den reformirten Cantonen über ein Bündniß gegen den Kaiſer unterhandelte. Die tiroliſchen Statthalter wußten ſich vor ſeinen Anſchlägen nicht mehr ſicher, und da auch der trienter Biſchof Bernard ihnen den Wink gab, ſich dieſes gefährlichen Mannes zu entledigen, ſetzten ſie einen Preis auf ſeinen Kopf und hatten nach zweimaligem fruchtloſen Verſuche endlich die Genugthuung, ihren erbittertſten Feind dem Dolche eines Meuchlers zu überliefern. Ebenſo endete Paßler, für den ſie 200 Dukaten geboten hatten. Die Regenten zu Innsbruck ſchalteten wie mitten in der Zeit der heiligen Vehme.

Man meinte durch Härte und Grauſamkeit die frevelhafte Erhebung gegen die Kirche und das feudale Recht für immer gebändigt zu haben; aber auch ihre Errungenſchaften ſollten aus dem Gedächtniß der Menſchen völlig verſchwinden. Das Dringendſte ſchien diesfalls die Aufhebung der „Ordnung des geiſtlichen Standes", die ſich am göttlichen Rechte ſelbſt vergriff. Ferdinand erklärte infolge der Beſchwerden des Klerus der drei Hochſtifte auf dem im November 1527 gehaltenen Landtag, daß jenes Libell, „falls ſolches wider die Geiſtlichkeit allegirt würde", bereits im vorigen Jahre durch den Reichstagsabſchied von Speier abgethan ſei. Nach einem ſpäter zu Anfang 1529 gefaßten Landtagsbeſchluß wurde die ganze Landesordnung von 1525 einer Reform unterworfen, Ferdinand beſtimmte dazu mehre ſeiner Regierungsräthe und zwei Abgeordnete aus jedem Stande, und als das neue Geſetz im Jahre 1532 erſchien, rechtfertigte er den Umſturz des früheren in der Vorrede damit, daß es viele Viertel entweder gar nicht oder nur zum Theil angenommen, was er ihnen doch früher zum Verbrechen angerechnet. Auch hätten zahlreiche Artikel Irrungen und Mißverſtändniſſe veranlaßt, weshalb die „unlauteren" zu erläutern und die (für den Klerus und Adel) beſchwerlichen aufzuheben geweſen wären. Wie es Ferdinand mit der Zulaſſung der neuen Lehre gemeint hatte, gegen die er ſich nur durch glatte Worte nachgiebig gezeigt hatte, bewies er durch eine am 20. Auguſt 1527 aus Ofen erlaſſene Verordnung, worin er alle Ketzer, insbeſondere die Wiedertäufer

durch Feuer und Schwert zu strafen befahl. Kirchmayr berichtet, daß in Tirol und Görz bis zum Jahre 1532 bei tausend Menschen ihres Glaubens halber verbrannt, geköpft und ertränkt wurden. Den kräftigsten Schutz gegen die Neuerer suchte er zuletzt in den Jesuiten, die auf dem trienter Concil mit ihrem Talent und Wissen den Irrthum so glänzend bekämpft hatten. Ihnen hauptsächlich verdankt es Tirol, daß es bis tief ins neunzehnte Jahrhundert befreit blieb vom Pesthauch der Aufklärung und selbst jetzt noch in kindlicher Unschuld schwärmt für seine Glaubenseinheit. Auf die Länge wird sie gegen den Strom der Zeit und die Macht der Cultur freilich nicht vorhalten; denn auf eine Rückkehr zum Fanatismus des Mittelalters können nur jene hoffen, die sich die Augen selbst verbinden.

Deutscher Festjubel.

In der That, eine eigne Zeit, dieser Sommer, und ein eignes Volk, diese Deutschen von 1865. Als ob der Himmel unsres politischen Lebens so voll Geigen hinge wie er voll Wolken hängt, feiert man Fest auf Fest und kann sich kaum genug thun mit Schwärmen und Jubeln.

Es ist wahr, wir hatten in der letzten Zeit einige Ursache uns zu freuen, die jedermann in die Augen fiel: das vorige Jahr hat Schleswig-Holstein befreit und für Deutschland gewonnen, und es hat den Zollverein unter Umständen erneut, die dessen Unzerstörbarkeit verbürgen. Aber im Uebrigen haben wir wenig Grund, uns besonders wohl zu fühlen. Die Beziehungen zwischen unsern beiden Großmächten ernstlich getrübt, wenn auch wohl noch nicht, wie manche Zeichendeuter meinen, einem Conflict sich nähernd. Ueber Preußen, über mehr als die Hälfte von Deutschland also, bedenklichste politische Erkrankung gekommen, von der noch nicht abzusehen, wie und wann sie zu heilen sein wird, dauernde Verletzung verfassungsmäßiger Rechte auf der einen, Unterordnung des Interesses des Staats unter die Ziele der Parteitaktik und die Wünsche des Parteihasses auf der andern Seite, äußerste Erbitterung hüben und drüben. Dann die nationale Partei gelähmt durch Mißgriffe und unglückliche Beschlüsse ihrer Führer, die, um süddeutsche Idealisten sich nicht zu ent-

Digitized by Google

fremden, das alte verständige Programm verließen und damit einen Riß zwiſchen ſich und den Treubleibenden veranlaßten, welcher die Organiſation zu ſprengen droht. Endlich die außerhalb der nationalen Bewegung Stehenden durch eine Kluft geſchieden, die ſeit Jahren nicht ſo weit geöffnet war wie heute, wo der Grimm des Particularismus gegen Preußen an den Höfen wie in den Bevölkerungen den Gipfel des Möglichen erreicht hat und nur die Macht fehlt, um ihn in Waffen gegen die Gehaßten auftreten zu laſſen. Alle Urſache, ſo ſcheint uns, über die Gegenwart bekümmert zu ſein und an die Zukunft mit Sorge zu denken.

Und nun, bei alledem, im Volke weit und breit fröhlichſtes Hurrahrufen und Fahnenſchwenken, Singen und Trinken, als ob uns die Sonne nie heller und verheißungsvoller geſchienen hätte und die deutſche Welt nie geſünder, freier und ihres Gedeihens ſicherer geweſen wäre. Alle Tage des Monats im Kalender roth angeſtrichen, und von nichts als Feſtlichkeiten die Rede. An den Bahnhöfen ſchwärmt es von Hüten mit Feſtkarten, Bändern und Eichenlaub. Tag für Tag ſchleppen keuchende Locomotiven Züge fideler Feſtbeſucher nach Oſt und Weſt, ziehen Paraden und Proceſſionen von ſolchen durch bekränzte und beflaggte Städte, malen die Zeitungen den patriotiſchen Schwung und Jubel, der ſich bei derartigen Gelegenheiten kund gegeben. Heute knallt am Ausfluß der Weſer das große Feſt der grauen Schützenjoppen; über acht Tage ſingen am mittleren Lauf der Elbe fünfzehntauſend Sängerkehlen die unvermeidliche Frage nach dem deutſchen Vaterland ſo vergnügt in die Welt hinein, als ob ſie die Antwort nicht blos wüßten, ſondern auch ſchon in gediegenſter Verwirklichung vor ſich hätten, und wer damit noch nicht zufrieden geſtellt iſt, der mag in weiteren drei Wochen nach der Saale reiſen, wo ſie das fünfzigjährige Jubiläum der Burſchenſchaft begehen werden und den Tag, wo man den heſſiſchen Zopf verbrannte, ohne ſein und andrer in jener Zeit gekürzter Zöpfe Nachwachſen verhindern zu können.

Daneben zahlloſe kleinere feſtliche Zuſammenkünfte, überall Geſang und Toaſtiren, Böllerknall, Muſik und Gläſerklingen, luſtiges Geſpräch und heitere Geſichter. Fürwahr, wie das bayeriſche Bier ſich im Laufe der letzten Jahre unſern Norden erobert hat, ſo ſcheint ein anderes ſüddeutſches Product, die den Wienern, wie man ſagt, abhanden gekommne Gemüthlichkeit den gleichen Weg angetreten und gleich wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Im Weſen des Norddeutſchen lag davon bisher wenig, und ein Todter dieſes Stammes aus der ſtrengen, dürftigen, freudloſen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre würde, wiederkommend und vor eine dieſer freudenreichen Feſthallen, einen dieſer Schützentempel, einen dieſer Sängerchöre geführt, ſchweren Zweifeln unterliegen, ob er wirklich zu Hauſe ſei oder etwa im Phäakenlande.

In der That, die Noth muß nicht groß ſein, bei der man ſo vergnügt ſein

Digitized by Google

kann, sagen die Einen. Oder von dem Leichtsinn der Masse nicht stark empfunden werden, erwidern die Andern. Wir meinen, beide haben Recht, wenn wir sie richtig verstehen. Ohne Zweifel ist unter der Menge mehr leichter Sinn und weniger Verständniß der Lage, als für eine rasche Entwickelung gut wäre, aber auch Ernstere und Tieferblickende dürfen auf einige Zeit die Sorge dahinten lassen; denn trotz der geschilderten unerfreulichen Zustände auf der Oberfläche unsrer politischen Existenz wächst das deutsche Volk in der Tiefe still und unaufhaltsam weiter, der ihm beschiedenen Größe und Freiheit entgegen, und gerade die Feste, die es feiert, sind in gewissem Maße einer der Factoren dieses Wachsthums.

In gewissem Maße — das bedarf freilich starker Betonung den enthusiastischen Sanguinikern gegenüber, die mit Toasten und Resolutionen den Himmel stürmen und die goldne Zeit herabnöthigen zu können meinen, und die, wie allenthalben, auch hier nur die lichte Seite der Sache sehen.

Allerdings sind die großen Feste, welche die Deutschen seit einigen Jahren feiern — nur von diesen ist hier die Rede — allerdings sind unsre Nationalfeste ein nicht unwesentliches Moment in unsrer Entwickelung aus politischer Verkommenheit zu großem und freiem Dasein. Wie sie aus mächtig gesteigertem Wohlstand der Nation hervorgewachsen sind, so führen sie, zeigend, was diese oder jene Stadt gastfreundlich vermag, was diese oder jene Landschaft oder Gesellschaft leistet, was die Gesammtheit zur Verherrlichung des Tages an Menschen und Gaben sandte, jenen Wohlstand und die darin wurzelnde Kraft zur Erringung auch idealer Güter dem Einzelnen, und zwar bei der Thätigkeit der Presse nicht blos dem einzelnen Festgaste, vor Augen und mehren dadurch dessen Selbstgefühl. Das Volk hält in diesen Festen gleichsam Revue über sich selbst, sieht sich im Spiegel, zählt sich und mißt sich. Das Ergebniß wird nicht von Allen als klarer Gewinn, sicher aber von der Mehrzahl als befriedigende Empfindung bewahrt.

Nicht weniger bedeutsam für den Fortschritt der Nation ist, daß die Feste, die von ganz Deutschland begangen werden, den Angehörigen des Kleinstaats oder der Kleinstadt aus seiner beschränkten Sphäre herausheben, ihn in das große Leben des Volkes führen und ihn gewöhnen, sich als Glied des Ganzen, als Deutschen zu fühlen und darnach bei ernsteren Gelegenheiten zu handeln.

Unsre Nationalfeste tragen ferner durch die Bekanntschaften, die sie vermitteln, und durch die Gastfreundschaft, die sie gebieten, wesentlich dazu bei, Vorurtheile und Abneigungen der einzelnen Landschaften gegen einander zu gerechter Würdigung der Betreffenden abzuklären. Endlich aber — und das ist nicht das Unwichtigste — ist jedes von diesen großen Festen mit der Masse von Bedürfnissen, die zu befriedigen, der Menge von Hindernissen, die zu überwinden, dem gewaltigen Zudrang von Menschen in erregtem Zustand, der in Zucht zu halten

iſt, ein neuer Schritt zur Selbſtregierung, jedes wohlgelungne Feſt ein Triumph des zur Freiheit reifenden Volkes über den verwelkenden Polizeiſtaat und die Vertheidiger deſſelben. Das Volk beweiſt damit nach oben hin, daß es des Gängelbandes und der Beaufſichtigung nicht mehr bedarf, und gewinnt im Rückblick auf die beobachtete Haltung für ſich Selbſtvertrauen und höheres Bewußtſein von ſeiner Würde.

So weit darf man unſre Feſte und die ſtarke Betheiligung der Nation an denſelben als glückliche Zeichen der Zeit anſehen. Sie ſtellen unſern Wohlſtand zur Schau und ſteigern dadurch das Selbſtgefühl der Maſſen, ſie heben empor aus kleinen Intereſſen und Beſtrebungen, ſie erweitern Vielen den Horizont des Vorſtellens und Strebens, ſie ebnen Hinderniſſe der nationalen Einigung, die in Mißverſtändniſſen liegen, und ſie helfen das Volk zur Ausübung des Selbſtregiments erziehen. Was mehr von ihnen behauptet oder erwartet wird, iſt Täuſchung oder Uebertreibung, und es iſt an der Zeit, dies in der Kürze zu ſagen, auch auf die Schattenſeite dieſer Bewegung aufmerkſam zu machen und in Bezug auf die von ihrer Lichtſeite gehegten Hoffnungen zur Beſcheidenheit zu mahnen.

Nicht zu läugnen iſt, daß unter den Gäſten dieſer Feſte immer eine gute Anzahl bloßer Freudenjäger iſt, für welche Fahnen und Kränze, luſtiges Zechen und Singen die Hauptſache ausmachen, und die ſich zu den idealen Zwecken durchaus gleichgiltig verhalten, die man alſo, wenn es ſich um Berechnung des Gewinnes für unſre Zukunft nach der Zahl der Theilnehmer handelt, ohne Weiteres abzuziehen hat. Ein Nationalfeſt iſt für dieſe Claſſe nichts als ein höheres dresdner Vogelſchießen, höher nur, weil es mehr Menſchen verſammelt.

Wenig mehr werth iſt eine gewiſſe Gattung von Politikern, die bei ſolchen Zuſammenkünften eine hervorragende Rolle zu ſpielen pflegen. Mit dem altgewohnten, viel gebrauchten Koffer voll patriotiſcher Phraſen beziehen ſie alle bedeutenderen Feſte wie der Kaufmann die Meſſen, drängen ſich zur Rednerbühne und bringen ihre Waare mit dem Bruſtton der echten Begeiſterung an den Mann. Der Zweck iſt, von ſich reden zu machen, ſich in Erinnerung zu bringen, Beifall zu ernten, der Erfolg bei der Zuhörerſchaft, wenn der Rhetor ſein Handwerk gut verſteht, ein angenehmer momentaner Rauſch, wie überall, wo der Cultus der Phraſe herrſcht, ein kurzes Schwelgen in Illuſionen, die, wenn ſie überhaupt etwas wirken, nur die Meinung hervorrufen, man ſei und habe ſchon, was man ſein und haben ſoll, und die ſomit nur eine Selbſtzufriedenheit fördern, welche die Pflicht zur Arbeit beeinträchtigt.

Auch Beſſere und Wahrhaftigere werden leicht getäuſcht. Der Anblick der aufmarſchirenden Maſſen, der Stimmendonner der ſingenden Chöre, das Bravo und Hurrah, welches Tauſende dem glücklichen Redner zurufen, berauſchen, und das reichlich fließende Getränk trägt auch nicht gerade dazu bei, eine realiſtiſch

Digitized by Google

nüchterne Betrachtung der Dinge zu fördern. Man überschätzt die Bedeutung der Versammelten, die selbst mit Einrechnung der blos Vergnügten nur einen kleinen Bruchtheil der Nation bilden, man sieht die Partei für das Volk, den Stammesbruder in der Festlaune für den wirklichen Werkeltagsmenschen aus Bayern, Schwaben oder Oestreich an; man erblickt in dem Feste eine große That, in den freiheitglühenden, vaterlandsrettenden Toasten, den oratorischen Opfern von Gut und Blut ebenso viele kleine Thaten, und was schlimmer ist als solche momentane Augentäuschungen, man nimmt häufig den Eindruck mit nach Hause, als habe man in der That große Stunden verlebt, und neigt sich darauf hin der Meinung zu, als ließe sich der deutsche Staat spielend aufrichten.

Hiergegen protestiren wir als nüchterne Zuschauer. Wir haben tiefe Achtung vor dem deutschen Gemüth, aber gar keine Achtung vor der bei unsern Festen grassirenden Gemüthlichkeit und ihrem Bruder, dem vulgären Liberalismus, der bei denselben ebenfalls mit zu Tische zu sitzen und die erste Violine zu spielen pflegt. Wir können uns, um ein Wort von den speciellen Zwecken der beiden diesjährigen Hauptfeste zu sagen, für die Schützenbewegung eine Zukunft denken, obwohl wir sie nicht ihrem Urbild in der Schweiz gleichstellen können, wo jeder Schütze zugleich Soldat ist, während Deutschland noch lange Jahrzehnte stehende Heere wird haben müssen. Für die Sänger dagegen, die jetzt in Dresden sich zu patriotischen Chören vereinigen, wissen wir keine Verwendung in der Oekonomie unsres politischen Lebens. Aber vielleicht läßt sich für die Zwecke der Politik, die jetzt ein „reines Deutschland" neben Oestreich und Preußen anzufertigen versuchen möchte, aus ihrer Stimmung einiges Capital gewinnen, und es scheint, als sei man nicht abgeneigt, die Gelegenheit nach dieser Richtung hin ein wenig auszunutzen.

Politische Correspondenz.*)

Diese Correspondenz wird nach einer Unterbrechung von mehren Monaten wieder aufgenommen, während die heiße Julisonne auf ein friedloses Land herniederscheint und eine bange Schwüle auf dem Volke lastet, wie sie dem Ausbruch eines Unwetters vorauszugehen pflegt.

Die letzten Wochen sind verhängnißvoll für die preußische Politik gewesen. Es ist leider genau so gekommen, wie zu befürchten war: die Spannung im Innern Preußens ist zu einer Höhe gesteigert, welche eine Versöhnung zwischen

*) D. R. nimmt diese Correspondenz auf, bedauert aber, sich nur theilweise zu den darin über Schleswig-Holstein geäußerten Ansichten und Erwartungen bekennen zu können.

Digitized by Google

der gegenwärtigen Regierung und der Opposition im Volke nach menschlichem Ermessen unmöglich macht, die Hoffnung des Ministeriums, durch einen großen Erfolg in den Herzogthümern den Widerstand des eigenen Bürgerthums zum Schweigen zu bringen, hat sich als irrig erwiesen. Man ist im eigenen Lande zu einer Erbitterung gekommen, welche bereits mit dem Criminalgesetzbuch in der Hand eifert, man ist Oestreich gegenüber trotz aller Versicherungen bezahlter Federn am Ende ruhiger diplomatischer Verhandlungen. Durch die Entlassung des Abgeordnetenhauses und das Octroyiren eines Etats sind die inneren Schwierigkeiten der Regierung nicht vermindert. So lange die conservative Partei diesen Act des monarchischen Selbstwillens gut heißt und die unzufriedenen Wähler ihre Steuern zahlen, mag der Mechanismus der Verwaltung in gewohnter Weise fortgeführt werden, die innere Verstörung wirkt doch fort und lähmt die Regierung von allen Seiten. Es wird ihr unmöglich, sich selbst und dem Auslande zu verbergen, daß sie durch Gewalt herrscht, daß ihre Administration täglich mehr in Gefahr kommt als Dienerin einer Partei zu erscheinen. Der alte Krieg gegen die Oppositionspresse, gegen liberale Stadträthe, Kreisrichter, Abgeordnete wird heftiger und schonungsloser, täglich größer auch unter loyalen Freunden der Regierung die Unsicherheit, die Opposition hat an Zahl und auch an Energie der Empfindung zugenommen, und das Ministerium muß gänzlich auf die Aussicht verzichten, welche ihr durch einige Monate gegeben schien, mit Schonung der leidigen Verfassungsparagraphen, etwa durch Neuwahlen ein fügsameres Haus der Volksvertreter zu gewinnen.

Auch der Vortheil, welchen die kriegerischen Erfolge des vorigen Jahres gebracht hatten, ist verloren. Viele Preußen waren geneigt, den Maßregeln eines Regiments, welches ihnen persönlich feindselig erschien, in ihrem Gemüth Amnestie zu ertheilen, weil sie die Hoffnung hatten, daß dieselbe Regierung nach Außen die höchsten Interessen des Staates mit erobernder Kraft vertreten werde. Der Verlauf der schleswig-holsteinschen Händel hat diese Hoffnung genommen, nur klein ist die Zahl feuriger Preußen, welche noch irgendeinen überlegenen und unerwarteten Meisterzug in der Politik, oder eine plötzliche Kraftentwickelung hoffen. Es war eine treuherzige Täuschung, welcher mancher werthe Parteigenosse sich hingab. Die Ereignisse haben die bittere Lehre gebracht, daß es niemals möglich ist, zu gleicher Zeit klein und groß, unsicher und fest, gereizt und überlegen zu handeln.

Es wäre nicht gerecht, dem Ministerpräsidenten alle Fehlgriffe, welche preußischerseits in den Herzogthümern gemacht sind, zuzuschreiben. Ohne Zweifel empfindet Herr v. Bismarck manche derselben sehr peinlich. Sie sind Folgen seiner Parteistellung, denen er sich nicht mehr entziehen kann. Aber auch seine Maßnahmen, soweit sie durch seine eigenen Erklärungen dem öffentlichen Urtheil unterbreitet sind, erschweren ihm bei jedem Schritt guten Erfolg mehr und

Digitized by Google

mehr. Er hat die Forderungen, welche Preußen an die künftige Regierung der Herzogthümer zu machen hatte, nach langem Zögern öffentlich formulirt. Einige derselben waren allerdings für jeden künftigen Landesherrn strenge Zumuthungen — preußischer Fahneneid, preußische Administration der staatlichen Verkehrsanstalten. Der Herzog von Schleswig-Holstein erklärte in einigen Hauptpunkten seine Bereitwilligkeit und machte bei anderen — immerhin vorsichtige Vorstellungen. Sofort gab man ihn in sehr entschiedener Weise auf, Herr v. Bismark sprach sich vor dem Abgeordnetenhause rückhaltslos gegen die Candidatur des Hauses Augustenburg aus und publicirte das Memorial über jene vielbesprochene Unterredung mit dem Herzoge.

Wohl durfte ein Anhänger Preußens sich fragen, was war der Zweck solcher offenherziger Aeußerungen, wie sie in schwebenden Geschäften ziemlich unerhört sind. Man konnte dem Publikum die Ueberzeugung nicht beibringen, daß der Kampf gegen Dänemark mit dem überlegten Plan begonnen sei, um die Herzogthümer durch Krieg von Dänemark zu lösen und es blieb noch zweifelhaft, ob die Zurückhaltung des Augustenburgers bei jener berühmten Unterredung nicht vielleicht durch Aeußerungen des Herrn v. Bismarck selbst hervorgerufen sei, welche derselbe in seinem Memorial nicht aufgezeichnet hat. Wenigstens sprach man nach jener Unterredung von einem Memorial des Herzogs, welches die Unterredung weit anders darstellen sollte, und daß ein Hauptpunkt, auf dem Herr v. Bismarck damals bestanden, Aufhebung der Verfassung Schleswig-Holsteins von 1848/49 gewesen sei, weil man in Berlin nicht dulden könne, daß im Norden Deutschlands ein zweites Koburg etablirt werde. Doch das ist jetzt in der That unwesentlich. Wir haben ohnedies genug der Enthüllungen und persönlichen Angriffe gehabt und halten in der Noth der Gegenwart für ziemlich bedeutungslos, was einmal der und jener über vergangene Situationen gemeint. Das Ministerium hatte mit den Ansprüchen des Hauses Augustenburg öffentlich gebrochen, man nahm also wieder die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg auf. Vielleicht fand man, daß auch dieser nicht ganz so gefügig war, als man gehofft, es wurde offen hierauf hingearbeitet, daß Preußen selbst die Herzogthümer zu erwerben habe. Man ging also auf Ansprüche zurück, welche das Gutachten der preußischen Kronjuristen mit Autorität versehen sollte. Wie kommt es doch, daß dieses Gutachten wieder bei Seite gelegt wurde? Man erfaßte den Plan, die Stände der Herzogthümer zusammenzurufen, weil man sich der Meinung hingab, bei ihnen eine Majorität für Preußen zu gewinnen. Wie kommt es doch, daß auch dieser gute Plan kalt geworden ist? Man verhandelte immer wieder mit Oestreich, und das östreichische Cabinet, ruhig, kalt, trat immer entschiedener den preußischen Ansprüchen gegenüber, je erregter diese geltend gemacht wurden. Dazwischen gab es die ärgerlichsten Händel in den Herzogthümern selbst, Reibungen der Commissäre,

Digitized by Google

Reibungen mit der Landesregierung und unglückliche Unternehmungen, wie jene Sendung des Prinzen Hohenlohe, die allein ſchon hingereicht hätte, auch eine wohlgeneigte Majorität mit Argwohn und Unzufriedenheit zu erfüllen. Endlich kam man zu dem Letzten, man hoffte von einer Polizeimaßregel politiſches Heil, und forderte die Entfernung des Herzogs aus den Herzogthümern, weil man entdeckte, daß ſeine Umgebung das Volk beſſer zu bearbeiten wußte, als die eigenen Beamten. Jetzt zürnt man der Oppoſition im eignen Lande, d. h. dem preußiſchen Bürgerthum, man zürnt den Wienern, man zürnt ſehr den Mittelſtaaten und den undankbaren Bewohnern der Herzogthümer.

Offenbar hat dieſe Art große Geſchäfte zu behandeln ihre Uebelſtände, und es iſt für einen, der nichts inniger wünſcht, als daß Preußen für die Siege ſeiner Soldaten den entſprechenden Zuwachs an Ehre und Macht gewinnen möge, eine harte Sache, das auszuſprechen. Aber auf dem Wege, den man bis jetzt gegangen, iſt kein Sieg, ja nicht einmal ein Krieg möglich. Es iſt nach allem, was verſehen worden, vielleicht unmöglich, die günſtige Stellung wieder zu gewinnen, welche Preußen nach dem Friedensſchluſſe hatte, aber es iſt noch nicht zu ſpät, wenigſtens einen Theil deſſen, was Preußen mit Recht fordern darf, zu retten. Bis jetzt iſt durch alle Verſuche der preußiſchen Politik nur das Anſehn und Selbſtgefühl Oeſtreichs geſteigert, in den Herzogthümern nur eine bornirte Erbitterung großgezogen worden, man iſt mit den Verſuchen am Ende, und iſt ſo weit gekommen, daß man entweder in der ungünſtigſten Lage mit dem Mitbeſitzer in offenen Kampf treten, oder ſich in ruhmloſer Weiſe reſigniren muß.

Wenn man in den Herzogthümern durchſetzen wollte, was auch dies Blatt wünſcht, daß das preußiſche Principat die Bildung eines neuen Kleinſtaats überwinde, ſo hätte man ſich preußiſcherſeits vom erſten Tage des Beſitzes hoch über den Localpatriotismus und die Anſprüche des Herzogs ſtellen müſſen, nie aber ſo weit herabſteigen, um gegen ſie mit Beſchwerden, Drohungen und kleinen Polizeimitteln anzukämpfen. Wenn der ſchleswig-holſteiniſche Patriotismus den angeſtammten Herzog leben ließ, warum ſollte die preußiſche Militärmuſik nicht den Tuſch dazu blaſen? Wenn der Kieler den Geburtstag des gewünſchten Fürſten feierte, warum in aller Welt ſollte der preußiſche Commiſſar und General dem beliebten Herrn nicht artig gratuliren? Wenn Flaggen aufgeſteckt wurden, die preußiſchen Beamten durften zuerſt das Banner Schleswig-Holſteins an ihre Fenſter hängen und den Leuten von Schleswig und Holſtein die Courtoiſie überlaſſen, ihrerſeits mit den preußiſchen Farben zu flaggen. Wozu in aller Welt die gereizte Stimmung gegen die Freude der Schleswig-Holſteiner an ihrem Herzoge? Dieſe Loyalität iſt in der That ein hübſches und warmes Gefühl, es gilt ja nicht nur dem Herrn ſelbſt, der ihnen gefällt, und von dem ſie Gutes hoffen, ſondern noch mehr ihrem Recht den Dänen gegen-

über, und weil ihnen der Herzog immer noch die Idee vertritt, der sie vor siebzehn Jahren das Geld aus der Truhe, die Pferde aus dem Stall und ihre eigenen Kinder hingegeben haben. Es ist unrecht und unpraktisch, ein solches Gefühl, wenn es einmal aufgezündet ist, durch Gegenschläge auslöschen zu wollen, man facht es dadurch nur stärker an. Der Herzog ist jetzt die Poesie des Volkes geworden, wie, kümmere die preußische Regierung nicht. Diese Poesie mag man ruhig die Funken werfen lassen, und man soll unterdeß den Ländern die kluge, wohlthätige Prosa werden. Nicht als Gegner des Herzogs, sondern zunächst als freundlicher Vormund des Landes, sorgfältig jeden Conflict mit dem Stammgefühl vermeiden, gut und billig regieren, auch die Schwächen der Leute dort nachsichtig schonen, und jede Agitation durch die officiöse Presse sorgfältig vermeiden. Hätte man das mit vornehmer Haltung gethan, dann stand die Sache so, daß nach Jahresfrist der größere Grundbesitzer, der größere Geschäftsmann, der Mann von politischer Intelligenz gut preußisch war, und daß die gesammte Bevölkerung den Segen eines festen und gewissenhaften deutschen Regimentes empfand. Wenn dann die Stände einberufen wurden, lag für Preußen die Sache so. Der wesentliche Inhalt der von der preußischen Regierung formulirten Forderungen, Hafen, Kanal, das Heer im engsten Verband mit dem preußischen, sind Forderungen, über welche Preußen den Ständen der Herzogthümer keine Entscheidung zugestehen kann; denn es muß diese Forderungen seiner geographischen Lage wegen nicht in seinem eigenen Interesse, sondern wegen ganz Deutschland machen. Ihretwegen hat es sich leider mit einem Mitbesitzer auseinanderzusetzen. Ueber das Herrscherhaus dagegen haben die Stände Schleswig-Holsteins vor allem das Recht, ihren Willen zu erklären und sich mit den hohen Landesbesitzern zu vereinigen. Wenn dann preußisch Gesinnte unter den Ständen die Uebertragung der Herzogskrone an die Majestät von Preußen beantragten, dann durfte Preußen erklären, daß es einen durch die Majorität der Stände geforderten Anschluß acceptiren und die Einwilligung seines Miteigenthümers erwirken werde. Wenn darauf noch die Majorität der Stände das Haus Augustenburg wählte, so hatte die Regierung, wie im ersten Fall keine hastige Freude, so jetzt nicht nöthig, irgendeine Kränkung zu zeigen. Sie konnte ruhig der Zeit überlassen, was zusammengehört, völlig aneinanderzubinden.

War es so schwer, diesen Weg zu gehen? Auch er hätte vielleicht eine schwierige Auseinandersetzung mit Oestreich nöthig gemacht, aber sie wäre unter sehr günstigen Umständen erfolgt; denn niemand in Europa hätte der preußischen Politik das Prädicat einer weisen Zurückhaltung versagt. Was jetzt geschieht, zeigt, daß das Cabinet von Berlin wohl auch solchen Gedanken in einzelnen Stunden Raum gegeben hat, daß aber Verstimmung und der Zwang der innern Parteilage immer wieder davon abgeführt haben. Bis zu dem verhängniß-

Digitized by Google

vollſten aller Gedanken, bis zu dem Einfall, den Herzog polizeilich von Kiel zu entfernen.

Wir enthalten uns ganz des Urtheils, das wir als Liberale über ein ſolches Beginnen zu fällen haben. Das Mittel, einen politiſchen Gegner dadurch unſchädlich zu machen, daß man ihn durch Polizei herausſchafft, beurtheilen wir in Kiel gerade ſo wie in Köln. Aber es iſt auch gar keine Maßregel denkbar, welche dem preußiſchen Intereſſe in den Herzogthümern ſo tödtlichen Stoß verſetzen würde als dieſe. Der Herzog Friedrich hat jetzt nur das Eine gegen ſich, daß er noch keine Gelegenheit gefunden hat, irgendetwas für die Herzogthümer zu thun oder zu leiden. Will man ihm denn dieſe Gelegenheit mit Gewalt geben, indem man ihn zum Märtyrer macht? Der kennt die Bewohner der Herzogthümer ſchlecht, der da meint, daß ſeine gewaltſame Entfernung die Sympathien für ihn verringern und die Agitation zu ſeinen Gunſten ſchwächen werde. Denn in dieſem Fall wird er ſeinem Volke erſt recht theuer werden, in jeder Dorfhütte wird man ſeinen Feinden fluchen, und über die Gewaltthat wird ſich ein lauter Schrei erheben, der nicht nur durch die deutſchen Länder gehen wird, die Proteſte, Klagen und die unverblümten Verſicherungen der Entrüſtung werden nicht aufhören. Denn wie kurzſichtig und widerwärtig uns der Particularismus der Holſteiner zuweilen erſcheint, die ihn bewahren, ſind keine Savoyarden, ſondern zähe und dauerhafte Niederdeutſche. Und was ſoll, im Fall man den Herzog auch noch durch dieſe Beleidigung in Vortheil ſetzt, was ſoll geſchehen, wenn man endlich doch noch mit ihm verhandeln muß? Durch alles Vergangene hat man ein gutes Zuſammenwirken in der Zukunft ſich ohnedies ſo ſchwer als möglich gemacht. Und man wird doch wohl zuletzt mit ihm abſchließen müſſen.

Der dieſe Zeilen ſchreibt, hat als guter Preuße die Ereigniſſe der letzten Jahre mitgelebt, er würde einen Erwerb der Herzogthümer durch Preußen, wenn er nicht in irgendeinem Stücke der Occupation Hannovers im Jahre 1805 gleicht, für das größte Glück halten, aber er hat, ſeit öſtreichiſche Truppen neben den preußiſchen über das Dannewerk zogen, keine Stunde an die Möglichkeit eines ſolchen Glückes geglaubt.

Manches von dem, was hier ausgeſprochen wurde, wird den Männern, welche als Wortführer des ſchleswig-holſteinſchen Particularismus für die Preſſe ſchreiben, als Anſicht erſcheinen, welche mit ihrer eigenen ſich berührt. Wenn zwei daſſelbe ſagen, iſt es nicht immer daſſelbe. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen denen, die über das Unglück Preußens trauern, während ſie das Vertrauen zu dem endlichen Sieg ihres Staates feſt im Herzen tragen, und zwiſchen denen, die, während ſie mit der preußiſchen Regierung zürnen, den Beruf Oeſtreichs für Deutſchland erheben und von dem Cabinet in Wien für ſich die Befreiung von Preußen erwarten.

Digitized by Google

Unterdeß iſt die Zeit gekommen, wo wir nicht allein daran zu denken haben, daß wir Mitglieder der preußiſchen Partei, ſondern auch, daß wir Liberale ſind. Was in dieſen Tagen in der Rheinprovinz begonnen hat, muß uns allen eine ernſte Mahnung ſein, daß die Parteigenoſſen vielleicht bald um anderes zu arbeiten haben, was uns näher liegt, als ſelbſt unſere Rechte an die Herzogthümer. ♀

Vermiſchte Literatur.

Das Judenthum und ſeine Geſchichte. Zweite Abtheilung: von der Zerſtörung des zweiten Tempels bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts. Nebſt einem Anhang: Offenes Sendſchreiben an Herr Profeſſor Dr. Holtzmann. Von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner der iſraelitiſchen Gemeinde zu Frankfurt a. M. Breslau, Verlag der Schletterſchen Buchhandlung. 203 S. 8.

Dieſer zweite Band, wie der erſte in zwölf Vorleſungen zerfallend, führt den Leſer auf ein Gebiet, welches inſofern ſchon von noch größerem Intereſſe als das iſt, auf welchem der Verfaſſer im erſten ſich bewegte, als es dem nicht gelehrten Publikum eine unbekannte Welt iſt, aus der ihm bisher nur einige Namen und Bücher — etwa Miſchnah und Gemara, Rabbi Akiba, die Karäer, Aben Esra und Maimonides — ſchattenhaft entgegentraten, und deſſen Bedeutung für die Geſchichte der Religionen und der Philoſophie ihm hier von kundiger Hand aufgehellt wird. Der Verfaſſer zeigt nach einer Einleitung, in welcher er ſeine Anſicht von dem Beruf des Judenthums in der Diaspora ausſpricht, zunächſt die Auflöſung des jüdiſchen Staates und deren Folgen bis auf Akiba, dann die Zuſtände und Verhältniſſe, aus denen die Miſchnah und die babyloniſche Gemara hervorgingen, worauf er die Stellung des Islam zum Judenthum erörtert. Eine fernere Vorleſung charakteriſirt die Karäer, „die geiſtigen und leiblichen Nachkommen der Sadducäer“, „die Alterthümler der damaligen Zeit“ (Mitte des achten Jahrhunderts n. Chr.), die er als gegen den Fortſchritt der Wiſſenſchaft Proteſtirende tief unter die Rabbaniten ſtellt, deren erſten bedeutenderen Vertreter uns ein nächſter Abſchnitt in dem Aegypter Saadias ſchildert. Dann folgt in vier Vorleſungen die ſpaniſche Periode, die Glanzzeit des mittelalterlichen Judenthums mit den Gelehrten- und Dichternamen Menachem Ben Saruk, Samuel Halevi (der Weſſir am Hofe des Chalifen von Granada war), Gabirol (ein ſchwungvoller und gedankenreicher Dichter), Jehuda Halevi (gleichfalls ein hochbegabter Poet), Aben Esra und Abu Amran Muſa Ben Abdallah, gewöhnlich Maimonides genannt, der größte und fruchtbarſte jüdiſche Denker des Mittelalters. Die vorletzte Vorleſung geht dann auf die jüdiſche Wiſſenſchaft, wie ſie ſich bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts in Deutſchland und Frankreich entwickelte, über, wobei Rabbi Gerſchom, der die Monogamie zum Geſetz erhob,

Digitized by Google

besonders ausführlich besprochen wird. Die letzte beschäftigt sich mit der mittelalterlichen Zeit der Juden in Italien und Südfrankreich und schließt mit einem Rückblick auf die Leistungen des jüdischen Geistes in den vorhergehenden Jahrhunderten überhaupt und einigen schwungreichen Seiten über das, was der Verfasser für die Mission seines Volkes in der Zukunft ansieht.

Diese Vorlesungen tragen ganz dasselbe Gepräge und ruhen völlig auf demselben Grundgedanken wie die des ersten Theils. Wir haben an ihnen dieselben Vorzüge anzuerkennen, aber auch dieselben Irrthümer. Herr Geiger ist einer der besten Kenner des weiten Bereichs der hier in Betracht kommenden Literatur. Er ist ein Mann von nicht gewöhnlichem Scharfsinn. Er versteht die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Forschung klar und — wenn wir von gelegentlichen Ausbrüchen einer gewissen Empfindsamkeit und einigen etwas pomphaften Stellen in der Charakteristik der Spanier absehen — in gutem Deutsch vorzutragen. Er bestrebt sich endlich, möglichst unbefangen zu urtheilen, womit er sich sehr zu seinem Vortheil von der Mehrzahl andrer jüdischer Schriftsteller über Geschichte des Judenthums unterscheidet. Völlig gelungen aber ist dieses Streben nicht, und wie oft auch Stellen bei ihm vorkommen, wo er die neben dem Judenthum hergehenden geistigen Mächte gerecht zu würdigen versucht, der Grundzug seines Raisonnements läuft doch auf den Irrthum, daß die Juden und ihre Religion das edelste Element in der Geschichte der Menschheit seien, und auf die Tendenz hinaus, dies zur Anerkennung zu bringen. Herr Geiger ist kein Talmudjude, er nimmt fast durchaus den Standpunkt moderner Bildung ein. In seine Betrachtung der Geschichte aber bringt er eine gewisse romantische Neigung zu seinen Stammverwandten mit, in welcher diese sich verklären, und welche auch die betreffenden einzelnen Persönlichkeiten und deren literarische Leistungen edler, geistiger und überhaupt bedeutender erscheinen läßt, als sie in Wahrheit sind. Das Ganze erhält hierdurch eine stark apologetische Färbung, und dazu kommt noch die Liebe des Gelehrten zu den Dichtern und Schriftstellern, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigt, eine Liebe, die ebenfalls leicht zur Ueberschätzung wird. Gewiß ist Gabirol nach den hier mitgetheilten Proben seiner Poesien, die nicht die schlechtesten sein werden, ein Dichter nicht gewöhnlicher Art, ihn aber so hoch zu stellen wie der Verfasser sind wir nicht im Stande. Gewiß war es ein Fortschritt, als Gerschom die Monogamie zum Gesetz erhob, aber aus dem Judenthum, wie Geiger meint, kam die Anregung dazu nicht, sondern der Rabbi gab abendländischer Sitte damit die Ehre. Das Judenthum ist durch sein Leben in der Diaspora veredelt worden, nicht umgekehrt die nichtjüdische Welt durch das nach der Zeit Jesu lebende Judenthum, dem die moderne Bildung (wenn wir von Spinoza, der außerhalb der Synagogensphäre lebte, absehen) kaum mehr zu danken hat als die Kenntniß der hebräischen Bibel.

„Belebt vom Hauche voller Freiheit" — so schließt Geiger seine letzte Vorlesung — „immer mehr durchtränkt vom Geiste der den Blick erweiternden wie vertiefenden Wissenschaft, wird das Judenthum der Gegenwart immer mehr seiner Aufgabe inne werden und ihrer Verwirklichung nachstreben, einer Aufgabe, die ebenso allem tiefern Streben der Gegenwart entspricht, wie sie in seinem eignen Grundwesen tief wurzelt: daß es Religion der Menschheit werde." Wir können hierauf nur wiederholen, was wir in der Anzeige der ersten Abtheilung dieser Vorträge sagten: das Judenthum hat der modernen Bildung gegenüber keinen Anspruch mehr auf eine besondere Mission zu machen. Es hat vielmehr auch die letzten von Geiger und ähnlichen jüdischen Denkern noch festgehaltenen Einbildungen von solcher Aufgabe fallen zu lassen und damit in jene Bildung für die Zukunft aufzugehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 32.

Ausgegeben am 4. August 1865.

Inhalt:

Märkte und Messen im mittelalterlichen Deutschland . . . Seite 201
Das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin. 2. 218
Peter Forchhammer hat gesprochen 228
Aus Schwaben 235
Literatur 240

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Märkte und Messen im mittelalterlichen Deutschland.

Schon unter der Herrschaft der Karolinger bekanntlich bildeten sich zur Förderung des bürgerlichen Verkehrs aus dessen beginnender größerer und gesicherterer Entfaltung Jahrmärkte zunächst in der Nähe von viel besuchten Stiftern und Abteien, dann in den bei diesen oder anderswo erstehenden und erstarkenden Städten, zunächst an bestimmten kirchlichen Festtagen, dann auch zu andern Zeiten, je nach der Vorschrift der Könige und Kaiser oder der weltlichen und geistlichen Fürsten, welchen jene das Hoheitsrecht des Markthaltens unter mannigfachen Rechtstiteln übertragen hatten. Solche Märkte erhielten sich eine lange Zeit hindurch natürlich nur an den alten Hauptstraßen des Handels in Gallien und Deutschland, dort besonders im östlichen und südöstlichen Theile des Landes, hier an den Stätten der römischen und noch älteren Fahrten und Niederlassungen in Süd- und Westdeutschland längs Rhein und Donau, hinauf nach Italien, hinab gen Flandern.

Denn nur in diesen Gegenden hatte sich der Handel soweit, zumal unter der Fürsorge der Könige und geistlichen Herren von ihren wechselnden Residenzen (Pfalzen), ihren Klöstern und Stiftern aus, früh erhoben, daß er an den Knotenpunkten des engern oder weitern Verkehrs ein Zusammenströmen der Waaren, der Werthe, der Handelsleute aus kleinerer, dann größerer Ferne nothwendig machte. Die Märkte und Messen erblühten hier um so schneller, als sich die „Geschlechter" der Städte (die Patrizier) an dem Großhandel betheiligten und ihn mit ihren einzelnen Geistes- und Geldmitteln oder mit denen von weitverzweigten Handelsgesellschaften, sei es der Patrizierfamilien, sei es ganzer Städte, erfaßten und betrieben.

Bereits seit dem 9. und 10. Jahrhundert lesen wir da in den Urkunden von den Märkten Straßburgs und denen von Mainz und Köln. Mit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts beginnen die Kreuzzüge in ungewohnter Stärke die Handelsverbindung zwischen Morgen- und Abendland zu beleben, die Erzeugnisse Indiens, Persiens, der Levante strömen in die Haupthandelsplätze Italiens und von dort auf die Märkte von Augsburg und Nürnberg, oder sie ziehen die Schweiz hinauf nach Constanz, dann in breitem, gewohntem Zuge den Rhein

hinab. Dort sammeln sie sich in Frankfurt, sie lagern in Köln, sie häufen sich endlich von hier aus oder durch Frankreich oder durch den Seeweg auf dem großen Weltmarkte des Nordens in Brügge und warten hier, feilgeboten von den italienischen Kaufleuten (Lombarden), der Käufer aus England und Frankreich, aus Skandinavien und Dänemark, aus dem hanseatischen Norddeutschland und Rußland, die wieder die Rohproducte ihrer Länder, Holz, Asche, Theer, Fische, Fett, Wachs, Honig, Pelze, Getreide, Eisen, gegen die gleich kostbaren Waaren des Ostens und Südens neben den Tuch- und Linnenwaaren aus Flandern und England, dem Salze aus Frankreich und Spanien auszutauschen kommen. Ja der kaufmännische Unternehmungsgeist bewog die italienischen Handelsleute in Flandern, mit ihren Südwaaren sogar zu den Weltmärkten in Nordrußland, z. B. nach Nowgorod vorzudringen, bis die steigende Macht der handelsklugen Hanseaten ihnen das gesetzlich untersagte.

Einen Theil der frühen Entwicklung solcher Märkte in Süd- und Westdeutschland muß man zweifellos der regen Verbindung danken, in welcher eben dort die deutschen Zwischenhändler mit den in Handel und Handelsrecht so geübten Kaufleuten Italiens seit dem 12. und 13. Jahrhundert standen. Zunächst waren es die Waarenhändler Italiens, welche mit ihren gewinnreichen Ballen und Fässern in den genannten Haupthandelsplätzen Süddeutschlands erschienen, dann die Geldwechsler, welche allein oder als Vertreter der großen italienischen Bankhäuser durch die Unruhen der Heimath oder durch Gewinnlust getrieben in Ostfrankreich, in Flandern, später selbst in Süd- und Westdeutschland sich ansiedelten, Zweigbanken ihrer Haupthäuser gründeten und ihre Handelsgebräuche und Handelsrechtssätze in den fremden Ländern heimisch zu machen strebten. Nicht minder überzeugten sich die deutschen Kaufleute durch ihren häufigen Besuch auf den italienischen, französischen, flandrischen Märkten, wo sie überwiegend italienische Handelsgrundsätze vertreten fanden, von der Vortrefflichkeit der letzteren.

Besonders hervorzuheben sind hier die Messen in der Champagne und diejenigen, welche sich später in Südfrankreich, dann im Elsaß an erstere anschlossen, weil neuerdings eine Reihe archivalischer Zeugnisse für die Verbindung dieser Messen mit Handelsplätzen in Westdeutschland aufgefunden wurden. Sie überraschen durch die strengen Meßordnungen, durch den ausgedehnten, vorzüglich geregelten Betrieb, durch den enormen Werthumsatz. Sie bilden Centralpunkte des Handels, vornehmlich der Geld- und Wechselgeschäfte, sie erleichtern letztere, befördern ihre Ausbreitung, cultiviren das Wechselrecht.

Als Jahrmärkte, ganz wie in Deutschland, begannen die champagner Messen (foires de Champagne) und zwar bereits so früh, daß man ihren Ursprung nicht verfolgen kann. Haupthandelsartikel, wie noch heute, waren Tuch und Leder, daran schlossen sich die Menge der Wechselgeschäfte. Eine große Zahl der

Digitized by Google

in der damaligen, zumal in der italienischen Handelswelt in Italien, Spanien, Frankreich, England, Flandern cursirenden Wechsel war von den verschiedenen italienischen Wechslern, Banken und Zweigbanken auf diese Messen ausgestellt, die Aussteller erschienen daselbst persönlich oder durch regelmäßige Vertreter und glichen die so auf die verschiedenen Bankiers wechselseitig gezogenen Wechsel durch Umschreibung in ihren Büchern aus (das Indossement kam erst seit dem 17. Jahrhundert in Gebrauch) oder erledigten baar ihre restirenden Wechselverbindlichkeiten gegen Bankiers und andere Gläubiger. In nach Zeit und Ort verschiedener Weise theilte man die Dauer jeder Messe in feste Abschnitte für die einzelnen Handelszweige, und bei der Abwicklung der Wechselgeschäfte für die einzelnen Stadien derselben. Die Abschnitte bezeichneten öffentliche Ausrufer durch ihren Ruf: hara, hara! Am Ende der Messe waren vier Tage zum Skontriren der Wechsel bestimmt, dann folgten die Zahlungen, die durch Rückwechsel (Ritorno-) von den Messen auf die verschiedenen Plätze geleistet wurden. Ganz genaue Einsicht in die höchst interessanten und für die Geschichte des Handels und Handelsrechts wichtigen Details dieser frühen Messen gestatten die sehr vereinzelten Nachrichten darüber nicht. Solcher Messen gab es höchst wahrscheinlich schon seit dem 12. Jahrhundert daselbst jährlich sechs, zwei in Provins, eine in Bar, zwei in Troyes, eine in Laigny.

Mit diesen Messen standen Haupthandelsplätze Westdeutschlands, wie vornehmlich Köln — das ersehen wir aus vor Kurzem veröffentlichten neuen Urkunden zur Geschichte Kölns —, schon lange vor der Uebersiedelung der großen italienischen Bankcommanditen nach Frankreich und Flandern derart in Geschäftsverbindung, daß sie ihre bestimmten Vertreter auf die Messen sandten, welche die auf diesen fälligen Handels(Wechsel-)verbindlichkeiten ihrer Mitbürger und Auftraggeber abwickeln mußten. Das geschah besonders betreffs der in Italien übernommenen (Wechsel-)Geldschulden deutscher Geistlichen und schon seit 1213, 1221, 1228, d. h. seit der frühesten Zeit, aus der wir überhaupt etwas von den champagner Messen wissen. Siebzig bis hundert Jahre später fehlen dann auch für die Städte Südwestdeutschlands, so für Straßburg, Constanz u. m. a. nicht die Nachrichten von enger und regelmäßiger Verbindung mit jenen Messen im Waarenhandel und den Geldgeschäften.

Die große und steigende Bedeutung der champagner Messen errang denselben bald, vom Anfange des 14. Jahrhunderts ab, wichtige Privilegien der französischen Könige. Sie erhielten eine vom Könige eingesetzte und mit Gerichtsbarkeit für die Meßgeschäfte ausgestattete Behörde, genannt conservatores (custodes) nundinarum, maitres des foires. Die Meßforderungen ferner sollten sich mehrer Vorrechte erfreuen, u. a. allen übrigen Forderungen vorgehen, höhere, als nur sonst ausnahmsweise gestattete Zinsen tragen, doch nur wenn ihre Urkunde von der eben genannten Behörde untersiegelt war. Mit diesem Siegel fielen

Digitized by Google

ſie unter die Gerichtsbarkeit der custodes ſelbſt, d. h. man verhandelte über ſie in abgekürzten, ſchleunigen Proceſſen mit prompter Execution. Daß Landsleute des Schuldners, die ſich gerade auf der Meſſe befanden, lediglich weil ſie Landsleute waren, für ſeine Meßſchulden haften mußten, war in Deutſchland damals ein für die Executionspraxis ganz allgemeiner, auf Meßſchulden nicht beſchränkter Grundſatz. Die maîtres des foires konnten aber ſogar den Kaufleuten derjenigen Städte ganz den Meßbeſuch verbieten, deren Behörden ſich geweigert hatten, den Requiſitionen der Meßrichter Genüge zu thun.

Neben ſolchen allgemeinen Privilegien gingen die nicht weniger wichtigen her für die italieniſchen Kaufleute und Wechsler, welche ſeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer zahlreicher ſich an den Meſſen betheiligten und durch ihre weitgedehnten, großartigen Geſchäftsverbindungen, durch ihre Kenntniß des Handels und Handelsrechtes den Märkten vornehmlich zur Blüthe verhalfen. Sie durften in den champagner Meſſen und andern Märkten Frankreichs, z. B. zu Nismes Wechſelbänke halten und zwar — was uns völlig fremd erſcheint — als Landsmannſchaften (universitates) organiſirt unter ihren Vorſtehern (consules), je nach ihren einzelnen italieniſchen Heimathsorten. Ein Capitän vertrat ſie alle vor dem König. Die ſonſt feſtgeſetzten Abgaben der Marktbeſucher vom Waarenhandel und Wechſelgeſchäft an die Krone, welche wir ſogleich auch bei den deutſchen Märkten antreffen werden, wurden ihnen ganz oder theilweiſe erlaſſen. Sie wählten und hielten ihre eigenen Mäkler. Selbſt die Gerichtsbarkeit in Meßproceſſen zwiſchen Italienern übertrug man ihren Conſuln, die hierbei das italieniſche Handelsrecht ſelbſtredend anwandten, auch genügte die Unterſchrift ihrer Notare zur Rechtsgiltigkeit der Meßverträge zwiſchen Italienern. Zahlungsunfähige italieniſche Schuldner freilich ſchloß man von der Meſſe aus, und nahmen die Landsleute ſich ihrer an, ſo verbot man die Meſſe der ganzen Landsmannſchaft. Die Organiſation der italieniſchen Kaufleute und Wechsler in Frankreich ging übrigens ſchon 1297 ſo weit, daß alle dieſe in Paris bleibend von einem Generalcapitän vertreten wurden. Wenn nun eine Reihe von Notizen darüber beigebracht wird, daß Ludwig der Neunte 1256 von den Italienern in Frankreich 150 verhaften und an den Grafen von Savoyen ausliefern, 800,000 Livres ihrer ausgeliehenen Beträge mit Beſchlag belegen ließ, daß er ferner alle in Frankreich lebenden Wechsler aus der Lombardei und Cahors 1268 verbannte, daß ſich dieſes Verfahren 1274 und 1277 wiederholte, wobei die Krone 100,000 Goldgulden gewonnen habe, ſo beziehen ſich dergleichen Gewaltmaßregeln jedenfalls nur auf die in Frankreich anſäſſigen, nicht auf die die Meſſen beſuchenden italieniſchen Handelsleute, doch ſelbſt gegen die erſteren wurde obiges Verfahren wahrſcheinlich nur angeregt, aber nicht beſchloſſen, oder nicht völlig ausgeführt.

Noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts ſtellten die florentiner

Digitized by Google

Bank- und Handelshäuser alle ihre Wechsel nach Frankreich, Flandern, England auf die champagner Messen aus. Seitdem gründeten die Florentiner indeß in Lyon Bankcommanditen, hoben so die dortigen Jahrmärkte erheblich und überflügelten allmälig die Bedeutung der alten Messen der Champagne. 1419, dann 1468 erhielten die lyoner Messen, deren es jährlich vier, jede einen Monat lang, gab, dieselben Vorrechte wie ihre Vorgänger, vornehmlich zu Gunsten der Florentiner, die hier seit 1419 schon ein Uebergewicht behaupteten und noch 1548 daselbst 37 Bankcommanditen besaßen. Auf diese Messen stellte man in Frankreich, Italien und Flandern alle Arten von Zahlungen. Höchst interessant und wichtig ist die Regulirung der Wechselverbindlichkeiten während der Meßzeit. Jeder Theilnehmer daran mußte sich für sich oder durch Procura für andere zuvor beim Börsenvorstand melden. In der ersten Meßwoche wurde acceptirt, jeder hatte dazu ein kleines Buch (bilan) mit ordentlichem Wechselconto für die Messe. Man acceptirte mündlich. In diesem Falle schrieb jede Partei zu der betreffenden Post ein Kreuz; schwankte der Bezogene, ob er acceptiren solle oder nicht, so bezeichneten beide Theile die Post mit V (vû); verweigerte der Bezogene das Accept, so zeichnete man S. P. ein, d. h. der Wechsel sollte unter Protest gehen. Die Frist für das Protestiren lief erst am Ende des Meßmonats ab. In den drei letzten Meßwochen skontrirte man (virement) mit Hilfe des Buches (bilan). Die Ueberweisung des acceptirten Wechsels galt gleich Zahlung. Was man nicht in Skonto ausglich, bezahlte man baar oder in Wechseln von der Messe auf einen Platz; für diese Wechsel bestimmten am dritten Meßtage die Meßvorsteher und angesehensten Kaufleute den Curs, gerechnet von Lyon. Für Deutschland galt später Aehnliches (vergl. unten).

Näher an Deutschlands Hauptmärkte grenzte der dritte der Centralpunkte für den europäischen Wechselverkehr, die Messen zu Besançon in Burgund, welche, getrieben durch ihre Eifersucht gegen die Florentiner in Lyon und durch die dringenden Aufforderungen unsers Kaisers Karl des Fünften, die Genueser seit 1537 errichteten. Ein großer Theil der Italiener folgte ihnen in den neuen Meßort und fügte sich hier der genuesischen Leitung und der von Genua gesandten und ergänzten Meßordnung, wie zuvor der florentinischen. Hier erst bildete sich nun der reine Wechselmarkt, die eigentliche Wechselmesse aus. Kein Waarenhandel war zugelassen, kein Wechsel, dessen Valuta in Waaren erhalten war, nur Wechsler durften die Messe beziehen, Zahlung in Baar gestattete man nur unter Beschränkungen. Wer diese beabsichtigte, mußte es nämlich in den ersten vier Meßtagen melden, das Geld versiegeln lassen und dem Gläubiger es vorläufig anzeigen, widrigenfalls letzterer die Annahme verweigern durfte. Deshalb wickelte sich auch die Messe, die viermal im Jahre stattfand, jedesmal in acht Tagen ab. Raphael de Turre ist erstaunt über diese wunderbaren Messen. In seinem Tractat von den Wechseln (1640) sagt er: „Man kann

Digitized by Google

geradezu behaupten, das baare Geld jeder Art ist von den Messen verschwunden. Die Bankiers, welche viele Millionen Goldstücke umwechseln, bringen kaum so viel Geld mit, als zum Leben in den wenigen Meßtagen nöthig ist. Der Gläubiger müht sich um nichts weniger, ja er schreckt vor nichts mehr zurück, als daß er Baarzahlung annehmen soll. Aber alles setzt er daran, Wechsel auf Meßgold (vergl. unten) für die Orte der Welt zu erhalten, in welchen er das baare Geld von Nutzen hält. Erst 1622 änderte sich das. Den Gang der Messe können wir genau übersehen. Zunächst meldete sich jeder Besucher mit seinen Vollmachten beim Meßvorstande und legte sein Wechselconto für die Messe (Scartafaccio) vor. Am ersten Meßtage wurde acceptirt, man ging zu den Bezogenen oder rief sie auf, dann meldeten sie sich oder ihre Procuristen. Je nach der blos mündlichen Erklärung des Bezogenen machte man sein Zeichen in die Wechselliste. Aus dem ganzen Resultate zog jeder seine Meßbilanz und benachrichtigte die Vorsteher, wie viel er auf der Messe zu fordern oder zu zahlen habe. Die Berechnung machte sich leicht, weil alle Meßwechsel auf die für die Messe erfundene Rechnenmünze (scudo di marche), deren Curs gegen die wirklichen Münzen der Hauptländer genau festgestellt war, lauten mußten. Aus allen Einzelbilanzen zog der Vorstand dann eine Generalbilanz. Darauf setzten die Meßvorsteher mit den angesehensten Meßbesuchern den Curs fest für die Rückwechsel von der Messe nach den Haupthandelsorten. Sodann skontrirte man in dem größern Theile der Meßzeit, trug die Resultate der Gegenrechnungen in die Bilanzen und nahm und gab den Werth des hierdurch nicht Ausgeglichenen in den eben erwähnten Rückwechseln von der Messe auf die verlangten auswärtigen Orte. Bis zum achten Tage der Messe mußte jeder seine ausgeglichene Bilanz den Vorstehern nachweisen, im Nothfalle konnte ein neunter Tag gewährt werden, dann schloß der Markt.

Diese Messen der Genueser überflügelten betreffs des Wechselverkehrs die Märkte von Lyon bedeutend, in den zwei ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts setzte man auf je einer Messe zu Piacenza, wohin die Genueser seit 1597 den Markt von Besançon verlegt hatten, 16 Millionen Dukaten um.

Zum Beleg der Einwirkung jener Messen auf die Märkte Deutschlands führt man nun Einzelheiten an aus Botzen, aus der leipziger Wechselordnung von 1682, dem italienischen leipziger Curszettel von 1711 u. drgl. In dieser späten Zeit läßt sich der directe italienische Einfluß auf etliche deutsche Märkte in der That nicht bestreiten. Auch für die Hauptperiode des Mittelalters ist oben bei dem Nachweis der Verbindung zwischen den Messen in Frankreich und deutschen Handelsorten die Bedeutung jener für unsre Messen anerkannt. Mehr als in der nur ganz vereinzelt nachweisbaren Uebertragung der äußern Meßordnung wirkten jene durch Italiener blühenden Messen im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit auf das Emporkommen bedeutenden Waaren-

Digitized by Google

verkehrs und Geldumsatzes unserer Märkte, was sich freilich sicherer folgern als mit Zahlen und Namen begründen läßt. Dagegen darf man keineswegs so weit gehn, den Italienern und ihren Messen in Italien, Frankreich und Flandern nun die erste Gründung, Einrichtung, Leitung und Blüthe unserer Märkte in Deutschland zuzuschreiben. Schon der im Verhältniß zu den Italienern geringe Wechselverkehr der deutschen Kaufleute stand dem entgegen.

Aus dem steigenden Handel mußten sich bei uns, wie bei jedem culturfähigen Volke, naturgemäß Mittelpunkte des Waaren- und Geldverkehrs, Messen und Märkte an den Haupthandelsorten nothwendig erweisen und heranbilden. Die alten Kirchenfesttage mit dem Ablaß, die Jahrmärkte boten geeigneten Anhalt. Kaiser, weltliche und geistliche Herren sahen darin ihren unmittelbaren und durch den steigenden Wohlstand der Unterthanen ihren mittelbaren Vortheil. Sie suchten die Entwicklung der Messen zu fördern, sie zweigten Hoheitsrechte, wie das über die Marktzölle u. a. ab, um sie den unmittelbaren Herren des Meßgebietes zu gewähren u. a. m. Wo die Herrscher durch Gewaltschritte gegen die Besucher der Märkte sich sogleich Gewinn schaffen oder jene vom Markte abhalten wollten, spornten sie die Kaufleute zum Widerstande und Meßbetrieb um so energischer an.

In solcher Bildung von Märkten stellte sich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Kämpfe der deutschen Cultur gegen die Slavenherrschaft endlich eine siegreiche Ausdehnung und Entwickelung der ersteren gestatteten, der Norden und Osten Deutschlands dem Süden und Westen nicht unebenbürtig zur Seite. Denn seit dieser Zeit machten die weitverzweigten Handelsgenossenschaften der nordischen Kaufleute, dann der vorzüglich für den Zwischenhandel zwischen den Waaren des flandrischen Weltmarktes und den Roherzeugnissen der nordischen Länder organisirte Hansabund ihren Einfluß — und zwar in völlig originaler Weise — zum gewaltigen Emporblühen des hanseatischen Handels geltend, welcher bald die nicht des Meeres theilhaften, von neidischen Rivalen in Italien, Frankreich und Norddeutschland begrenzten Handelshäupter Süd- und Westdeutschlands überflügelte.

Von vornherein ausscheiden müssen wir hier von der Betrachtung der Märkte die großen Niederlassungen (Faktoreien) der Hanseaten an den Hauptorten ihres Handels, die cölner Gildhalle (Stahlhof) in London, die Faktorei der Hanseaten in Brügge, den Sitz des „gemeinen deutschen Kaufmanns auf Gothland" in Wisby, den St. Petershof in Nowgorod und die Brücke in Bergen. Sie waren ihrer Anlage, Organisation und Wirkung nach bleibende, fortwährende Aufenthaltsorte der Hanseaten mit ihrer Behörde, ihren Geistlichen und Dienern als Mittelpunkte für Ausbreitung und Schutz des hanseatischen Handels in den nordischen Reichen. Ebensowenig gehört hierher der Stapelzwang der einzelnen Städte, der die durchreisenden Kaufleute nöthigte, in diesen

ihre Waaren zum etwaigen Verkauf an die Einwohner auszulegen, noch das Stapelrecht der Kaufleute, z. B. der Hanſeaten, vermöge deſſen ſie in den Haupthandelsorten, beſonders des Auslandes ihre Waaren zum Verkauf feilhalten durften. Hier liegt kein Zuſammenſtrömen von Waaren, Werthen, Kaufleuten verſchiedenſter Gegenden, keine feſte, periodiſch wiederkehrende Marktzeit vor u. a. m.

Hauptnachricht über die großen Waaren- und Geldmärkte erhalten wir — wie uns die kürzlich veröffentlichten Unterſuchungen eines Rechtshiſtorikers lehren — aus den zerſtreuten archivaliſchen Urkunden der deutſchen Wechsler. Dieſe trafen ſich auf den Meſſen, hierhin dirigirten ſie auch ihre Geſchäftsgenoſſen, ihre Diener, welche auf ſteten Reiſen, wie ihre Herren, dem Wechſelgeſchäft oblagen, hierhin ſtellten ſie gegenſeitig ihre Wechſel, ihre Schuldſcheine aus, hier beglichen ſie ihre wechſelſeitigen Conti, hier nahmen und gaben ſie Rückwechſel. Solche Märkte waren ſeit dem vierzehnten Jahrhundert hauptſächlich Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M., dann Augsburg, Naumburg, Breslau, Poſen, Thorn, Danzig; vornehmlich laufen Meßwechſel vom leipziger Oſtermarkt auf die Michaelismeſſen der andern Städte. Die Märkte gewannen eben, wie in der Champagne, zu der angegebenen Zeit einen beſonderen Aufſchwung durch die größere Verbreitung der gezogenen Wechſel. Beſondere Marktprivilegien aus früherer Zeit ſind allgemein für die ganze Zahl der deutſchen Märkte nicht aufzuführen. Specielle maîtres des foires mit Gerichtsbarkeit in Marktproceſſen gab es hier nicht; die Sachen wurden einfach vor dem Rathe und Gerichte des Meßortes entſchieden, das brachte die kleine Zahl und die nicht hervorragende Stellung unſerer Wechsler mit ſich. Sehr ſpät erſt, im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (mit einzelnen Ausnahmen, ſo von Frankfurt a. M. ſchon im fünfzehnten Jahrhundert) trifft man auch hier die genaue Eintheilung der Meßzeit für die einzelnen Zweige der Waaren- und Geldgeſchäfte, ſowie eine Begünſtigung der Meßwechſel durch kürzere Proteſt- und Proceßfriſten, ſchnelle Execution und höheres Wechſelgeld. Letzteres ſahen ſelbſt ſtrenge Kanoniſten als gerechtfertigt durch die Arbeit und Gefahr der Wechsler, daher nicht als Wucher an; Luther dagegen, wie er in nicht wenig Punkten über die Grenzen des kanoniſchen Rechtes hinaus eifert, ruft darüber aus: „Der Wucher ſitzt zu Leipzig, Augsburg, Frankfurt und dergleichen Städten und handelt mit Geldſummen, auf jedem leipzigſchen Markt nimmt man 30 aufs 100, in Naumburg gar 40, das ſind nicht Jahr-, nicht Mond-, ſondern Wochenzins. Wer alſo von 100 fl. 40 nimmt, das heißt einen Bauer oder Bürger in einem Jahre gefreſſen. Hat einer 10,000 und nimmt 4000, das heißt einen reichen Grafen, 1,000,000 und nimmt 400,000, einen großen König in einem Jahre gefreſſen; und leidet darüber keine Fahr, weder an Leib noch an Waare, arbeitet nichts, ſitzt hinter dem Ofen und brät Aepfel. Pfui dich!

wo zum Teufel will das zuletzt hinaus?" Allgemein sei schließlich noch bemerkt, daß die deutschen Märkte gerade während der Hauptzeit des Mittelalters ihre volle Blüthe dadurch beeinträchtigten, daß man fremde Handelsleute, zu denen aber auch die Süddeutschen auf den Märkten der Hanseaten und letztere auf den süddeutschen Märkten gezählt wurden, möglichst von dem Meßhandel auszuschließen strebte. Das hing mit dem großen Uebergewicht der verschiedenen Gruppen von Kaufleuten in ihren Handelsgebieten zusammen und wurde so weit ausgedehnt, daß die Hanseaten z. B. durch Privilegien der fremden Fürsten sich zusichern ließen, daß sie allein fast die ganze Ein- und Ausfuhr von England, von Rußland u. a. besorgten. Solche jetzt uns unmöglich scheinende Zustände entsprechen der bedeutenden Ueberlegenheit der Hanseaten in der Leitung und Ausübung des ganzen Zwischenhandels in den Nordländern mit den Producten von Asien, von Süd-, Westeuropa und Flandern und den Erzeugnissen Englands, Skandinaviens, Rußlands u. s. f. Daher hielt sich ihre Handelsherrschaft auch nur so lange als letztere Ueberlegenheit. Darnach konnte man auch auf den Märkten nicht mehr die Schranken gegen den Meßbesuch fremder Handelsleute aufrecht erhalten, und die Märkte nahmen immer mehr den Charakter der heutigen an.

Betrachten wir nunmehr eine der Hauptmessen des mittelalterlichen Deutschlands näher, diejenige zu Frankfurt a. M., über welche uns Kriegk, einer der besten Kenner des dortigen reichsstädtischen Archivs seit einigen Jahren archivalisches Detail in schätzenswerther Menge vorgeführt hat.

Trotz der in unmittelbarer Nähe liegenden bekannten Märkte von Mainz und Friedberg hat sich die frankfurter Messe vom 14. bis 18. Jahrhundert in gleich großer Bedeutung erhalten. Schon im Mittelalter besuchten sie Handelsleute aus allen Theilen Deutschlands, auch aus Belgien und Italien, so aus Breslau, Prag, Brüssel, Venedig (1367), Mailand (1389), doch scheinen letztere kein großes Contingent von Kaufleuten gestellt zu haben, weil man diesen Städten nicht, wie vielen anderen, den neuen Meßanfang anzeigte. Wir besitzen noch eine Tafelordnung der Mittagsmeßgäste im Nürnberger Hofe, einem der vielen Gasthöfe zu Frankfurt, aus dem 16. Jahrhundert. Sie weist von 1587—1620: 125 Unterschriften, darunter 33 Nürnberger, 12 Breslauer, 6 Lübecker, 5 Augsburger, 5 Danziger, 3 Polen, 1 aus Riga, 1 aus Thorn, 1 aus Zürich, 1 aus Mailand, 1 aus Lyon und aus vielen andern deutschen Städten. Die Messe stieg seit 1450 bis in das 16. Jahrhundert hinein an Blüthe und sank dann, doch sehr allmälig, das 17. und 18. Jahrhundert hindurch. Daher preist schon im 15. Jahrhundert Aeneas Sylvius Frankfurt als das Bindeglied des Handels der sonst im Verkehre, wie gezeigt, feindlichen Süd- und Norddeutschen, man veröffentlichte Bullen durch Anschlag in der Meßzeit, man betete für die große Schaar von Meßfremden. Franz der Erste

von Frankreich nennt es 1519 schmeichelnd den berühmtesten Handelsplatz fast der ganzen Welt, und Luther, dessen kanonistischen Eifer gegen die Messen wir schon kennen, schilt Frankfurt „das Silber- und Gold-Loch, dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzet und geschlagen wird.“ Henricus Stephanus rühmt von der Messe besonders den Umsatz von Büchern, Hans Sachs das Gewühl auf den Straßen. Noch um 1750 behauptet Keyßler, die frankfurter Meßwaaren könnten nicht für 10 Millionen aufgekauft werden. Leipzig stehe hierin nach. Dem entsprechend schreibt der frankfurter Rath 1577 an den Kaiser: Frankfurt habe seinen Erwerb vornehmlich von den Messen, in diese bringe zuweilen ein einziger nürnberger Kaufmann mehr als tausend Stück Waaren, und viele Italiener verkauften hier jedesmal für mehre Tonnen Goldes Werth Sammet und Seide. Jedenfalls gehörten die Erträge der Messe zu den bedeutendsten Einnahmen der Stadt.

Auch diese Messe entwickelte sich wahrscheinlich aus einem bloßen Jahrmarkte zu Ende des Sommers am Kirchweihfeste der Hauptkirche. 1240, wo Kaiser Friedrich der Zweite allen Meßbesuchern derselben für Hin- und Rückreise den Reichsschutz versprach, war die Umwandlung schon geschehen. Seit 1330 verdoppelte sie Kaiser Ludwig der Bayer, welcher wegen des Beistandes der Stadt gegen den Pabst ihr eine Reihe von Wohlthaten zufließen ließ; sie hießen „die zwei frankfurter Reichsmessen“, unter welchem Namen dann Orth im vorigen Jahrhundert seinen äußerst lehrreichen großen Quartband über sie veröffentlichte, auch alte und neue, Herbst- und Fastenmesse und hatten gleiche Rechte.

Die Zeit für Anfang und Ende der Messen schwankte indeß, entgegengesetzt ihren eben im Namen gegebenen festen Terminen, je nachdem Krieg, Pest, Unwetter oder der unregelmäßige Heranzug der Handelsleute dies nöthig machte. Von einer strengen, für jeden Fall festgehaltenen Meßzeit ist hier weitaus nicht die Rede, etwa gleich den französischen Messen. Wie man die nothwendig hierdurch für die Meßzahlungen und Meßwechsel erwachsenden Störungen ausglich, ist nicht ersichtlich, wahrscheinlich galt für sie die allgemein regelmäßige Meßzeit in jedem Falle, wo nicht der Rath der Stadt zuvor ausdrücklich den einzelnen auswärtigen Handelsplätzen eine Veränderung der Meßzeit rechtzeitig kundgethan hatte. Daß es dem Rathe selbst höchst peinlich war, die Meßzeit durch Lässigkeit der Handelsleute wiederholt schwanken, später beginnen und enden zu sehen, ergiebt sich aus den Strafen, die er darauf setzte, aus den Erlassen an fremde Städte seit 1382, worin er diese um geeignete Einwirkung auf ihre Meßbesucher bat, aus den Berathungen mit den säumigen Kaufleuten selbst. Alles, wie sich denken läßt, vergeblich. Regelmäßig sollte die alte Messe dauern vom 15. August bis 8. September, also 24 Tage, die neue von Sonntag Oculi bis Sonntag Judica, also 14 Tage. Man läutete sie, was wohl

Digitized by Google

allgemein bei deutschen Messen üblich war, am ersten und letzten Tage der Messe Mittags ein und aus, in neuerer Zeit bezeichnete man diese Schluß punkte und die ganze Meßzeit durch tägliche Schüsse aus Stücken an zwei Stellen der Stadt.

Von unsern heutigen Märkten unterschied die damaligen, und so auch die frankfurter, der Schutz, welchen die Meßstadt den Meßbesuchern nach und von der Messe auf bestimmte Wegstrecken gewährte, das Meßgeleit. Im Mittelalter brachte es der noch nicht genügend entwickelte Verkehr und die thatsächlich und rechtliche Unsicherheit mit sich, daß die Kaufherrn mit ihren Waaren, selbstproducirten oder eingetauschten und eingekauften, in eigner Person bewaffnet und von Dienern begleitet zu den Messen zogen. Sie vereinten sich dann mit einer ganzen Karavane solcher Meßbesucher, kauften, mietheten oder bauten gar in den Abfahrthäfen der Meere und Flüsse die nöthigen Schiffe, im Binnenlande die Wagen und Saumthiere und wanderten so dem fernen Ziele zu. (Erst als die Verkehrslinien sich weiter ausdehnten, und oft die gleichzeitige Anwesenheit des Geschäftshauptes an mehren entfernten Handelsplätzen nöthig wurde, wuchs die Handelsgesellschaft — und bald in großartigstem Maßstabe — hervor, zweigte sich der Commissions- und Speditionshandel ab.) Durch ihre bewaffnete vereinte Anzahl, zuweilen durch gemiethete Söldner oder Kriegsschiffe suchten sie sich gegen die Seeräuber, die beutelustigen weltlichen und geistlichen Fürsten, Ritter u. a., gegen deren zahlreiche willkürliche Zölle und andere Zwangsmittel zu wehren. Der Kaiser hatte zwar allen Kaufleuten sichres Geleit verheißen und geboten, die Fürsten und Ritter, durch deren Gebiet die Meßstraßen führten, verkauften zwar für hohen Preis ihre Schutzbriefe (fehlten sie einem Kaufmann, so galt seine Waare schon deshalb für vogelfrei); aber alle diese Vorsichtsmaßregeln sicherten keineswegs vor Anfällen. Und Strandrecht und Grundruhrrecht waren ja eingewurzelte Mißbräuche, die fast Rechtskraft übten. Die Waare, welche aus dem See- oder Flußschiffe fiel, das gescheiterte Schiff, der auf der Achse liegende Wagen, das von ihm heruntergefallene Gut gehörten in demselben Augenblicke, wo das Unglück geschah, den Bewohnern des betreffenden Bodens, bargen es die Reisenden selbst, sie mußten es doch herausgeben. Gegen diese krassen Mißstände half die Vereinigung der Kaufleute, der Handelsorte mehr als alle Bullen des Papstes und seiner Bischöfe, alle Befehle des Kaisers und der weltlichen Fürsten, das beweist u. a. gerade die Hansa.

Solche Angriffe auf die frankfurter Meßleute und auf das Marktschiff zwischen Mainz und Frankfurt waren seit dem 14. Jahrhundert im Gange. Ein kölner Domherr, Graf Heinrich von Nassau, begegnet unter den Freibeutern, er hatte sich durch seine Räubereien den Ehrennamen Graf Schindleder erworben. Der Erzbischof von Mainz beraubte sogar die Frankfurter, als sie

den Meßfremden entgegenzogen. Und auch Franz von Sickingen nahm 1517 unmittelbar vor einem der Stadtthore sieben Wagen mit Meßgütern fort.

Die Stadt Frankfurt sorgte hiergegen für Schutz. Sie erwirkte durch ihre Schreiben das Geleit der ihr zunächst grenzenden Fürsten auf deren Gebiet oder auch bis zur Stadt selbst, und gab ihr eignes Meßgeleit auf Land und Flüssen bis zur oder von der Grenze des städtischen Territoriums. Die Stadt geleitete ihre Meßgäste mit 16—20 Schützen zu Wagen, Pferd oder Schiff, oder mit bezahlten benachbarten Rittern, mit einer Zunft oder mit reisigem Volke, zusammen bis 110 Mann. Mitglieder des Richteramts, des Raths und die Pfeiffer der Stadt waren meist dabei. Die Geleitenden bezahlte der Rath, selbst wenn sie an der Theilnahme des Geleits behindert waren. Später, als das ganze Institut nur den Charakter eines Aufzugs in gleichförmig buntverzierten Kleidern behielt, verwandelte der Preis sich in Gelage; so bestand es bis 1802, u. a., weil die fürstlichen Nachbarn von ihm regelmäßiges Einkommen bezogen.

Die Meßfremden wohnten bei Privatleuten und in Herbergen, die zum Theil von den Gästen desselben Ortes ihre Namen Augsburger, Nürnberger, Baseler Hof, Alt-Limburg und dergl. empfangen haben mögen. Feil bot man in Straßenbuden und Läden, die man auf eine Messe oder sogleich für viele Jahre in Privat- und städtischen Häusern miethete. Die im Freien stehenden Meßläden (Krämen, Hütten, Schreine), öfter unbedacht, waren bloße Tische, die übrigens unter andern auch der Rath vermiethete, und auf die man auch bestimmte Renten gründete, oder Läden im Hausthor, oder Vorbauten vor den Häusern bis zu einer vorgeschriebenen Linie der Straße. Hierfür zahlten die Fremden eine Abgabe an den Rath und oft eine an den Eigenthümer des dahinter liegenden Hauses. Den Mittelpunkt des Marktverkehrs bildeten die Hauptstraßen und Plätze der Stadt, entferntere Stadttheile konnten trotz vieler Versuche nicht in den Meßbetrieb verflochten werden. Ganz frei vom Markte waren bei Strafe die geweihten Höfe und Plätze rings an den Kirchen, Papst Nikolaus der Fünfte selbst schrieb deshalb 1452 an den frankfurter Rath.

Zu den Hauptmeßwaaren gehörten daselbst Tuch, Wolle, Leinwand, Pferde und Geld, seit dem 16. Jahrhundert Bücher. Das Tuch kam vornehmlich von Löwen, Mecheln, Brüssel, Limburg, Speier, das feinste von Mecheln und Brüssel; dieses verwendete auch der Rath zu Geschenken an den Kaiser. Auch Papier und Pergament kam im 14. Jahrhundert aus den Niederlanden zur Messe, und der Rath kaufte hier bisweilen selbst seinen Bedarf ein.

Das Geldgeschäft in der frankfurter Messe, als eines der größten und gewinnreichsten für Privat- und Stadtkassen, mag hier noch näher betrachtet werden. Wegen der Bedeutung der frankfurter Messen datirte man in Südwestdeutschland frühe schon Zahlungen von Städten und Privaten auf die Messen

Digitized by Google

ſei es im örtlichen Sinne, oder auch nur als feſtes Datum. Ebenſo ſtellte man Wechſel in Deutſchland, zumal ſolche, bei denen die betheiligten Perſonen weit von einander wohnten, wiederholt auf dieſe Meſſen zahlbar aus, ſo einen in Prag 1391 ausgeſtellten domizilirten Eigenwechſel des Biſchofs von Straßburg an ein cölner Handelshaus. Im 17. Jahrhundert iſt dies ganz verbreitet. Ob baare Zahlung in der Meſſe verlangt und Zahlung durch Wechſel gar beſtraft wurde, wie unter andern Kriegk behauptet, erſcheint zweifelhaft. Dagegen ſind Anhalte für eine ſchon im 15. Jahrhundert übliche regelmäßige Abwicklung und Ausgleichung der auf die frankfurter Meſſen lautenden Wechſelverbindlichkeiten, ähnlich wie in den champagner Meſſen, vorhanden. Für die Acceptation ſind hier die erſte Meßwoche und zwei Tage der zweiten beſtimmt, für die Zahlung die Friſt bis Freitag der zweiten Woche, für den Proteſt die zweite Woche. Seit 1550 etwa vereinbarten die „meiſten und vornehmſten" Meßkaufleute hierſelbſt einen Cours für die Hauptmünzſorten der Meßwechſel und Meßzahlungen. Derſelbe Cours wurde 1621 auch in den leipziger und naumburger Meſſen angenommen. Im 18. Jahrhundert ſetzten die Mäkler mit den Hauptkaufleuten in der frankfurter Meſſe den Wechſelpreis feſt; wenn nicht, ſo galt die Wechſeltaxe der Obrigkeit. Dieſe vereinbarte im 17. Jahrhundert der frankfurter Rath durch zwei Deputirte am Anfange der zweiten Meßwoche mit den Wechslern und Mäklern. Jener Wechſelpreis oder Wechſelcours wurde lange Zeit von den Kaufleuten abſichtlich ſchwankend erhalten. Daher befahl das Rathsedict von 1625: am Anfange der Zahl- d. h. zweiten Meßwoche beſchwören die Mäkler vor dem Bürgermeiſter, wo die meiſten Wechſel „hin und wieder geſchloſſen". Danach verſammeln ſich die Kaufleute der verſchiedenen Orte und Nationen und machen mit den vornehmſten Mäklern „den Conto". (Die leipziger Wechſelordnung geſtattete ſchon im 17. Jahrhundert übrigens den Meßkaufleuten, von ſolchem Courszettel wieder abzugehn; in Frankfurt trat dies erſt ſpäter ein.) Den Wechſelconto ſtellte man aber folgendermaßen feſt. Die vornehmſten dortigen Meßkaufleute verſammeln ſich in der zweiten Woche und hören von den Mäklern Zahl und Höhe der Meßrückwechſel. Dann vereinbaren ſie deren „rechten Preis" und laſſen ihn notiren. Die Mäkler theilen dieſen Conto den übrigen Meßkaufleuten, letztere wieder ihn den Correſpondenten mit. Welchen Mittelpunkt des Geldhandels die frankfurter Meſſen bildeten, geht vornehmlich noch daraus hervor, daß laut Beſchluß des nürnberger Reichstages von 1524 die Koſten des Reichskammergerichts in den zwei frankfurter Meſſen für Frankfurt, Augsburg, Nürnberg oder Eßlingen dirigirt werden ſollten.

Die andere Seite des Geldmeßverkehrs bildet das Geſchäft der Umwechsler von Geldſorten. Dieſes blühte, wie ſchon in einem früheren Aufſatze dieſer Zeitſchrift über die Entſtehung der deutſchen Banken näher erörtert worden

iſt, im Mittelalter beſonders ſtark, weil die Zerſplitterung des Münzprägeregals unter die Maſſe geiſtlicher und weltlicher Herrſchaften eine bedeutende Anzahl von in Prägung, wirklichem und Geltungswerthe höchſt verſchiedenen Münzen auf die Märkte brachte, und weil der Neid der Prägeberechtigten und die Finanznoth derſelben in jährlicher Neuprägung und faſt chroniſcher Verſchlechterung der Münzen ſich Erleichterung ſuchte. Hierzu kommen die vielen curſirenden Geldſorten des Auslandes. Da nun in jedem Orte nur das Geld des dortigen Landes oder Ortes curſiren durfte, brauchte man Wechsler jederzeit, am meiſten in den Meſſen. Das Umwechſeln („Weſſil") war ein Hoheitsrecht des Kaiſers; er übertrug es vielfach auf die deutſchen Machthaber. So verlieh es 1364 Kaiſer Ludwig dem frankfurter Rathe, und dieſer behielt es als Regal, während es an vielen andern Orten freigegeben wurde. Er übte es durch einzelne ſelbſtändige Kaufleute (Weſſeler), ſpäter, ſeit der großen Wechſelreform zu Frankfurt 1402 und 1403, auch im Verein mit den Bankiers aus, welchen er die Banken vermiethet hatte; und die Wechsler wogen die fremden Münzen und ſonſtigen Werthſtücke auf einer der drei Arten von ſtädtiſchen Wagen, der Gold-, oder Gulden- oder Silber- (Kleinodien)-Wage, zahlten dagegen den Werth in frankfurter Münze und rechneten beſtimmte Procente für ihre Mühwaltung und die Abgabe für die Stadtkaſſe davon ab (Wiegegeld), welche allein ſie für die Ausübung des ſtädtiſchen Weſſils zu entrichten hatten. Natürlich war der Höhepunkt der Privat- und Stadteinnahmen aus dem Weſſil die Zeit der Meſſen. 1402 bei Umgeſtaltung des Wechſels und Etablirung der ſtädtiſchen Bank betrieb der Rath das ganze Wechſelgeſchäft ſelbſt mit ſeinen Dienern, hier floſſen alſo alle Einnahmen daraus in die Stadtkaſſe. 1403 gründete er alsdann vier Banken, über deren Natur das Detail in dem oben genannten Aufſatze der Grenzboten zu finden iſt. Hier ſteigerte ſich die Einnahme des Rathes und der Bankiers aus den Geldgeſchäften, beſonders in den Meſſen, bedeutend. Denn die Banken beſorgten nicht allein das Umwechſeln der Münzen (Handwechſel), ſondern bewirkten auch, daß durch Meßanweiſungen und Meßwechſel, domicilirt oder gezogen bei ihnen und auf ſie, Zahlungen von ihnen geleiſtet und empfangen wurden. Hierher gehört, was oben von dem Geld- und Wechſelverkehr auf der frankfurter Meſſe geſagt iſt. Endlich liehen die Bankiers und der Rath ihre eignen, auch private und ſtädtiſche Capitalien auf Zinſen gegen Pfänder aus, was ſie als Wechsler gegen das kanoniſche und weltliche Wucherverbot durften. — Aus alledem erklärt ſich, daß der Geldhandel der Meſſen für den frankfurter Rath das einträglichſte der Meßgeſchäfte war, ihm zunächſt ſtellten ſich die Einkünfte vom Leinwandhandel, dann vom Unterkaufe von Pferden.

Viele Abgaben überhaupt mußten die Meßfremden zahlen, Land- und Waſſerzölle, die Markt- (Handels-) Abgabe im Allgemeinen (genannt Merkitrecht,

Digitized by Google

d. h. Marktrecht), die Steuer von den Waaren und der Lagerung (Hausgeld), die der Käufer auch entrichtet, die Abgabe vom Laden (Standgeld), vom Wiegen der Waaren und den Unterkauf. Von den Meßzöllen waren etliche Städte oder Fürsten befreit durch geschenkte oder erkaufte Privilegien. Kaiser Karl der Vierte z. B. kaufte seinen vier begünstigten Städten Prag, Kotten, Breslau und Sulzbach 1358 die Befreiung vom frankfurter Brückenzoll für 300 Gulden, dafür mußte Frankfurt aber noch jährlich 10 Pfund Rente an die Stadtschultheißen zahlen. Statt der festen Kaufsumme mußten viele Befreite Waaren u. a. an bestimmte Personen in Frankfurt für die fernere Dauer ihres Vorrechts geben; so das Kloster Arnsburg dem Stadtschultheißen ein Paar Stiefel und Käse, später noch Tuch und Handschuhe, jedem Schöffen Käse; ein anderes Kloster Hafermehl und Kuchen, oder bestimmte Wecke (Backwerk), Wein, Brödchen. Bei dem Pfeiffergericht, das in jeder Herbstmesse tagte, gaben für ihre Zollfreiheit dem Schultheißen: Worms einen aus Holz geschnitzten weißen Becher mit 1 Pfund Pfeffer, 1 Paar weiße Handschuhe darauf, auf diesen 1 Räder-Albus, 1 weißes Stäbchen und 1 Biberhut, statt dessen später 1 Goldgulden; Bamberg und Nürnberg fast dasselbe, alle in feierlichem Aufzuge. — Geschenke andrer Natur erhielten aus der Stadtkasse wie zu Neujahr so auch in den Messen die Rechenmeister im Rathe, d. h. die Finanzabtheilung mit ihren Schreibern und Pedellen in der Höhe von etwa $4^1/_2$ Gulden.

Die Sorge des Rathes für Ruhe und Sicherheit in der Stadt mußte sich selbstverständlich in der Messe bedeutend steigern. Zunächst waren die ungepflasterten Straßen, auf denen vor jedem Hause der Unrath lag, der in der Messe von den Hausbesitzern nicht entfernt zu werden brauchte, für den Verkehr frei zu halten. Daher die städtischen Ausgaben, um — wie es unverblümt heißt — „in der messe den Dreg uzzufuren", oder für „Stroh in den Dreg in der messe". Vor der Messe ernannte der Rath die Beamten für die Aufsicht und Einsammlung der Gefälle in derselben. Auf Maß und Gewicht mußte besonders geachtet werden, die Normalelle hing an der Hauptkirche, eigne Beamte aichten die Maße und Gewichte. — Diebe, Räuber strömten mit den Fremden herzu, die Landstraßen waren ja ohne Aufsicht, und für Geld gaben auch ihnen Ritter das Geleit; ja die Ritter brachen wohl selbst während der Messe zum Raube in die Stadt, und diese mußte den Gästen ihre Unsicherheit verantworten. Daher standen viele Wächter Tags und Nachts auf der Stadtmauer, am Mainufer, an den Schlägen, welche vor der Stadt die Landstraßen sperrten. Bei größerer Gefahr öffnete man diese Schläge auch am Tage nur gegen Legitimation, Schützen und städtische Söldner wachten an den Thoren und umzogen die Stadt. Mitunter war eine specielle Schaar während der ganzen Meßzeit zum augenblicklichen Kampfe gerüstet. Schon seit 1403 sperrte man durch Ketten an den Brückenbogen den Main ab, besondere Kähne wachten dabei.

Digitized by Google

Für Bürger und Meßfremde waren während der Meßzeit eine Reihe der ſtädtiſchen Ordnungsvorſchriften aufgehoben. Bis 1668 geſtattete man auch Sonntags Kaufleuten und Handwerkern ihren Betrieb. Die Weinglocke zwang dann nicht, wie außer der Meßzeit, Winters um 8 Uhr, Sommers um 9 Uhr, das Trinken in den Wirthshäuſern zu beſchließen, ſondern gab die Nacht den Zechern frei. Jeder in der Stadt durfte dann Schwerter und Meſſer von beliebiger Form und Länge tragen, während ſonſt das am Römer vorgezeichnete Maß nicht überſchritten werden ſollte. Die Kirche geſtattete denen in der Stadt während der Meſſen auch an Faſttagen Fleiſch und andere verbotene Speiſen, und ſelbſt, wo Gebannte zur Meſſe kamen, erlaubte ſie Meßopfer und Kirchengeſänge. Auch die Wirkungen der Reichsacht hob Karl der Vierte für die Meßzeit und acht Tage vorher und nachher innerhalb der frankfurter Bannmeile auf. Ja 1435 ſchreibt der Rath an einen mit dem Kaiſer im Kriege liegenden Fürſten, ſeine Unterthanen ſollten mit Zuſtimmung des Reiches während der Meſſe in Frankfurt vollen Schutz an Perſon und Waaren genießen.

Nun die Meßvergnügungen. Die Meßmuſiker bezahlte die Stadt hoch, dafür wurden muſikaliſche Wettkämpfe vorgeführt. Neben ihnen zogen die Dichter umher, einen Herold an der Spitze, von einer Trinkſtube zur andern, um ihren Wettgeſang ertönen zu laſſen. Hier hielt auch die Fechtergenoſſenſchaft der Marxbrüder ihre Schule und ertheilte die Würde eines Meiſters des langen Schwerts. Eine Spielbank auf dem Heißenſtein in der Stadt lockte 1379—1432 die Meßbeſucher an. Außer ihr gehörte zu den Meßbeluſtigungen ein Spiel, das Drenzelbrett, ſchwarz und weiß, ähnlich unſerm Damenbrett, welches ſo in Schwung kam, daß es 1385—1394 für jede Meſſe 50 Gulden Miethe eintrug. — Die Meſſen lehren, daß auch die Freudenmädchen nicht ein Erzeugniß der vorgeſchrittenen Cultur und ſelbſt im kirchlichſtrengen Mittelalter anerkannt ſind. Das frankfurter ſtädtiſche Rechenbuch führt 1354 und 1361 Ausgaben auf für das Beſichtigen unreiner Frauen durch den Stadtarzt. Auf die Syphilis kann ſich dies nicht beziehen, weil erſt 1496 dieſe entſetzliche Krankheit nach Frankfurt vordrang. Wir beſitzen ferner eine Verordnung des dortigen Rathes aus dem 14. Jahrhundert über die frankfurter Frauenhäuſer und gemeinen Dirnen. Solcher Frauenhäuſer ſtanden damals in der Stadt drei, nahe an derſelben Stelle der Stadt gelegen; andere Freudenmädchen hatten bleibende Wohnſitze in andern Stadttheilen. Zu ihnen ſtrömten ſchon im 14. Jahrhundert für die Meßzeit viele Dirnen von auswärts. Dieſe wohnten in beſtimmten Weinhäuſern oder in Privathäuſern, zahlten dem ſtädtiſchen Stöcker, dem Beaufſichtiger aller dieſer Frauen, eine mit ihm vereinbarte Summe und ſicherten ſo ihren Gewerbebetrieb. Ihre Zahl war gewiß bedeutend; denn ſchon zu dem frankfurter Reichstage 1394 fanden ſich 800 von ihnen ein, und die Meſſe bot ihnen günſtigere Erwerbsgelegenheit. Daher wünſcht auch am An-

Digitized by Google

fange des 16. Jahrhunderts jemand seinem Freunde in den epistolae obscurorum virorum mehr Glück, als öffentliche Dirnen in Frankfurt seien (selbstverständlich zur Meßzeit). Außer der Messe wohnten 1479 in der Stadt 39. Seit 1545 untersagte man den fremden Frauenzimmern dieses Gewerbes den Meßbesuch, 1560 hob man alle Frauenhäuser der Stadt auf. Das wirkte unter anderm die Reformation.

Sehenswürdigkeiten der Messe tauchen erst im 15. Jahrhundert auf. Zuerst kamen ein Strauß und ein Elephant (1450, 1480). Wer den Strauß sehen wollte, zahlte 1 Albus. Der Elephant begeisterte die Gemüther seiner Zeitgenossen so, daß man ihn an der Wand des Hauses, in dessen Garten er sich sehen ließ, in Lebensgröße abconterfeite und das Haus nach ihm sogleich den Ehrentitel „Zum Elephanten" erhielt. 1532 sah man dann einen Pelikan, 1545 und 1588 producirten sich Seiltänzer, 1556 bewunderte und bemitleidete man eine händelose Frau in ihrer trotzdem erlangten Kunstfertigkeit. Ein Seiltänzer ging in beiden genannten Jahren auf einem Seile vom Nicolaithurm herab, das letzte Mal schoß er einen Pfeil hernieder, brannte ein Feuerwerk auf dem Seile ab und fuhr einen Knaben in einem Schiebkarren vor sich her. Der Rath fertigte ihm hierüber eine Urkunde aus und zahlte ihm 12 Reichsthaler. Zu Ende des 16. Jahrhunderts begann dann die Spielbank vom Heißenstein wieder in anderer Form zu locken. Die Deutschherren (Geistliche) suchten nämlich 1594 im deutschen Hause durch Aufstellung eines „Glückshafens", d. h. eines Lotteriespiels, ihre Einnahmen zu bessern. Der Rath verbot den Meßbesuchern das Spiel und verhaftete den von den Deutschherren angenommenen Spielhalter, doch nicht aus sittlichen Gründen, sondern aus polizeilichen, da die Deutschherren ihm nicht zuvor Anzeige von ihrem Plane gemacht hatten. Die Deutschherren wiederholten die Sache noch oft, da sie in ihrem Territorium, d. h. im Deutschen Hause, Souveränetät beanspruchten, z. B. 1756. Damals drohte ihnen der Rath mit Verlust des Bürgerrechts. Später, 1799, vermietheten die Deutschherren ihren Sandhof, und als der Rath hier hindernd eingriff, ein ihnen gehöriges Haus in Niederrad zur Waarenlotterie. Hier kam sie denn auch zu Stande. Endlich 1802 gaben sie ihren großen Saal im Sandhofe zu Etablirung des Hazardspieles Rouge et Noir und Biribi. Durch schnelles Einschreiten des Rathes und Verhaftungen wurde die Ausführung der Sache verhindert.

Uebrigens verloren die frankfurter Messen bereits am Ende des Mittelalters wesentlich an Bedeutung, als die Messen zu Leipzig, Braunschweig und Frankfurt a. O. gegründet wurden. Denn die Polen, Böhmen und Preußen sandten nun nicht mehr ihre zahlreichen Meßgäste, wie der frankfurter Rath selbst 1577 an das Reich schreibt, bis Westdeutschland, sondern trafen sich auf jenen nähergelegenen Meßorten.

Digitized by Google

Das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin.

2.

Unter dreiviertel Millionen von Blättern (so viel ungefähr besitzt dieses Cabinet) von denen ein so großer Theil das Schönste und Beste darstellt, was Handzeichnung, Kupferstich und Holzschnitt überhaupt je und irgendwo leisteten, fällt es schwer, Einzelnes zur Betrachtung herauszuwählen. Es geht mir dabei ähnlich, wie denjenigen Besuchern dieser Säle, die kein bestimmter Zweck, ein specielles Werk zu suchen, sondern nur der allgemeine Wunsch, Erfreuliches zu sehen, herführt: die Fülle des Vorhandnen macht die Entscheidung über das zu Wählende schwierig. Am besten ist es, in solchem Fall etwas dieser Sammlung allein Eignes, besonders Charakteristisches zu verlangen. Auch die seltensten und vollkommensten Kupferdrucke sind doch mehr oder weniger Gemeingut verschiedener Cabinete. Wirkliche Unica dieses Genres existiren wohl nur wenige. Das Eigenste eines jeden Cabinets ist daher nur unter den Handzeichnungen zu suchen. Freilich bleibt auch von diesen Zahl und Art zu groß und verschieden, als daß die engere Wahl unter ihnen nicht auch wieder ähnliche Schwierigkeiten mit sich brächte, wie die weitere unter dem ganzen Bestande der Sammlung. Ohne langes Besinnen aber fordere ich das mir unter allem, was diese Schränke enthalten, fast am meisten Liebe und Theuere, die Handzeichnungen von Hans Holbein. Und zwar jene drei Bände mit den 70 Porträts aus einem Studienbuch von ihm. Es sind Köpfe von Geistlichen aus dem Kloster Sanct Ulrich zu Augsburg und von einer Menge vornehmer Patricier und Beamten derselben Reichsstadt, während seines dortigen Aufenthalts in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts gezeichnet. Die Blätter sind fast sämmtlich Pergament, das Zeichenmaterial Silberstift, hier und da mit einem leisen Tuschton, auch wohl mit zarter Andeutung localer Farben einzelner Gesichtstheile, mit weiß aufgesetzten höchsten Lichtern nachgeholfen, bei einigen einzelne Contouren noch mit der Feder nachgezogen, wobei es indeß zuweilen zweifelhaft bleibt, ob es nicht von der Hand eines Späteren nachträglich geschah. Die Namen der Gezeichneten sind von Holbeins eigner Hand auf jedem Blatt neben oder über jedes Bildniß geschrieben; die Rückseiten der Blätter hier und da noch mit „Einfällen", Arabesken oder Gestalten voll gezeichnet; alles zeigt, daß es die Seiten eines künstlerischen Notiz- und Skizzenbuchs waren, und Holbein diese Köpfe zur Erinnerung, zum Gebrauch für sich hineinschrieb, während er in gutem Gespräch mit den Originalen beisammensaß. Aber in dieser größten Unbefangenheit und Bescheidenheit — welche

Digitized by Google

höchſten Kunſtwerke der Bildnißzeichnung, der Menſchendarſtellung haben wir in ihnen vor uns! Kein noch ſo vollendetes Bild, ſelbſt die dresdner Madonna nicht, hat mir je ſo die volle Empfindung der Meiſtergröße Holbeins gegeben, wie dieſe ſchlichten Köpfchen. Jeder giebt eine ganze Geſchichte, ein Schickſal und legt deſſen innerſten Keim und Urquell, den tiefſten Charakter des Dargeſtellten klar und bloß. Dabei erſcheinen ſie durchweg ſo, als wüßten ſie keinen Augenblick, daß ſie dem Maler ſitzen, unverhohlen ſpricht ihre eigenſte Natur uns an. Nie iſt einem Kopf das ſogenannte rechte Licht und die „geſchmackvolle“ oder bedeutende Stellung gegeben; alles iſt immer nur wie zufällig ergriffen; aber dann nicht etwa mit der geiſtreichen Flüchtigkeit des Skizziſten hingeworfen, der mit dem ſcharfen Treffen der prononcirtern Züge den Effect der Aehnlichkeit und Lebendigkeit erzeugend, das Auge über die leichtfertige Behandlung der feinern Formation, der intimeren Züge täuſcht, ſondern mit der gründlichen Ehrlichkeit, die dieſer große Realiſt ſo wenig im ausgeführteſten Bilde wie in der ſimpelſten Contourſkizze, ſo wenig in der Malerei der kleinſten Perle des Schmucks ſeiner Baſeler Bürgermeiſterstochter, wie in der des wunderbaren Jungfrauenantlitzes ſeiner „Mutter Maria“ verläugnet. Solche Ehrlichkeit iſt nun wohl das Erbe der alten deutſchen Schule überhaupt, wie es das der altflandriſchen war. Was aber Holbein ſo hoch über ſeine künſtleriſchen Landesgenoſſen erhebt, iſt die herrliche geiſtvolle Freiheit, welche ſich in ihm mit dieſer Grundeigenſchaft verbindet, während letztere ſelbſt bei ſo viel Meiſterſchöpfungen Dürers in ihrer rührenden, ernſten Treue einzig und allein für die kleinbürgerliche Beengtheit entſchädigen muß, von welcher ſie da untrennbar erſcheint. Bei dieſen holbeinſchen Köpfen iſt alles da. Prüfen wir den Zug jeder eine Form umſchreibenden Linie, jede leiſe Tönung, welche jene zu modelliren hingeſetzt iſt, ſo beſtehen ſie durchaus, es iſt nie und nirgends künſtleriſcher Schwindel, es iſt überall, wie man wohl ſagt, das Mark in den Knochen gezeichnet. Aber wie fein untergeordnet iſt das, in wie leichtem Fluß auf dem Pergament entſtanden, ohne jedes Betonen des eignen Wiſſens und Könnens, eben ganz beſcheiden und ohne Kraftaufwand hingeſpielt. Wie ſo ein Auge in ſeiner Höhle ſitzt, ſo ein Paar fein gekniffene oder vollſchwellende oder ſchlaff hängende Lippen gezogen ſind; wie jenes blickt, wie dieſe zucken, lächeln, reden; wie dieſe Stirn-, Wangen- und Naſenbeine, dieſe weichen vollen Backen ſich körperlich modelliren und zwar meiſt im vollen Licht durch ein anſcheinendes Nichts von Ton, einen kaum merklichen ganz leiſen Hauch von Färbung, das will eben geſehen ſein. Das culturhiſtoriſche Intereſſe, das dieſe Bildniſſe gewähren, iſt nicht geringer als das künſtleriſche. Es iſt eine höchſt eigenartige, in ſich abgeſchloſſene Menſchenwelt, welche aus dieſen Blättern wieder in vollem Leben aus ihrer mehr als dreihundertjährigen Vergangenheit ans Licht ſteigt. Den zahlreichen Mönchsköpfen meint man es anzuſehen, daß die um jene Zeit

eben erwachenden Stürme und Kämpfe der Reformation noch kaum die Welt zu durchtosen, die Geister durcheinander zu schütteln und sie selbst zu berühren begonnen haben. Man vermißt in allen gänzlich den Ausdruck und das Gepräge des Fanatismus, welches den Geistlichen-Physiognomien der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts durchweg eigen ist. Die hagern, fleischlosen Gesichter einiger sehen so mehr treuherzig als ascetisch aus, und die in der Mehrzahl befindlichen vollen oder fetten und aufgeschwemmten, mit Doppelkinn und Hängebacken vereinen mit der natürlichen Behaglichkeit des Temperaments meist den Ausdruck des tiefen innern Friedens gläubiger Seelen oder einer heitern und ruhigen Klugheit. Ebenso interessant ist es, die Physiognomien der Augsburger Patricier, die Fugger an der Spitze, zu prüfen. So viel Feinheit, überlegne kühle Ruhe und berechnender Verstand spricht uns aus dem Antlitz aller Hauptträger dieses berühmten Bankiergeschlechts entgegen, daß die Erwerbung und stete Vermehrung ihrer ungeheuern Reichthümer sehr erklärlich und verständlich aus diesen Gesichtern wird. An jugendlicher und besonders weiblicher Schönheit nach unsern heutigen Begriffen fehlt es sehr auffallend. Hier und da wohl ein langhaariger junger Patriciersohn mit einem Anfluge von der ritterlichen oder der naiven Anmuth heiliger Jünglinge in altdeutschen Gemälden; aber kaum eine einzige deutsche Frau oder Jungfrau, welche auch nur entfernt den Phantasien der nationalen Romantiker entspräche. Stehen doch auch Holbeins Madonnenkopf und Gestalt, und außer ihr einzelne dürersche Marien als wirklich holde und reizvolle Frauen- und Mädchenbilder fast allein unter allen weiblichen Erscheinungen, von denen uns die Kunst unsres Vaterlandes aus jenem Jahrhundert Kunde giebt. Im Durchschnitt ist es ein Geschlecht mit breiten, starken Backenknochen, gedrückten Augen, harten Kiefern, hölzernen Lippen, engen und befangnen Ausdrucks und kümmerlicher Gestalt, was nicht ausschließt, daß das reifere Alter, die Mutter- und Hausfrauenschaft doch noch das erfreuliche Gepräge charaktervoller Tüchtigkeit, häuslicher Bravheit, Umsicht und Güte in ihnen entwickelt, wie es in diesen holbeinschen Porträts der „frommen Hausfrau" manches Patriciers oft so liebenswürdig zur Erscheinung kommt. Jedenfalls aber waren in „teutschen Landen" im sechszehnten Jahrhundert die Männer der schönere Theil und mit gutem Grunde.

Diese kostbare Sammlung findet eine kaum minder kostbare Ergänzung an einer ähnlich umfangreichen von Porträtzeichnungen von Albrecht Dürers Hand. Sie sind durchweg größer als die holbeinschen, sämmtlich mit der einfachen Kohle auf geleimtes Papier gezeichnet, und dann durch Erhitzung desselben mit Dämpfen fixirt. Außer ihrer künstlerischen Bedeutung werden sie dadurch noch wichtig, daß sie die treuesten Bildnisse aller auf einem Reichstag zu Augsburg versammelt gewesenen deutschen Fürsten sind, vom Kaiser Maximilian dem Ersten beginnend. In solchen Arbeiten unmittelbar vor einer so

Digitized by Google

vielfach imponirenden Natur hat der Meister willig jene „Beengtheit“ verloren, von der ich oben sprach. Diese Köpfe zeigen bei aller schlichten Treue und Naivetät doch durchweg eine wahrhaft großartige Auffassung der Persönlichkeit und eine mächtige Behandlung jenes allereinfachsten ursprünglichsten Materials, der Kohle, welcher nur die des auf Holz zeichnenden Stifts und keineswegs die des Pinsels bei Dürer gleichkommt: breit, voll, scharf bestimmt, mit unfehlbarer Sicherheit umrissen, und zugleich mit dem geringsten Aufwand von schlichtesten Tonlagen durchaus fleischig, rund modellirt. Die vollendete souveräne Meisterschaft des größten Künstlers, wie dort bei Holbein mit der ehrlichsten Hingebung an die Sache und dem stillen tiefen Hineinversenken von Seele und Auge in die Natur vor ihm gepaart. Auch darin gleichen diese Blätter denen Holbeins, daß sie ganz den Eindruck des unmittelbar und wie zufällig Aufgefaßten machen. Kein Stellen, kein Arrangiren zum Zweck des Porträts; das Licht ist genommen, wie es gerade in das Zimmer einfiel, und die stattlichen Herren sind gezeichnet, wohl wie sie eben für sich am bequemsten dasaßen. Um so echter, wahrer, überzeugender die Wirkung. Die Mehrzahl ist im Profil genommen und im vollen Licht, und dann bedarf es für den Meister doch keiner Schattenflächen und Massen; nur weniger leicht verwischter oder gekreuzter Kohlenstriche an Schläfen, Wangenbein, Kiefern und Nase, um das Bild in kraftvollem Relief, in runder Körperlichkeit aus der Fläche des Papiers herauszuheben. Herrn Ulrich von Hutten finden wir auch unter diesen Köpfen (diese Zeichnung ist unter Glas in die betreffende äußere Schrankthür eingelassen): ein feines, geistiges Gesicht, das wenig gemein hat mit der derben, fleischigen Sinnlichkeit so vieler andern der Standesgenossen und Fürsten seiner Zeit, eine gestreckte, wenig und leise eingebogene Nase, um Wange, Kinn und Lippen kurzer, nicht zu starker Vollbart, ein zugleich feurig und sinnend aufblickendes Auge, über der Haube, welche das Haar umschließt, das breiträndrige ausgezackte Baret der Landsknechte der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts tief in die Stirn und schräg auf die rechte Seite gedrückt, so daß die Unteransicht seines Randes den dunkleren Hintergrund für das scharf absetzende lichte Profil bildet. Besonders merkwürdig, ja wunderbar anziehend ist mir unter diesen dürerschen Köpfen immer ein lebensgroßer weiblicher erschienen, der prachtvoll eingerahmt an einer Wand des (geschilderten) grünen Saales hängt, wohin ich den Leser noch besonders zu führen gedenke. Ebenfalls einfache Kohlenzeichnung, giebt er das Bild einer etwas vollen Frau von 35—40 Jahren in der Dreiviertels-Ansicht. Als Kopfputz trägt sie die bekannte, das Gesicht eng umschließende, das Haar völlig bergende, darüber ziemlich hoch ansteigende Frauenhaube jener Zeit. Ist sie blind auf dem einen Auge gewesen, oder ist es nur eine Schwäche des Lides darüber? Genug, das Auge der rechten Seite, der beschatteten, von welcher sie uns doppelt mehr als von der linken lichteren

Digitized by Google

zeigt, iſt mehr als halb geſchloſſen, während das andere mit dem Ausdruck einer innern Fröhlichkeit geradeaus blickt. Von dieſer herzigen, guten, glücklichen Gemüthsſtimmung umſpielt der gleiche Ausdruck nicht minder das geſchloſſene; aber das breite Lid legt ſich darüber wie eine zart verſchleiernde Wolke über die heitere lachende Sommerſonne, und nur unter ſeinem ſchattigen Rande zuckt mit milderem Glanz die ſchöne Fröhlichkeit des Herzens hervor, die ſo voll und erquicklich aus dem weitoffenen linken Auge ſtrahlt.

Die neueſte Zeit hat mit einer der jüngſten Erwerbungen des Cabinets dieſem einen würdigen Wettſtreiter um die höchſten Ziele der Bildnißzeichnung mit jenen beiden größten Heroen derſelben, Holbein und Dürer, aus einem Theile der Welt zugeführt, wo wir, ehe uns letzterer erſchloſſen wurde, unter allen Landen wohl am wenigſten etwas dem Aehnliches vermuthet und geſucht haben würden: aus Japan. Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien brachte mit jeder Art von Proben japaneſiſchen Kunſtfleißes und damit ebenſovielen Beweiſen ſeiner glänzenden Entwicklung eine Menge von Bildern und Holzſchnittwerken dortiger Künſtler mit herüber, welche uns nöthigten, endlich den Vorurtheilen und der geringen Meinung gründlich zu entſagen, die, von der Anſchauung der kindiſchen Kunſt der Chineſen abſtrahirt, einen richtigen Begriff von der jenes grundverſchiedenen Volkes bisher bei uns nicht hatten aufkommen laſſen. Aber in noch höherem Grade als dieſe Arbeiten meiſt gewöhnlichſter, populärſter Beſtimmung, Bilderbücher und Bilderbogen naturgeſchichtlicher und menſchlicher Gegenſtände und Scenen, welche eine ſeltene Fertigkeit in der Darſtellung des Charakteriſtiſchen der natürlichen Erſcheinungen als ein allverbreitetes Gemeingut der japaneſiſchen Zeichner bekundeten, in noch höherem Grade wird unſre Anſchauung von dem, was dieſe leiſten können und leiſten, rectificirt durch jenes Skizzenbuch eines ihrer berühmteſten Maler, des Towlesky, welches von der Expedition für unſer Kupferſtichcabinet mitgebracht wurde. Auffällig und überraſchend ſind darin zunächſt die mannigfachen Berührungspunkte und Aehnlichkeiten mit jener Sammlung der holbeinſchen Porträtköpfe. Die Zeichnungen des japaneſiſchen Meiſters ſind von derſelben Größe, ſtellen Geſichter jedes Alters und Geſchlechts dar und — es iſt keine Uebertreibung — zeigen oft genug keine geringere Höhe der Meiſterſchaft. Die abſcheuliche Uniformität der Haartracht und die andere, welche für ein an europäiſche Mannigfaltigkeit der Geſichtsbildungen gewöhntes Auge der allgemeine nationale Typus des Schädelknochenbaues bei den Japaneſen hervorbringt, dieſe Uniformität, aus welcher ſich das Perſönlich-Individuelle des Geſichtscharakters und Ausdrucks ſo viel ſchwieriger hindurchzuringen vermag, nöthigt uns, die Kunſt des Malers nur um ſo mehr zu bewundern, der es ſo wie dieſer verſteht, innerhalb ſolches Geſammttypus die beſondre menſchliche Perſönlichkeit in ſolcher Feinheit und Beſtimmtheit in ſeinen Bildniſſen zur Geltung und zur Anſchauung

zu bringen. Die Art der Zeichnung ist merkwürdig genug. Mit der für uns kaum begreiflichen Sicherheit der Hand, welche nur bei einem Volk möglich ist, das mit dem Pinsel schreiben lernt, zieht er, ebenfalls mit diesem Griffel die Contouren jedes Kopfes und seiner innern Theile in nie unterbrochenem freiem Fluß der Linie auf sein Reispapier hin, ohne Absetzen, ohne Ausweichungen, in der Gleichmäßigkeit einer mit Zirkel und Reisfeder geschlagenen Kreislinie oder des Contours altgriechischer Vasenbilder, und doch dabei gleichzeitig mit einer verständnißvollen Markirung auch der leisesten Schwingung der Formen, welche er umschreibt, indem es das tiefste künstlerische Eindringen in das Wesen derselben, in die innerste Construction der natürlichen Erscheinung bekundet, auch jeden Gedanken des mechanischen und äußerlichen Machens ausschließt, zu welchem sonst der Anblick solches völlig geläufigen Hinschreibens der Contouren nicht mit Unrecht veranlaßt. Dieser Umriß ist dann ganz leicht colorirt, scheinbar mit einem einzigen Farbenton ausgefüllt, und doch ist jeder dieser ganz von vorn beleuchteten schattenlosen Köpfe völlig körperlich und rund, dank einem Reichthum der subtilsten unmerklich leisen Variationen und Uebergänge vom höchsten Glanzlicht bis zum tieferen Mittelton innerhalb jener einheitlichen Gesammtfarbe, die wieder ihrerseits — die wahre Kunst des echten Coloristen — für jeden dieser mehr als hundert Köpfe eine andere und individuelle ist. Aber bei aller Bewunderung des Künstlers ergreift uns doch bald eine gewisse Beängstigung bei der Betrachtung dieser langen Reihe seiner trefflichen Arbeiten. Die fürchterliche Häßlichkeit der dargestellten Race, all diese lebendig-todten Alteweibergesichter mit ihren eng geschlitzten Augen, ihren wie zum Pfeifen zusammengekrampften Lippen, ihren Runzeln und kahlen Schädeln, erträgt unser Empfinden nicht lange, und mit welchem Gesicht uns auch Gott gestraft oder gesegnet haben möge — mit einem innigen Dankstoßgebet: „Herr, ich danke Dir, daß ich zur kaukasischen Race gehöre“, mag auch der Häßlichste unter uns diese Bände schließen. Es giebt hier noch genug, um reineren unbedingteren Genuß zu gewähren. Ersuchen wir z. B. lieber einen der gerade anwesenden Herren Directoren Prof. Weiß oder Hotho uns aus ihrem Allerheiligsten jenes große kastenartige dunkelbraun-violette Lederetui herauszureichen, über welches sie sich mit Recht die speciellste Wacht vorbehalten haben. In seinem sammetgefütterten Innern stecken vier längliche schmale Bücher, wie Contobücher, in altes gelbes Schweinsleder gebunden. Es mag uns ein Gefühl der Weihe überkommen, wenn wir sie anfassen, und es ist, als hörten wir die Mahnung: „zeuch Deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land!“ Diese Büchelchen steckten nacheinander in den tiefen Wamms- und Hosentaschen Paul Potters, wenn er hinausging auf seine niederländischen Weiden und Triften, aufs Dorf und in die Ställe; auf diesen Blättern von der Hand des größten Genies und des emsigsten treusten Arbeiters fixirt,

brachte er dann das Bild aller Dinge, die er draußen in freier Welt gesehn und gefunden, heim zu seiner Werkstatt, das Material jener unschätzbaren Wunderwerke der Malerei, die sein kurzes neunundzwanzigjähriges Leben mit dem Glanz der Unsterblichkeit schmücken. Die Skizzenbücher Potters, vor etwa zehn Jahren einem stuttgarter Kunsthändler für das berliner Museum abgekauft, sind nicht blos durch die wundervolle Schönheit ihres Inhalts, den unerschöpflichen Reichthum und die Mannigfaltigkeit ihrer Zeichnungen so köstlich, sondern auch dadurch so mächtig und interessant, daß sie uns zeigen, wie ein Meister dieses Schlages gearbeitet hat, nicht mehr, um es zu werden; denn jeder Strich in diesen zahllosen Studien zeigt von einer künstlerischen absoluten „Machtfülle", welche in allen Zeiten nur wenige der Auserwählten erreichten — sondern aus bloßem inneren Bedürfniß, sich jede Naturform zu eigen zu machen, um einer jeden durchaus Herr zu sein, wo es der künstlerische Zweck erfordert, und daneben aus der uneigennützigen Freude und Lust an den tausendfachen Reizen der schönen Schöpfung, der offenbarsten, wie der verborgensten, bescheidensten, die sich der Beachtung und Schätzung des profanen Sinns gänzlich entziehn. Zeichnungen, diesem letztern Motiv entsprungen, füllen mehr als die ganze eine Hälfte des größten und stärksten dieser Bücher. Es sind Blumen, Gräser und einzelne Zweige, Blüthen und fruchttragende Büsche, Kinder sorgsam und künstlich gepflegter Gärten wie des Feldes, des Ackers und der Wiese, an denen Tausende ihr Leben lang achtlos vorübergehn. Wer die Fülle zarter Schönheit und Lieblichkeit nicht kennt, womit gerade diese anspruchlosesten Gebilde der freigebig spendenden Erde geschmückt sind, der müßte es vor diesen ihren Abbildern bewundernd inne werden. Von der prachtvollsten Rose, Hyacinthe, Tulpe und fremdländischen Zierpflanze bis zur Haferähre, zum simpeln Grashalm hat der Meister jeder Form die gleiche Hingebung und Liebe zugewandt, sie mit gleich treuem Fleiß, der jede kleinste Besonderheit aufmerkend beobachtet, und mit einem unbewußten Schönheitsgefühl nachgebildet, welches unter seinen Händen jede dieser Studien wie eine in sich geschlossene Kunstschöpfung erscheinen läßt. Fast alle sind auf derbes geripptes Papier mit der Feder, mit einer unerhörten Sicherheit umrissen, hingezeichnet, welche sich nur dem contourenden Pinselzuge jenes Japanesen vergleichen läßt, Blüthen, Knospen, Dolden, Aehren und jedes Blattwerk in jeder Verkürzung und all den tausend immer andern neuen und reizvollen Ueberschneidlungen und Verschiebungen, welche die Erscheinungen der gleichen Pflanzengebilde so unerschöpflich an Mannigfaltigkeit des Reizes machen. Die so meist in natürlicher Größe Gezeichneten sind dann mit ein paar ganz leichten Localtönen colorirt, diese aber mit so feinem Sinn aufgefaßt, so richtig in der Farbe, so sehr an der rechten Stelle angebracht, daß sie den vollen Eindruck natürlicher Wahrheit und einer viel weitern malerischen Durchführung hervor-

Digitized by Google

rufen, als ſie wirklich vom Meiſter erhalten haben. Wie die Blüthen und Gräſer, ſo ſtudirt er die Stämme und Aeſte jeder heimiſchen Baumart, die Details ihrer narbigen und bemooſten Rinde, mit der Zeichenfeder und zwei bis drei Farbentönen das ſchärfſte Bild davon in der Totalwirkung wie in allen charakteriſtiſchen Einzelheiten und ſcheinbaren Zufälligkeiten auf graugetöntes Papier bringend. Dann folgen wieder hunderte von Bauernhäuſern nach der Natur und zuſammengeſetztere maleriſche Motive von Dorfſtraßen, ländlichen Wegen u. ſ. w. Intereſſantere Neſter boten ſich ſeinem Auge freilich als dem heutigen Maler! Welche Giebel, welche Thüren und Fenſter, welche offenbare Verhöhnung der Vertikallinie, welche unmögliche und maleriſch nur um ſo prächtigere ländliche Architektur! Mit dieſen Studien untermiſcht die allergenauſten Zeichnungen jeder Art des ländlichen Geräths, der Ackerwerkzeuge, Gefährte, Eimer, Brunnen, und jedes dieſer Dinge in allen denkbaren Verkürzungen, Anſichten, Stellungen, eine Art des Studirens, wie ich es nur noch bei Adolf Menzel, dem heutigen großen Fortſetzer der alten Realiſten, kenne. All dieſe Zeichnungen betonen immer die Lichtmaſſen mit aufgeſetztem Weiß und faſſen höchſt effectvoll und anſchaulich machend die Schattenpartien in einen darüber gelegten gemeinſamen Tuſchton zuſammen. Den Hauptſchatz aber von allen Büchern enthält das vierte: die Studien nach Schafen und Rindern, alſo von ſeinem vorzugsweiſe eigenſten künſtleriſchen Gebiet. Das Princip des Arbeitens iſt daſſelbe, wie den Pflanzen und den Geräthen gegenüber: was die Natur ſeinem Auge bietet, will er ganz und aus dem Grunde ſich zu eigen machen; ſo findet er kein Ende, die Anſichten der Objecte zu variiren, abgeſchnittene Kalbsfüße direct auf die Sohlen ihrer geſpaltnen Hufe angeſehn, Hammel- und Ochſenköpfe ganz von unten und dergl. mehr. Dieſe aber meiſt in der weiteſtgehenden Ausführung in Aquarell- und Deckfarben, erſtaunlich in ihrer miniaturartigen Detailvollendung und nicht minder in der leuchtenden Energie ihrer Farbe. Und wie das Todte, ſo das Leben, wie die Ruhe, ſo die Bewegung, die weidenden Kühe und Schafe, die Scenen der Wäſche und Schur — wir fänden kein Ziel des Schilderns und Berichtens; denn eines ſolchen Künſtlers Schaffen iſt reich wie die große Natur; aber wir fürchten, die ermüdete Geduld unſerer Leſer hat es uns längſt ſchon geſagt. Vielleicht muß man ſelbſt Maler oder Zeichner ſein, um ſich von der Betrachtung gemalter Kalbsfußſtudien ſo hinreißen zu laſſen, wie es uns paſſirte.

Sicherer dürften wir ſchon auf die Sympathie auch der Nichtkünſtler rechnen, wenn wir ſie in den grünen Saal führten und ſie auf den Bilderſchmuck ſeiner Wände hinwieſen. Aber auch hier heißt es erſt recht: wo anfangen, oder ſchwieriger noch, wo enden? Alſo vorüber an all dieſen Herrlichkeiten, in deren Anblick und Studium uns keine Zeit zu lang werden würde, an dieſer lebensgroßen Untermalung von Graffs Selbſtporträt, dieſen Kopf-, Figuren-,

Thierſtudien in Kohle und Aquarell von Holbein und Dürer, dieſen unbeſchreiblich geiſtvollen und delicaten Porträtzeichnungen mit farbigen Stiften von dem großen Stecher Georg Schmidt, dieſer ſchönen Studie des Mannes mit dem ſpitzen Hut von Rembrandts Hand, den Miniaturen, den Federzeichnungen von Mantegna und Signorelli, den Blättern vom alten ehrwürdigen Meiſter Schongauer, den Farbenſkizzen Karl Blechens, dem ſüßen kleinen Roccocoköpfchen eines jungen Mädchens im Häubchen von einem Unbekannten, dem ſtolzen Prachtbilde Louis des Funfzehnten in einer Paſtellausführung, welche an Glanz und Kraft der Farbenwirkung dem beſten Oelbilde nahe kommt.

Aber vor einem Bilde an dieſer Wand bleibt auch der ſehensmüdeſte Beſchauer ſtehen, und das Gefühl der Abſtumpfung weicht dem innigen Intereſſe, der herzlichen Freude an der Betrachtung. Es iſt das lebensgroße Bruſtbild einer jungen Frau, ein bereits etwas ausgebleichtes Paſtell aus den letzten ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie Tracht und Friſur andeutet. Auf ſchmalen feinen Schultern und ſchlankem Halſe, deſſen Kleidausſchnitt noch den zarteſten jugendlichen Buſen dem Blick zeigt, ein Köpfchen von einer holdſeligen Lieblichkeit, von einem ſüßen Reiz, an dem jede Schilderung erlahmt. Das überſchwänglich üppige, anſcheinend blonde, leicht gepuderte Haar, iſt zu der ungeheuerlichen Friſur jener Tage, aber in freiern Wellen, nicht dem ſteifen künſtlichen Lockenbau, von der feinen Stirn aufwärts gethürmt und in der Höhe von einem blauen Bande umſchlungen. Dieſe über die Schulterbreite noch hinausſchwellende Maſſe läßt durch den Gegenſatz die delikaten Formen und Züge des Geſichts noch feiner und zierlicher erſcheinen. Das Köpfchen iſt leicht auf die linke Seite geneigt, als wäre dem zarten Halſe die holde Laſt zu ſchwer, und wirft dorthin aus einem Paar großer dunkelbrauner Augen voll feuchten Schmelzes und ſüßen Feuers einen wahrhaft Sinn und Seele bethörenden Blick. Weh dem, den er trifft! Glücklicherweiſe iſt es nicht der Beſchauer ſelbſt, aber man begreift vor dieſem Bilde mancherlei oft wiederkehrende romantiſche Sagen von der tödtlichen verzehrenden Leidenſchaft, welche entzündbare Gemüther für irgendein gemaltes Idol, ein meiſterliches Frauenbild ergriffen. Wenn wir dies holde Geſpenſt beſchwören wollten, ſo könnte es von einer glänzenden Vergangenheit, von leidenſchaftlichen Abenteuern, von heißer Fürſtenliebe, von verſunknen Tagen übermüthiger freier Luſt und viel heitern Roccocoſünden erzählen; denn im Leben nannte es ſich Generalin Witt und Gräfin Potocka. Aber der Maler, der dies wunderbare Bildniß geſchaffen, iſt nicht genannt, und unſere ſonſt zum Taufen ſo bereiten Kunſtgelehrten, wo es ſich um Meiſter früherer Jahrhunderte handelt, geben ſich bei Werken aus dieſer ſogenannten „Zeit des tiefen Verfalls“ (!) nicht die gleiche Mühe.

Vorbei an der köſtlichen Federzeichnung der Madonna mit dem Kinde von Francesco Francia, die vom kunſtvollſten Rahmen umfaßt im Durchgang zum

Digitized by Google

rothen Saal hängt, treten wir wieder in diesen, da die Zeit zum Verlassen des Cabinets drängt. Noch einige Minuten des Verweilens vor einer seiner Schrankthüren und vor der Wand nahe der Pforte, durch die wir eben von dorther kamen. Dort an der Rückseite des ersten höhern Schrankes zunächst der oben erwähnten Barrière ist es ein kleines da eingelassnes Blättchen, das uns in immer gesteigerter Bewunderung fesselt. Ein winziger elender Garten mit dünnen niedern Bäumchen, mit der Feder skizzirt, in den wir von oben hineinblicken, umstanden von alten Hinterhäusern mit hohen, spitzansteigenden, grauen Dächern. Ein Ton für diese vom Licht getroffnen Flächen, eine wechselnde Mischung von Gelb, Roth und Grau für die Schattenmassen der Hausmauern, nur oben ganz dünn angetuscht, das ist das ganze Bild. Aber durch welches Wunder der Kunst und Meisterschaft ist hier damit die volle Sonne selbst gemalt, und zwar die Frühlingssonne in all ihrer Lieblichkeit, welche über die armseligste irdische Wirklichkeit, über verschimmelte Hofwände und kümmerliche Gärtchen einen so lachenden Zauber hinbreitet, daß er eines großen Künstlers Seele zu solchem Werk begeisterte. Dieser Künstler war Ruysdael. Am 1. Mai 1641 lag er „too Maastricht“ (so sagt die Schrift oben rechts in der Ecke) wohl in seinem Fenster und sah hinab in den alten stillen Hof davor, und was er da sah, hat er uns hier „getookent“. An der Wand neben der Thür hängt ein ganz verbräuntes Papier mit einigen kühnen mächtigen Federzügen. Wir kennen die erhabne Schöpfung, deren ersten Gedanken Rafael Sanzio in diesen großen Zügen darauf hinwarf, wie er vor seines Geistes Auge aufstieg: der Fischzug Petri, aus dem Reiche der vatikanischen Tapeten. Man sieht, er sah dies Wunderwerk bereits ganz so vor sich, wie es auf dem Carton zu Hamptoncourt in übermenschlicher Größe und Herrlichkeit später vollendet dastand. Nur die Wasservögel im Vorgrund und die Landschaft hinten am Seeufer fehlen noch im Entwurf. Dieser zeigt keinen Namen, keine Chiffer, kein Monogramm; und keine Zeichnung bedürfte weniger eines solchen zu ihrer Legitimirung als diese. Denn der rafaelische Genius in dieser Periode seiner vollsten Reife, in der Fülle seiner ernsten Gewalt, seiner stillen Größe, seiner schlichten Anmuth hat sich darin mit einer Kraft und Nachdrücklichkeit jedem Sehenden offenbart, vor welcher noch nie ein Zweifel sich auch nur zu erheben wagte.

Mit diesem Eindruck in der Seele verlassen wir den Saal und seine andern Schätze. Um das, was wir davon in uns aufgenommen, nicht den hier draußen sofort ringsum andrängenden, nun doppelt mißtönig verwirrenden, modernen Kunsteinwirkungen hinzugeben, schließen wir am liebsten im Treppenhause die Augen und wollen sie erst unten im Saale links vor dem Mediceergrabmal Michelangelos oder rechts vor den erhabnen Resten phidiasscher Kunst, den parthenonischen Giebeltrümmern und Culler-Friesen öffnen. Da athmen wir wieder dieselbe Luft „und Du spürst keinen Uebergang“.

Digitized by Google

Peter Forchhammer hat gesprochen.

„Mein Herz brummet über Moab wie eine
Harfe, und mein Inwendiges über Kirheres."
Jes. 16, 11.

Wissenschaftliche Arbeiten Peter Forchhammers haben nicht selten das Schicksal, von Laien mit ernstem Kopfschütteln, von Fachgenossen mit sicherer Heiterkeit bei Seite gelegt zu werden. Die von ihm bei der Geburtstagsfeier des 6. Juli 1865 in Kiel gehaltene akademische Festrede verdient ausnahmsweise größere Beachtung. Einerseits, weil sie unter der Aegide der Landesuniversität erschienen ist, die damit einen Theil der Verantwortlichkeit für die Ansichten des Festredners übernimmt; andrerseits wegen der auf Wissenschaftlichkeit kaum Anspruch machenden Haltung der Rede, die von der Rhetorik, mit der in den schleswig-holsteinischen und in den Kampfgenossenvereinen gewirkt wird, ein recht anschauliches Bild giebt. Die officiöse Haltung der augustenburgischen Partei gegen das Ausland kennt man genügend durch Leitartikel namentlich des Hamburger Correspondenten und der Deutschen Reichszeitung: das ist aber nur das Brod für wohlgesinnte, gläubige Deutsche; soll die Kenntniß der Politik jener Partei keine einseitige bleiben, so muß man auch von den Steinen Notiz nehmen, die dem zähen Gaumen des eigenen Volkes geboten werden. Wem Zeit und Lust fehlen, sich zu diesem Behufe durch ein Dutzend Nummern der schleswig-holsteinischen Zeitung durchzuarbeiten, dem kommt die genannte Festrede in erfreulicher Weise zu Hilfe. Ausgetheilte Parolen, demagogische Lockspeisen, Parteischlagwörter, politische Feigenblätter, Verheißungen, Klagen, Hoffnungen — alles das mit den ureigenen Phrasen der schleswig-holsteinischen Zeitung auf 17 oder eigentlich nur 5 Quartseiten! Denn der ganze Anfang, ein trivialer Rückblick auf die Stellung des Landes unter den Dänen, ist nichts als ein Umhängsel, welches Herrn F. durch das akademische Decorum aufgenöthigt worden ist. Was will man mehr? Der ganze augustenburgische Apparat in der Westentasche! Bei der Verworrenheit, mit der dieses reiche Material bei Herrn F. durcheinanderwirbelt, glaube ich mir um Ihre Leser ein Verdienst zu erwerben, wenn ich es nach gewissen Rubriken ordne und die nöthige Gebrauchsanweisung hinzufüge.

Ausgegebene Parolen. Seitdem das Zusammentreten einer nationalen Partei in den Herzogthümern sich nicht länger hatte verhindern lassen, ist das Mot d'ordre ausgetheilt worden, die Liberalen, welche für Unterordnung unter Preußen sind, nach Kräften einzuschüchtern und als Verräther zu brandmarken,

ſchwache Seelen durch Bedrohung ihrer materiellen Exiſtenz in möglichſt großer Anzahl zum Abfall zu verleiten, den Reſt der Partei in das feudal-annexioniſtiſche Lager zu treiben. Von den Haupthebeln der auguſtenburgiſchen Maſchinerie thaten die ſchleswig-holſteiniſchen und die Kampfgenoſſenvereine reichlich ihre Schuldigkeit; das lange Säumen der Univerſität hat Herr F. jetzt durch einen ganz beſonders kräftigen Angriff gegen die Nationalen gründlich wieder gut gemacht. Gleich der Eingang zieht los gegen „die, welche in Verblendung nach unbeſtändigem Sinn die Erfolge ausnützen möchten, zu deren Erreichung ſie größtentheils kein Opfer gewagt, welche aber heute als untreu dem Recht, das ſie kannten, welche als untreu dem, der um des Vaterlands willen und in ſeinem Gottvertrauen trotz allen Unglimpfs das Recht vertritt, welche als untreu ſich ſelber mit dem harten Eiſen der ethiſchen Poine ſich ſelber müſſen gebrandmarkt fühlen“ (es folgen Verſe); und der Schluß beſchäftigt ſich wieder mit den machiavelliſtiſchen Beſtrebungen, „die eine Anzahl revolutionärer Tendenzen, eine Elite unklarer Köpfe, unzufriedener Gemüther und unſocialer Naturen an ſich gezogen haben.“ Wir erlauben uns, hierbei auf dreierlei aufmerkſam zu machen. 1) Wer eines klaren deutſchen Satzbaues ſelbſt ſo wenig mächtig iſt, wie Herr F., würde wohl thun, nicht vom Glashauſe aus mit Steinen zu werfen; 2) der erſte Satz klingt zwar wie eine Rücküberſetzung aus dem Griechiſchen, iſt aber trotzdem nichts als traurige Verballhornung einer feinen und witzigen Wendung der ſchleswig-holſteiniſchen Zeitung, die wiederholt von den beiden zur nationalen Partei gehörigen Univerſitätsverwandten als von Männern geſprochen hatte, welche die ſchwere Kriſe des Landes kaum noch mit durchgemacht hätten (der eine kam nämlich vor, der andere nach der Kriſe ins Land); 3) in den ernſten Tagen nach dem Tode Friedrichs des Siebenten haben alle Mitglieder der nationalen Partei, die im Lande waren, ihre Schuldigkeit gethan und gerade ſo wenig und ſo viel auf das Spiel geſetzt, als Herr Forchhammer; wir wollen ihm die Lüge, daß es größtentheils nicht der Fall geweſen ſei, nicht zu hoch anrechnen: iſt ſie doch in der ſchleswig-holſteiniſchen Zeitung und ähnlichen Blättern ſo oft wiederholt worden, daß die Erfinder jetzt wahrſcheinlich ſelbſt daran glauben. — Natürlich hören wir auch hier wieder, daß hauptſächlich fremde Abenteurer, Glücksritter es ſind, die die Holſtentreue zu Falle bringen wollen; getroffen fühle ſich, wer ſich in dem großen Strafgerichte über das preußiſche Volk S. 14 unter den „Einzelnen“ wiedererkennt, „die ſich zu der Unwürdigkeit bekennen, ſo viel von dem Rechte des Andern zu ſtreichen, als ſich dem eigenen Vortheil zulegen läßt.“ Aehnliches war in Blättern der auguſtenburgiſchen Partei ſchon bei Gelegenheit der mommſenſchen Brochüre geſagt und geſchickter geſagt worden als hier.

Demagogiſche Lockſpeiſen. „Die Bevölkerung in ihrer Geſammtheit bekundet es bei jeder Gelegenheit, daß ſie der Rettung ſich erfreut, wie ſie

ſoll", das heißt, wie ſie nach Anſicht der auguſtenburgiſchen Maſchiniſten es ſoll: durch gründlichen Undank gegen die Retter. Leider nur zu wahr! Wer es noch nicht weiß, wie man ein von Haus aus tüchtiges Völkchen durch Benutzung ſeiner ſchwachen Seiten in eine ſo verkehrte Bahn drängen kann, wie wir dies jetzt in Holſtein ſehen, dem giebt unſere Feſtrede die nöthigen Fingerzeige. Jedes Bauernvolk iſt von ſich ſelbſt eingenommen. Bei den Holſteinern iſt ein angebornes Selbſtbewußtſein durch den tapfern Widerſtand gegen Dänemark in berechtigter Weiſe gehoben, durch die ausſchweifenden Lobſprüche, mit denen ſie von ihren deutſchen Brüdern für ihr langes Märtyrerthum getröſtet wurden, krankhaft hinaufgeſchraubt worden: in der That, die Holſteiner hätten eine übermenſchliche Selbſterkenntniß beſitzen müſſen, wenn im Laufe von 17 Jahren davon nicht etwas hängen geblieben wäre! Die Beſten des Volkes ſind hierüber nicht verblendet und hüten ſich, dem verhängnißvollen Fehler Vorſchub zu leiſten: das iſt aber ſo recht der Tummelplatz, auf dem die höfiſche Demagogie mit beſtem Erfolg operirt. Der Redner, der, wie Herr F., den Preußen den Rath giebt, „ſich nicht für beſſer und klüger zu halten, als uns", iſt des Beifalls immer gewiß, und wenn er nun gar erſt hinzufügt: „wir haben nie die Sünde auf uns geladen, in unſerem früheren ſtaatlichen Verhältniſſe unſere Eigenthümlichkeit einem Andern aufdrängen zu wollen", da wird wohl kein Zuhörer ſo undankbar ſein, den ſalbungsreichen Phariſäer durch die Frage außer Faſſung zu bringen: ob es ein Verdienſt iſt, nicht zu ſündigen, wenn man nicht die Macht hat zu ſündigen? Selbſtverſtändlich wird uns von Herrn F. auch die „ſprichwörtlich gewordene Holſtentreue" nicht geſchenkt, die hoffentlich in Zukunft dem Synonym „deutſche Treue" weichen wird; oder ſollte jene ſpecifiſche Treue gemeint ſein, welche die 40 Turner von Gravenſtein begeiſterte, ſich in das Joch zu ſpannen: dann wird mehr als ein Landsmann Herrn Forchhammers das zweifelhafte Lob ablehnen.

Schlagwörter der herrſchenden Partei. „Mein Recht iſt eure Rettung", lautete das erbprinzliche Textwort, das Herr F. ſeiner Rede untergelegt hat, ohne zu fragen, inwieweit es ſich an den Ereigniſſen bewährt hat, und wie wohl das abſtracte Recht, nur vom deutſchen Bunde ſecundirt, über das Dannewerk, die düppler Schanzen und den Alſenſund hinübergekommen wäre! Es iſt eine freilich ſehr ketzeriſche, aber bei aller Ketzerei ſchwer zu widerlegende Behauptung, daß wir mit dem Rechte der Auguſtenburger als alleinigem Palladium jetzt hinter 1863 zurückgeworfen ſein würden: ohne Preußen würde der deutſche Bund ſich unter Wahrung ſeines Rechts zurückgezogen haben, es wäre ein zweiter Tag von Bau und ſchlimmer als dieſer erfolgt, die beſten Patrioten wären jetzt von den Dänen außer Landes gejagt, und Peter Forchhammer — würde vielleicht den Plan des Schlachtfeldes von Troja wieder hervorgeſucht haben, durch deſſen Erklärung er ſich ſeiner Zeit bei

der Frau Reichsgräfin von Danner beliebt zu machen verstand. Nun es anders gekommen ist, thut er, als wenn dies das Verdienst der augustenburgischen Partei wäre, und wird wie Shylock nicht müde, in allen Tonarten zu wiederholen, daß die Schleswig-Holsteiner nur ihr Recht, ihr ganzes Recht wollen. Sachte, sachte! auf diesem Rechte werden sie erhalten, was Shylock erhielt. — „Die Herzogthümer, ihrer eignen Art sich bewußt, wissen sich zugleich völlig frei von allem kleinlichen Particularismus, den ihnen nur größere Particularisten kleinlichst vorwerfen." „Wie keine Eiche oder Buche eine Tanne werden kann ... können die Schleswig-Holsteiner nicht Preußen werden, auch nicht halbe Preußen." Das eben hat jeder Particularist mit einer gewissen Classe von Irrsinnigen gemeinsam, daß so wenig wie diese ihren Irrsinn, so wenig er seinen Particularismus eingestehen will: ein sicheres Zeichen, daß unserer Kleinstaaterei die nothwendigste Lebensbedingung, der Glaube an sich selbst, abhanden gekommen ist. Die Faselei vom preußischen Particularismus hat Herr F. Anderen nachgesprochen, wird aber dafür hoffentlich selbstlos genug sein, die Phrase von Buche und Tanne, die um so schöner klingt, je weniger man sich hinter ihr etwas denken kann, künftigen Vereinsrednern zu erwünschtem Gebrauche zu überlassen.

Politische Feigenblätter. Als Mitglied einer gelehrten Körperschaft hat auch unser Festredner das Bedürfniß gefühlt, seinen Particularismus mit Hilfe einer Theorie vom Staate unter Dach und Fach zu bringen. Er versichert, in Deutschland könne auf Grund der „gegebenen Zustände" nur der Bundesstaat bestehen; der Einheitsstaat könne nur „durch die Gewalt der Waffen und durch die Partei, welche die Waffen in Händen hat", hergestellt werden: „wird diese Partei die Waffen niederlegen zu Gunsten der Freiheit des deutschen Volks?" Nun kommen wiederholte Warnrufe, daß die Freiheit der deutschen Stämme, die Herrn F. mit der Freiheit des deutschen Volks gleichbedeutend ist, in Gefahr sei; freilich müsse der deutsche Bundesstaat aus Staaten, nicht aus Cabineten, gebildet sein: er werde aber um so stärker sein, je freier in ihrem Bereich die einzelnen Staaten, sobald nur bei den Einzelnen der Wille da sei, eine starke Bundescentralmacht zu schaffen. Lauter Dinge, die man längst von den großdeutschen Theoretikern bis zum Ueberdruß zu hören bekommen hat: dieselben Phrasen, dieselben Taschenspielereien! Als wenn die heutige deutsche Kleinstaaterei mit der früheren Stammesverschiedenheit des deutschen Volks das Geringste gemein hätte, als wenn Staatenbund und Bundesstaat dasselbe wäre, als wenn die Verwandlung der Cabinete in Staaten und der Wille der Staaten, sich einer Centralgewalt unterzuordnen, sich einfach decretiren ließen und anders als durch die gründlichste Umwälzung der „gegebenen Zustände" zu erreichen wären! Kurz, lauter abgenutzte Redensarten: das einzige Neue ist der forchhammersche Grund gegen die deutsche Einheit:

Digitized by Google

„daß jener göttliche Mann, den der griechiſche Weiſe forderte, und jener göttliche Stamm fehlen, denen die andern ſich willig unterordnen". Alſo Deutſchland ſoll ſo lange ohnmächtig und zerriſſen bleiben, bis das ariſtoteliſche Staatsideal verwirklicht werden kann! Der Redner beruft ſich mit Emphaſe auf den Ausſpruch ſeines Weltweiſen, daß der Menſch nur im Staate ſeine Aufgabe erfüllen könne: als ob unſere deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten, der künftige ſchleswig-holſteiniſche nicht ausgenommen, auch nur die einfachſten Erforderniſſe eines wirklichen Staatsweſens zu leiſten im Stande wären!

Verheißungen. „Bereit, unſere ganze Kraft für Deutſchland zu verwenden, fordern wir, auch die Kleineren von den Größeren, eine auf Vertrauen gegründete Freundſchaft." Rührend, aber nicht neu! in ſeiner bekannten Unterredung mit Herrn v. Bismarck hatte unſer gnädigſter Herr Preußen bereits Aehnliches als Surrogat für dieſſeitige Garantien empfohlen. „Oft genug haben die Herzogthümer es ausgeſprochen, daß ſie für Deutſchland, für den deutſchen Bundesſtaat zu jedem gerechten Opfer an der eignen Entſcheidung bereit ſind." In demſelben Athemzuge, wo der wohlbekannte Wechſel auf das in den Wolken ſchwebende ſchwarzrothgoldne Deutſchland der Zukunft von Neuem ausgeſtellt wird, durch den Bauernpfiffigkeit ſich mit den berechtigten Anſprüchen Preußens abzufinden gedenkt, in demſelben Athemzuge klagt Herr F., „daß unſer Volk und ſein Herzog willig Preußen gewiſſe materielle Vortheile einzuräumen bereit ſeien, und daß es nicht ihre Schuld ſei, wenn man den übereinſtimmenden Erklärungen beider kein Vertrauen ſchenken wolle!"

Klagelieder. Hieran ſchließt ſich ein Weheruf über jene, „welche zur Trauer Deutſchlands mit unnatürlicher Freude täglich ſchadenfrohe Verläumdungen in die Welt ſenden, vergeſſend, daß ein Schmutzfleck wohl von ihrem Gewand abzuwaſchen, aber der Schmutzfleck einer abſichtlichen ſchadenwollenden Lüge nie von der Seele zu tilgen iſt". Sachte, ſachte: im Hauſe des Gehenkten ſpricht man nicht vom Strick! Dachte denn ein ſo gewiegter Diplomat wie Peter Forchhammer wirklich, als er ſo ſprach, nicht an die unermüdlichen Dementis der auguſtenburgiſchen Partei hinſichtlich des bekannten Zwiſchenfalls in der Unterredung mit Bismarck, die ein volles Jahr lang fortgeſetzt wurden, bis der Herzog ſelbſt durch die nienſtedtner Erklärung weitere Lügen ſeiner Getreuen abſchnitt? Fiel ihm denn nicht ein, daß einem der herzoglichen Räthe die ſtricte Befolgung der talleyrandſchen Lehre nachgerühmt wird, daß die Zunge dem Menſchen gegeben ſei, um ſeine Gedanken zu verheimlichen? Wahrſcheinlich verließ er ſich auf die jüngſte, eine tiefe ſittliche Entrüſtung athmende Ableugnung Herrn Geheimraths Francke, daß je an ihn von Herrn Schleiden ein Brief über die Nützlichkeit einer Preisgabe Nordſchleswigs geſchrieben worden ſei, wie die Nationalen behaupteten: ließ ſich ein ſchlagenderer Beweis für die Verläumdungsſucht dieſer ſchwarzen Seelen beibringen? Ach, der Feſtredner

ahnte nicht, daß schon das morgende Zeitungsblatt zugleich mit dem ersten Bericht über seinen oratorischen Triumph auch den verhängnißvollen Brief selbst, und mit diesem Actenstück von jetzt eingestandener Echtheit aus dem Schooße der eignen Partei eine vernichtende Kritik seiner diplomatischen Leistungen bringen sollte! Armer Fest- und Strafredner! so schnell mußtest auch du mit dem harten Eisen der Poine dich gebrandmarkt fühlen!

Hoffnungen. In bekannter Weise muß auch bei dieser Gelegenheit das Wort des Königs von Preußen, daß Preußen überall für das Recht eintrete, zum Beweise dafür herhalten, daß Schleswig-Holstein sein Recht, sein ganzes Recht und Preußen wenig oder nichts zu erhalten habe. Auch hier das schüchterne Schielen nach dem Auslande in dem wiederholten Hinweise auf „die großen europäischen Verhältnisse", „die europäische Politik", die mehr als den Bundesstaat in Deutschland nie zugeben werde: man kennt ja sattsam die Schmerzensschreie aus dem augustenburgischen Lager bald an Oestreichs, bald an Frankreichs Adresse! Herr F. scheint sich aber hiervon selbst nicht viel Erfolg zu versprechen; darum wird mit dem deutschen Bürgerkriege gedroht, der unfehlbar eintreten werde, wenn man „die Freiheit der deutschen Stämme" nicht respectire! Die betreffenden frommen Wünsche der in Schleswig-Holstein herrschenden Partei sind nicht neu, ebensowenig aber, daß ihre Aussichten auf eine deutsche Vendee äußerst gering sind. Es ist kein Geheimniß, daß vielmehr die Unpopularität des Ministeriums Bismarck und das Band des gemeinsamen Hasses, das die Fortschrittspartei mit der herzoglichen Partei in Kiel verbindet, der wahre Nothanker der letzteren ist. Auch Herr F. ermangelt nicht, über „die beispiellose innere Zerwürfniß", die Preußens Action hemme, schadenfroh die Hände zu reiben und sich über den „vaterländischen Hauch" zu freuen, „der gottlob auch aus Preußen zu uns herüberwehe"; das heißt, in schlichte Prosa übersetzt, über den beispiellosen Compromiß, den ein Theil der Fortschrittspartei mit den kieler Legitimisten geschlossen hat, um einen persönlichen Feind zu ärgern und die deutsche Machtstellung des preußischen Staats auf Decennien hinaus zu schädigen. Seit der Besiegelung jenes unnatürlichen Compromisses fließen die Höfischen in den Herzogthümern über von Lobsprüchen für die preußische Opposition: man sollte meinen, manchem braven preußischen Patrioten müßte die Scham über solches Lob von solcher Seite wie höllisches Feuer auf den Wangen brennen. Wer in Preußen noch etwa in Zweifel sein sollte, wie die herrschende Partei in Schleswig-Holstein jenen Compromiß auffaßt, der möge die dreisten Hohnworte Herrn Forchhammers S. 16 beherzigen, die einzigen in der ganzen Rede, wo etwas von den Pflichten der Schleswig-Holsteiner gegen ihre Retter vorkommt: „Sie haben den Dank, den wir als Mitkämpfende zu leisten begehrten, verschmäht. Sie werden es nicht als Undankbarkeit auslegen, wenn wir uns selbst gehören wollen, damit unser Dank um so freier und wahrer sei".

Digitized by

Wir sind mit Herrn Forchhammer zu Ende: auch nicht ein neuer Gedanke! mit schulmeisterlicher Unbeholfenheit werden die hundertmal gehörten Phrasen wiedergekäut, über das Ganze ist von dem heidnischen Panegyriker das Salböl einer affectirten Frömmelei ausgegossen, zu einer wissenschaftlichen Begründung der Parteidogmen ist kaum ein schwacher Anlauf genommen, und wo das geschieht, zeigt sich die ärgste Flüchtigkeit. Der Festredner scheint keine Ahnung davon zu haben, daß der städtische Staat des Alterthums etwas von dem modernen gänzlich Verschiedenes ist und Lehren des Aristoteles auf diesen nicht ohne Weiteres anwendbar sind, und da, wo er seinen Abscheu über Machiavelli ausspricht, verräth er völlige Unkenntniß der neueren Forschungen. In Kürze, es ist ein Skandal, wie er in den Annalen der deutschen Hochschulen lange nicht dagewesen ist. In den Zeitungen ist berichtet und bis jetzt nicht widerlegt worden, daß die akademische Feier des 6. Juli durchaus ein Staatsstreich des dermaligen Rectors Prof. Behn gewesen ist. Möglich, daß sich dadurch die unglückliche Einseitigkeit in der Wahl des Festredners erklärt; immerhin hat die kieler Universität durch Gutheißung des Drucks der Rede den krassen Parteistandpunkt derselben gut geheißen, und damit alle die bitter enttäuscht, die nach dem patriotischen Verhalten derselben im November 1863 sich eines Besseren von ihr versehen hatten. Als die Universität damals für das Recht der Augustenburger eintrat, glaubten wohl die Meisten in Deutschland, daß man in Kiel sich dieses Mediums bediente, um die viel höheren Zwecke, die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark und die Gewinnung ihrer reichen Hilfsquellen für Deutschland, zu erreichen; und als dann die Losreißung von Dänemark auf ganz anderem Wege bewirkt worden war, achtete man es, daß die Universität das Medium nicht fallen ließ. Jetzt aber, wo das Medium, das sich zur Erfüllung des einen Zweckes als untauglich erwiesen hatte, thut, was in seinen Kräften steht, um die Erreichung des andern Zwecks zu vereiteln, jetzt das Medium in solchen Bestrebungen eifrigst unterstützen, heißt das sich selbst treu bleiben? Man begreift, daß Männer, die dem Herzog in der Zeit der Krise nahe getreten sind, jetzt nicht gegen ihn auftreten mögen. War aber in solcher Lage Schweigen nicht das der Universität einzig Würdige? Im augustenburgischen Lager gilt es jetzt, gegen Preußen zu hetzen, mit Oestreich und allen Preußen feindlichen Bestrebungen zu kokettiren, die zu Preußen Hinneigenden zu verlästern, die der Hinneigung Verdächtigen bange zu machen. Die Räthe des Herzogs begnügen sich längst nicht mehr, Ansprachen, die von Injurien gegen Preußen wimmeln, huldreichst entgegenzunehmen: in öffentlicher Versammlung bekommt man von ihnen selbst in officiellen Reden, abgesehen von den unvermeidlichen Ausfällen gegen die Arroganz der Nationalen, die plumpsten Angriffe auf die preußischen Kronjuristen u. dergl. zu hören. Wenn dieses Abbrechen der Brücken zu einer Ver-

ständigung überhaupt einen Sinn hat, so kann es nur den haben, die Stellung der Schleswig-Holsteiner zu Preußen für die Zukunft nach Möglichkeit zu vergiften. Man sollte meinen, selbst vom legitimistischen Standpunkte hätte sich ein ernstes Mahnwort diesem selbstmörderischen Treiben gegenüber rechtfertigen lassen, und es ist die Frage, ob ein solches Mahnwort, an der rechten Stelle in der rechten Weise im Namen einer im Lande so geachteten Corporation wie die kieler Universität gesprochen, unbeachtet verhallt wäre. Es sollte nicht so kommen: die Universität hat es vorgezogen, in brüderlicher Eintracht mit den schleswig-holsteinischen und den Kampfgenossenvereinen für den augustenburgischen Mechanismus zu arbeiten! Wir wissen nicht, ob ihre Mitglieder wirklich lauter particularistische Fanatiker sind; die es nicht sind, werden dem Vorwurfe schwer entgehen, daß sie socialen Rücksichten oder einem Corporationsdünkel, der lieber eine schlechte als gar keine Rolle spielt, ihre bessere Ueberzeugung geopfert haben und mit dem Strom geschwommen sind. Verhält es sich anders, ist der Druck der Festrede nur aus Schonung gegen den eigenmächtigen Veranstalter der Festfeier beschlossen worden, nun so versäume die kieler Universität die Gelegenheit nicht, es bei ihrer demnächst bevorstehenden 200jährigen Stiftungsfeier zu zeigen, der ersten, die sie auf freiem deutschen Boden begehen wird! Möge sie in feierlicher Weise es aussprechen, daß sie der hohen Bedeutung dieses Umstandes sich dankbar bewußt ist, möge sie Zeugniß ablegen von ihrem Berufe, ein Hort deutschen Geisteslebens im Norden zu sein, möge sie vor allem jene schmähliche Erniedrigung, welche die Festrede Peter Forchhammers ihr angesonnen hat, Hüterin zu sein des kläglichsten Particularismus, möge sie diese offen und entschieden von sich weisen! —

Aus Schwaben.

Ende Juli.

Längere Zeit haben Sie keinen politischen Bericht aus unserm angulus terrarum erhalten. Was hier vorgeht, kann im kleinen Kreise gut und nützlich sein, für die draußen Stehenden hat es wenig zu bedeuten. Wo dann gleichwohl ein Streben nach Größerem hervortritt, ist es selten erfreulich, sofern es doch nur das Mißverhältniß von Wollen und Können ans Licht stellt, am allermeisten dann, wenn die handelnden Personen selbst dieses Mißverhältniß nicht in Rechnung gezogen haben. Sie werden es dem Localpatriotismus Ihres Berichterstatters zu Gut halten, daß er sich in Schweigen hüllte, als die würtembergische Kammer ihre berühmte That-

Digitized by Google

resolution faßte. Man durfte hoffen, daß das große Wort, welches sie damals gelassen aussprach, in Kurzem vergessen und zu den übrigen gelegt sein werde, und in der That hat die Erfahrung gezeigt, daß die Bewegung, welche in jener Zeit in unserer Armee stattfand, keineswegs kriegerischen Ursprungs war, sondern rein ästhetische Motive hatte. Unsere Landesvertheidiger wurden nach reiflichen Berathungen an Allerhöchster Stelle mit einer kleidsamen Uniform bedacht, dies war alles.

Die Volksvertreter hatten es ja auch gar nicht so schlimm gemeint. Was sie wollten, war eine einfache Rechtsverwahrung aussprechen, ihre juridische Ueberzeugung salviren, und wenn der Ausdruck dieser Manifestation etwas ungeschickt herauskam, nun, wer wird denn die Worte so zudringlich auf die Wagschale legen! Hatten sie doch selbst ungern genug sich zu dem entschlossen, was sie nun einmal für ihre Pflicht hielten, und dessen Eindruck auf die Mitwelt ihnen kaum zweifelhaft sein konnte. Froh, eines peinlichen Geschäfts entledigt zu sein, enthielten sie sich denn auch, später wieder Nachfrage zu halten, wie denn die Regierung ihrer Aufforderung zur That nachgekommen sei. Jetzt ist die Session ihrer sechsmonatlichen Dauer müde, die Sommerhitze beginnt die Sitzreihen zu entvölkern, die dringendsten Geschäfte aber und der langsam reifende Etat nehmen immerhin noch einige Wochen in Anspruch, und so wird die Kammer wohl keine Gelegenheit mehr aufsuchen, sich mit einer Sache zu beschäftigen, welche nur jedesmal aufs Neue die Unmacht der kleineren Staaten, d. h. des staatlich nicht organisirten Deutschlands illustrirt.

Uebrigens ist unser Etat unerwartet noch mit einem kleinen Andenken an den schleswig-holsteinischen Krieg bedacht worden, so unschuldig wir auch an der Eroberung der düppler Schanzen und der Einnahme Alsens sind. Die Regierung brachte nämlich den Antrag ein, die Apanage für den Herzog Wilhelm von Würtemberg, der im Dienste des Hauses Habsburg in den italienischen Feldzügen sich auszeichnete und im vorigen Jahr als Oberst des Regiments Belgien bei Oeversee verwundet wurde, namhaft zu erhöhen. Man hatte für diese Exigenz auch einen juridischen Grund aufzufinden versucht. Der Herzog war nämlich zur Zeit als im Jahre 1828 ein neues Gesetz die Apanagen für die von da auf die Welt kommenden Prinzen sparsamer regelte, zwar noch nicht geboren, aber doch in hohem Grad nasciturus. Es fehlten nur wenige Wochen, so wäre des Prinzen Gehalt noch nach dem älteren günstigeren Gesetze zu bemessen gewesen. Indessen konnte die Regierung selbst auf die Rechtsfrage kein ernsthaftes Gewicht legen; um so mehr appellirte sie an das Billigkeitsgefühl, welches verlange, daß dem verdienten General, der durch das zufällige Datum seiner Geburtsstunde so eigenthümlich verkürzt sei, ermöglicht werde, standesgemäß zu leben und eintretendenfalls sich ebenbürtig zu vermählen. Ganz besonders aber appellirte sie an die stets bewährten patriotischen Gesinnungen der Stände, sie beschwor die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, dessen Großthaten auch auf die Heimath einen erlauchten Schimmer zurückwerfen, sie erinnerte an die Thaten seines Vaters, des Helden von Kulm und Wachau, und sprach von einer Ehrenschuld des Landes gegen das um Deutschland so verdiente Mitglied des würtembergischen Herrscherhauses. Da es sich nicht etwa um eine Dankadresse, sondern um eine reelle Etatsposition handelte, so konnte es nicht fehlen, daß in der Kammer hiergegen sehr nüchterne Erwägungen sich geltend machten.

Digitized by Google

Man prüfte die rechtliche Verpflichtung die man verneinen mußte, die That von Oeversee schien nicht hervorragend genug, um einen außerordentlichen Act der Erkenntlichkeit zu rechtfertigen, und die Unverbesserlichen, kalt gegen die beweglichen Gründe der Minister und Ministeriellen, beleuchteten die patriarchalische Anschauung, welche aus der Vorlage der Regierung sprach, und fügten hinzu, wenn der Herzog in östreichischen Diensten Außerordentliches geleistet, so sei es ja wohl an Oestreich, ihn außerordentlich zu belohnen. Allein nach hitzigem Gefecht erwies sich die Anhänglichkeit an die Angestammten und der Glanz des Tages von Oeversee, wohl auch die unbestrittene persönliche Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit des Prinzen, über welche im Foyer der Kammer anmuthige Anekdoten vertraulich in Umlauf gesetzt worden waren, mächtiger als jene ökonomisch-kritischen Bedenken. Die Erhöhung der Apanage wurde beschlossen, freilich nur mit winziger Mehrheit und auch dann nicht in dem von der Regierung gewünschten Betrag.

Es war dies nicht das einzige Mal, daß die Regierung unerwartet einen Sieg erfocht. Damals als der Landtag gewählt wurde, ergab die Abzählung der Stimmen unstreitig ein Uebergewicht der Linken. Aber man muß gestehen, daß diese sogenannte Kammermehrheit nicht selten großmüthig genug ist, keinen Gebrauch von ihrer numerischen Ueberlegenheit zu machen. Namentlich hat man in neuerer Zeit diese Bemerkung machen wollen, und böse Stimmen, offenbar nicht darauf bedacht, das Ansehen der Landesvertretung zu mehren, behaupten, es hänge dies mit der verbindlichen und gewinnenden Art zusammen, mit welcher Herr v. Varnbüler als Minister der Verkehrsanstalten die verschiedenen Bezirke des Landes theils mit Eisenbahnen zu erfreuen, theils inzwischen wenigstens mit gnädigen Versprechungen in dieser Beziehung zu vertrösten wußte. Die Eisenbahnen spielten während dieses Landtags eine große Rolle. Projecte häuften sich in der Presse, Deputationen in der Hauptstadt. Zwischen den Kirchthürmen nächstbenachbarter Städtchen entspann sich heftige Fehde, einzelne Landestheile waren hoch erregt von den wechselnden Gefühlen der Furcht und Hoffnung. Die Verdienste des Ministeriums um die Eisenbahnsache sind unbestreitbar. Nicht nur gelang es ihm, gestützt auf die Vorarbeiten seiner Vorgänger, endlich die lange schwebenden Anschlußverhandlungen mit Baden und Preußen glücklich zu Ende zu führen, sondern zum ersten Mal wurde, nachdem bisher viel dilettantisch herumgebaut worden war, ein umfassendes Bahnnetz für das ganze Land vorgelegt. Dieses Netz ward mit allgemeiner Genugthuung aufgenommen, in den bisher verkürzten Landestheilen steigerte sie sich zuweilen bis zum Enthusiasmus, und Hr. v. Varnbüler genoß mit Stolz die Süßigkeit einer ihm neuen Popularität. Wer in jenen Tagen die Dankresolutionen, die Danktoaste und Dankdeputationen zählte, mußte Hrn. v. Varnbühler für den populärsten aller Minister halten. Und er war es. Er war es so sehr, daß bei einer heftig bestrittenen Bahnstrecke, nach einem langen publicistischen und nach hartnäckigem parlamentarischen Kampfe, der anfangs einen ganz andern Ausgang versprach, schließlich die Wünsche des Ministers siegreich ans Ziel gelangten. Ihr Berichterstatter hat kein Interesse daran, die große Streitfrage, ob Böblingen oder Leonberg wieder aufzunehmen. Der Schlachtruf, eine Zeit lang nicht minder hitzig als einst die Losung: Hie Welf, hie Waiblingen! ist verstummt. Genug, Hr. v. Varnbüler wußte eine Bahn durchzusetzen, für welche er sich außerordentlich zu interessiren schien; denn

Digitized by Google

er hatte für den Fall einer Niederlage — unerhört in unsern parlamentarischen Annalen — mit seinem Rücktritt gedroht.

Ein auf dem Landtag angefangenes, aber voraussichtlich nicht mehr zu Ende gelangendes Werk ist die durchgreifende Revision unserer Landesverfassung. Das Verlangen nach derselben war schon in der Antwortsadresse auf die Thronrede ausgesprochen, später in einem Antrag von Hölder eingehend formulirt und einem Ausschuß zur Berichterstattung übergeben worden. Offen gestanden, die öffentliche Meinung hat den Antrag mit größerer Gleichgiltigkeit aufgenommen, als man erwarten sollte. Es scheint das Gefühl allgemein zu sein, daß die Verbesserung der Einzelverfassungen zu einer Zeit, da die Gemeinsamkeit der nationalen Interessen sich immer stärker fühlbar macht, doch nur ein untergeordneter Punkt ist, eine Medicin, welche die Hauptgebrechen gar nicht trifft, eine Hühneraugenoperation, wo der ganze Organismus krankt. Wäre doch die Lage unserer Mittelstaaten in den letzten Jahren genau ebenso traurig gewesen, und wenn sie pure Ideale als Staatsverfassungen gehabt hätten. Indessen, das staatliche Leben hat nun einmal keine andere Form als diese Einzelverfassungen, und es ist begreiflich, daß man sich darin so gut als möglich einzurichten sucht. Auch ist ja, was in dieser Beziehung geschieht, nicht verloren; die Gesetzgebung wird sich im künftigen deutschen Staat nicht nach denjenigen Ländern richten, welche bis dahin am weitesten zurückgeblieben sind, und auch die vorbereitende nationale Arbeit kann, soweit die Einzelparlamente Antheil daran haben, nur gewinnen, je mehr diese zu wirklichen Organen des Volkswillens werden. Es sind bis jetzt über die hölderschen Anträge zwei Kammerbeschlüsse zu Stande gekommen, beide die Wahlen zur Abgeordnetenkammer betreffend. Der eine spricht sich für geheime Stimmabgabe aus, der andere für liberale Abänderung des Wahlgesetzes, welches bisher einzig den grundbesitzenden und je ortsbürgerlichen Theil der Bevölkerung zu diesem Act berufen, also gerade die gebildeten Classen zum großen Theil ausgeschlossen hatte. Ob die Regierung Gesetzesentwürfe in diesem Sinne einbringen wird, steht noch dahin; ob weitere Beschlüsse zu Stande kommen werden, z. B. die Entfernung der Ritter und Prälaten aus der zweiten Kammer betreffend, ist zum Mindesten höchst unwahrscheinlich geworden.

Erwähne ich ferner einen in social-politischer Beziehung nicht unwichtigen Beschluß der Kammer, durch welchen die Regierung gebeten wird, die Ehebeschränkungen, welche ein reactionäres Gesetz vom Jahr 1852 wieder einführte, und welche auf die niederen Classen bisher schwer drückten — bekanntlich gehören unsere Bevölkerungsverhältnisse seit Jahren zu den ungünstigsten innerhalb des Zollvereins —, so werde ich meine Pflicht als Chronist der letzten Monate unsers parlamentarischen Lebens so ziemlich erfüllt haben.

In neuester Zeit ist es namentlich der Handelsvertrag mit Italien, welcher Bewegung in die Gemüther gebracht hat. Diesmal sind wir nicht wie beim französischen Handelsvertrag die Letzten, welche sich rührten, die Sache ist rasch mit Eifer aufgenommen worden. Die Presse that ihre Pflicht, die Handelskammern beleuchteten eingehend die materielle Frage, in Stuttgart wurde eine Versammlung von Interessenten gehalten, an der sich eine Reihe bedeutender Firmen und Gewerbszweige betheiligte, in der Kammer wiederholte Anfrage an den Minister gerichtet. Hölder hat insbesondere mit unbarmherzigen Strichen eine Politik gezeichnet, welche

Digitized by Google

um einer dynastischen Marotte willen wider den gesunden Menschenverstand sündigt und aus Ergebenheit gegen das Haus Habsburg die eigenen Landesinteressen zu schädigen im Begriff steht. Dem Hrn. v. Varnbüler ist der ganze Handel sichtlich höchst ärgerlich. Er sprach schon früher sich sehr gereizt über das verhaßte Königreich Italien aus, neuerdings war er gar nicht zu einer Antwort zu bewegen. Sind wir recht unterrichtet, so ist der Regierung, zumal sie doch von der Nothwendigkeit schließlich nachzugeben überzeugt ist, blutwenig an dem Widerstand gegen das Königreich Italien gelegen. Aber sie will sich nicht von ihren Bundesgenossen trennen, von Sachsen und zumal von Bayern, mit welchem sie schon einmal in Freud und Leid so treulich ausgeharrt hat. Von Bayern und Sachsen begreifen sich allerdings die dynastischen Motive. Aber wunderbar bleibt es doch, wie ein halbes Jahr nach Wiederherstellung des Zollvereins die damals so bitter gewitzigten Regierungen abermals einen ungleichen Kampf aufnehmen mögen, dessen Ausgang so wenig zweifelhaft ist als damals. Indessen, wenn diesen Regierungen so wenig daran liegt, daß ihre Politik den Völkern als ein Hinderniß ihrer materiellen Entwicklung erscheint, wenn sie fortfahren sich in Unternehmungen zu gefallen, welche doch nur ihre Unmacht documentiren können, so ist es ja nicht unsre Sache, uns darüber zu betrüben.

Nicht minder erfreulich ist eine andere Bemerkung. In keinem Land war seiner Zeit die Begeisterung für Oestreich in seinem Kampf gegen Italien, in keinem Land der schutzzöllnerische Widerspruch gegen das System der Handelsverträge so stark und hartnäckig als bei uns. Man konnte erwarten, beide Motive werden auch jetzt sich wieder hervordrängen und einem unbefangenen Urtheil über die Regelung der Handelsbeziehungen zu Italien Abbruch thun. Nichts von dem ist der Fall gewesen. Nicht nur ist selbstverständlich das Königreich Italien von der öffentlichen Meinung längst anerkannt, nicht nur verfolgt man mit besonderem Interesse das Schauspiel, wie dort auf den Trümmern der Particularsouveränetäten der nationale Einheitsstaat sich aufbaut und mehr und mehr consolidirt — nur eines unsrer demokratischen Blätter erwartet mit Sehnsucht den Moment, wo der Einheitsstaat wieder zerschlagen und in die bekannte Schablone eines Bundes freier Cantone umgegossen wird — sondern auch die Umwandlung der handelspolitischen Ansichten ist unter dem Eindruck der überstandenen Krise auffallend rasch vor sich gegangen. Man glaubt an eine längst vergangene Zeit zurückzudenken, wenn man sich der schutzzöllnerischen Agitation erinnert, welcher doch erst vor Jahresfrist in der mohlschen Riesenarbeit ihr letztes Denkmal ingenti mole aufgerichtet worden ist. Der unerbittliche Gang der Ereignisse hat den neuen Ideen rascheren und allgemeineren Eingang verschafft als jahrelange Belehrung durch Wissenschaft und Presse vermocht hätte. Noch ehe mit Ziffern in der Hand die Prophezeiungen vom Ruin der deutschen Industrie beleuchtet werden können, ist die öffentliche Meinung längst mit dem „Nationalunglück“ ausgesöhnt. Die Ueberzeugung, daß nun, nachdem der Weg der Handelsverträge betreten, die Ausdehnung dieses Systems nach allen Richtungen, und folglich die fortschreitende Annäherung an das Princip der Freiheit im Interesse des Handels wie der Industrie angestrebt werden müsse, ist die allgemeine geworden. Italien gegenüber lag freilich die Benachtheiligung der deutschen Industrie ohne den Abschluß eines Zollvertrags auf der Hand. Eifrige Gegner des französischen Handelsver-

Digitized by Google

trags von gestern stehen heute an der Spitze der Agitation für den Vertrag mit Italien.

Dies sind Resultate, die mit Freuden zu constatiren sind, und wenn hier die vollendete Thatsache Wunder gewirkt hat, so darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, daß auch in der Frage Schleswig-Holsteins vollendete Thatsachen dem erst sehr schüchtern beginnenden Umschwung der öffentlichen Meinung wirksam und rasch nachhelfen werden. Die Aehnlichkeit des Falls ist nicht zu verkennen. Wie damals steht das allgemeine Urtheil unter dem Zwang einer vorgefaßten Meinung, die sich in Tagen der Aufregung stürmisch aufdrängte. Eine falsche Scham zwingt hartnäckig, das alte Programm nachzusprechen und die Dinge genau ebenso anzusehn, wie sie unläugbar am 15. November 1863 lagen, heute aber nicht mehr liegen. Die bessere Einsicht, eingeschüchtert durch den Terrorismus der öffentlichen Meinung, hält zurück, und was in vertraulichem Gespräch von Hunderten zugestanden wird, ja von Anfang an zugestanden worden ist, scheut noch das unbequeme Licht der Oeffentlichkeit. Aber die Dauer dieses Terrorismus, wie geschickte Schlagworte ihm zu Gebot stehen, hat ihre Grenzen. Irren wir nicht, so ist die Gemeinde derer im Wachsen, welchen die Errichtung eines neuen Particularstaates ein zweifelhaftes Glück erscheint, und welche wenig bekümmert sein werden, wenn es Preußen gelingt, den Herzogthümerstreit anstatt nach gemüthlichen, vielmehr nach politisch-nationalen Gesichtspunkten hinauszuführen. γ.

Notizen. Von A. E. Brehms „Illustrirtes Thierleben" liegen uns die Schlußhefte der Abtheilung, welche die Säugethiere behandelt (28—34) und die ersten fünf Hefte der Vögel vor. Die Illustrationen sind vortrefflich, der Text ist nicht überall gleich sorgfältig geschrieben, doch können wir im Ganzen unsere frühere Empfehlung des Werkes wiederholen.. — Der „Globus" Karl Andrees, der jetzt bis zur Hälfte des achten Buchs erschienen ist, fährt fort, charakteristische und wohlausgeführte Holzschnitte zu großentheils guten geographischen Mittheilungen zu bringen, leider spuken aber darin auch noch immer der zur Monomanie gewordene Verdruß des Herausgebers über die Existenz der Yankees und seine wunderlichen Ansichten über die schwarze Menschheit. Man darf annehmen, daß Herr Andree mit solchen Ansichten, die er sich übrigens nur durch übel gewählte Lectüre zugezogen haben kann — er schreibt und predigt gegen Amerika, ohne je mit einem Fuße dort gewesen zu sein — in Deutschland ziemlich allein steht, und so ist sein Eifer mehr komischer als schädlicher Natur. — Von Meyers „Handatlas der neuesten Erdbeschreibung" sind wieder 6 neue Hefte mit je 2 Karten erschienen und nähert sich das in Betracht seiner Wohlfeilheit und der vortrefflichen Ausführung des größten Theils der Karten empfehlenswerthe Werk nunmehr seiner Vollendung. Gegen den Herbst hin soll die Schlußlieferung ausgegeben werden. — Bei Decker in Berlin erscheint eine Ausgabe von „Friedrich Bodenstedts gesammelten Schriften" in 12 Bänden, von denen der erste uns vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Köbl. Lesezirkel

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 33.

Ausgegeben am 11. August 1865.

Inhalt:

Die Protokolle der frankfurter Fürstenconferenz . . . . . Seite 241
Die Afrikanerin 260
Politische Correspondenz. 2. 274
Vermischte Literatur 279

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Die Protokolle der frankfurter Fürstenconferenz.

Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von L. C. Aegidi und A. Klauhold. 1865. Januar- und Februarheft. Hamburg, O. Meißner.

Wie wenig doch in diesen Zeiten die Gabe der Weissagung noch angetroffen wird! Versetzen wir uns in die Tage zurück, wo auf das Fiat des Kaisers Franz Joseph die glänzende Sternengruppe sich bildete, die man den deutschen Fürstentag nannte — wer hätte von ihr nicht wenigstens etwas mehr als bloßen Glanz erwartet, und wer hätte sich vermessen, ihr das Schicksal zu prophezeien, welches sie gehabt hat? Die Geschichte Deutschlands nicht blos, so schien es Vielen, sondern die Weltgeschichte war im Begriff, in ihrem Buch ein neues Blatt zu beschreiben und mit goldnen Buchstaben. Und was hat jene wirklich geschrieben? Eine bloße Randbemerkung, eine Zeile neben den Text und mit so blasser Tinte, als hätte sie die Feder in den Strom der Lethe getaucht: Plötzliches prächtiges Aufleuchten — Schein ohne Wärme — erfolglos auseinandergegangen und erloschen — heute vergessen.

Oder wäre es anders gewesen? In der That, die ersten Tage des August 1863 kündigten den Deutschen ein großes, Jahrzehnte lang nicht gesehenes Schauspiel an, über welches die Partei, in deren Interesse es aufgeführt werden sollte, schon vor Aufgehen des Vorhangs in stürmischen Beifallsjubel ausbrach, und dem selbst ein beträchtlicher Theil der Gegenpartei unter dem Eindruck einer raschen und entschlossenen Initiative günstige Erwartungen entgegentrug. Die Politik der Abfindung, die einige Monate zuvor mit dem Delegirtenproject, dem „Keim eines Keimes" zu besseren Zuständen, wie ein großdeutsches Blatt naiv und bescheiden sich ausdrückte, kläglich gescheitert war, schien einer Politik wirklicher Reform gewichen zu sein. Ein Kaiser aus dem Hause Habsburg, der gestern noch aller Welt als der Typus der bigottesten Militär- und Priesterherrschaft gegolten, heute zu liberalen Regierungsgrundsätzen bekehrt, die Klagen des Volks anerkennend, den Ideen der Zeit in rückhaltsloser Sprache huldigend, mit ihnen sich zum Führer der Nation anbietend — die Souveräne Deutschlands im Begriffe, aus ihrer Unnahbarkeit herabzusteigen und in parlamenta-

rischen Formen sich über Concessionen an den Zeitgeist zu verständigen — das war viel auf einmal und wohl geeignet, auch Besonnene auf einen Augenblick in ihrer Rechnung irre zu machen. Die Bundesverträge in der an Preußen gerichteten Einladungsschrift des wiener Hofes mit dürren Worten als „in ihren Fundamenten erschüttert", der Bund als „in der allgemeinen Meinung entwerthet", der Statusquo der Bundesverhältnisse als „schlechthin chaotisch" bezeichnet — wahrlich, man traute seinen Augen kaum.

Und es kam noch schlimmer oder, wenn man will, noch besser. „Das Facit der neuesten deutschen Geschichte," so fuhr die östreichische Denkschrift vom 3. August fort, „ist zur Stunde nichts als ein Zustand vollständiger Zerklüftung und allgemeiner Zerfahrenheit." — „Die deutsche Revolution aber, im Stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde." — „Prüfe man nur mit Unbefangenheit die Stimmen, welche in unsern Tagen den Ruf nach einer Reform, durch die das Bundesprincip mit neuer Lebenskraft erfüllt würde, erheben. Sie ertönen heute nicht mehr aus dem Lager der destructiven Parteien; dort wird im Gegentheil jede Hoffnung auf eine gesetzliche Reform der deutschen Bundesverfassung verschmäht und verspottet; denn der Radicalismus weiß, daß seine Ernte auf dem durch keine heilsamere Saat befruchteten Felde reift. Die deutschen Regierungen selbst sind es heute, welche ihr Heil in der Reorganisation des Bundes erblicken. In den Kammern sind es die gemäßigten Parteien, welche zu diesem Ziele mit Ungeduld hindrängen — mit Ungeduld, weil sie fühlen, daß, je länger die Reform hinausgeschoben wird, um so weiter gehende Forderungen sich hervorwagen und im Volksgeiste Unterstützung finden werden. Es ist der Trieb der Selbsterhaltung, welcher den Regierungen und den Kammern diese Richtung zeigt."

So Oestreichs officielle Meinung von der Lage der Dinge, und ähnlich die inspirirte Presse der Mittelstaaten. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten schien überzeugt, daß sich dem Verlangen der Nation nach einer Aenderung in den Formen ihrer politischen Existenz nicht wohl mehr Widerstand leisten lasse, überzeugt, daß es mit der Reform Eile habe, und geneigt, für dieselbe Opfer zu bringen. Wie düster die wiener Einladungsschrift die Situation gemalt, wie hastig dringend ihr Stil gewesen, sie wurde von den Stimmen aus dem Lager der Großdeutschen im Süden und von den officiösen Kundgebungen der mittelstaatlichen Journalistik noch überboten.

„Keinenfalls," so schmetterte ein Posaunenbläser des Reformvereins in die Welt hinein, „kann diese Fürstenconferenz für Deutschland nutzlos und vergeblich sein. Sie muß die wichtigsten und großartigsten Folgen haben. Schon formell wird sie dem Ausland zeigen, daß trotz mannigfacher Zänkereien Deutschland doch mehr als ein geographischer Begriff ist. Sodann aber scheint es ganz unmöglich, daß diese Conferenz, wenn sie einmal zusammengetreten ist, wieder resultatlos aus-

Digitized by Google

einandergehe. Kein deutſcher Fürſt wird vor der Mit- und Nachwelt und vor der beiſpiellos erregten öffentlichen Meinung Deutſchlands ſo ſchwere Schuld auf ſich laden wollen. Er bräche den Stab über ſich und über die Zukunft vieler Andern im weiten Vaterlande."

Und nun gar die miniſterielle „Bayeriſche Zeitung". Mit unerhörter Gewaltſamkeit rief ſie ihrem Publicum zu: „Entweder wird die deutſche Fürſtenhand die Frage zum zeitgemäßen Abſchluß bringen oder" — kein Jakobiner konnte echauffirter reden — „die Fauſt des Volkes wird den Umſturz der beſtehenden deutſchen Bundesverhältniſſe herbeiführen."

Das war ungemein zuverſichtlich geſprochen, das hieß ja beinahe in feſter Hoffnung auf den Erfolg der Action die Schiffe hinter ſich verbrennen. Armer ſanguiniſcher Bajuwar, wie wenig wurde dein großes Vertrauen gerechtfertigt, und wo finden wir, was deine deutſche Fürſtenhand mit ihrer Arbeit zu Stande gebracht? Suchen wir einmal weiter in unſrer Erinnerung nach, es wird Mühe koſten, noch etwas zu entdecken; denn wer merkte ſich Nichtiges.

Noch mehr erwartungsvolle Zeitungsartikel, auch einige mehr oder minder leiſe zweifelnde, daneben Gebete für das Gelingen des Reformwerks auf katholiſchen und proteſtantiſchen Kanzeln, große Zurüſtungen an den Höfen, dann die Kaiſerfahrt von Wien über München und Stuttgart nach Frankfurt, ein Triumphzug vor erfochtenem Siege. Kleinere Kronen folgen bis hinab zu der ganz kleinen, die der ſchöne junge Fürſt von Liechtenſtein trägt, desgleichen die Staatsperrücken derer Herren Bürgermeiſter aus den Hanſeſtädten. Auf allen Eiſenbahnen Extrazüge mit Excellenzen, Durchlauchten, Hoheiten, königlichen Hoheiten und Majeſtäten, mit Hofuniformen und Livreen, Staatskaroſſen, prächtigen Marſtallspferden und anderem Apparat fürſtlicher Exiſtenzen. Auf den Bahnhöfen mancherlei Vivats und was ſonſt zum Empfang erlauchter Perſönlichkeiten gehört. Da plötzlich, für den norddeutſchen Verſtand nicht unerwartet, auf die heiße Begeiſterung der Mehrheit im Süden wie ein Guß kalten Waſſers, die Kunde: Der König von Preußen lehnt ab, zu erſcheinen. Eine weitere Entwickelung des Unternehmens, ſofern man es als einen Schritt zur Verbeſſerung allgemein deutſcher Zuſtände betrachten wollte — was jetzt ſchon viel ſeltner der Fall war als in den Tagen der erſten Ueberraſchung — war damit ſo ziemlich der Nichtigkeit anheimgefallen.

Nicht ſowohl in der Bundesverfaſſung, ſo ſagten ſich die Nüchternen, liegt das Uebel, woran Deutſchland laborirt, ſondern in der Subſtanz des Bundes, in ſeiner Zuſammenſetzung, in der naturwidrigen Zuſammenſchweißung zweier ſelbſtändiger, in dem Bunde nicht ihr ganzes Intereſſe erblickender Organismen, wie es unſre beiden Großmächte ſind. Der Widerſtreit zwiſchen Oeſtreich und Preußen, der nur durch Auseinanderſetzung, nicht durch Verſtecken oder Uebermalen hinwegzuſchaffen iſt, ſpielt auch jetzt die entſcheidende Rolle.

Digitized by Google

Eine ſtarke Partei im Volke freilich gab darüber die Hoffnung noch nicht auf, ja man hoffte auf dieſer Seite vielfach jetzt erſt recht ſicher auf Erfüllung deſſen, worauf es in Wien im letzten Grunde wohl von Anfang an vorzüglich abgeſehen geweſen war, auf Gelingen des Verſuchs, der Großmacht Oeſtreich für ihre europäiſchen Verlegenheiten einen ſtärkern Rückhalt im außerpreußiſchen Deutſchland zu verſchaffen. Und dieſe Hoffnung ſchien eine Zeit lang nicht völlig unbegründet. Die deutſchen Souveräne waren, als der Tag der Eröffnung des Congreſſes kam, mit Ausnahme des Königs von Preußen, des Herzogs von Holſtein und Lauenburg, dem ſein Alter Ego, der König von Dänemark die Reiſe nicht geſtattete, des Homburgers, der zu alt war, des Bernburgers, der am Sterben lag, und noch eines kleinen Herrn, der uns entfallen iſt*), alleſammt perſönlich in Frankfurt erſchienen oder durch Glieder ihres Hauſes vertreten. Auch der Großherzog von Baden war gekommen, und ſelbſt Luxemburg hatte einen Prinzen als Repräſentanten geſandt. Hatte ſie doch der Enkel der Kaiſer gerufen, die hier einſt gekrönt wurden, und ſchwebte doch, wie hoch ſie von ſich denken mochten, in ihren Augen um deſſen Haupt noch ein Abglanz des Nimbus der Krone, zu der ihre Ahnen im Verhältniß von Vaſallen geſtanden.

Es war nicht ſehr wahrſcheinlich, aber es war auch nicht gerade unmöglich, daß die Mitglieder der erlauchten Verſammlung ſich unter der ſchwarzrothgoldnen Fahne, die jetzt auf dem Dache des Bundespalaſts wehte, ohne Preußen einigten, wenn dazu auch ſchließlich das Bewußtſein von der Kraft und der Wille gehört hätte, Preußen nöthigenfalls zu vernichten, und wenn auch dieſer Wille ſich gerade gegen das gekehrt hätte, worauf die Exiſtenz der kleinen Souveränetäten ſich gründet, auf den deutſchen Dualismus und die damit gegebne Möglichkeit, ſich heute gegen öſtreichiſche Zumuthungen unter die Flügel des einköpfigen, morgen gegen preußiſche Anſprüche unter die Fittige des doppelköpfigen Adlers zu flüchten.

Es war ferner nichts weniger als wahrſcheinlich, daß ein auch nur das außerpreußiſche Volk befriedigendes Reſultat herauskam; denn, wie verheißungsvoll das Lied auch klang, das jetzt die Officiöſen anſtimmten, die Mehrzahl unſrer Höfe hatte doch wiederholt auch nach dieſer Seite hin gezeigt, daß ihre Souveränetät ihnen über alles ging, und daß ihr Glaubensbekenntniß im Grunde der Abſolutismus war. Die ſehr zufällige Form, in welche achtundvierzig Jahre vorher das Intereſſe Oeſtreichs und der ganz außerhalb des deutſchen Lebens ſtehenden Mächte Deutſchland gepreßt hatte, war der Majorität jener Fürſten eine ſolche, an der ſie wohl eine und die andere neue Farbe oder Verzierung geſtatten mochten, deren weſentliche Umgeſtaltung ſie aber als

*) Es war der Fürſt von Lippe-Detmold. D. Red.

Digitized by Google

Verletzung des Heiligsten betrachteten. Wie es ihnen außerordentlich schwer fallen mußte, sich auf einen wahrhaft nationalen Standpunkt zu stellen, einen Theil ihrer unumschränkten Souveränetät zu Gunsten der Constituirung Deutschlands als Gesammtmacht dem Ausland gegenüber in Sequester zu geben, sich statt als Häupter ihrer Sonderstaaten nur als hochgestellte Glieder des deutschen Volkes zu fühlen, veraltete Ansprüche aufzugeben und darnach ihre Entschlüsse zu positivem Handeln zu fassen, so hatte man sich auch in Betreff der etwa der Gesammtvertretung des Volkes zu opfernden Rechte keines besonders liberalen Wollens von ihnen zu versehen.

Aber es war — der Deutsche liebt ja zu vertrauen, und Vertrauen erweckt wieder Vertrauen — es war immerhin möglich, daß eine besonders gesegnete Stunde die alten Neigungen und Abneigungen milderte und theilweise überwand, und wenn man auch nicht gerade auf den plötzlichen Eintritt des von den Propheten geweissagten und jetzt von manchen sanguinischen Temperamenten erwarteten seligen Zeitalters hoffen durfte, da die Lämmer bei den Wölfen wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen werden, wo Ephraim nicht mehr neidet dem Juda und Juda nicht ist wider Ephraim, so konnte bei einiger Wirkung der angeordneten Gebete um Erleuchtung von oben wenigstens das Eine und das Andere geschaffen werden, was nicht zu verschmähen war.

Der Ausgang des Fürstencongresses hat gezeigt, daß auch diese geringen Erwartungen sich auf Illusionen gründeten. Auch Oestreich vermochte, wie viel es galt, wie sehr es sich anstrengte und wie wenig Opfer es seinen hohen Mitverbündeten zumuthete, die alten Traditionen, die in den letzteren lebten, nicht soweit zu überwinden, daß es sich zu Danke verpflichtet gefühlt hätte. Und was die Ansprüche des deutschen Volkes auf Beachtung seiner Klagen und Wünsche betrifft, so trug die Reformacte, das Endergebniß von zehn Sitzungen voll ungewohnter Bemühungen, denselben in so mäßigem Grade Rechnung, daß sie sofort nach ihrem Bekanntwerden von der öffentlichen Meinung fast allenthalben verworfen wurde und wenige Wochen darauf beinahe vergessen war. In der That, wir fürchten, daß die sechsunddreißig Artikel dieses Actenstücks noch weniger in der Erinnerung des deutschen Publikums haften geblieben sind, als die siebenundzwanzig Artikel eines gleichzeitig von der Presse als wichtig mitgetheilten Actenstücks, welches die Arbeiten sinniger Kochkünstler für das große Diner aufzählte, mit dem die Gastfreundschaft des frankfurter Senats die Mitglieder des Fürstencongresses am Tage nach dessen Eröffnung bewirthete.

Die kühne Initiative Oestreichs hatte den Berg kreisen gemacht, aber die erwünschte Geburt war nicht erfolgt. Mißgestimmt, aber um eine Belehrung reicher — so dürfen wir aus seinem späteren Verhalten in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit schließen, welches die ertheilte Lehre mit einer andern vergalt — reiste der Kaiser Franz Joseph in seine Hofburg zurück.

Digitized by

Das Endergebniß des Fürſtentags war ein gelindes Non possumus. Die deutſchen Bundesverhältniſſe blieben „ſchlechthin chaotiſch“, und die deutſche Revolution wartete, um mit der Denkſchrift vom 3. Auguſt zu reden, weiter auf ihre Stunde. Preußen aber und ſeine Freunde, die in ähnlicher Lage waren, hatten einige Urſache, ſich Glück zu wünſchen zu der geringen Willfährigkeit, welcher Oeſtreichs Schachzug in Frankfurt begegnet war.

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Daß es ſo hatte kommen müſſen, wollten jetzt auch viele von denen gewußt haben, welche bis zum Erſcheinen der Reformacte wenigſtens auf ziemlich unveränderte Annahme des öſtreichiſchen Entwurfs gehofft hatten. Wie es ſo gekommen, blieb bis heute dem großen Publicum der Ungeſalbten und Nichteingeweihten ſo gut wie verborgen; denn von ſelbſt hatte ſich verſtanden, daß die Fürſten nicht vor den Augen und Ohren des Volks debattiren, ſondern auch bei dieſer Gelegenheit jenſeits der Wolke bleiben würden, welche ſeit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten ihre Sphäre von der gemeinen und profanen Welt trennt. Der Gang der Verhandlungen eigne ſich nicht zu öffentlicher Beſprechung, hatte der Kaiſer von Oeſtreich in der erſten Sitzung geſagt, „welcher Anſicht allgemein beigepflichtet wurde“.

Inzwiſchen iſt man andrer Meinung geworden, und ſo gelangte unter den oben angeführten Actenſtücken aus der Zeit des Verſuchs, die Verfaſſung Deutſchlands zu reformiren, in den von dem öſtreichiſchen Hof- und Miniſterialrath v. Biegeleben geführten Protokollen der Sitzungen des Fürſtencongreſſes auch über jenes Wie Licht in die Oeffentlichkeit. Freilich immer nur gedämpftes, aber wenn wir hier auch nur zuſammenfaſſende Referate, nicht, wie von Berathungen weniger hochſtehender parlamentariſcher Verſammlungen, wörtliche Niederſchrift der einzelnen Meinungsäußerungen erhalten, und wenn wir infolge deſſen genöthigt ſind, uns manches, was zum Colorit der Conferenz gehörte und ihr Leben ausmachte, theils aus unſrer allgemeinen Kunde von Art und Haltung der betreffenden hohen Perſönlichkeiten, theils aus dem Munde der Anekdote zu ergänzen, die bekanntlich auch hier nicht ganz ſchweigen konnte, ſo erfahren wir doch manches Neue und Intereſſante über den Gang der Verhandlungen und über die Beweggründe, welche die einzelnen erhabenen Redner für ihre Stellung zu den auf die Tagesordnung geſetzten Fragen anführten.

Heben wir mit Hilfe dieſer neuen Mittel das Bild des Fürſtencongreſſes von 1863 noch einmal aus dem Strom der Vergeſſenheit. Es wird die ſchon anfangs Bedenklichen, die wir im Obigen reden ließen, noch mehr rechtfertigen als einſt der Blick in die Reformacte und der Vergleich derſelben mit den öſtreichiſchen Propoſitionen.

Wir ſind im Conferenzſaal des fürſtlich thurn- und taxiſchen Palaſtes auf der eſchenheimer Gaſſe in Frankfurt. Verſammelt ſind fünfundzwanzig deutſche

Digitized by Google

Fürſten, wozu noch die dem König von Sachſen übertragene Stimme des minorennen Fürſten von Reuß ä. L. kommt, und die Bürgermeiſter der vier freien Städte. Der Kaiſer von Oeſtreich präſidirt. Die übrigen „allerhöchſten, höchſten und hohen Theilnehmer an der Conferenz haben ohne Präjudiz für die zwiſchen den deutſchen Fürſtenhäuſern und Staaten beſtehenden Rangverhältniſſe die bereitgehaltenen Sitze eingenommen. Es beſteht allerſeitiges Einverſtändniß darüber, daß auch die in den Protokollen der Conferenz befolgt werdende Reihenfolge nicht als ein derartiges Präjudiz angeſehen werden ſoll".

In der erſten Sitzung eröffnet der Kaiſer von Oeſtreich die Verhandlungen mit einer Anſprache, welche den Entwurf zu einer Reformacte, den er übergeben, kurz charakteriſirt und im Hinblick auf Preußens Zurückhaltung dringend befürwortet, zu beweiſen, daß für die Verſammelten die Frage der Erneuerung des Bundes reif ſei, und ſich raſch über die Einzelnheiten des Entwurfs zu einigen. Der König von Bayern antwortet, in Ziel und Streben ſich mit Oeſtreich Eins wiſſend und die Einzelnheiten der Vorſchläge deſſelben zwar noch nicht kennend, aber vertrauend, daß der „Geiſt gegenſeitiger Rechtsachtung und gemeinſchaftlicher Hingebung an die großen Geſammtintereſſen, in welchem einſt der deutſche Bund beſchloſſen worden", dieſelben durchdringen werde, ſei man hier erſchienen. Man lebe des Vertrauens, daß dieſe Propoſitionen „demgemäß eine geeignete Grundlage bilden werden, um darauf im Geiſte und nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit einen Bau zu gründen, welcher der deutſchen Nation die gebührende Macht nach außen in concentrirterer Faſſung und die ihrer Geſchichte entſprechende reiche Gliederung und Lebensthätigkeit im Innern gewährt und erhält." Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (der, um das gleich hier anzudeuten, ſich im weiteren Verlauf der Berathungen ſehr lebhaft als Redner und Antragſteller betheiligt, worin der König von Hannover, der König von Sachſen, die Großherzöge von Baden und Weimar und der Herzog von Koburg-Gotha ihm gleichen, während die übrigen mehr zurücktreten und Bayern faſt ganz auf Theilnahme an der Debatte verzichtet) ſtellt nun den Antrag, dem König von Preußen durch ein von den Mitgliedern der Fürſtenverſammlung zu unterzeichnendes Schreiben zur Betheiligung an den Berathungen derſelben zu beſtimmen. Der König von Sachſen theilt die Geſinnung, aus welcher dieſer Vorſchlag hervorgegangen, glaubt „bei einer Prüfung der Opportunität des beantragten Schrittes nicht verweilen zu ſollen", hält es aber erſtens für angezeigt, „ſofort zu einem Einverſtändniß darüber zu gelangen, daß die Conferenz in den Vorſchlägen des Kaiſers von Oeſtreich eine geeignete Baſis für ihre Verhandlungen erkenne", und wünſcht zweitens im Voraus feſtgeſtellt zu ſehen, „daß auch in dem Fall, wenn König Wilhelm auf die an ihn ergehende Einladung eine ablehnende Antwort ertheilen ſollte, die in Frankfurt verſammelten Fürſten ſich hierdurch

Digitized by Google

nicht abhalten lassen würden, ihre Berathungen auf der Grundlage jener Vorschläge fortzusetzen." In gleicher Weise äußern sich der König von Bayern und der Kaiser von Oestreich.

„Die hohen Souveräne", sagt das Protokoll, „welche sich hierauf an der weitern Berathung dieses Antrags betheiligten, stimmten sämmtlich in der Anerkennung des hohen Werthes der von dem Kaiser von Oestreich ergriffenen Initiative überein, eine Anerkennung, welche namentlich auch S. K. H. der Großherzog von Baden vom Standpunkte der von Höchstdemselben festgehaltenen Anschauungen aus vollkommen zu theilen erklärten. Ebenso einstimmig (und ohne vorausgegangene hiermit sich beschäftigende Debatte, wie man hätte erwarten können) ging die Ansicht der erhabenen Redner dahin, „daß der von dem Kaiser Allerhöchstseinen Bundesgenossen mitgetheilte Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes den Verhandlungen der Conferenz zu Grunde gelegt werden solle", doch wurde hierbei „mehrseitig hervorgehoben, daß aus dem Beschlusse, den gedachten Entwurf als Basis der Berathungen anzunehmen, selbstredend noch nicht die Genehmigung der einzelnen Bestimmungen desselben folge, und daß jener reiflichen Prüfung nicht vorgegriffen werden solle, welche den Schwierigkeiten und der Bedeutung so wichtiger Materien entspreche".

Daran knüpft das Protokoll die kurze Notiz: „Auch auf das Erforderniß ständischer Zustimmung, sofern dasselbe in den betreffenden Landesverfassungen begründet sei, wurde mehrfach hingewiesen". Von wem, bleibt verschwiegen, und ebensowenig ist hier irgendwie auch nur angedeutet, ob die hohe Versammlung die in ihrer Eigenschaft als ein Congreß constitutioneller Fürsten doch wohl liegende Verpflichtung, solchen Hinweisen anders als durch bloßes Anhören Beachtung zu Theil werden zu lassen, anerkannt hat.

Gleich wenig Wichtigkeit scheint entweder sie selbst oder der Protokollführer der Bemerkung beigemessen zu haben, welche sich in dieser ersten Sitzung der Bürgermeister von Lübeck im Namen seiner Collegen aus Hamburg, Bremen und Frankfurt gestattete, und welche zwar die Einladung der k. k. Majestät „zu der eröffneten hochwichtigen Berathung auf das Dankbarste würdigte", gleichwohl aber nicht verschweigen konnte, „daß die Vertreter der freien Städte in einer von der der in der Versammlung anwesenden souveränen Fürsten verschiedenen Stellung (anmuthigster Stil!) sich befänden, indem ihr Verhalten, außer der im Allgemeinen vorzubehaltenden verfassungsmäßigen Sanction der aus der Berathung hervorgehenden Beschlüsse (durch die Bürgerschaften), zunächst von der Genehmigung ihrer Senate, welche sie mit Instruction nicht hätten versehen können, abhängig sein werde."

Schließlich einigte man sich in der ersten Sitzung dahin, daß der König von Sachsen mit Entwerfung und Ueberbringung des an den König Wilhelm zu richtenden Einladungsschreibens beauftragt werden sollte.

Digitized by Google

Die zweite Sitzung füllte die Verlesung und Gutheißung dieses Schreibens aus. Der Kaiser Franz Joseph ergriff die Gelegenheit, um noch einmal auszusprechen, wie dringend er wünsche, daß man sich über die Reformacte so rasch als möglich verständige.

In der dritten Sitzung wurde zunächst die ablehnende Antwort der preußischen Majestät verlesen, welche beiläufig nicht an den Fürstentag, sondern an den Kaiser adressirt war. Dann brachte letzterer ein Promemoria zur Sprache, welches den Mitgliedern der Conferenz oder vielmehr den Ministern derselben Tags vorher durch Graf Rechberg zugesandt worden war, und welches die Dringlichkeit raschen Schlüssigwerdens über die östreichischen Propositionen nochmals ans Herz legte. Da die Debatte dieser Sitzung hierdurch erst ihr rechtes Licht empfängt, so werden wir dieses Schriftstück sammt der darauf ertheilten Antwort Badens vorher ein wenig prüfen müssen.

Das Promemoria sagte, die Versammlung habe sich geneigt erklärt, das Reformwerk auf der Basis des östreichischen Entwurfs in Angriff zu nehmen. Daraus folgere der Kaiser — man höre: erstens, daß die Bedenken, die gegen Einzelnheiten des Entwurfs etwa gehegt werden sollten, sich nicht gegen das System und die leitenden Gedanken desselben richten und somit auch nicht Anlaß zu Aenderungsvorschlägen in Betreff seiner wesentlichen Theile bieten könnten; zweitens aber, daß, wenn allseitige Einigung über Abänderungen des Entwurfs nicht zu erreichen, die unveränderte Annahme desselben der Versammlung der Fürsten jedenfalls erwünschter sein werde als ein resultatloses Ende der Verhandlungen. Und von diesem Gesichtspunkte wieder ausgehend, sowie ferner erwägend, daß Berathung der im Detail etwa vorzuschlagenden Modificationen durch die Fürsten in Person nicht nöthig, längerer Aufenthalt in Frankfurt nicht erwünscht sein dürfte, neige der Kaiser sich der Ansicht zu (d. h. aus dem diplomatischen oder Hofstil übersetzt: schlage er vor), „daß die Fürstenconferenz die Berathung der Reformacte nunmehr den hier anwesenden Ministern überweisen könnte", doch müsse dies „mit der Maßgabe" geschehen, „daß es in allen Punkten, in welchen nach reiflicher gemeinsamer Prüfung der Aenderungsanträge nicht ein anderweitiges Einverständniß zu Stande käme, bei der Fassung der allseitig angenommenen Berathungsgrundlage — also bei dem östreichischen Entwurfe der Reformacte — sein Bewenden zu behalten hätte."

„Eine weitere Vereinfachung des Geschäfts," so fuhr das Promemoria fort, „könnte dadurch erreicht werden, daß einige Hauptbestimmungen des Entwurfs (etwa Art. 2, 4, 5 al. 1—3, 6, 14 al. 2, 4 und 5, 16, 18 al. 1, 20—22, 23 al. 1, 24, 26 und 36), für deren Annahme sich vielleicht bereits eine allgemeine Geneigtheit in der Mitte der versammelten Fürsten ausgesprochen hat, von der Fürstenconferenz nicht nur im Grundsatz, sondern

Digitized by Google

auch dem Wortlaut nach genehmigt, sonach in den Ministerconferenzen als bereits feststehend keiner weiteren Discussion unterzogen würden."

„Um übrigens allen Anständen zuvorzukommen," so schloß das Promemoria, „welche je nach den Verfassungsverhältnissen der einzelnen Staaten bei den Mitgliedern der Conferenz gegen Erklärungen von definitiv verpflichtendem Charakter obwalten könnten," glaube der Kaiser mit den vorher entwickelten Vorschlägen „noch die weitere Bemerkung verbinden zu sollen, daß es sich empfehlen dürfte, bei allen in der Fürstenconferenz erfolgenden Erklärungen von bindendem Charakter, insofern dieselben nach den Einrichtungen des betreffenden Staates den Vorbehalt der Zustimmung der constitutionellen Körperschaften erforderlich erscheinen lassen sollten, allgemein und ohne daß dies jedesmal noch besonders ausgedrückt werden müßte, diesen Vorbehalt als einen selbstverständlichen zu betrachten."

Der Großherzog von Baden antwortete hierauf durch Roggenbach ablehnend. „Die großherzogliche Regierung läugnete erstens die Richtigkeit der Folgerung, weil der Großherzog in dem östreichischen Entwurf eine genügende Grundlage für die Verhandlungen anerkannt, dürften die Bedenken, die er oder ein andres Mitglied der Conferenz gegen Einzelnheiten desselben hegen könnte, sich nicht gegen dessen leitende Gedanken richten. Ferner stellte „die großherzogliche Regierung" für sich in Abrede, daß die unveränderte Annahme des Entwurfs ihr erwünschter sein würde als ein Auseinandergehen der Ansichten. Darauf hin wahrte Baden ausdrücklich seine Freiheit mit dem Vorbehalt, daß der Großherzog für seine Regierung „die Erklärung über Annahme oder Nichtannahme der Reformacte für den Schluß der Gesammtberathung aller einzelnen Artikel reservire". „Zu der vorgeschlagenen Festsetzung (einzelner Artikel) im Wortlaute könnte am wenigsten eine Geschäftsordnung entbehrt werden, welche der hohen Versammlung ermöglicht, auf bestimmte und gemeinsam gebilligte Vorbedingungen gestützte Beschlüsse zu fassen und einen Gegensatz von Meinungen durch Abwägen der Stimmenzahl sicher zu stellen." Bis „diese Voraussetzung einer jeden Beschlußfassung" gewonnen sei „und unter Zusammenwirken aller Factoren, welche zur Vornahme einer giltigen Regierungshandlung in den einzelnen Staaten verfassungsmäßig verordnet" seien (d. h. unter Mitwirkung nicht blos der Stände, sondern auch der verantwortlichen Minister, welche das Schreiben später ausdrücklich hervorhebt), eine Regularisirung des Verhältnisses stattgefunden" habe, „in welchem die Aussprüche der Versammlung gegenüber den einzelnen Betheiligten stünden, sei der Großherzog nicht in dem Falle, „derselben irgendeinen bestimmenden Einfluß auf die künftigen Entschließungen seiner Regierung einzuräumen".

In der dritten Sitzung der Conferenz nun erwähnte der Kaiser den ersten Vorschlag des Promemoria, den also, daß es in allen denjenigen Punkten, in

Digitized by Google

welchen nicht bei Prüfung der Aenderungsvorschläge ein anderweitiges Einverständniß zu Stande käme, bei der Fassung des östreichischen Entwurfs zur Reformacte sein Bewenden behalte, nicht weiter, dagegen hielt er den zweiten fest, der dahin ging, daß die Hauptbestimmungen des Entwurfs, besonders die im Promemoria genannten, von den Souveränen ihrem Wortlaut nach unabänderlich festgestellt würden, so daß auch die Minister an die von den Fürsten genehmigten Artikel „streng gebunden" wären.

Die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover, sowie der Kronprinz von Würtemberg erklärten, den Ansichten des Kaisers vollkommen beizupflichten. Dagegen erhob der Großherzog von Baden die schon in seiner Beantwortung des östreichischen Promemoria enthalten gewesene und in der That wichtige Frage, auf welche Art denn die Versammlung jene Bestimmungen feststellen, ob man förmlich abstimmen wolle, und ob dazu nicht eine Geschäftsordnung gehöre. Dies gab zu einer ziemlich lebhaften und sehr charakteristischen Debatte Veranlassung. Der König von Sachsen bemerkt, da es anerkanntermaßen auf die freie Zustimmung Aller ankomme, so könnten die Stimmen der Einzelnen allerdings nur diese selbst verpflichten, indeß müsse man doch trachten von Punkt zu Punkt zu einem Einverständniß zu gelangen, an welches der ganze Kreis sich gebunden halten würde. — Aber wie, fragt der Großherzog von Baden, wenn sich bei der Stimmgebung Meinungsverschiedenheit herausstellte? — Nun, dann würde, erwidert der König, der streitige Punkt nochmals zwischen Majorität und Minorität verhandelt werden müssen, doch wäre es unstreitig gut, wenn man übereinkommen wolle, wenigstens in minder bedeutenden Dingen sich dem Ausspruch der Majorität zu fügen. Er seinestheils sei dazu bereit. Die Herzöge von Braunschweig und Nassau erklären dieselbe Bereitwilligkeit, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin dagegen hält es für bedenklich, sich im Voraus zur Anerkennung der Meinung der Majorität zu verpflichten, und der König von Hannover fragt, „ob S. K. Sächsische Majestät (denn etwa gar, glauben wir zwischen den Zeilen lesen zu dürfen) einen bestimmten Antrag wegen Entscheidung durch Majorität zu stellen beabsichtigen", was gedachte Majestät indeß verneint.

Die Frage Badens hat die hohe Versammlung offenbar in Verlegenheit gesetzt. Zwar eilt der Herzog von Koburg-Gotha mit dem Vorschlag zu Hilfe, sofort mit Berathung des Artikels 2 „den praktischen Versuch zu machen"; „stelle sich ein Einverständniß nicht heraus, so werde es immer noch an der Zeit sein, die Formen des weiteren Verfahrens zu erwägen"; aber in dem Protokoll ist nicht zu finden, daß darauf eingegangen worden. Vielmehr fragte der Kaiser zunächst, ob jemand sich noch über die Methode des Verfahrens zu erklären habe, worauf der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Antrag stellte, die Conferenz wolle beschließen, „daß aus der Billigung der einzelnen

Digitized by Google

zur Verhandlung kommenden Punkte eine Verbindlichkeit, solche unter allen Umständen anzunehmen, nicht zu folgern sei, eine definitive Erklärung über Ablehnung des ganzen Entwurfs vielmehr erst dann abgegeben werden könne, wenn die Gestalt, welche derselbe durch etwaige Abänderungen oder durch Nichtberücksichtigung beantragter Modificationen schließlich erhalten, vorliegen werde. Der Fürst von Waldeck sprach sich in ähnlicher Weise aus. Auch der König von Sachsen bemerkte, es entspreche der Natur einer Berathung wie die vorliegende, daß nach den Abstimmungen über die einzelnen Punkte zuletzt eine Gesammtabstimmung vorgenommen werde, womit der Kaiser unter der Voraussetzung, daß man wenigstens der Schlußabstimmung eine vollkommen bindende Wirkung beilegen wolle, einverstanden war. Diese Voraussetzung wurde nicht discutirt, sondern „S. K. K. Apost. Majestät schlossen hierauf die Berathung über die formelle Geschäftsbehandlung mit der Bemerkung, daß Sie Ihrerseits die Ansichten des Königs von Sachsen theilten, auch für sich keinen Anstand nehmen würden, Sich nach der Meinung der Majorität zu richten." Dann ging man „auf die Sache" ein, indem der Kaiser die Versammlung ersuchte, sich über den Artikel 1 des Entwurfs auszusprechen, der bekanntlich den Zweck des Bundes definirt und denselben beträchtlich erweitert.

Der Großherzog von Baden äußert, der Artikel berühre tiefe staatsrechtliche Fragen, habe auch nicht auf der Tagesordnung gestanden, daher sei er nicht vorbereitet, sich über denselben zu erklären. Die Uebrigen billigen den Artikel ohne Debatte.

Kommt Artikel 2 an die Reihe, der die neuen Organe des Bundes, Directorium, Delegirtenversammlung, Bundesgericht u. s. w. nennt, Bayern, Sachsen, Hannover und Würtemberg sofort für Annahme. Baden behält sich wieder Prüfung und Ueberlegung vor, Hessen und Altenburg diesmal gleichfalls. Weimar wünscht ein Oberhaus bei der Gesammtvertretung am Bunde. Sonst wieder nichts von Debatte über den Inhalt des Artikels. Koburg belehrt Baden, „daß nach den Gebräuchen berathender Versammlungen die Erklärung, auf einen Gegenstand nicht vorbereitet zu sein, von selbst die Enthaltung an der Berathung und Abstimmung über diesen speciellen Gegenstand nach sich ziehe", wogegen Baden sich verwahrt, natürlich schon deshalb mit Recht, weil es an einer gehörigen Tagesordnung mangelt. Der Kaiser hat, wie von Anfang an Eile, er scheint verdrießlich zu sein über den wiederholten Aufenthalt, den ihm das badische Gewissen bereitet. Er „wünscht zu erfahren, wann (denn endlich einmal, so möchten wir fast hinzusetzen) der Augenblick für die Erklärung des Großherzogs eintreten werde, und ob der Vorbehalt als Nichtzustimmung aufzufassen sei", was Baden verneint. Sachsen und Hannover bevorworten dringend, die Berathung nicht auszusetzen.

Artikel 3 scheint irgendwie Bedenken erregt zu haben. Das Protokoll sagt,

Digitized by Google

die Berathung über denselben sei bis zur nächsten Sitzung ausgesetzt worden und der Kaiser habe „eine bestimmte Formulirung der beabsichtigten Amendements anempfohlen".

Dann arbeitet die Berathung oder vielleicht richtiger die Bejahung weiter, und Artikel 4 wird von sämmtlichen Theilnehmern der Versammlung angenommen, auch Baden ist diesmal im Ganzen einverstanden und behält sich nur einzelne Bemerkungen zu demselben vor. Schließlich wird vereinbart, die Berathung der Artikel 3, 5 und 6 auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen. Also doch ein Anfang zu einer Art parlamentarischen Verfahrens und nebenher ein kleiner Triumph Badens, freilich ein sehr kleiner.

Die vierte Sitzung brachte zu Anfang die ganz entschieden gegen die beiden Ziele des oben analysirten östreichischen Promemorias gerichtete Erklärung des Prinzen Heinrich der Niederlande, daß er alles blos ad referendum nehmen müsse, „gerade wie die freien Städte". Dann rief die Frage über die Besetzung des Directoriums wieder eine höchst charakteristische Debatte hervor, die in der fünften Sitzung fortgesetzt wurde, und bei der es sehr lebhaft zugegangen sein muß. Natürlich, denn es handelte sich hier ja, die Würde und Bedeutung der Particularstaaten zu wahren. Vor diesem Bewußtsein war das Einfachste und Sachgemäßeste, was Baden andeutete, für die Fortdauer eines föderativen Zustandes in Deutschland einen aus Oestreich und Preußen zusammengesetzten Executivausschuß an die Spitze zu stellen, eine Unmöglichkeit. Dagegen fand es dasselbe ganz in der Ordnung, wenn die beiden Großmächte je einen Repräsentanten, die mittleren und kleinen Mächte aber vier oder gar fünf bekamen. Besonders ernst nahm man es mit der Art und Weise, wie diese letzteren gewählt werden sollten, und die Sache wurde zum förmlichen Rangstreit. Eine Menge von Aenderungsvorschlägen kam zum Vorschein, ein Redner nach dem andern erhob sich, um sein Licht leuchten zu lassen und sein gutes Recht zu wahren, und bisweilen scheint man fast heftiger geworden zu sein, als die Etikette erlaubt.

Wir können die Debatte nicht im Einzelnen verfolgen, aber einige Proben daraus zu geben dürfen wir nicht unterlassen.

Der Herzog von Nassau hat einen Antrag gestellt, welcher nur die Kleinheit des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, nicht aber zugleich die wichtige Thatsache berücksichtigt, daß dessen Landesherr den Titel einer Königlichen Hoheit führt. Sofort erhebt sich der letztere, um — man darf wohl annehmen, mit sittlicher Entrüstung — die Erklärung abzugeben, „daß die Rücksichten auf die besondere Stellung Seines großherzoglichen Hauses und auf dessen enge gleichberechtigte Verbindung mit dem verwandten Hause von Mecklenburg-Schwerin es Ihm völlig verbieten müßten, auf den Vorschlag S. H. des Herzogs von Nassau, der Ihn in eine andere Kategorie als Seinen Herrn Vetter

Digitized by Google

von Schwerin verſetzen würde, einzugehen, Er Sich vielmehr in der Nothwendigkeit befinden würde, gegen dieſen Vorſchlag, falls demſelben Folge gegeben werden wollte, den entſchiedenſten Proteſt einzulegen."

Baden hat (in der fünften Sitzung) „ausführlich den Anſpruch des badiſchen Staates, in der von Sachſen und Naſſau beantragten fünften Gruppe eine ſeiner Bedeutung und Volkszahl angemeſſene Vorzugsſtellung zu erhalten begründet", und „dieſer Anſpruch in der hohen Verſammlung vielſeitige Anerkennung gefunden", obwohl er gegen das Princip verſtößt, nach welchem Preußen und Bayern im Directorium gleichgeſtellt ſind. Dagegen legt die hannöverſche Majeſtät den kräftigſten Proteſt ein, indem ſie erklärt: daß Sie Sich nicht davon Rechenſchaft zu geben wüßten, warum in einer einzelnen Gruppe den Größenverhältniſſen und dem Bevölkerungsmaßſtabe eine ſo große Bedeutung beigelegt werden ſolle, nachdem dieſes Princip doch nicht im Ganzen und Allgemeinen dem ſächſiſchen Antrage zu Grunde gelegt ſei, vielmehr für die Anordnung dieſes Antrages die Rangverhältniſſe den Anhaltepunkt dargeboten hätten. S. M. hätten die Hand zur Einigung gereicht, wenn aber jetzt zu Gunſten Badens auf Grund der Bevölkerungszahl eine bevorzugte Stellung innerhalb einer der Gruppen beanſprucht werde, ſo könnten S. M. nicht darüber hinwegſehen, daß der ſächſiſche Antrag die drei Königreiche innerhalb des ganzen deutſchen Bundes nicht nach dieſem Maßſtab behandle. In dieſem Falle glaubten Sie es vielmehr Ihrem Hauſe und Lande ſchuldig zu ſein, zu verlangen, daß drei Königen zwei Stellen im Directorium zugeſtanden, ſomit eine ſiebente Directorialſtelle errichtet würde, und Sie müßten Sich vorbehalten, hierauf Ihren Schlußantrag zu richten".

Weit weniger Ernſt und Eifer wird bei der Discuſſion der eigentlichen Haupt- und Lebensfragen des Reformprojects ſichtbar; und wo dies der Fall, tritt der illiberale und particulariſtiſche Geiſt der Majorität nur ſtärker hervor.

Auf den Antrag Badens, die Bewilligung der Matricularbeiträge durch die Verſammlung der Bundesabgeordneten als „nothwendiges Attribut der letzteren und dringend gebotene Ergänzung des in allen Bundesſtaaten geltenden conſtitutionellen Syſtems", mit den ſicherſten Garantien zu umgeben, geht niemand in der Verſammlung der Fürſten ein, ja Oldenburg macht vielmehr aufmerkſam, „daß es nöthig ſei, gegen den Mißbrauch des Bewilligungsrechts der Bundesabgeordneten eine Garantie zu ſchaffen".

Ueber die Erklärung Badens in Betreff der Zuſammenſetzung der Verſammlung dieſer Abgeordneten, nach welcher das einzig den gegebenen Verhältniſſen Entſprechende ſein ſollte, dieſelbe aus directen Volkswahlen hervorgehen zu laſſen, geht man mit Schweigen hinweg. Der Vorſchlag des Herzogs von Koburg, die Verſammlung ſolle aus 300 Mitgliedern beſtehen, von denen der öſtreichiſche Reichsrath 75 zu wählen habe, während die übrigen zur Hälfte aus

Digitized by Google

den Vertretungskörpern, zur Hälfte aus Volkswahlen hervorzugehen hätten, wird zwar discutirt, aber schließlich von Oestreich und den vier Königreichen zurückgewiesen. „Der Grundgedanke der Reformacte," so meint der Kaiser, „sei der föderative, die Staaten müßten auch am Bunde in ihrer Selbständigkeit und verfassungsmäßigen Eigenthümlichkeit erscheinen, in der Vereinigung der constitutionellen Körperschaften der Einzelstaaten am Bunde würde sich gleichsam sinnbildlich das Ganze des aus unabhängigen verfassungsmäßig regierten Staaten bestehenden Deutschlands darstellen." Sämmtliche Souveräne mit Ausnahme des Antragstellers geben ihre Stimmen gegen das koburgsche Amendement ab, desgleichen die Vertreter der freien Städte, die überhaupt nur hier zu sein scheinen, um das Gewicht der den Volkswünschen abgeneigten Majorität zu mehren.

In der Discussion über einen Antrag des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach welchem „der Kreis der Bundesgesetzgebung ein geschlossener sein und die Einführung gemeinsamer Gesetze über weitere als die in der Reformacte genannten Gegenstände nicht anders als kraft freier Vereinbarung stattfinden soll", vertritt der Kaiser liberalere Grundsätze, indem er die Ansicht äußert, „daß es eine große Unvollkommenheit des Reformwerks sein würde, wenn man jedes Mittel des Fortschritts in der Assimilation der Gesetzgebung Deutschlands abschneiden wolle". Aehnlich der König von Sachsen, der außerdem die Königliche Hoheit von Schwerin damit zu trösten versucht, daß durch die in gewissen Artikeln des Entwurfs verlangten Majoritäten im Bundesrath und der Versammlung der Bundesabgeordneten der Autonomie der Einzelstaaten ein vollkommen hinreichender Schutz gewährt sei. Auch Hannover, desgleichen Koburg schließt sich dem Kaiser an. Vergeblich, der Großherzog hält „die Ansicht aufrecht, daß die Souveränetät der Einzelstaaten zu sehr leide und in einen precären gleichsam flüssigen Zustand gerathe, wenn ihr, sobald ein bestimmtes, sei es auch hohes Stimmverhältniß im Bundesrath und Abgeordnetenhaus dafür erreicht würde, das eigne Gesetzgebungsrecht entwunden werden könnte". Nochmals versucht der König von Sachsen zu beruhigen, und abermals umsonst. Der Großherzog erklärt, „daß dieser Gegenstand einer von den Punkten sei, von deren befriedigender Erledigung Er Seine schließliche Zustimmung abhängig machen müsse".

Allen weiteren Sitzungen zu folgen, hieße sich einer Mühe unterziehen, die nicht auf Dank zu hoffen hätte. Eine Blumenlese mag genügen, um die begonnene Charakteristik der hohen Reformatoren deutscher Zustände zu vollenden.

In der sechsten Sitzung entwickelt der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Meinung, daß den Bundesabgeordneten in Betreff der Matricularumlagen nur eine berathende Stimme gebühre. Oestreich, Sachsen, sogar Hannover gegen diese Ansicht. Bei der Umfrage außer den beiden Obotritenfürsten

Digitized by Google

und Weimar alle für beschließende Befugniß, worauf der schweriner Herr wieder erklärt, daß „dieser Punkt vorzugsweise zu denjenigen gehöre, von deren befriedigender Erledigung" u. s. w. wie oben.

In derselben Sitzung will der König von Hannover den Artikel 23 dahin verbessert haben, daß die Einladungen zu den Fürstenversammlungen der Reformacte nicht von Preußen und Oestreich zugleich, sondern von dem letzteren allein ausgehen sollen.

In der siebenten Sitzung bringt der Großherzog von Oldenburg die Rede auf einen hannoverschen Antrag, der von unserm Protokollanten nur ganz kurz mit den Worten bezeichnet ist: „Es wird versucht, die Trennung der Constitution des Bundes in 1) Grundvertrag und 2) Verfassung der Grundgesetze zu motiviren", der aber nach dem oldenburgischen Amendement zu demselben dahin geht, die Aenderung der eigentlichen Verfassung des Bundes der Bundesgesetzgebung zu entziehen und sie der einstimmigen Beschlußfassung der Fürstenversammlung zu überweisen. Der Großherzog meint, daß ein Unterschied zwischen Grundvertrag und Constitution des deutschen Bundes „nicht ohne sehr bedenkliche Consequenzen aufgestellt werden könne. Wie es sich aber auch damit verhalte, jedenfalls dürfe dem Auslande kein Recht der Einsprache gegen die innere Verfassungsentwicklung Deutschlands in irgendeiner Beziehung eingeräumt werden, und wenn allerdings die deutsche Bundesacte (wie Hannover stark betont zu haben scheint) eine europäische Sanction erhalten habe, so beziehe sich diese eben auch auf diejenigen Bestimmungen der Bundesacte, in welchen das Recht freier Ausbildung und Abänderung im Innern Deutschlands Auedruck gefunden habe". Der König von Hannover, offenbar unwillig über den hierin möglicherweise angedeuteten Zweifel an seinem deutschen Patriotismus, dient darauf mit der, wie wir hoffen, alle Leser überzeugenden Bemerkung*), er „glaube nicht besser darthun zu können, daß der Wille, jede Einmischung des Auslandes in innere deutsche Angelegenheiten fern zu halten schon angestammt sei", als indem er „daran erinnere, daß es einst, als Frankfurt zuerst von Bundestruppen besetzt worden sei, einen Souverän, König Wilhelm den Vierten gegeben habe, welcher gesagt, daß Er, der König von Hannover, es Sich Selbst, dem König von England, nicht erlauben würde, gegen jene Maßregel Einwand zu erheben".

In der achten Sitzung, als der vom Bundesgericht und dessen Competenz in Verfassungsconflicten handelnde Artikel des östreichischen Entwurfs discutirt wurde, stellte der Kronprinz von Würtemberg den Antrag, daß der Zusatz beigefügt werde: „Bei Beschwerden über Verletzungen, welche Gesetze zum Gegenstand haben, die vor dem Jahre 1863 ergangen sind, findet vor-

*) Die Graf Borries bei seiner bekannten Drohung freilich noch nicht wissen konnte.

stehende Bestimmung keine Anwendung". Und der König von Sachsen trug darauf an, daß hinzugesetzt werde: „Gegenwärtig in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassungen können durch Klagführung bei dem Bundesgericht nicht angefochten werden". Die Absicht dieser Anträge lag auf der Hand. Es galt das Capital zu sichern, welches die Staatsstreiche der Reaction nach 1849 eingebracht hatten.

Genug und zum Schluß. Was unsere Mittheilungen über die ersten drei Sitzungen, vorzüglich die über die dritte, deutlich gezeigt, trat auch in den folgenden bei jeder Gelegenheit hervor. Nur wenige von den versammelten hohen Herren hatten eine klare Vorstellung von der Nothwendigkeit geschäftlicher Formen, kaum zwei oder drei von ihnen ein deutliches Bewußtsein von dem, was die Mehrheit des politisch strebenden Theils der Nation bedarf und wünscht, die meisten waren zwar bereit, mit Oestreich eine gute Strecke zu gehen, aber nicht über die Grenze hinaus, die ihr Selbstgefühl ihnen zog. Nebensachen endlich interessirten mehr als Hauptfragen. Man mußte in der dritten Sitzung sich schon klar darüber sein, daß man mit einer wörtlichen Feststellung der Reformacte vergebens Schweiß vergießen werde, man mußte sich das mit jedem neuauftauchenden Vorbehalt in stärkerem Grade sagen, und und wenn man trotzdem weiter arbeitete, so war das bei den meisten der hohen Herren, oder, da die Minister zur Aufklärung bei der Hand waren, bei allen wohl nur artige Rücksichtnahme auf den erhabenen Convocanten und Präsidenten des Fürstentags.

Endlich aber mußte das doch einmal aufhören. Die Schlußabstimmung nahte heran. Am 28. August, dem Tage vor der neunten Sitzung, ließ der Kaiser ein zweites Promemoria vertheilen, in welchem der Wunsch ausgesprochen wurde, „daß die nunmehr bevorstehende Gesammtabstimmung von der Stärke und Macht edler Einmüthigkeit ein entscheidendes Zeugniß ablegen werde", in welchem der Kaiser ferner erwähnte, daß nach seiner Auffassung „die Schlußabstimmung eine Entschließung der einzelnen Betheiligten darüber, ob sie angesichts des Gesammtresultats die zu den Specialpunkten gemachten Vorbehalte fallen lassen wollen oder nicht, voraussetze, somit nur in einer einfachen Erklärung über Annahme oder Ablehnung des Gesammtresultats werde bestehen können", und in welchem der Kaiser „ein allseitiges Einverständniß darüber voraussetzen zu können hoffte, daß der Gesammtbeschluß der Souveräne für deren Bevollmächtigte unbedingt bindend und den Ministern in keinem Fall das Recht eingeräumt sein werde, gelegentlich der Berathung der mit Vorbehalt der Ratification durch sie festzustellenden Artikel die bereits von der Fürstenconferenz erledigten Punkte von Neuem zu discutiren."

In der neunten Sitzung selbst trat der Kaiser mündlich für seinen Wunsch auf. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte unumwunden

Digitized by Google

erklärt, daß die Gesammtabstimmung das Verhältniß der einzelnen Stimmführer zu den gefaßten Beschlüssen vollständig, also mit den gemachten Vorbehalten darstellen müsse und daß ein Verzicht auf diese Vorbehalte als zu beengend für die Ueberzeugung der Einzelnen nicht gefordert werden dürfe. Darauf der Kaiser sehr entschieden: die ganze Berathung werde ihren Zweck verfehlt haben, wenn aus derselben nicht ein Werk hervorginge, welches die Theilnehmer trotz einzelner ihnen nicht erwünschter Bestimmungen anzunehmen entschlossen wären. Geschehe dies nicht, so brauchten die hier nicht vertretenen Regierungen nur darauf hinzuweisen, daß die, welche sie zum Beitritt aufforderten, ja selbst nicht willens wären, den Entwurf für sich anzunehmen. „In irgendeinem Zeitpunkte," so fuhr der Redner fort, „müsse die Ausscheidung derjenigen erfolgen, welche dem Entwurfe nur unter Bedingungen, die von der großen Mehrheit abgelehnt seien, zuzustimmen gesonnen wären. Komme es zu der anzuhoffenden Verständigung mit Preußen, so sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auf einzelne Vorbehalte zurückgegriffen würde; nur müßten natürlich die in der frankfurter Berathung ausgesprochenen Zustimmungen auch für die Unterhandlungen mit Preußen bindend sein."

Das hieß kräftig, jedenfalls deutlich und beinahe drohend gesprochen. Der beabsichtigte Erfolg aber wurde dadurch nicht erreicht. Auch der Herzog von Koburg redete umsonst, wenn er sagte: Lassen wir die Specialvorbehalte doch um des Ganzen willen fallen. Sie sind ja deshalb nicht verloren; denn man wird sie in die Acten aufnehmen, und da werden sie die Einzelnen vor ihrem Gewissen und allen, die es angeht, rechtfertigen. Mit der zehnten Sitzung kam der entscheidende Augenblick. Der Kaiser stellte die Frage: „Nimmt die Versammlung das Schlußresultat der Verhandlungen an?" Die Antwort von 24 Regierungen war: Ja. Verneint wurde die Frage von Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Luxemburg, Waldeck und Reuß j. L. Der Kaiser fragte dann weiter: „Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht vertretenen Bundesglieder den ihnen mitgetheilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder uns ihre Gegenvorschläge eröffnet haben?" Antwort dieselben Ja und dieselben Nein.

In dem Satze, der mit „bis" beginnt, lag eine bedeutungsvolle Modification der Forderung Oestreichs. In der vorhergehenden Sitzung hatte der Kaiser verlangt, die ausgesprochenen Zustimmungen müßten „natürlich" auch für die Unterhandlungen mit Preußen bindend sein; jetzt sollten sie nur bis zur Unterhandlung mit Preußen binden. Mit dieser Veränderung aber waren die anfänglichen Absichten Oestreichs in den Brunnen gefallen, der Bund im Bunde zu Wasser geworden, die Reformacte nichts mehr als etwa eine Vorarbeit, als schätzbares oder, weil sie Fürstenarbeit, höchst schätzbares Material. Der gute Bürgermeister von Bremen, der, als die Fürsten in der zehnten Sitzung

den Beschluß gefaßt, die von ihnen noch nicht im Einzelnen berathenen Bestimmungen im Ganzen anzunehmen, im Raptus der Begeisterung den prophetischen Ausruf gethan hatte, „daß der Augenblick, wo die deutschen Fürsten (die Bürgermeister vergaß der bescheidene Herr) ihr Werk durch einen so einmüthigen Beschluß zu Ende geführt hätten, in der Geschichte Deutschlands unvergessen bleiben werde" — wie übel hatte er sich auf das Weissagen verstanden! Keine Stunde verging, so folgte auf das Morgenroth welches er gesehen, mit der Schlußabstimmung, die wir oben mittheilten, schon das Abendroth.

Die am wenigsten erfreuliche Rolle spielte in dem Schauspiel, welches uns die Protokolle des Fürstentags vorführen, leider das von den Vertretern der freien Städte repräsentirte Bürgerthum. In allen Fragen gingen diese Bürgermeister mit der Reaction der Mehrheit gegen wirkliche Reformen, wie sie der Großherzog von Baden in unbequemster Stellung tapfer ausharrend in zahlreichen Anträgen befürwortete. Weniger entschieden trat der Fürst von Waldeck auf, der ebenfalls zur Opposition hielt. Noch weniger liberal zeigten sich die Großherzöge von Oldenburg und von Weimar und der Herzog von Koburg. Die äußerste Rechte bildeten Mecklenburg-Schwerin und Hannover.

Wir kommen zum Ende.

„Ich stimme nicht," so motivirte der Großherzog von Baden sein Nein bei der Schlußabstimmung, „für Errichtung eines von einzelnen Directorialhöfen zu instruirenden Bundesdirectoriums, welches ohne die Schranke constitutioneller Verantwortlichkeit seine Befugnisse auszuüben hat. Ich stimme zweitens nicht für das principielle Aufgeben des in den realen Verhältnissen begründeten und in der bisherigen Bundespraxis beobachteten Grundsatzes, daß die beiden deutschen Großmächte ein vorgängiges Einverständniß unter sich hergestellt haben müssen, bevor ein Bundesbeschluß in bestimmten, speciell zu bezeichnenden, wichtigsten Fragen gefaßt werden soll. Ich stimme drittens nicht für eine aus Delegirten zu bildende Volksvertretung, wenn auch befürwortet werden kann, von einer aus directen Volkswahlen zu bildenden Nationalrepräsentation östreichische Abgeordnete deshalb nicht auszuschließen, wenn solche, den bestehenden Verhältnissen des Kaiserstaates entsprechend, nach dem Princip der Delegation gewählt werden. Ich stimme viertens nicht für die thatsächliche Vernichtung des Zustimmungsrechts der Bundesabgeordneten bei Feststellung des Bundeshaushalts durch Beschränkung deren Bewilligungsrechts auf neue, den Voranschlag der vorhergehenden Periode verändernde Budgetpositionen. Ich stimme endlich nicht für Ausdehnung der Befugnisse des Directoriums auf das Recht und die Pflicht der Ueberwachung, daß der innere Friede Deutschlands nicht gestört werde."

Der Großherzog sprach nicht blos für sich, nicht blos für Baden, er pro-

Digitized by Google

teſtirte hier als Sachwalter des deutſchen Volkes. Auch ich ſtimme nicht für die Reformacte, ſchallte es hunderttauſendſtimmig aus deſſen Reihen, als am Ende des Schauſpiels der Vorhang fiel.

Die Afrikanerin.

Der Meiſter, dem wir die Hugenotten und den Struenſee verdanken, ward der Welt vor nicht viel mehr als einem Jahre durch den Tod entriſſen. Aber noch einmal tritt er wie ein Lebender unter uns und redet zur Menge in neuen und doch ihm nur eigenthümlichen Melodien, wie ſie uns aus ſeinem letzten Werke, der Afrikanerin, entgegentönen. — Meyerbeer hatte bereits den Winter von 1863 auf 1864 in Paris zugebracht, um der Inſceneſetzung des lange erwarteten Werkes, das jenen geheimnißvollen Titel trägt, beizuwohnen. Mit der bei ihm bekannten Aengſtlichkeit überwachte er die Auswahl der geeigneteſten und renommirteſten Sänger und Sängerinnen, die Abhaltung hinreichender Proben und die Anfertigung einer blendenden äußeren Ausſtattung zu dieſer ſeiner letzten großen Oper. Denn, obgleich ein Deutſcher von Geburt, war er doch darin ein Franzoſe, daß es ihm nicht genug ſchien, das Kind ſeines Geiſtes nur geboren zu haben. Er glaubte es auch möglichſt vor allen Zufällen ſchützen zu müſſen, die daſſelbe bei ſeinem Eintritt in die Welt bedrohen konnten. Und wenn er in ſeiner Fürſorge nach dieſer Seite hin vielleicht etwas zu weit ging, ſo wünſchen wir doch manchem deutſchen Landsmanne nur eine Ader einer ſolchen Natur, damit er, ſtatt bloßer Hoffnungen auf dereinſtigen Nachruhm, ſich auch einigen Wohlſeins und Lohnes in dieſer Zeitlichkeit zu erfreuen hätte.

Seine Afrikanerin ſollte ihr ſorgſamer Vater nicht mehr ſelber dem Publikum vorführen; ſie ward ſein künſtleriſches Vermächtniß an die Nachwelt. Aber auch dieſen Fall hatte unſer Tondichter, mit der Vorausſicht des Gründers einer Dynaſtie, der die von ihm ſtammende Linie möglichſt ſicher zu ſtellen ſucht, in ſeine Berechnungen gezogen. Meiſter Fétis in Brüſſel, eine als Antiquar auf claſſiſch-muſikaliſchem Gebiete unanfechtbare und für die Pariſer darum mit einem beſonderen Nimbus umkleidete Autorität, war von Meyerbeer für den Fall ſeines Todes teſtamentariſch zum Anordner der muſikaliſchen

Digitized by Google

Seite der bevorstehenden Aufführung der Afrikanerin eingesetzt worden. Und so ging denn die Oper Ende April dieses Jahres, von ganz Paris mit nicht minderer Spannung wie ein großes politisches Ereigniß erwartet, in Scene.

Vielleicht verschuldete aber gerade eben jene zu hoch gesteigerte Erwartung, die durch den inzwischen erfolgten Tod des Meisters und durch die Versicherungen, daß derselbe dies Werk für sein gediegenstes erklärt, neue Nahrung erhalten, den gegen die Wirkung früherer neuer Opern Meyerbeers nur mäßigen Erfolg der Afrikanerin in Frankreichs Hauptstadt.

Ehe wir uns hier ein eigenes Urtheil über das uns vorliegende oeuvre posthume gestatten, sei es erlaubt, einen kurzen Rückblick auf Meyerbeers Stellung in der Tonkunst überhaupt zu werfen.

So weit die Geschichte der Tonkunst zurückreicht, begegnen wir kaum einem zweiten Namen, der sich, wie der Meyerbeers, schon bei Lebzeiten seines Trägers über alle Zonen unseres Erdballes verbreitet hätte. Meyerbeersche Opern werden so gut in Havanna, Mexiko, Newyork und Rio Janeiro, wie in Madrid, London, Petersburg und Calcutta gegeben. Was demnächst das eigentlich musikalische Urtheil der Welt über ihn betrifft, so sehen wir, daß er einerseits die große Menge für sich hat, während wir unter seinen Fachgenossen, so wie unter den gebildeteren Dilettanten zwei entgegengesetzten Ansichten betreffs seiner begegnen. Die Einen, und unter diesen die Majorität der einer strengen Richtung in ihrer Kunst angehörenden Musiker, verdammen ihn gänzlich, die Anderen finden in ihm gerade den Mann, der mit dem musikalisch Bedeutenden das Gefällige, Effectvolle und den Sinnen Schmeichelnde zu vereinigen wisse. Die Franzosen besonders wähnen, daß es ihm gelungen sei, mit deutschem Ernst und deutscher Tiefe französische Beweglichkeit und Rhythmik und italienischen Melodienreiz zu verbinden. Wir glauben sagen zu dürfen, daß hier das Wahre wie so oft in der Mitte liegt. Meyerbeer ist weder der große, unsterbliche Meister, zu welchem ihn seine begeisterten Verehrer machen möchten, noch der nur jüdisch berechnende Eklektiker, den seine Gegner in ihm finden, der das Seinige nimmt und sich aneignet, wo immer es ihm bequem ist, wenn nur Effecte beim großen Haufen damit erzielt werden. Ein Mann, dessen Name den Erdball umspannt, ein Mann, der bei den entgegengesetztesten Nationen und unter deren hervorragendsten Geistern dieselbe Anerkennung gefunden, ein Mann endlich, dessen Werke die Feuerprobe der Zeit schon insoweit bestanden haben, daß sich z. B. seine Stücke „Robert der Teufel“ und „die Hugenotten“ über ein Menschenalter auf allen Bühnen erhalten, kann nicht jener niedrige Schmeichler einer blöden Menge und ein Speculant auf ihre Schwächen sein, dessen Herrschaft, wie die Kunstgeschichte lehrt, immer nur eine oberflächliche und flüchtig vorüberrauschende ist. Auf der anderen Seite aber kann ein Tonschöpfer, dessen Opern fast ebensosehr durch den Aufwand aller decorativen Pracht und aller

Digitized by Google

Mittel des Maſchiniſten, wie durch die mit Raffinement ausgeſuchten und dramatiſch zugeſpitzten Stoffe und Texte wirkt, unmöglich zu den claſſiſchen Meiſtern zählen, deren keuſcher Genius ſich von ſolchen künſtleriſchen Vorwürfen mit Antipathie abgewandt haben, oder wenigſtens an ihnen nicht zur Entwickelung kommen würde. Seien wir alſo nach beiden Seiten hin gerecht. Wir werden dann nicht läugnen können, daß Meyerbeer, ein Tondichter von eminenter natürlicher Begabung und von nach vielen Seiten hin gründlichem muſikaliſchen Wiſſen, zugleich aber auch ein Mann von feiner und ſeltener allgemeiner Bildung war, der jedoch dabei nicht jene Strenge gegen ſich ſelber und ſeine Arbeiten zu entwickeln ſtark genug war, aus der allein erſt der ganze vollendete Künſtler und das claſſiſche Kunſtwerk hervorzugehen vermögen. So iſt es denn gekommen, daß wir uns einerſeits von dem unwiderſprechlichen Ausdruck ſeines großen, gewaltigen Talentes fortgeriſſen, dann aber wieder von deſſen Ermattung auf halbem Wege und Verſuchen auf eine weniger mühevolle Weiſe wie ſeine claſſiſchen Vorgänger, die Krone der Unſterblichkeit zu erringen, abgeſtoßen, ja verletzt fühlen. Hätte Meyerbeer die Theorie ſeiner Kunſt nach allen Seiten hin mit der Gründlichkeit ſtudirt und mit der Genialität aufgefaßt, wie er dies z. B. mit der Inſtrumentirung gethan, obgleich er auch hier dem Effect zu Liebe noch übertreibt, ſo würden wir ihn wahrſcheinlich zu unſeren Claſſikern im höchſten Sinne des Wortes zählen dürfen. So aber waltete in ihm ein Geiſt, der ihm den Wunſch unwiderſtehlich werden ließ, ſeinen Ruhm mit Ueberſpringung weit ausſehender mühſamer Studien, die beſonders im Punkte der muſikaliſchen Formenlehre und einheitlichen Stils noch zu abſolviren waren, bei Lebzeiten ſchon zu pflücken, und ſo verfiel er endlich auf jenes von Goethe Geſagte:

Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Demungeachtet war der Reſpect vor dem Großen und Bedeutenden in der Kunſt und wohl auch vor der Verantwortung, die ihm das eigene bedeutende Talent auferlegte, immer noch groß genug, um ihn nicht völlig zum Diener der Menge oder eines Zeitgeſchmackes werden zu laſſen, ja ihn ſogar in dem bedeutendſten ſeiner Werke, den Hugenotten, wo er mehr wie irgendwo ſonſt ſeine Kraft in ernſtem Sinne concentrirt, ſich faſt zu jener kühnen Höhe erheben zu laſſen, auf welcher der wahre Genius zu verweilen pflegt. Auch dazu blieb er noch ſtark genug, aus ſich ſelber, trotz aller Anleihen bei den verſchiedenen Stilen und Meiſtern verſchiedener Nationen, eine muſikaliſche Individualität zu entwickeln, die eben *Meyerbeer* heißt und weder vor ihm dageweſen iſt, noch nach ihm anders als höchſtens in der Form blos ſklaviſcher Ausbeutung ſeiner *Manier* wieder erſtehen wird. Aus allem geht hervor, daß der Zwieſpalt, der ſich im Publikum ſeinethalb aufthat, auch in ihm ſelbſt vorhanden

war, und daß er sein Leben lang die unmögliche Aufgabe zu lösen suchte, zugleich den Anforderungen des ernsten Freundes der Tonkunst und dem Begehren des lauten Marktes zu genügen. Dies ist allerdings in einem unendlich höheren Sinne einem Mozart und in der Malerei einem Raphael gelungen, aber eben auch ganz unbewußt und ohne besondere dahin zielende Absicht gelungen, indem sie dabei eigentlich nur den ernsten Willen hatten, der Kunst in ihren strengsten Anforderungen gerecht zu werden. Bei Meyerbeer hatte jenes Streben die Folge, daß er zwar nie völlig zu der Flachheit der französischen oder italienischen Modecomponisten seiner Zeit herabsank, aber ebensowenig sich dauernd über sie zu erheben vermochte. Dagegen verdanken wir seinem poetisch und geistvoll entwickelten Gefühl für große Momente im geschichtlichen Dasein der Nationen die Erweiterung des Gebietes der Oper nach dieser Seite hin. Eigentlich historische Opern hat es — wenn wir den Cortez des Spontini, oder die doch mehr landschaftlich und lokal als historisch gefärbten Opern Tell von Rossini und die Stumme von Portici von Auber ausnehmen, vor Meyerbeer nicht gegeben. Eher möchte noch Gluck als der Vater auch dieser Richtung in seiner Iphigenie auf Tauris zu nennen sein, wo der Gegensatz des classischen Griechenthums und der barbarischen Scythennatur in unvergänglich ergreifender Wahrheit gezeichnet worden.

Doch finden wir im Ganzen auch hier immer noch mehr Gestalten von einem allgemeingiltigen menschlichen Gattungsgepräge, als Charaktere und eine Volksmenge, deren Leidenschaften durch eine besondere geschichtliche Epoche individuell gefärbt wären. Erst Meyerbeer wagte es, uns den religiösen oder politischen Fanatismus Einzelner oder der Massen mit dem ganz individuellen Gepräge eines bestimmten Zeitalters vorzuführen. Auch in dieser Beziehung sind die Hugenotten der Gipfel seines Schaffens. Mönchische Wuth und eine durch sie bis zum Wahnsinn aufgestachelte Menge, der kühne, gottesstarke Trotz der Hugenotten, endlich die noch tiefere Verinnerlicherung jener Gegensätze in dem katholischen St. Bris auf der einen und dem lutherischen Marcel auf der anderen Seite, sind Erweiterungen der Ausdrucksfähigkeit dramatischer Musik. Wie genial zeichnet der Tondichter neben diesen Elementen den schlüpfrigen, intriganten und üppigen Hof einer Margarethe von Valois, und wie glänzend heben sich auf diesem reichen Hintergrunde die Gestalten der beiden Liebenden, Valentinens und Raouls ab, ohne daß beide doch aufhörten, ebenfalls Kinder des dargestellten Zeitalters und ihrer Nation zu sein. Aehnliches gelang Meyerbeer in seinem Struensee, den wir nächst den Hugenotten für seine gelungenste Schöpfung erklären möchten. In beiden Werken erhob er sich weit über „Robert der Teufel", in welchem wir ihn fast noch ganz unter dem Einflusse jener Epoche französischer Hyperromantik erblicken, als deren Gipfel Victor Hugo zu bezeichnen ist, während er zugleich noch mit der moderne"

Digitized by Google

italieniſchen Schule liebäugelt, aus welcher ſein Crociato und ſeine Emma di Resburga hervorgegangen waren. In den Hugenotten und Struenſee dagegen ward der deutſche Theil ſeiner Bildung und Anlage in ihm lebendig, mittelſt deſſen und einem ſtrengeren Wollen beim Arbeiten es ihm gelang, das, was bei den Schöpfungen trotz ihrer Ueberlegenheit in dieſer Beziehung über den Propheten und Robert noch an formaler Durchbildung gebricht, durch eine einheitliche Stimmung zu erſetzen, ſo daß wir hier faſt den Eindruck empfangen, vollendeten, d. h. claſſiſchen Kunſtwerken gegenüberzuſtehen. Leider behauptete ſich Meyerbeer in ſeinem nächſten Werke, dem Propheten, nicht auf dieſer Höhe, noch weniger aber that er einen weiteren Schritt dem Gipfel zu, der ſchon nicht mehr fern. Wir begegnen im Pbropheten wieder jenem Miſchmaſch von Stilproben, deſſen wir ſchon beim Robert gedachten, nur hier noch toller und lauter durcheinandergewürfelt, da mitunter auf ein Stückchen Recitativ à la Gluck eine italieniſche Cantilene à la Bellini oder Donizetti oder eine halsbrechende Cadenz franzöſiſcher Manier und auf dieſe wieder ein rhythmiſch bizarr und barock geſtaltetes Motiv in Meyerbeer's eigenſter Weiſe folgt. Eine ſolche Moſaiktafel hat neben der Zerſtörung der einem Kunſtwerke unentbehrlichen Einheit der Stimmung auch die Vernichtung aller organiſchen und formalen Gliederung der Motive zur Folge, die entweder ſchon im Keime erſtickt werden oder mitten in ihrer Entwickelung verkrüppeln. Dennoch enthält auch der Prophet noch ganze Scenen, die ein abermaliges glänzendes Zeugniß für Meyerbeers muſikaliſche Darſtellungskraft geſchichtlicher oder wenigſtens durch einen beſtimmten hiſtoriſchen Hintergrund poetiſch gefärbter dramatiſcher Situationen ablegen. Wir erinnern in dieſer Beziehung nur an die gewaltige Scene im Dom zu Münſter, mit dem Krönungszuge beginnend bis zu deren Actſchluſſe u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir müßten, um vollſtändig zu ſein, vielleicht hier auch noch der auf anderen Gebieten ſich bewegenden Opern Meyerbeers, z. B. des Feldlagers in Schleſien, des Nordſterns (zum Theil dem vorigen entnommen) und der Wallfahrt nach Ploermel gedenken. Wenn aber auch in den beiden erſtgenannten jener hiſtoriſche Zug Meyerbeers hervortritt, ſo ſtehen ſie doch in anderer Beziehung zu weit hinter ſeinen beſprochenen größeren Arbeiten zurück, um hier als gleichberechtigt angeführt zu werden.

Mehr muß es uns intereſſiren, zu erfahren, in welchem Verhältniß zu den Mittelpunkten der ſchöpferiſchen Thätigkeit Meyerbeers, zu Robert, den Hugenotten und dem Propheten das letzte große Werk verwandter Gattung, ſeine Afrikanerin ſteht. Die Frage, ob dieſe Oper nach oder vor dem Propheten entſtanden, kann uns dabei nur als eine ſecundäre berühren, da ſie an dem Werthe oder Unwerthe des Werkes nichts ändern würde.

Nach eer gründlichen Bekanntſchaft mit der Partitur der neuen Operin

Digitized by Google

faſſen wir unſer Urtheil im Allgemeinen dahin zuſammen, daß ſie bezüglich Einheit der Stimmung und formaler Abrundung den Propheten übertrifft, in dieſer Beziehung alſo mehr den Hugenotten wie jenem gleicht. Wir würden hiernach hinſichtlich ihrer Entſtehungszeit darauf ſchließen, daß dieſelbe *vor* dem Propheten anzunehmen ſei, wenn nicht dieſer wiederum einen größeren Reichthum in der Erfindung neuer und origineller Motive erkennen ließe, den wir doch eher von dem jüngeren als von dem älteren Manne erwarten. Demungeachtet möchten wir im Ganzen genommen der Afrikanerin einen höheren Platz unter den Arbeiten Meyerbeers anweiſen, als dem Propheten. Es waltet darin ein größerer künſtleriſcher Ernſt, der ſich auch in dem fließenderen und einfacheren Fortgange der Compoſition zeigt, und vor allem werden wir nicht, wie im Propheten ſo vielfach, von zehn zu zehn Takten aus einem Stil und einer Manier in die andere gequält oder durch den Wechſel embryonenhaft bleibender Motive um alle künſtleriſche Entwickelung gebracht. Und wenn wir auch in Beziehung auf Erfindung *neuer* Motive nicht einem ſolchen Reichthum begegnen wir in den Hugenotten oder dem Robert, ſo haben dafür in der Afrikanerin einzelne dieſer Motive einen, wir möchten ſagen *concentrirten* Werth, der ihnen, da ſie gerade die dramatiſchen Höhenpunkte muſikaliſch bezeichnen, eine um ſo größere Wirkung verleiht.

Gehen wir nach dieſen allgemeinen Andeutungen zu einer Beurtheilung des Werkes im Einzelnen und, ehe dies geſchieht, zu einer kurzen Beſprechung ſeines Stoffes und der Behandlung deſſelben durch Scribe über, ohne deſſen Namen Meyerbeer ſich nun einmal auf keinen Operntext einließ.

Der erſte Act beginnt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Rathsſaal der Admiralität zu Liſſabon. Ines, die Tochter des Admirals, wundert ſich gegen ihre Begleiterin darüber, daß ihr Vater ſie in dies Staatsgemach beordert habe; es müſſe ſich um Wichtiges handeln. Vielleicht ſei Nachricht von der Flotte des Bartholomäus Diaz eingelaufen, welcher ſich Vasco de Gama, ihr Geliebter, zur Auffindung eines Seeweges nach dem geahnten Indien angeſchloſſen. Immer noch ſchweben ihr die Töne des Liedes vor, mit welchem ihr der Traute den letzten Abend vor ſeiner Abreiſe unter ihren Fenſtern ein Lebewohl zugeſungen. In ſolchen Träumereien wird ſie von ihrem Vater, dem Admiral, unterbrochen, der ihre Liebe zu Vasco als zu einem Abenteurer verdammt und ihr eröffnet, daß er ſie behufs Verwirklichung ſeiner hochfliegenden Pläne mit Don Pedro, dem Präſidenten des Staatsrathes, zu vermählen beabſichtige. — Ihr Widerſpruch verſtummt, da Don Pedro mit der Mittheilung eintritt, daß des Bartholomäus Diaz Expedition mit dem Untergange ſeiner Schiffe und Mannſchaft geendigt. Ines nennt verzweiflungsvoll den Namen Vasco de Gamas und verräth dadurch der Eiferſucht des Don Pedro ihre Liebe zu dem Vermißten. Der portugieſiſche Staatsrath, an ſeiner Spitze Don

Alvar, der Großinquisitor und acht Bischöfe, tritt ein. Don Pedro theilt der Versammlung im Auftrage des Königs Emanuel mit, daß eine Expedition ausgerüstet werden solle, um Spuren des untergegangenen Geschwaders des Diaz aufzufinden. Don Alvar erklärt dies für verlorene Mühe, da ein junger Offizier, der sich gerettet und eben angelangt sei, den völligen Untergang des kühnen Seehelden und seiner Flotte durch Stürme am Cap der guten Hoffnung berichte. Der junge Offizier, der niemand anders ist als Vasco de Gama, wird vorgelassen. Er schließt seinen Bericht mit der Versicherung, daß alle Schreckniſſe, die er erlebt, ihn nicht vor erneuerten Versuchen, den Weg nach den im Osten geahnten Ländern zu finden, zurückbeben ließen, und bittet den Staatsrath, ihm dazu die Mittel zu gewähren. Die Meinungen in der Versammlung sind getheilt. Die fanatischen Priester, denen jede Erweiterung des Geisteshorizontes der Menschheit verhaßt, erklären den Untergang des Diaz für ein Gottesgericht und Vasco für einen verblendeten Schwärmer. Ein Theil der Edelleute und der Admiralität dagegen stellt sich auf Vascos Seite. Vasco bittet, man möge ihm, ehe man sich entscheide, den thatsächlichen Beweis zu führen erlauben, daß er kein Träumer und daß seine Voraussetzung von fernen Ländern im Osten des Caps der guten Hoffnung keine Hirngespinnste seien. Auf seinen Wink treten Selica, eine Königstochter des fernen Madagascar, und Nelusco, einer der Häuptlinge ihres Volkes, ein. Beide wurden durch einen Sturm in die Nähe des Caps verschlagen und bei dieser Gelegenheit von Vasco gefangen, der in ihnen die Bestätigung seiner Ahnungen begrüßte und sie als seine Sklaven mit nach Europa führte. Trotzdem entscheidet sich die Versammlung nach stürmischer Berathung, in der besonders die Priester und Pedro, der den Vasco als seinen Nebenbuhler haßt, den Ausschlag geben, gegen den jungen Seehelden. Pedro verkündet ihm mit Hohn, daß der Staatsrath seine Vorschläge als Wahnwitz zurückweise. Vasco, entrüstet und beleidigt, nennt Columbus, den die Weisen seiner Zeit ebenso verächtlich behandelt und der vor der Geschichte doch Recht behalten. Auch über den hier versammelten Staatsrath werde die Welt einst richten. Don Pedro ergreift diese Gelegenheit, um den Tod des jungen Verwegenen zu fordern, der es wage, die höchste Behörde im Königreiche zu beschimpfen. Man ist ganz seiner Meinung, doch gelingt es der kleinen Partei, die Antheil an ihm nimmt, dies Urtheil auf ewige Kerkerhaft zu mildern, welchem Beschluß der von Vasco gereizte Großinquisitor noch seinen Bannfluch hinzufügt.

Der zweite Act führt uns in das Gefängniß der Inquisition zu Lissabon. Vasco, hier eingekerkert, sieht im Traume die Länder seiner Sehnsucht vor sich aufgethan. Selica, die ihn liebt und seinen Schlaf belauscht, vernimmt zu ihrem Entsetzen, daß er bereits eine Andere, daß er Ines liebt und durch den Ruhm seiner Entdeckungen die Geliebte allen Hindernissen zum Trotz zu errin-

gen hofft. Doch sie drängt, da sie ihn über den Schmerz der Trennung von der Theuren klagen hört, alles Mitleid mit sich selber zurück und lullt den Schlafenden, dem sie Kühlung zufächelt, durch ihren Gesang wieder zu sanfterer Ruhe ein. Unterdeß ist Nelusco, der die Anwesenheit Selicas nicht bemerkt, eingetreten, um Vasco zu tödten. Es dünkt ihm ein Schimpf, daß die große Königin seines Volkes die Sklavin des hier eingekerkerten Weißen bleiben soll. Selica wirft sich zwischen Neluscos gezückten Dolch und den schlafenden Vasco. Sie will den Wilden zurückhalten, er aber, getrieben von unbewußter Eifersucht, Haß gegen den Europäer, der Selica und ihm die Freiheit geraubt, und von dem dunkeln Gefühl, daß gerade dieser nimmer im Geiste von seinen Plänen ablassende Mann seinem Vaterlande am gefährlichsten, will sich abermals auf ihn stürzen. Ueber seinem Ringen mit Selica erwacht Vasco. Selica weiß ihn glücklich über die Situation zu täuschen. Nelusco schleicht sich davon, während sie Vascos Studien vor einer Seekarte, unbemerkt von ihm, folgt, bei denen er sich bemüht, einen Weg um das Cap zu finden. Sie lehnt sich über seine Schulter und zeichnet eine andere Linie auf die Karte. Vasco geräth in freudige Bestürzung und vernimmt nun von ihr, die in ihrer Liebe zu ihm ihr bisheriges Schweigen bricht, Kunde über ihr Land und über den Seeweg, auf welchem dahin zu gelangen. Sein feurig Selica dargebrachter Dank wird durch den Eintritt Don Pedros und der Donna Ines in den Kerker unterbrochen. Ines verkündet ihm Freiheit, die sie durch ihren Vater und Don Pedro für ihn erwirkt. Ihre Berufung auf den letzteren befremdet Vasco, nicht weniger ihre Kälte gegen ihn. Er erräth, daß die Anwesenheit Selicas in seinem Kerker die Geliebte mit einem für ihn entehrenden Verdacht erfülle, und versichert, daß er zu ihr in keiner andern Beziehung als der des Herrn zur Dienerin stehe. Um ihr dies zu beweisen, bietet er ihr Selica und Nelusco zum Geschenk an. „O Grausamkeit!“ ruft Ines aus. Vasco dringt vergeblich in sie, sich zu erklären, und erfährt endlich von Pedro, daß Ines dessen Gattin. Es wird ihm nun auch deutlich, daß man Ines über ihn getäuscht. Sie bestätigt dies und erklärt, daß man ihr nur die Wahl gelassen, ihn, den „Ungetreuen“, den sie trotzdem immer noch geliebt, sterben zu sehen, oder Pedro die Hand zu reichen. Dem allen fügt Pedro noch, den Unglücklichen ganz zu zerschmettern, die Mittheilung hinzu, daß ihm König Emanuel die Führung einer Flotte anvertraut, um die von Diaz begonnenen Entdeckungen, die in Vascos Händen doch nur verloren gewesen sein würden, zu Ende zu führen. „Ha!“ ruft Vasco aus, „und dabei wollt ihr Euch meiner Karten und Pläne bedienen, die ich Euch arglos vor der Abstimmung im Staatsrath überlieferte.“ Pedro versichert höhnisch, er habe diese Machwerke bereits dem Feuer übergeben und zieht die halb ohnmächtige Ines, die Vasco nur noch zuzurufen vermag: „Dort oben winkt uns Wiedersehen!“ triumphirend mit sich fort.

Digitized by Google

Im dritten Acte begegnen wir einem Wagniß, wie wir ähnlich nur in Scribes und Meyerbeers früheren Opern erlebten. Die Bühne ſtellt nämlich das frei in den Wogen ſchwebende portugieſiſche Admiralſchiff dar, auf welchem Pedro, von Ines, Don Alvar, Selica und Nelusco begleitet und umgeben von Matroſen, Soldaten und Bürgern mit ihren Frauen, die ſich in den neuen Ländern anſiedeln wollen, ſeine Entdeckungsreiſe ausführt. Nelusco, der ſeinen Haß gegen die Weißen, die ſein Vaterland unterjochen wollen, nunmehr auf Don Pedro concentrirt hat, iſt es gelungen, dieſem vorzuſpiegeln, daß er ihm treu diene und allein der Mann ſei, der ſeine Schiffe glücklich vom Cap aus nach Madagascar und Indien zu ſteuern vermöge. Vergebens warnt Don Alvar vor dem verſchmitzten Wilden, der die anderen Schiffe, die ihm Pedro anvertraut, bereits zu ihrem Untergange geführt habe. Pedro, von ſeinem Verhängniß getrieben, lehnt jeden Rath ab und giebt ſogar den Befehl, daß das Schiff, wie Nelusco verlangt, ſeinen bisherigen Cours ändere. Kaum iſt dies geſchehen, als ſich von einer fernen portugieſiſchen Brigg, die man zu aller Staunen ſeit einigen Tagen auf derſelben Fahrt begriffen geſehen, ein Boot nähert. Vasco de Gama ſteigt daraus an Bord und will Pedro, obgleich er ſein Feind ſei, als Sohn deſſelben Landes warnen, die eben eingeſchlagene Richtung fortzuſetzen, da er ſonſt binnen Kurzem ſcheitern und in die Hände der enternden Eingeborenen fallen werde. Don Pedro behandelt ihn verächtlich und meint, ſein Kommen gelte wohl mehr der Rettung von Ines als der des glücklichen Nebenbuhlers; beide Männer gerathen in Hitze, Vasco fordert Don Pedro und ſchleudert ihm, als dieſer ſeine Forderung belächelt, den Ruf „Feigling“ zu, worauf Pedro den Befehl giebt, Vasco an den Maſt zu binden und zu erſchießen. Auch diesmal verhindert Selica des Geliebten Tod, indem ſie Ines ergreifend und den Dolch auf ihre Bruſt ſetzend ſchwört, dieſe zu tödten, wenn Pedro nicht Gnade für Vasco verheiße. Pedro ſchenkt nach einem harten Kampfe mit ſich ſelbſt Vasco das Leben, läßt ihn aber, da er ihm — ein zweiter Geßler — eben nichts weiter als das Leben verſprochen, in Ketten in den unterſten Schiffsraum werfen. Nun bricht der ſchon lange drohende Sturm los, das Schiff ſcheitert und wird feſtſitzend von den Indianern Madagascars überfallen, die, ihre Königin Selica ſuchend, in Maſſen an den öſtlichen Küſten des Caps verweilen. Nach kurzem Widerſtand werden die Portugieſen bis auf den letzten Mann niedergemacht, die chriſtlichen Frauen gefeſſelt und Selica und Nelusco mit einem Danklied gegen Brahma, der ihre Wiederauffindung habe gelingen laſſen, begrüßt.

Der vierte Act ſpielt in Madagascar und beginnt mit einem pomphaften Aufzug von Prieſtern und Prieſterinnen des Brahma, denen Amazonen, Gaukler und Krieger folgen, in deren Mitte Selica als Königin thront. Der Ober-Bramine veranlaßt die verſammelte Menge, der wiedergefundenen Herrſcherin

erneuten Gehorsam zu schwören, wogegen sie den Eid zu leisten hat, keinen Fremdling lebend im Lande zu dulden. Ein Priester flüstert dem Nelusco zu, daß noch ein Weißer (Vasco), der auf dem Grunde des Schiffes in Ketten gelegen, am Leben, und erhält die heimliche Weisung, auch diesen sofort zu tödten. Die Menge zieht zum Tempel und Vasco, nichts Böses ahnend, erscheint, um sein Entzücken über das schöne, lange von ihm gesuchte Land und dessen ewigreinen Himmel auszusprechen. Priester, von einer fanatischen, mit Beilen bewaffneten Menge begleitet, unterbrechen seinen Monolog und kündigen ihm den Tod an. Vergeblich fleht Vasco um sein Leben, die Menge ergreift ihn, um ihn ihren Göttern zu schlachten. „Haltet ein!“ ruft in diesem Moment die hinzugekommene Selica. Man hält ihr ihren Eid vor, keinem Fremdlinge das Leben zu gewähren. „Alle bis auf die Frauen erschlugen unsere Beile“ und so darf auch diesem letzten Opfer keine Gnade werden. Vasco, durch solche Worte getäuscht, glaubt auch seine theuere Ines unter den Todten und verlangt nun selber zu sterben. Die liebende Selica jedoch beschließt, ihn um jeden Preis zu retten. Sie giebt ihm einen heimlichen Wink, sie nicht zu verrathen, und erklärt plötzlich dem versammelten Volk, daß Vasco unantastbar für seine Wuth geworden, da er ihr im fernen Lande der Weißen das Leben gerettet und sie, die Sklavin, zu seiner Gattin erhoben habe. Da Nelusco der Einzige ist, der diese Aussage bestätigen oder entkräften kann, so wendet sich die Menge an diesen, um Gewißheit zu erhalten. In Neluscos Hand liegt daher nun die Vernichtung oder Rettung der von ihm angebeteten Königin und des ihm verhaßten Vasco. Selica flüstert ihm zu, daß auch sie sich, falls sein Spruch gegen Vasco ausfalle, des Lebens berauben werde. Dramatisch wirksam ist der innere Kampf Neluscos zwischen Haß und Liebe, während aller Augen auf ihn gerichtet sind, die Priester ihn drängen und Selica und Vasco an seinen Lippen hängen, deren Ja oder Nein ihnen Leben oder Tod bringen wird. Endlich siegt in Nelusco das Gefühl für Selica über seinen Haß gegen Vasco, und er legt mit stammelnder Stimme und fast ohnmächtig werdend den falschen Eid auf dem Altare seiner Götter ab, daß Vasco Selicas Gatte sei. „Herrschet, herrschet, glücklich Paar!“ ruft die Menge und entfernt sich nach dem Tempel, um den Göttern zu danken. Selica aber flüstert Vasco zu, daß er keinen Zwang von ihr zu fürchten habe, sie hätte ihn nur retten wollen, um ihn den Seinen zu erhalten, ein Boot solle ihn noch heute Nacht zu seiner immer noch am Horizonte sichtbaren und auf ihn harrenden Brigg zurückbringen. Vasco, von so viel Edelmuth ergriffen, von der Schönheit Selicas gerührt, während er Ines nicht mehr unter den Lebenden wähnt, und endlich durch die überstandenen Gefahren und den Eindruck des entzückenden Landes erschüttert und überwältigt, erklärt Selica, daß er sich selber wie verwandelt erscheine, und daß in seinem Herzen Gefühle erwacht, die er früher nicht ge-

Digitized by Google

kannt. Da Selica noch nicht wagt, ihn ganz zu verstehen, so stürzt er mit dem Ausruf „Dein Gatte" der Entzückten zu Füßen.

Der fünfte Act schildert natürlich die Umwandlung in Vascos Empfindungen, als er erfährt, daß Ines und die gefangenen Frauen noch leben und erst demnächst geopfert werden sollen. Selica, in der auf einen Moment das wilde Blut der heißen Zone erwacht, beschließt anfänglich Rache an Ines, die ihr abermals den Geliebten entreißt. Der ihrer tiefen Liebe entsprießende Wunsch jedoch, Vasco glücklich zu machen, siegt zuletzt über alle Selbstsucht; sie giebt Ines und Vasco die Freiheit, indem sie beide heimlich nach dem Schiffe Vascos bringen läßt, beschließt aber, ihrem eigenen Leben ein Ende zu machen. Und nun folgt eine Scene von einem Raffinement, wie es nur ein Scribe ausdenken und ein Meyerbeer musikalisch zu illustriren vermochte. Selica begiebt sich auf den Gipfel des hohen Cap, von wo aus sie mit ihren Blicken dem am Horizonte entschwindenden Schiffe folgen kann, das den Geliebten für ewig entführt. Dort steht der gefürchtete Manzanillo-Baum, dessen Blüthen einen Duft aushauchen, der die in seinem Schatten Ruhenden durch sein Gift betäubt und tödtet. Diese Vergiftungsscene müssen wir nun in allen ihren Stadien miterleben. Aus den Schmerzen über den für ewig Verlorenen sehen wir Selica in eine Art Opiumrausch des Entzückens und Wahnsinns übergehen, der ihr eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten im Reiche Brahmas, dessen Engelchöre sie zu hören glaubt, vorspiegelt. Auf diese Ekstase folgt ein allmäliges Zusammenbrechen und Hinsinken in die Arme des Todes, wobei die Sängerin und Schauspielerin alle Stufen eines Vergiftungsprocesses dem schaudernden Publikum vorzuführen vermag. Nelusco stürmt voll banger Ahnungen herbei, findet Selica aber bereits entseelt.

Nach den bereits vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über die musikalische Seite der „Afrikanerin" und bei der Bekanntschaft unserer Leser mit meyerbeerscher Musik überhaupt, können wir uns in Bezug auf den Werth einzelner hervorragender Nummern der Partitur ziemlich kurz fassen.

Die „Ouvertüre" zur Afrikanerin ist mehr eine Introduction als eine Ouvertüre, wie denn Meyerbeer überhaupt ein Stück dieser Gattung in dem Sinne, den unsere classischen Instrumentalcomponisten uns damit verbinden lehrten, nie geschrieben hat. Die Ouvertüre zu Struensee wäre vielleicht die einzige, der man diese Bezeichnung angedeihen lassen könnte, jedoch auch nur annähernd, da auch ihr sowohl die zu fordernde Durcharbeitung und organische Entwickelung der Motive, wie die rechte Geschlossenheit der künstlerischen Form abgeht. Die Ouvertüre zur Afrikanerin beginnt in H-moll. Das einleitende Thema begegnet uns später in der Romanze Ines im ersten Acte wieder. Es ist in einander imitirende Stimmen gegliedert und steigert sich durch eine im Stretto fortschreitende Sequenz und in interessanter Modulation nach H-dur,

Digitized by Google

woſelbſt mit dem Andante espressivo ein zweites, feierlich triumphirendes Motiv eintritt, das ſich ebenfalls in der Oper wiederholt. Ein Sätzchen auf der Dominante Fis-dur ſchließt ſich ſchön und melodiös an, dann begegnen wir auch hier einer jener meyerbeerſchen Steigerungen in ſtark modulirenden Sequenzen, worauf das H-dur-Motiv zum zweiten Mal erſcheint, nunmehr aber wie verklärt und von ſchmeichelnden, liebeflüſternden Stimmen umſpielt, bis zuletzt das erſte geheimnißvolle H-moll-Motiv wieder auftritt, worauf das Ganze in Kürze durch dramatiſch wirkſame, muſikaliſch aber unbedeutende chromatiſche Gänge abſchließt. Jedenfalls hat dieſe erſte Nummer das wenn auch nur relativ Gute, daß jeder Tact darin die muſikaliſche Individualität Meyerbeers ausſpricht.

Im erſten Act heben wir die Romanze der Ines in G-dur: „Ihr Lüftchen, weht ſo linde", als von einer bei Meyerbeer ſelten ſo friſchen, wir möchten faſt ſagen Franz Schubertſchen Lyrik durchweht, hervor. Ferner das Finale, das im Enſemble und Chor mächtige, faſt an die Schwerterweihe in den Hugenotten erinnernde Momente hat; ſo der Soloſatz für vier Männerſtimmen mit Chor in C-dur zu den Worten „Sein hoher Geiſt, ſein kühnes Streben" einerſeits und „Nur Wahnſinn iſt ſein kühnes Streben" andererſeits. Der erſte Eintritt des Chors in dem wirkungsvollen friſchen Des-dur iſt in dieſer Verbindung wahrhaft genial, ebenſo die Steigerung der inneren Bewegung am Schluſſe. Sehr geiſtreich wird das erſte Auftreten der beiden Sklaven mit dem wilden und ſeltſamen Motiv in H-moll eingeleitet, das uns im dritten Act als Schlachtgeſang der Indianer beim Entern des Schiffes des Don Pedro wieder begegnet. Auch der mächtig bewegte Schluß dieſes erſten Finales iſt zu rühmen, und zwar ſowohl die Steigerung des Chors bis zum Eintritt Vascos mit dem geſangreichen Motiv: „Als Sünder und Rebellen behandelt man mich heut," wie auch die weitere Durchführung deſſelben im Enſemble.

Im zweiten Acte haben wir die Schlummer-Arie der Selica als originell und ebenſo rührend wie lieblich zu rühmen. Auch der D-dur-Satz der Arie Neluscos iſt edel und gediegen. Weniger können wir uns mit dem leidenſchaftlicher ſein ſollenden Theile derſelben in B-dur einverſtanden erklären, in welchem wir ſtatt Laute der Eiferſucht und des Raçenhaſſes des Wilden gewöhnliche Hörner und Trompetenfanfaren vernehmen. Sehr melodiſch, und zwar nicht in modern italieniſchem, ſondern in einem ernſteren deutſchen Sinne iſt auch das Es-dur-Duett zwiſchen Vasco und Selica: „Des Dankes Empfinden, nie ſoll es entſchwinden" die hervorragendſte Nummer jedoch dieſes Actes und zugleich eine der ſchönſten der geſammten Oper iſt das Septett, welches, obgleich großentheils a capella componirt, weder an das a capella Terzett im Robert, noch an das a capella Septett im dritten Act der Hugenotten erinnert, ſondern, mit einziger Ausnahme des E-moll-Eintritts „O der Schmerz

macht ihn erbeben", der ganz unverblümt das Motiv des St. Bris im vierten Act der Hugenotten bringt, auf eigenen Füßen steht.

Die Introduction des dritten Actes schildert in sehr reizender Weise den frühen Morgen auf dem Ocean, durch dessen leise und schmeichelnd spielende Wellen das Schiff Don Pedros ruhig dahinzieht. Ein höchst graziöser Frauenchor in As-moll: „Der Morgen kommt herauf", schließt sich unmittelbar an. Ihm folgt ein Quartett und Chor der Matrosen, der zum Frischesten und Gesundesten gehört, was je aus Meyerbeers Feder geflossen. Es weht daraus in Wahrheit die Luft und Freiheit der weiten offenen See. Auch das Gebet auf dem Schiffe, gemischtes Quartett und Chor, ist wirkungsvoll. Sehr humoristisch ist das kleine Sätzchen für Piccolo mit piquanter Begleitung, welches die Schiffspfeife nachahmt, die die Mannschaft zum Frühstück ruft. Ein düster unheimliches und dabei doch schaurig schönes Stück ist des wilden Nelusco Ballade: „Hei Adamastor, der König der Wellen", in welchem der Chor der Matrosen mit einem diabolischen „Ha, ha, ha!" den Refrain bildet. Das Duett zwischen Pedro und Vasco, besonders von den Worten an: „Junger Thor, der wohl hat vergessen" ist voll Feuer und dramatisches Leben. Nicht minder das große Septett zu der Scene, in welcher Selica der Ines den Dolch auf die Brust setzt, und das Finale mit dem wild hereinbrechenden Chor der indischen Krieger, so daß eigentlich der ganze dritte Act in frischem musikalischen Zug und Zusammenhang bleibt.

Der vierte Act zeigt gleich im Eingang, den ein großer indianischer Marsch ausfüllt, jene strengere Einheit in Form und Gehalt, die wir, im Gegensatze zum Propheten und Robert dem Teufel, der Afrikanerin nachrühmten. Die verschiedenen Motive und der, je nach den im Aufzuge auftretenden Gruppen der Braminen, Gaukler, Amazonen, Krieger und der Königin mit ihrem ganzen Hofstaate wechselnde Ausdruck derselben erscheinen hier nicht mosaikartig aneinandergereiht, sondern zu einer höhern Einheit verschmolzen. Auch sind die Themata meist edel gehalten und nie auf die Spitze getrieben, wie sonst mitunter von Meyerbeer bei solchen Gelegenheiten geschehen. Der folgende Gesang des Ober-Braminen: „Wir schwören bei Brahma, bei Wischnu und Schiwa" ist so edel gehalten, daß wir bedauern müssen, dies schöne Motiv ohne jede Entwickelung nur so en passant an uns vorüberrauschen zu hören. Dramatisch wirksam, obgleich in der Führung der Chorstimmen an die verwandte Scene im vierten Acte des Propheten erinnernd, ist das Ensemble mit Chor, das den innern Kampf Neluscos und die Spannung der Menge schildert, der er bezeugen soll, daß Vasco, wie Selica verkündete, ihr Gatte. Die nach den geheimnißvoll tönenden Anrufungen der Götter durch die Braminen folgende große Liebesscene endlich zwischen Selica und Vasco gehört entschieden zum Innigsten und Leidenschaftlichsten, was Meyerbeer im Erotischen geschrieben. Selbst das große

Digitized by Google

Duo zwiſchen Raoul und Valentine im vierten Act der Hugenotten, das man in dieſer Beziehung bisher am höchſten ſtellte, geht nicht über die genannte Scene in der Afrikanerin hinaus. Der Unterſchied zwiſchen beiden beſteht hauptſächlich darin, daß die Hugenottenſcene dramatiſcher iſt und ein erſchütterndes Nebeneinander von Todesgrauen und dem Sinnentaumel trunkener Liebe darſtellt, während hier die Liebe allein durch ſich ſelbſt und bei aller Leidenſchaft doch weit inniger und zarter wirkt, wie dort. Die Scene hat überhaupt einen lyriſchen Zauber, der bei Meyerbeer bis dahin der Welt unbekannt geblieben und daher gewiſſermaßen eine ganz neue Seite von ihm enthüllt. Reizend ſchließt ſich der wollüſtig neckiſche Geſang der die Braut beglückwünſchenden und ihr den Schleier bringenden indiſchen Mädchen an, in welchen das Motiv der Ballade der Ines aus dem erſten Acte höchſt wirkſam hineintönt, als Ines, die todt Geglaubte, plötzlich an Vasco mit den anderen portugieſiſchen Frauen vorüberſchreitet, um geopfert zu werden.

Der fünfte Act enthält ein intereſſantes Duett zwiſchen den beiden Heldinnen der Oper, in welchem die Muſik trefflich den Uebergang der Rachegefühle Selicas gegen Ines in die des Mitleids ſchildert, die ſich denn endlich bis zum Heroismus des eigenen Entſagens ſteigern. Die Sterbeſcene am Manzanillobaum iſt voller ſchöner muſikaliſcher Momente, und die Oper klingt mit ihr in einem unſichtbaren Chor Verklärter ſanft und eigentlich wieder ganz lyriſch aus.

Die Afrikanerin iſt bis jetzt nur erſt in Paris und London gegeben worden, ſoll aber zum Winter auf allen größeren Bühnen Europas und Amerikas in Scene gehen.

Der Klavierauszug, in Deutſchland bei Bote und Bock in Berlin, in Frankreich bei Brandus in Paris herausgekommen, iſt ſoeben veröffentlicht worden und läßt bezüglich Ausſtattung und Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig. Doch möchten wir einige, wenn auch wenige ſtehen gebliebene Druckfehler bei der nächſten Auflage beſeitigt ſehen. E. R.

Digitized by Google

Politiſche Correſpondenz.

2.

Wenn die allgemeine Aufmerkſamkeit nicht ſo aufgeregt dem deutſchen Norden zugewendet wäre, würde, was ſich jetzt in Oeſtreich vollzieht, auch in Deutſchland mit größter Theilnahme beobachtet werden. Denn dort iſt die bisherige Verfaſſung geräuſchlos, ohne Widerſtand, ja ohne laute Theilnahme des Volkes nicht aufgehoben, aber unmöglich gemacht worden. Es war vor ſiebzehn Jahren eine Todesgefahr des Staates nöthig, um den Regierenden die Erkenntniß zu geben, daß auch ihr Staat in den verhaßten Formen regiert werden müſſe, welche den Leidenſchaften einen geſetzlichen Spielraum verſchaffen, der Regierung aber die Möglichkeit, ihre Völker durch die politiſchen Führer derſelben zu leiten. Der künſtliche Bau der Februarverfaſſung war der erſte Verſuch des Kaiſerſtaates, ſich nach den unabweisbaren Bedürfniſſen der Zeit zu regeneriren. Es gelang nicht, die Geſammtheit der Stämme durch dieſe Verfaſſung zuſammenzubinden, nach ſechzehn Jahren legt man dieſen Verſuch bei Seite, ſtill und mit freundlichem Antlitz, wie man zu Wien dergleichen abthut, und man denkt auf ein neues Experiment.

Man darf nicht verkennen, daß dieſe unfertige Verfaſſung, welche bis jetzt gegolten, der Regierung die wichtigſten Dienſte gethan hat, der Reichsrath hat ihr Credit verſchafft, alſo die Möglichkeit zu exiſtiren. Die politiſche Thätigkeit deſſelben hat auch eine Preſſe und die Theilnahme der Völker an ihren größten Intereſſen großgezogen, Millionen haben ſich als Oeſtreicher fühlen gelernt, auch in den Stämmen, welche nach einer Separatſtellung innerhalb des Staates ſtreben, iſt die Erkenntniß der Vortheile lebendig geworden, welche der politiſche Zuſammenhang mit dem Ganzen für ſie hat. In ſechzehn gefährlichen Jahren iſt außerdem für Beſſerung der Rechtspflege, der Adminiſtration, der Unterrichtsanſtalten, für die Entwickelung der Induſtrie und des Landbaues ſehr viel geſchehen, wenige Oeſtreicher werden das frohe Gefühl von ſich fern halten, daß die Entwicklung ihrer Cultur in ſtarkem Fortſchritt ſei, und daß das Erwachen des politiſchen Lebens, wie ungenügend ſeine Formen waren, dieſen Segen über den Staat gebracht habe. Denn nie und nirgend vielleicht iſt das Glück einer Verfaſſung den Menſchen ſo eindringlich geworden, als gerade in dem Staat, deſſen Conſtitution die irrationalſte war, welche je ein moderner Staatskünſtler erdacht hat. Freilich auch wer die guten Wirkungen der Verfaſſung freudig zugab, konnte die Empfindung nicht los werden, daß ſie inner

Digitized by Google

lich hohl und unhaltbar war. So lange sie unvollständig ausgeführt blieb, in interimistischem Bestande waren die Rechte des Reichsraths ungenügend, die Regierung erhielt reichlich Gelegenheit, seinen Beschlüssen ihre Pflicht gegen den Gesammtstaat vorzuhalten, ja die Wirksamkeit einer solchen Verfassung vergrößerte alljährlich die Kluft zwischen den vertretenen und nicht vertretenen Ländern; wenn wieder diese Verfassung vollständig zur Ausführung kam und jeder Stamm seine Repräsentanten nach Wien sandte, dann trat die Gefahr nahe, daß eine Majorität der Magyaren und Slaven die Minorität der Deutschen tyrannisiren werde, und daß in der deutschen Hauptstadt eine neue Art polnischen Reichstags auferstehen werde, der vor aller Welt die deutschfeindlichen Gesinnungen einer großen Majorität der Staatsbürger offenbare. Das wußte die Opposition des bisherigen Reichstages sehr gut, das fürchtete wahrscheinlich auch der Staatsmann, welcher in Oestreich vorzugsweise für den Vertreter der Idee eines Gesammtstaates galt. So trieb man fort auf den Wellen, aus einem Jahr in das andere, und machte sich die Sorge um die Zukunft so leicht als möglich. An höchster Stelle wurde die Volksvertretung der treuen Lande wahrscheinlich als eine ungemüthliche Erfindung betrachtet, die man mit dem besten Anstand zu ertragen wußte, so lange sie die Geldmittel, welche die Regierung ohne Einstimmung des Volkes nicht mehr beschaffen konnte, nach einigen Debatten bewilligte. Herr v. Schmerling galt für den Mann, der allein in Oestreich im Stande sei, mit Volksvertretern fertig zu werden, darin lag das Geheimniß seiner Unentbehrlichkeit und der Einfluß, den er in einzelnen Fällen auf die höchsten Entschlüsse ausübte, ein Einfluß, der im Ausland oft überschätzt wurde. Er war kein Mann des persönlichen Vertrauens, und daß er zuweilen erklären mußte, nur unter unwillkommenen Bedingungen eine Geldbewilligung durchzusetzen, gab ihm am Hofe die Stellung eines Volkstribunen, die zuletzt unerträglich erschien. Als die Majorität seiner Abgeordneten sich unfügsam zeigte und ernsthaft auf große Reductionen der Ausgaben drang, wurden die Uebelstände einer — halben — Verfassung sehr fühlbar, und die mehrjährige Arbeit der Hofpartei, ein solches Regiment zu beseitigen, hatte Erfolge.

Aber auch die äußeren Verhältnisse des Staates machten eine Versöhnung mit den schmollenden Ungarn wünschenswerth. Seit jener schnelle Versuch des Kaisers, die deutschen Souveräne in Frankfurt zu einer großen Liga zu vereinen, an dem Widerstande der deutschen Mittelstaaten gescheitert war, hatte sich Graf Rechberg, der jenem Versuche fremd geblieben, Preußen genähert. Gemeinsamer Unwille gegen die Mittelstaaten erleichterte den beiden Großmächten, sich zu verständigen, während beide für die europäischen Verwickelungen nach einem Alliirten aussahen. Beiden machte der Tod des Königs von Dänemark und die unerwartete Aufregung in Deutschland schnelles gemeinsames

Digitized by Google

Handeln wünschenswerth. Selbst als Herr v. Manteuffel gegen den Wunsch des preußischen Ministerpräsidenten die Armee König Wilhelms in den Krieg gegen Dänemark zog, ließ man sich in Wien das gern gefallen, es war eine militärische Action, welche nicht zu kostbare Erfolge wahrscheinlich machte, man erhielt Gelegenheit, seinen deutschen Beruf auszusprechen und sein Heer durch Norddeutschland zu führen. Man fand den unerwarteten Trotz der Dänen bald sehr gelegen, und die preußische Allianz war durch einige Monate entête cordiale, was nicht verhinderte, daß man die unbehilflichen Bestrebungen der Preußen, sich in den Herzogthümern festzusetzen, mit Argwohn ansah und den anfänglichen Widerwillen gegen die Candidatur des augustenburgischen Hauses überwand, seit man in Wien die Aussicht erhielt, auch auf die Stellung des künftigen Herzogs zu Preußen einen bestimmenden Einfluß zu üben.

Schon war das gute Verhältniß zu Preußen getrübt, das in Wien geneigt zu Uebergriffen, begehrlich und unzuverlässig erschien, als Napoleon der Dritte durch den Septembervertrag mit Italien einen plötzlichen Schrecken hervorbrachte, der noch einmal zum Anschluß an den Nachbar trieb. Der Kaiser stellte im Grafen Mensdorf einen Mann seines persönlichen Vertrauens an die Spitze der auswärtigen Geschäfte, man war durch einige Wochen überzeugt, daß man an Preußen große Concessionen machen müsse, um den guten Willen des Alliirten für Italien zu gewinnen. Und wir fürchten, der preußischen Politik wird einst mit Recht ein großer Vorwurf gemacht werden, daß sie diese günstige Lage nicht schnell genug zu benutzen verstand. Denn bald war in Wien die erste bange Sorge überwunden. Zwar die Temperatur nach Frankreich wurde zunächst kälter, es gelang Herrn von Bach nicht, von der östreichischen Politik den Vorwurf fernzuhalten, daß sie die Verhandlung Victor Emanuels mit dem Pabst erschwere, aber die Unbestimmtheit des französischen Vertrages selbst, die conservative Reaction, welche unter den Bonapartisten gegen den Vertrag Boden gewann, und die Auffassung, daß der Kaiser Napoleon nicht in der Lage sei die Chancen eines großen Krieges zu wünschen, beseitigten einen Theil der italienischen Sorge. Man sah mit Freuden, daß die Preußen unterdeß in den Herzogthümern vieles gethan hatten, sich die Bevölkerung zu Feinden zu machen, man hörte wieder wohlwollend auf die Versicherungen des Vertrauens, welche die Mittelstaaten aussprachen, man erkannte, daß die eigene Position durch Preußen so günstig als möglich gemacht worden sei. Oestreich stand in ruhiger Defensive. Es war Mitbesitzer, es begünstigte jetzt offen die augustenburgischen Ansprüche, es war „uneigennützig" bereit, für Preußen in dem deutschen Interesse einige nicht unwesentliche Rechte an den Herzogthümern einzuräumen. Diese Rechte aber waren eine große Concession, welche man dem Alliirten machte, sie durften in keinem Fall soweit gehn, daß die Souveränetät des einzusetzenden neuen Bundesfürsten wesentlich dadurch beeinträchtigt wurde.

Digitized by Google

Man stellte sich auf einen Standpunkt, wo man mit den Mittelstaaten zusammentraf, indem man betonte, daß seine Stellung als Mitglied des deutschen Bundes durchaus nicht beeinträchtigt werden dürfe.

Diese Politik war für Oestreich vortrefflich, sie hatte die öffentliche Meinung des halben Deutschlands für sich, sie machte die Majorität von Frankfurt für den Fall, daß Preußen nicht nachgeben wollte, zu eifrigen Verbündeten. Nie seit dem Jahre 1848 hat Oestreich eine so glänzende und für die Gegenwart so unangreifbare Position eingenommen, und wir müssen zugeben, selten hat es mit solcher Haltung das sichere Gefühl einer guten Stellung empfunden. Denn immer ist dem Kaiserhause das Herrenamt über Deutschland als der werthvollste Erwerb erschienen, nicht nur weil alte Erinnerungen und Familienansprüche unablässig stacheln, noch mehr deshalb, weil von dem festen Halt in Deutschland die Sicherheit des außerdeutschen Besitzes, im letzten Grunde die Existenz des Staates abhängt. Nur eines war noch übrig, um die gute Lage in Deutschland zu sichern — Friede im Innern. Seit die Möglichkeit, mit Preußen über Schleswig-Holstein zu zerfallen, in Wien nahe trat, reifte der Plan, sich mit den Ungarn auf Kosten der Februarverfassung zu versöhnen. Wie weit das neue Ministerium im Stande sein wird, die Kaiserfahrt nach Pesth für die Länge fruchtbar zu machen, ist ihm selbst wohl noch verborgen. Unläugbar aber ist für den Augenblick in Europa ein großer Erfolg durchgesetzt. Oestreichs Machtmittel erscheinen verstärkt, die Sorge um einen geheimen Feind im Rücken seiner Heere ist beseitigt. Die Ungarn werden in der Stunde kaiserlicher Gefahr wahrscheinlich nicht wieder begeistert ausrufen: moriamur pro rege nostro, aber sie würden gegenwärtig nicht unwillig Geld und Soldaten liefern. Denn sie sind eine aristokratische Nation, und ihre Großen haben durch Jahre empfunden, wie unbequem die isolirte Zurückhaltung ist, die Zollschranke zwischen Ungarn und Oestreich ist gefallen, das ganze Volk hat schätzen gelernt, welchen Werth die Verbindung mit Oestreich für den Wohlstand Ungarns hat, für Agitatoren, wie Kossuth und Klapka, ist gegenwärtig keine Aussicht. Der Kaiserstaat steht jetzt nach außen stattlich geschlossen, die alten Farben schwarz und gelb wehen wieder auf jedem Berggipfel der großen Ländermasse, welche, vom Norden aus fast unangreifbar, wie eine riesige Festung in Deutschland liegt, auf seiner schwächsten Seite, dem Donauthal, durch Bayern gedeckt.

Die Politik Oestreichs ist wieder in die alten Bahnen zurückgelenkt, die man einmal, nicht zu rechter Zeit, in dem dramatischen Spiel eines Fürstencongresses aufgegeben hatte. Es ist eine vornehme, geräuschlose Politik, welche dem Gegner mit ruhigem Lächeln ins Antlitz schaut, alle scharfen Spitzen vermeidet, in unwesentlichen Dingen gefällig nachgiebt, in der Hauptsache ungerührt durch Vernunftgründe und heftige Erklärungen immer wieder auf ihre alten Sätze zurückkommt, welche ohne geistreiches Wesen, ohne große Ideen,

Digitized by Google

den Eindruck einer sichern Einfachheit macht, welche auch ihre innere Unruhe und Unsicherheit trefflich zu verbergen weiß und so lange als möglich vermeidet eine Krisis herbeizuführen. Sie hat sich allerdings gewöhnt, nur für das Nächste zu sorgen, und die letzten Grundlagen für eine vornehme Haltung fehlen ihr, die Ueberzeugung nämlich, daß sie auf den Wegen, welche sie wandelt, sicher fortgehn wird. Aber sie verliert keinen Augenblick das aristokratische Gefühl, daß die Welt um ihretwillen da ist, und daß sie, wo sie zunickt, zugleich eine hohe Gunst erweist, welche Dankbarkeit heischt.

Man hat im Innern jetzt Rath geschafft für das nächste Jahr. Da Geld ohne Einwilligung der Völker nicht mehr zu beschaffen ist, wird man etwa im nächsten Jahre daran denken, einen andern Reichsrath zusammenzurufen. Man wird sich das nicht zu schwer machen und sich vor allem dabei nicht über Unzufriedene ereifern. Man wird in der Stille dafür sorgen, daß der neue Reichsrath nicht unbequemer wird, als der alte war. Kein Zweifel, die nöthigen Bewilligungen werden wieder gemacht werden, um das neue Deficit zu decken, und in neuen Formen wird die alte aristokratische Methode, Geschäfte zu behandeln, werden die alten Ansprüche auf das Principat über Deutschland ebenso gleichmüthig, ruhig, selbstzufrieden arbeiten wie bisher.

Was man auch von solcher Politik halten mag, in der gegenwärtigen Lage Deutschlands ist ihr Sieg über die Ansprüche Preußens auf die Herzogthümer nicht aufzuhalten. Wir sind so weit gekommen, daß preußische Landeskinder, Journalisten und Abgeordnete, von Oestreich*) in Schutz genommen werden, und daß Oestreich Gelegenheit erhalten hat, sich in Deutschland reichlich alle die Sympathien zu erwerben, welche ein Schützer gegen Gewaltthat sich unter allen Umständen verdient. Es liegt ganz im Wesen der östreichischen Politik, daß sie den gereizten Forderungen Preußens, die Landesregierung in Schleswig-Holstein zu reformiren, artig nachgiebt, man weiß in Wien sehr gut, daß unsere Ansprüche an die Herzogthümer dadurch auch nicht die geringste Förderung erhalten, und daß die polizeilichen Kraftäußerungen gegen Journalisten und holsteinische Beamte nur Schläge in trübes Wasser sind, welche den Schlagenden selbst am übelsten zurichten. In der Hauptsache ist auf eine Nachgiebigkeit — außer in Nebenpunkten — gar nicht mehr zu hoffen, und die Zusammenkunft der Souveräne in Gastein wird sich gerade so resultatlos erweisen, wie sich frühere persönliche Unterredungen deutscher Fürsten in schwebenden Geschäften erwiesen haben.

Freilich wenn man den officiösen Federn in Berlin glauben dürfte, wäre noch eine andere kräftige Lösung der holsteinischen Sache denkbar. Gewisse schlesische Festungen sind mit neuem Kriegsmaterial versehen, und die darüber plauderten, sind allerdings in der Lage, ihre Nachrichten aufrecht zu erhalten;

*) Nachdem der betreffende Abgeordnete unerhörterweise bei Halbhuber darum petitionirt. D. Red.

Digitized by Google

die preußiſche Regierung hat ſich durch eine Finanzoperation mit der Köln-Mindener Eiſenbahn große Geldſummen, vielleicht dreißig, vielleicht vierzig Millionen beſchafft, kein Zweifel, das hat Großes zu bedeuten. Leider iſt dies heimliche Waffengeräuſch hinter der Scene von der Art, daß es durch einen einzigen kleinen Artikel in einer Zeitung des Kaiſer Napoleons zum Schweigen gebracht wird. Wenn in Preußen ſelbſt dergleichen für wichtig gehalten wird, ſo beurtheilt man dort, wie uns ſcheint, Lage, Stimmungen und perſönliche Einwirkungen der regierenden Kreiſe durchaus anders, als ſie verdienen. Ein Krieg auf Tod und Leben, der die ganze Volkskraft Preußens entfeſſeln muß, iſt kein Krieg, den die Regierenden, auch wenn ſie davon ſprechen ſollten, jemals im Ernſt wünſchen dürfen. Denen aber, welche im patriotiſchen Zorn immer noch hoffen, was ſie wünſchen, ſoll hier am Schluß durch eine Frage geantwortet werden, die man nicht für ungehörig und nicht für frivol halten möge: Die Pickelhauben der preußiſchen Infanterie haben ſich als unbrauchbar für jede Campagne bewieſen, wie kommt es wohl, daß die Abſicht aufgegeben wurde, dies Monturſtück mit einem kriegsmäßigeren zu vertauſchen? Wer dieſe Frage richtig beantwortet, wird den Gedanken an einen deutſchen Krieg um Schleswig-Holſtein ausſtreichen. — Es ſind freilich nicht die Pickelhauben allein, welche einen Krieg mit Oeſtreich und Zubehör unthunlich oder officiös ausgedrückt unelegant machen.

Die Frage aber ſteht für uns Preußen jetzt ſo: Krieg oder Olmütz? — —

♀

Vermiſchte Literatur.

Geſchichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Karl Friedrich Neumann. Zweiter Band. Berlin, 1865. Karl Heymanns Verlag. 592. S. 8.

Dieſer zweite Band, dem im nächſten Jahre der dritte und letzte folgen ſoll, führt die Geſchichte der nordamerikaniſchen Union von der erſten Präſidentſchaft Jefferſons bis zum Ende der zweiten Präſidentſchaft Jackſons fort und behandelt hierbei unter anderem die für Beurtheilung des gegenwärtigen Amerika beſonders wichtigen Fragen der Sklaverei in den Südſtaaten und der Ereigniſſe, aus denen die Monroedoctrin hervorging, in ausführlicher Weiſe. Die Arbeit, mehr Geſchichte der Parteien und der Verfaſſung Amerikas als Darſtellung der großen Actionen,

Digitized by Google

von denen die kriegerischen nur kurz angeführt sind, hat insofern Verdienst und Werth, als sie aus Quellen schöpft, die in Europa bis jetzt wenig bekannt oder doch nicht benutzt worden sind, und als sie infolge dessen über manche Persönlichkeiten und Vorgänge neues Licht verbreitet. Indeß wird man sie mit Vorsicht lesen müssen, da der Verfasser seinen Gegenstand in der Weise der schlosserschen Schule behandelt und häufig die Dinge und Menschen nicht wie sie waren, sondern wie sie seiner Vorliebe für ein bestimmtes politisches System — er ist ein feuriger Verehrer der demokratischen Republik — und seinem Haß gegen gewisse Parteien erscheinen, darstellt. Auch gegen die Form läßt sich mancherlei einwenden; namentlich das häufige, bisweilen zur Redseligkeit ausartende Abspringen von der Erzählung zu Reflexionen über Dinge, die nicht zu dem betreffenden Gegenstand gehören, das stete Moralisiren und die geringe Befähigung des Verfassers, uns Personen und Epochen in zusammengedrängten Charakteristiken plastisch zu vergegenwärtigen, sind Mängel, die nicht verschwiegen werden dürfen. Mehr Objectivität, mehr Ruhe, mehr künstlerischer Blick in der Gruppirung des Stoffs hätten dieser Parteischrift — denn als eine solche müssen wir das Buch, obwohl wir in wesentlichen Dingen mit ihm übereinstimmen, bezeichnen — sicher einen größeren Wirkungskreis geschaffen, als wir ihr trotz ihrer Vorzüge voraussagen zu müssen glauben.

Karte der südöstlichen Staaten von Nordamerika. Zusammengestellt von A. Lindenkohl. Cassel, Verlag von A. Freischmidt. 1865.

Diese Karte, welche die Staaten Delaware, Maryland, Kentucky, Ost- und Westvirginien, Tennessee, Nordcarolina, Südcarolina, Mississippi, Alabama, Georgia, den District von Columbia nebst Theilen von Missouri, Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania, Neuyersey, Arkansas, Louisiana und Florida, also das Theater des letzten großen Kriegs umfaßt, ist eine entschiedene Bereicherung unsres geographischen Wissens von den Vereinigten Staaten. In Washington, wo Herr Lindenkohl Vorstand des topographischen Bureaus ist, auf Grundlagen der Arbeiten der U. S. Coast Survey, der U. S. Land Survey und der Post- und State-Maps sowie mit Benutzung aller bis December 1864 eingegangenen militärischen Aufnahmen der verschiedenen Armeen der Union zusammengestellt, unterscheidet sie sich wesentlich von den bisher erschienenen Karten ähnlicher Art, die sämmtlich auf alten, zum Theil auf solchen Untersuchungen beruhten, welche vor zwanzig und mehr Jahren angestellt worden, und die daher sehr unvollständig und vielfach ungenau waren. Mit besonderer Genauigkeit ist die Küste mit ihren Kaps, ihren Buchten und Häfen angegeben, wobei die Tiefen von 3, 10, 100 Faden durch Linien angedeutet sind. Ebenso sorgfältig ist die Behandlung der Gebirgszüge mit ihren Thälern und Pässen, sowie die des Fluß-, Straßen- und Eisenbahnnetzes. Ferner ist die Lage vieler größerer Städte nach den 1860 vorgenommenen Determinationen corrigirt, was namentlich von Montgomery und Selma in Alabama, Atlanta, Augusta und Macon in Georgia und Raleigh in Nordcarolina gilt. Endlich bringt die Karte die genaue Abgrenzung des während des Kriegs geschaffnen neuen Staates Westvirginien. Die Bezeichnung der Größenverhältnisse der Städte ist nach dem Census von 1860 vorgenommen worden, so daß auch hierin die Karte das Neueste repräsentirt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 34.

Ausgegeben am 18. August 1865.

Inhalt:

Zur Finanzlage des souveränen Schleswig-Holstein . . . Seite 281
Belletristische Literatur 291
Culturgeschichtliches aus der Urschweiz 297
Die neuen Bauten in Wien. 1. 309
Vermischte Literatur 318

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Zur Finanzlage des souveränen Schleswig-Holstein.

Bekanntlich wird ein Haupteinwand gegen die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen oder einen engern Anschluß derselben an den letztgenannten Staat von den so viel bedeutenderen Staatslasten hergenommen, welche ihnen, gegenüber ihren bisherigen Lasten, als Bestandtheilen des preußischen Staates erwachsen würden. Man verweist auf die Höhe des preußischen Militärbudgets, der preußischen Grundsteuern, auf die eventuelle Theilnahme an der preußischen Staatsschuld u. s. w. Prüfen wir diese Behauptung. Es wird sich der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welche Lasten Schleswig-Holstein als souveräner oder halbsouveräner Staat zu tragen haben wird. Wir können dabei ganz von dem Standpunkte absehen, welchen wir in Bezug auf die künftige politische Gestaltung der Herzogthümer einnehmen. Wir blicken in dieser Frage nicht lediglich auf die materiellen Interessen; wenn ein enges Verhältniß Schleswig-Holsteins zu Preußen die moralischen Interessen der Elbherzogthümer und die nationalen Interessen Gesammtdeutschlands beeinträchtigte, so würde selbstverständlich auch um den Preis des niedrigsten Steuersatzes nicht für ein solches engeres Verhältniß zu sprechen und selbst die höheren Lasten eines souveränen oder halbsouveränen Staates vorzuziehen sein — und wenn andrerseits die moralischen und geistigen Interessen Schleswig-Holsteins und die nationalen Interessen Gesammtdeutschlands ein engeres Verhältniß der Herzogthümer zu Preußen als rathsam oder gar nothwendig erscheinen ließen, so würden wir dasselbe befürworten, selbst wenn es größere Anforderungen an die Steuerkräfte des Landes mit sich brächte, als ein anderes Verhältniß. Wir unternehmen die folgende Untersuchung eigentlich zum Nutzen derer, welche um jeden Preis gegen eine nähere Stellung der Herzogthümer zu Preußen sind, indem ihr Vortheil je nach dem Ausfall der Untersuchung darin bestehen wird, daß sie entweder einen unbegründeten Einwand fallen lassen, oder einen durch Detaillirung fester begründeten Einwand mit um so größerem Erfolge in die Schlachtlinie führen können.

Ist nun von Schleswig-Holstein als souveränem Staate die Rede, so verstehen wir darunter einen Staat, wie die andern Glieder des deutschen Staaten-

bundes, wie etwa Preußen oder Kurheſſen, mit einem ſouveränen Fürſten an der Spitze, einer landſtändiſchen Verfaſſung und denjenigen Rechten und Pflichten gegenüber dem deutſchen Bunde, welche deſſen Grundgeſetze ihm gewähren oder auferlegen. Dabei kann für Schleswig-Holſtein ein Unterſchied eintreten. Entweder wird Schleswig, das ſich bekanntlich außerhalb des deutſchen Bundes befindet, nicht in dieſen aufgenommen, dann haben wir in Schleswig-Holſtein, oder eigentlich Holſtein-Schleswig, einen Bundesſtaat, deſſen Fürſt zugleich Souverän eines nicht zum deutſchen Bund gehörenden Gebietes iſt, wie die Souveräne von Preußen oder Oeſterreich, — oder Schleswig wird in den deutſchen Bund aufgenommen, dann haben wir den einfachern Fall, reines Bundesgebiet, wie etwa in Kurheſſen. Dieſer politiſche Unterſchied muß hervorgehoben werden, weil er auch einen finanziellen Unterſchied im Gefolge hat, ſchon deshalb, weil ein nicht zum Bund gehöriges Schleswig an den Bundesmatrikularbeiträgen und den Koſten der Bundesverſammlung keinen Theil hat.

Iſt von Schleswig-Holſtein- als halbſouveränem Staate die Rede, ſo verſtehen wir darunter einen deutſchen Bundesſtaat mit einem eigenen Fürſten, der gewiſſe Hoheitsrechte, wie etwa die Oberanführung der Land- und Seemacht, die diplomatiſche Vertretung des Landes, die Verwaltung einzelner Zweige des Staatsweſens an einen andern Bundesſtaat abgetreten hat, wie Liechtenſtein ein gemeinſchaftliches Zollgebiet mit Oeſterreich bildet und ſeine letzte Gerichtsinſtanz in einem öſterreichiſchen Obergerichte findet, wie Waldeck die Anführung ſeiner Truppen, ſeine diplomatiſche Vertretung, die Oberverwaltung ſeiner Poſt und ſeiner Finanzen an Preußen abgetreten hat und ſeine letzte Gerichtsinſtanz in Berlin findet.

Es fragt ſich, wie werden ſich in beiden Fällen die Koſten der Staatsverwaltung ſtellen? Um dieſe Frage zu beantworten, werden wir zunächſt, weil Schleswig-Holſtein in modernen Zeiten, deren Verwaltungsart für unſere Unterſuchung allein in Betracht kommt, auf die Dauer keinen Staat für ſich gebildet hat, feſtſtellen müſſen, welchen andern deutſchen Staat wir mit ihm in gleiche Linie ſetzen können, um die Lücken, welche das Budget Schleswig-Holſteins annoch für Civilliſte, auswärtige Vertretung, Krieg, verſchiedene Miniſterien bietet, nach den Budgets in gleichen Verhältniſſen ſtehender Staaten auszufüllen.

Nimmt man die drei Elbherzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg zuſammen, ſo ergiebt ſich eine Bodenfläche von etwa 341 Quadratmeilen mit 1,004,000 Einwohnern, ſo groß, der Bodenfläche nach, etwa wie Würtemberg mit 354 Quadratmeilen. Bei dieſer Vergleichung ſtimmt aber die Bevölkerungszahl zu ſchlecht; denn Würtemberg zählte 1861 1,720,708 Einwohner, 1864 ſogar 1,748,328 Einwohner. In der Bevölkerungszahl ſtimmt aber eben kein deutſcher Staat mit den drei Elbherzogthümern; ſelbſt das in der Bodenfläche bedeutend unter ihnen ſtehende Baden hat ca. 300,000 Einwohner mehr

Digitized by Google

und das ihnen in der Bevölkerungszahl am nächsten kommende Großherzogthum Hessen ist an Bodenfläche nicht halb so groß. Eine bessere Vergleichung ergiebt sich, wenn man Lauenburg außer Berechnung läßt. Da erhält man Schleswig mit 167 und Holstein mit 155 Quadratmeilen, zusammen also 322 Quadratmeilen und nach den Zählungen vom 1. Febr. 1860 (408,997 + 544,419) 953,416 Einwohner; dann entspricht an Bodenfläche Schleswig-Holstein ziemlich genau den beiden Hessen zusammen mit (Kurhessen 173,07 und Großherzogthum Hessen 152,30 Quadratmeilen) etwa 325 Quadratmeilen; während, besonders wenn man den Seelenverlust von ca. 8000 Seelen, den Schleswig durch die Grenzregulirung nach dem wiener Frieden vom 30. October 1864 erleidet (953,416—8000=945,416 Einwohner), in Abzug bringt, die Bevölkerungszahl des Großherzogthums Hessen mit (1861)*) 856,907 Einwohnern allein schon der Schleswig-Holsteins sehr nahe kommt. Wir erhalten dann einen Mitteldurchschnitt, indem wir Schleswig-Holstein betrachten wie 1½ Großherzogthum Hessen, so daß bei gleicher Bodenfläche, was Schleswig-Holstein weniger an Seelenzahl hat als beide Hessen, ausgeglichen wird durch das, was es an Quadratmeilen mehr hat als eines der beiden Hessen. Diesen Durchschnitt aber suchen wir, weil die Dichtigkeit der Bevölkerung von so wesentlichem Gewicht bei der Vergleichung der Staaten ist, wie denn das nicht ganz 6½ Quadratmeilen große Hamburg, das eine Seelenzahl fast wie Sachsen-Weimar hat, ein Budget aufweist, viel größer, als das 85 Quadratmeilen enthaltende Nassau, und beinahe so groß als das 173 Quadratmeilen enthaltende Kurhessen. Unser Rückschluß von diesem Verhältniß bei Schleswig-Holstein ist, daß die durch die geringere Dichtigkeit der Bevölkerung im Vergleich mit beiden Hessen verminderte Steuerkraft gegenüber der so viel größeren Bodenfläche Schleswig-Holsteins (als die des Großherzogthums Hessen) dadurch ausgeglichen wird, daß wir die Elbherzogthümer nicht den an Bodenfläche fast gleichen beiden Hessen, sondern nur dem dichter bevölkerten Großherzogthum Hessen, vermehrt um die Hälfte desselben, gleichstellen.

Zur Vervollständigung unserer Staatenvergleichung wollen wir übrigens noch hinzufügen, daß der Grundfläche nach Schleswig-Holstein auch an die preußische Provinz Westfalen (mit 367 Quadratmeilen) erinnert, hinter der es aber in der Seelenzahl wieder bedeutend zurückbleibt, da Westfalen (1861) 1,618,065 Einwohner zählte. Am meisten entspricht, in Grundfläche und Bevölkerungsdichtigkeit zugleich, Schleswig-Holstein der östreichischen Provinz

*) Wir müssen hier die Volkszählung von 1861 statt der im Großen und Ganzen bereits feststehenden von 1864 nehmen, weil die Elbherzogthümer, deren Bevölkerung seit 1860 nicht zugenommen hat, unter der dänischen Wirthschaft zu abnorme Verhältnisse durchgemacht haben, als daß ihre heutige Bevölkerung mit der weit vorgeschrittneren anderer deutschen Staaten von 1864 verglichen werden dürfte.

Digitized by Google

Steiermark, welche letztere nicht ganz 100 Quadratmeilen größer eine fast entsprechende Seelenzahl auf der Quadratmeile aufweist: Steiermark 2596, Schleswig-Holstein 2650 Einwohner auf 1 Quadratmeile. — Beide Vergleichungen können zu lehrreichen Schlüssen führen.

Kommen wir nun zu den Lasten, welche auf Schleswig-Holstein seit seiner Befreiung von Dänemark durch den wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 zu liegen haben, so ergiebt zunächst das Budget der Bundescommissare für Holstein und das der preußisch-östreichischen Interimsverwaltung für Schleswig im Finanzjahr 1864/65 Folgendes:

Holstein trägt vorab an Apanagen 135,750 Mrk. Crt. und Bundesausgaben 220,000 Mrk. Crt.,*) welche beide Posten für Schleswig noch wegfallen, zusammen: 355,750 Mrk. Crt.

Für die Landesregierung:

	Holstein	150,062,	Schleswig	130,000	beide	280,062	„ „
Das Justizwesen:							
	„	152,280,	„	101,975	„	254,255	„ „
Geistl. u. Unterrichtsanstalten:	„	287,900,	„	298,116	„	586,016	„ „
Innere Verwaltung:	„	1,017,554,	„	1,056,911	„	2,074,465	„ „
Finanzverwaltung:	„	3,996,452,	„	3,387,221	„	7,383,673	„ „

Holstein 5,960,000, Schleswig 4,974,224 Mrk. Crt., zus. 10,934,224**) Mrk. Crt.

Für Holstein stellt sich so in Thalern und Gulden berechnet die Ausgabe auf 2,460,155 thlr. 16 sgr. 8 pf. oder 4,304,118 fl. 18 kr.

Für Schleswig auf 2,053,258 thlr. 6 sgr. 10 pf. oder 3,593,201 fl. 54 kr.

Für Schleswig-Holstein zusammen auf 4.513,413 thlr. 23 sgr. 6 pf. oder 7,897,316 fl. 12 kr.

Hier haben wir nun die Budgets zweier verschiedener Verwaltungen vor uns; vielleicht läßt ein unter einer Verwaltung vereinigtes Schleswig-Holstein voraussetzen, daß die Kosten der Centralverwaltung eine Ermäßigung erfahren. Diese Voraussetzung läßt sich indessen nach in einigen Zeitungen stattgehabten Veröffentlichungen über das für 1865/66 festgestellte Budget der östreichisch-preußischen Civilcommissäre kaum aufrecht erhalten. Der Apanageposten, der oben für Holstein allein angegeben ist, erhöht sich auf 230,000 Mrk. Crt.; das

*) 1 Mark Courant = 12 Sgr. 4,6 Pf. oder 43,22 kr. rhein. Die Hauptsummen sind hier sofort in Thaler Courant und Gulden rheinisch berechnet, um den allseitigen Gebrauch dieser Untersuchung möglichst zu erleichtern.

**) Die Gesammtsummen sind hier angegeben mit Zurechnung der der Erleichterung wegen bei den Einzelposten weggelassenen kleinen Schillingsposten.

Digitized by Google

Bureau der obersten Civilbehörde ist mit 40,000 Mrk. Crt. angesetzt, ein Posten, der oben noch nicht verrechnet ist; die Kosten der Landesregierung sind mit 280,000 Mrk. Crt. fast genau so hoch angesetzt, wie oben, ebenso die für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten mit c. 600,000 Mrk. Crt. und die für innere Verwaltung; das Pensionswesen erfordert $1^1/_2$ Mill. Mrk. Crt. Das Budget der Civilcommissare der beiden deutschen Großmächte für 1865/66 deutet also bereits an, daß nicht nur keine Ermäßigung der Kosten der Verwaltung durch die Vereinigung der beiden Verwaltungen eingetreten ist, sondern die Kosten des weiter constituirten Staates sich noch vermehren werden. Wir bleiben also in unseren Berechnungen bei den oben angegebenen Sätzen, als durchaus mäßigen, stehen.

Rechnen wir nun zu diesen die in einem souveränen deutschen Staate von entsprechender Bedeutung herkömmlichen Ausgabeposten hinzu, so tritt uns zuerst die Civilliste entgegen. Haben wir auch festgestellt, daß wir die Lücken im Allgemeinen durch die um die Hälfte vergrößerten Sätze des großherzogl. hessischen Budgets ersetzen wollen, so werden wir doch von keiner Seite her Widerspruch erfahren, wenn wir bei diesem Posten den einfachen Betrag des hessischen Budgets „Bedürfnisse des großh. Hauses und Hofstaates 783,467 fl." mit rund 700,000 fl. oder 400,000 Thlr. nehmen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten braucht in dem genannten Staate 133,146 fl. Diesen Posten dürfen wir für ein souveränes Schleswig-Holstein gewiß reichlich $1^1/_2$ mal nehmen, weil seine maritime Lage und sein Seehandel die Anstellung vieler Consuln bedingt; Hamburg z. B., dessen Budget für auswärtige Angelegenheiten 36,200 Thlr. setzt, verwendet für Handel und Schifffahrt noch einmal besonders über 400,000 Thlr.; wir würden nach unserem Maßstabe also einen Satz von 200,000 fl. oder 114,285 Thlr. annehmen und behalten ihn, obgleich er sicher zu niedrig gegriffen ist. Eine andere uns vorliegende im Hamb. Corresp. veröffentlichte Berechnung z. B. nimmt den Antheil, der nach der dänischen Staatsrechnung von 1861/62 in Bezug auf den Posten Pensionen und auswärtige Vertretung auf Schleswig-Holstein fällt, in der Höhe von 1 Mill. Mrk. Crt. oder c. 722,000 fl. oder 413,000 Thlr. Für die Kriegsausgaben würden wir ferner nach dem Satze von $1^1/_2$ Großherzogthum Hessen auf die Summe von c. 2,570,000 fl. oder 1,468,572 Thlr. kommen; diese Berechnung ist indeß unter allen Umständen zu mäßig. Ein neu errichteter souveräner Staat Schleswig-Holstein wird auf diesem Gebiet ganz besondere Anstrengungen zu machen haben. Nehmen wir den Fall an, der, wofern Preußen seine an Schleswig-Holstein gestellten Forderungen nicht zugestanden erhielte, der wahrscheinliche ist, daß Schleswig nicht in den deutschen Bund aufgenommen würde und Dänemark zunächst nur Schleswig angriffe, so wäre der neue Staat auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen; es können, wie schon einmal dagewesen, äußere Verwickelungen eintreten, in-

Digitized by Google

folge deren der deutsche Bund, selbst wenn er trotz seiner Nichtverpflichtung helfen wollte, dies nicht könnte. Für diesen Fall ist ein souveränes Schleswig-Holstein zu besonderen Kriegsanstrengungen zu Lande und zu Wasser genöthigt. Nehmen wir nur die Erfahrungen der Jahre 1848 und folgende. Der Aufwand für das Kriegswesen betrug 1848: 8,937,100 Mrk. Crt.; 1849: 18,180,780 Mrk. Crt.; 1850: 14,920,431 Mrk. Crt. Rechnet man diese Summen zusammen und zieht daraus das Mittel, so erhält man rund 14,000,000 Mrk. Crt. oder 5,778,900 Thlr. oder 10,413,075 fl. pro Jahr. Das ist ein Kriegsbudget gerade 4mal so groß als das $1^1/_2$ großh. hessische, $2^1/_2$ mal so groß als das k. sächsische oder würtembergische, 2mal so groß als das hannoversche. Die schleswig-holsteinsche Armee zählte am 1. Jan. 1850 34,318 Mann Fußvolk, 2996 Mann Reiterei, 4054 Mann Artillerie und 446 Mann Genie, zusammen 41,814 Mann mit im Ganzen 4984 Pferden, eine Stärke, welche der Sollstärke des ganzen 9. Armeecorps des deutschen Bundes (Königr. Sachsen, Kurhessen, Nassau und Luxemburg-Limburg) = 42,110 M. entspricht. Daß ein souveränes Schleswig-Holstein, wie schon erwähnt wurde, auf bedeutende Anstrengungen auch zur See angewiesen ist, da es ohne Seemacht sich gegen das seemächtige Dänemark nicht zu schützen vermag, geht ebenfalls aus den Erfahrungen der Jahre 1848—50 hervor, während welcher Schleswig-Holstein durchschnittlich eine Summe von c. 500,000 Mrk. Crt. jährlich auf die Marine verwandte. Nach diesem gehen wir auf keinen Fall fehl, wenn wir ein Mittel zwischen unserm ersten Satze ($1^1/_2$ großh. hess. Kriegsbudget) und dem Durchschnittssatz aus den Jahren 1848—50 für das schleswig-holsteinische Kriegsbudget nehmen mit, rund angegeben, 7 Mill. Gulden oder 4 Mill. Thaler.

Hiermit sind aber die Ausgabesummen nicht vollständig erschöpft, es kommt noch hinzu die Verzinsung der Schuld der Herzogthümer. Die Schuld beträgt:

1) Zwangsanlehen von 1848 u. ff.			
a) 20 Mill. Mark*) = . . .	8,000,000 Thlr.	oder	14,000,000 fl.
b) Seit 17 Jahren nicht gezahlte Zinsen	6,000,000 „	„	10,500,000 „
2) Die von Dänemark laut wiener Frieden übernommene Schuld	21,750,000 „	„	38,062,500 „
3) Die Kriegskosten:			
a) für Preußen 22,481,777 Thlr.			
b) „ Oestreich 18,000,000 fl. ö. W.			
zusammen	34,481,777 „	„	60,343,008 „
Summa	70,231,777 Thlr.	oder	122,905,508 fl. rh.

*) Kolb giebt in seiner vergleichenden Statistik von 1865 $21^1/_2$ Mrk. Crt. an.

Digitized by Google

Diese Schuld*) zu verzinsen, rechnen wir nur 4%, und so ergiebt sich zu obigen Ausgabesummen noch ein Betrag von 2,800,000 Thlr. oder 4,900,000 fl., und wir können nunmehr das zu erwartende Gesammtbudget des souveränen Staates Schleswig-Holstein zusammenstellen: in Thaler und Gulden und runde Summen.

1) Die Ausgaben nach der Berechnung der Bundes- und der preußisch-östreichischen Civilcommissäre berechnet wie oben: .	4,513,414 Thlr.	7,897,316 fl.
2) Civilliste	400,000 „	700,000 „
3) Ministerium des Auswärtigen . . .	114,285 „	200,000 „
4) Ministerium des Kriegs	4,000,000 „	7,000,000 „
5) Verzinsung der Schuld	2,800,000 „	4,900,000 „**)
Summa	11,827,699 Thlr.	20,697,316 fl.

Mit dieser Summe gelangen wir etwa auf den Ausgabenstand des Königreichs Sachsen; auf den Kopf der Bevölkerung der Herzogthümer würde damit aber eine weitaus größere Summe fallen, als auf den Kopf der sächsischen Bevölkerung. Während diese (1861: 2,225,240 Einw.) mit 5,8 Thlr. per Kopf an den Ausgaben bisher theilnahm, würde in Schleswig-Holstein nach der oben angegebenen Berechnung der Bevölkerung der Kopf mit 12,4 Thlr. belastet, ein Verhältniß, welches unter den deutschen Staaten bis 1864 und zwar den

---

*) Die besondere Schuld der Herzogthümer aus den Jahren 1848—1850 wird von der Kiel. Ztg. wie folgt berechnet:

1) mit 4% verzinsliche Anleihe			11,396,159 Mrk. Crt.
a) laut Gesetz vom 2. Mai 1849 Mrk. Crt.	4,193,148		
darauf zurück bezahlt 1851	241,000		
Rest	3,952,148		
b) laut Gesetz vom 10. April 1850	3,304,661		
c) „ „ „ 4 Oct. „	625,190		
d) „ „ „ 4. „ „	3,337,430		
e) freiw. Anl. „ 1. Oct. „	176,730		
Mrk. Crt.	11,396,159		
2) Unverzinsliche Anleihe			8,683,051 Mrk. Crt.
f) laut Gesetz vom 31. Juli 1848	3,932,954		
g) „ „ „ 29. März 1849	3,367,024		
h) „ „ „ 10. April 1850	1,383,073		
Mrk. Crt.	8,683,051		
			20,079,210 Mrk. Crt.

Der hier als unverzinsliche Anleihe bezeichnete Theil der 1848er Schuld ist von uns als verzinslicher berechnet worden. Wenn auch die Bezeichnung als unverzinsliche richtig sein sollte, so glauben wir doch nicht, daß bei den großen Verlusten, welche die Inhaber der betreffenden Werthpapiere erlitten haben, die Unverzinslichkeit aufrecht erhalten werden kann.

**) Hierbei sind die Kosten der Staatsschuldverwaltung und der Amortisation noch gar nicht in Anrechnung gebracht.

Digitized by Google

monarchiſchen nur von Anhalt mit 17 Thlr. per Kopf und den Freiſtädten Hamburg, Bremen und Frankfurt übertroffen wurde, während ſelbſt Oeſtreich mit 9 Thlr. und Preußen mit 7,8 Thlr. per Kopf reichlich unter jenem Verhältniß bleiben. Von den andern europäiſchen Staaten gehen zwar Frankreich mit 16,8 Thlr., Großbritannien mit 15,8 Thlr. und die bekanntlich ebenfalls ſehr hoch beſteuerten Niederlande mit 13,4 Thlr. per Kopf über jenes Verhältniß hinaus, dagegen bleiben Spanien mit 10,8, Belgien mit 8,8, Dänemark mit nicht ganz 6 Thlr. per Kopf Ausgaben wieder dahinter zurück. Ganz beſonders ſtark drückt dabei die Schuldenlaſt auf die Herzogthümer; in dieſem Betreff ergiebt eine Vergleichung mit einer Anzahl andrer Staaten nach einer amtlichen Berechnung des Miniſteriums des Auswärtigen in London folgende Reihe:

Ueber die Schuldenlaſt Schleswig-Holſteins gehen hinaus: Großbritannien und Irland mit über 187 Thlr. pro Kopf Staatsſchulden; die Niederlande mit über 157 Thlr. pro Kopf; Frankreich (1863) mit über 93 Thlr. pro Kopf. Gleich ſtehen etwa Schleswig-Holſtein nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika, letztere im Finanzjahre 1864/65 mit über 74 Thlr. pro Kopf. Darnach folgen Oeſtreich (1862) mit 44 Thlr., Italien (1862) mit 38 Thlr., Dänemark (1855) mit (48,5 Reichsthlr) 36 Thlr. 23^3/$_8$ Sgr., Rußland mit 24 Thlr., Preußen (1863) mit 14—15 Thlr. Von den deutſchen Staaten insbeſondere überſchreiten nur die freien Städte das Staatsſchuldverhältniß Schleswig-Holſteins, wobei aber in Anrechnung zu bringen iſt, daß ihre Schuld zum guten Theil in productiver Eiſenbahnſchuld beſteht, von den übrigen Staaten nähert ſich nur Anhalt mit c. 49 Thlr. pro Kopf in bedeutendſter Weiſe dem Satze Schleswig-Holſteins, die übrigen alle bleiben weit unter demſelben.

Es erübrigt uns noch mit dieſem Stand der Dinge, in Bezug auf die Ausgaben und Laſten eines ſouveränen Schleswig-Holſtein den Einnahmeſtand der Herzogthümer ſeit ihrer Befreiung von der däniſchen Herrſchaft zu vergleichen. Während die Ausgaben alſo nach den Budgets der proviſoriſchen Verwaltung mit 10,934,224 Mrk. Crt. oder 4,513,413 Thlr. oder 7,897,316 fl. beziffert waren, betrugen die Einnahmen 15,988,248 Mrk. Crt. oder 6,599,593 Thlr. oder 11,549,289 fl. und lieferten daher einen Ueberſchuß von 5,054,024 Mrk. Crt. oder 2,086,180 Thlr. oder 3,651,973 fl. über die Ausgaben. Dieſer Ueberſchuß reicht indeß bei Weitem nicht aus, den Ueberſchuß der Ausgaben eines fertig conſtituirten Staates über die bisherigen Ausgaben der intermiſtiſchen Verwaltung zu decken. Zwar rechnet eine andere uns vorliegende Aufſtellung zu dem oben benannten Ueberſchuſſe noch extraordinäre, nicht wiederkehrende Ausgaben für Holſtein 740,750 Mrk. Crt. und für Schleswig 1,500,000 Mrk. Crt. hinzu, die wir in unſeren Budgetquellen nicht finden, allein ſie bringt auch ſofort wieder einen 1,600,000 Mrk. Crt., betragenden durch den wahrſcheinlichen

Digitized by Google

Eintritt der Elbherzogthümer in den deutschen Zollverein zu erwartenden Ausfall in den Einnahmen in Abrechnung, so daß sich der Ueberschuß dieser Aufstellung mit unserem Ueberschuß bis auf einige hunderttausend Mark schließlich deckt. Dieser letztere aber wiederum deckt nicht ein Dritttheil der nothwendigen Mehrausgaben von 7,314,285 Thlr. oder 12,800,000 fl., wie sie sich aus der auf Seite 12 befindlichen Aufstellung berechnen. Nehmen wir die 1864/65 erzielten Einnahmen als maßgebend für die bisherigen Lasten der Herzogthümer, so erhalten wir bei Vertheilung auf die Bevölkerung genau 6,99 pro Kopf, ein Satz, der etwa mit dem von Baden, Großherzogthum Hessen, Kurhessen, Nassau, Schwarzburg, Rudolstadt stimmt, der aber in einem souveränen Schleswig-Holstein, wie wir oben sahen um ein Geringes weniger als das Doppelte, auf 12,4 gesteigert werden muß.

So steht es also um die Lasten eines zukünftigen souveränen Staates der Elbherzogthümer. Betrachten wir nun noch, welche Lasten ein halbsouveränes Schleswig-Holstein zu tragen haben wird, und nehmen wir dazu als Muster ein Schleswig-Holstein mit eignem Landesherrn, aber so wie es sich nach den preußischen Forderungen vom 22. Februar 1865 gestalten würde. Diese Forderungen stellen bekanntlich eine Verschmelzung des Heeres und der Flotte einerseits und der Post und des Telegraphenwesens andrerseits mit denen Preußens auf und fordern die Abtretung gewisser Gebietstheile. Die Verschmelzung des Heeres und der Flotte würde sicher die finanzielle Folge haben, daß die Herzogthümer auf den Satz der Ausgaben für das Kriegswesen zurückkämen, der in Preußen auf den Kopf fällt und nach dem regelmäßigen Kriegsbudget (Landheer und Flotte ineinandergerechnet) des Voranschlages für das Jahr 1864 $2^1/_4$ Thlr. beträgt. Dieser Satz aber ergiebt für Schleswig-Holstein ein Jahresbudget von 2,127,186 Thlr. oder 3,722,574 fl. und steht um fast 2 Millionen Thlr. oder $3^1/_2$ Mill. fl. unter den wahrscheinlichen Kriegsausgaben eines souveränen Schleswig-Holstein. Ferner wird, wenn wir auch die Ersparnisse infolge einer Verschmelzung der Post und des Telegraphenwesens als unbedeutend nicht in Anrechnung bringen, eine bedeutende Verminderung der Schuldenlast durch die Abtretung von Gebietstheilen zur Anlegung von Kriegshäfen und des Nord-Ostseekanals in Preußen erzielt werden und endlich die Folge des ganzen Verhältnisses auch eine Uebertragung der auswärtigen Vertretung an Preußen sein, welche weitere nicht unbedeutende Summen ersparen lassen würde. Da sich die für Abtretung von Gebietstheilen zu zahlenden Summen nicht im Voraus berechnen lassen, so bleibt uns hier nichts als eine reine Wahrscheinlichkeitsrechnung übrig, die zu festen Anhaltspunkten nur das Minder der Kriegsausgaben mit 3,277,426 fl. und den Wegfall der Kosten der auswärtigen Vertretung mit 200,000 fl. im Ganzen gegen $3^1/_2$ Mill. fl. oder 2 Mill. Thlr. hat. Wenn nun aber etwa Preußen gegen die Abtretung schleswig-holsteinischer

Digitized by Google

Gebietstheile und des Herzogthums Lauenburg seine Kriegskostenrechnung striche, so würde das eine Erleichterung der Zinsenlast um nahezu 900,000 Thlr. sein. Rechnen wir nunmehr für alle Ersparnisse zusammen, auch die noch nicht angeschlagenen im Post- und Telegraphenwesen mit eingerechnet, 3 Mill. Thlr., so gelangen wir zu einem Budget von nur 9 Mill. Thlr. und einer Last auf den Kopf von etwa $9^1/_2$ Thlr. Das Verhältniß würde noch unter dem Hannovers mit $10,_6$ und Lübecks mit $10,_2$ bleiben.

Das hier gezeichnete Verhältniß eines souveränen Schleswig-Holsteins ist aber bereits nicht ohne Analogie in Deutschland. Das Fürstenthum Waldeck hat durch eine Militärconvention seine Kriegsmacht mit der preußischen verbunden, seine auswärtige Vertretung ganz Preußen übertragen, preußische Postverwaltung, findet seine letzte Gerichtsinstanz im Obertribunal zu Berlin und bildet der Obercontrole wegen einen Theil einer preußischen Steuerprovinz. Doch wollen wir auch noch den Fall erwägen, daß Schleswig-Holstein zwar ein halbsouveräner Staat, aber nicht nach den Forderungen Preußens vom 22. Februar 1865, sondern nur durch eine Militär- und Flottenconvention mit Preußen verbunden wäre. In diesem Falle würde das oben aufgestellte Budget wesentlich maßgebend bleiben und vielleicht nur das Kriegsbudget um einen, doch schwerlich bedeutenden Betrag, vermindert erscheinen.

Das Gesammtergebniß unserer Untersuchung, ist in materieller Hinsicht kein günstiges für die Errichtung eines souveränen Staates Schleswig-Holstein. Von der geringeren Kostspieligkeit eines solchen läßt sich kein Beweismittel gegen einen engern Anschluß an Preußen hernehmen. Ob ein solcher aus andern Gründen zu empfehlen, ist nicht Aufgabe dieser Untersuchung; wir wünschen am Schluß derselben nur, daß sie zu einer allseitigen und gründlichen Erwägung der besten Lösung der schleswig-holsteinischen Frage das Ihrige beitragen möge. λ λ

Digitized by Google

Belletristische Literatur.

Neue Essays über Kunst und Literatur. Von Hermann Grimm. Berlin, 1865. Verlag von Dümmler.

Zwei Abhandlungen dieser Sammlung beschäftigen sich mit Peter v. Cornelius, seinen Cartons und der Stellung, die Berlin zu den Werken des Künstlers eingenommen hat, eine dritte charakterisirt den amerikanischen Philosophen Emerson oder giebt vielmehr den Eindruck wieder, den dieser eigen geartete Geist und seine Auffassung von Welt und Menschen auf den Verfasser gemacht haben. Andere Essays behandeln Raphaels Disputa, seine Sonette und seine Geliebte, den Verfall der Kunst in Italien, Alexander v. Humboldt, Varnhagens Tagebücher, die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate (ein Aufsatz, in welchem der Nachweis geführt wird, daß es auf ein Mißverständniß hinausläuft, wenn man auf Akademien Künstler zu bilden meint, wie auf Universitäten Aerzte und Juristen), Goethe in Italien (wohl das Beste, was der Verfasser hier bietet, und begreiflicherweise, da in ihm ein mit jenem Triebe, der Goethe nach Italien führte, verwandtes Empfinden lebt), endlich Dante und die letzten Kämpfe in Italien, wo Grimm Wittes Meinung widerlegt, nach welcher Dante ein Gegner der politischen Richtung gewesen wäre, die jetzt in Italien zum Ziele ihrer Bestrebungen zu gelangen im Begriff ist. Bei den meisten dieser Arbeiten kann man mit den Resultaten, zu denen der Verfasser kommt, einverstanden sein, so namentlich mit der Klage über die Vernachlässigung, welche in Berlin die cornelius'schen Cartons erfahren. Bei allen erfreut ein für das Lichte, Hohe und Schöne lebhaft empfindendes Gemüth und eine edle Sprache voll Anmuth und Wohlklang, voll Ruhe und Klarheit, ein Stil, den man als einen sonnigen bezeichnen kann, und in dem die betreffenden Gegenstände wie Bilder auf Goldgrund erscheinen. Bisweilen freilich vermißt man in der Stimmung, aus der dieser Stil hervorgeht, die kritische Begabung, und es scheint, als tauche der Verfasser seine Feder mehr, als erlaubt, in Liebe und Bewunderung. Seine Bilder ermangeln dann der Schatten, seine Urtheile der Objectivität, es ist ein lyrischer Zug darin. Wir erfahren mehr von dem warmen Wohlgefallen, welches die Gegenstände dem zu uns Redenden einflößten, als von den Gegenständen, wie sie an und für sich sind. Solche Stellen sind nicht gerade sehr häufig, und selbst da, wo wir ihnen begegnen, kommt es nicht leicht zu völlig irriger Auffassung, da ein so feiner Kopf und ein so gebildeter Geschmack wie der des Verfassers dieser Essays selten fehlgreift. Aber der rein beschauliche Ton, das starke Vorwiegen der Bewunderung giebt dem

Digitized by Google

Ganzen etwas Weiches und Weibliches, und wenn man das Buch weglegt, bleibt von den Gegenſtänden, die es beſpricht, mehr die Erinnerung eines Genuſſes als ein feſtes reales Bild zurück. Es wird auch ſolche Naturen geben müſſen, und man kann ſie in ihrer vornehmen Weiſe beneiden, aber die Wahrheit verlangt, um erkannt und dargeſtellt zu werden, doch mehr als dieſe edle Einſeitigkeit.

Jüngſtdeutſche Lyrik und ihre hervorragendſten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeſchichte von Dr. Arthur Levyſohn. Grünberg, Verlag von W. Levyſohn.

Ein wenig zu burſchikos und zu blumen- und bilderreich für die Sprache der Kritik, aber im Ganzen von geſundem Urtheil und gutem Geſchmack. Einen Ton tiefer geſtimmt etwa, würden die meiſten ſeiner Charakteriſtiken der deutſchen Lyriker von 1848 bis heute mit dem übereintreffen, was wir über dieſe Poeten zu ſagen hätten. Wilhelm Hertz würden wir höher ſtellen als er, ſeine Meinung über die münchner Schule unterſchreiben wir, Guſtav Kühnes und Arnold Schloenbachs zu erwähnen würden wir unterlaſſen haben.

Anthologie deutſcher Lyriker ſeit 1850. Herausgegeben mit literarhiſtoriſcher Einleitung und biographiſch-kritiſchen Notizen von Dr. Emil Kneſchke. Mit dem Porträt Emanuel Geibels. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1865.

Der Geſchmack, der ſich in der Einleitung äußert, iſt ein ſehr toleranter und weitherziger, das Urtheil unſicher und unſelbſtändig. Unter den 144 deutſchen Lyrikern, von denen die Blumenleſe Gedichte mittheilt, befinden ſich eine nicht geringe Anzahl, die, wenn das, was hier doch wohl als ihre beſte Leiſtung abgedruckt iſt, beſſer nicht von den Todten erweckt worden wären. Man vergleiche z. B. die Gedichte von Julie Burow, Albert Traeger, Ferdinand Stolle, Marie Clausnitzer, W. Conſtant (v. Wurzbach), Adolf Peters, Theodor Apel, die doch kaum ein Anrecht haben, über die engſten Kreiſe hinaus bekannt zu ſein. Oder war es dem Sammler etwa darum zu thun, von allem, was ſeit funfzehn Jahren als lyriſche Dichtung gedruckt worden, eine Probe zu geben?

Gedichte von Albert Möſer. Leipzig, Verlag von G. Matthes. 1865.

Sonette, Oden meiſt in claſſiſchen Versmaßen, alcäiſche, ſappbiſche Strophen, Diſtichen u. ſ. w. ſo rein und ſchön, wie Platen ſie je gemacht hat. Der Inhalt meiſt ſchwermüthige Gedanken und Empfindungen, Seufzen und Sehnen empor aus dieſer nichtigen gemeinen Welt in die Heimath der idealen Liebe, aus der Natur hinaus in das hinter derſelben Verborgene, wie ſich Schopenhauer ausdrückt, deſſen Schüler der Dichter zu ſein ſcheint. Wir bedauern dieſen Irrweg und wünſchen aufrichtig Anſtoß und Kraft zur Umkehr in geſundes Empfinden; denn dieſe Gedichte bekunden nicht blos, was heutzutage eben nichts Ungewöhnliches mehr iſt, ein ſchönes Talent für die Form,

sondern in mehr als einem Beispiel wirkliche poetische Begabung, tiefe Gedanken und ein warmes wahres Gefühl.

Gedichte von Max Freidank. Elberfeld, 1865. Verlag von Bädeker.

Auch dieser Dichter gehört mit einem Theil seiner Poesien nicht zu den alltäglichen mit Reminiscenzen aus Heine und Lenau oder Herwegh hantierenden lyrischen Phrasenmachern. Vielfach geht er seinen eignen Weg, und namentlich seine poetischen Erzählungen zeigen schöne Begabung. Seine Menschen haben Fleisch und Blut, seine Naturschilderung ist originell, vortrefflich giebt er oft Farbe und Stimmung wieder. Dagegen sind die lyrischen Versuche der Sammlung meist nur mittelmäßig gelungen, es mangelt an echtem Schwung, und die rhetorische Kunstblume muß häufig die aus natürlicher Empfindung aufblühende ersetzen.

Witiko. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Erster Band. Pesth, Verlag von Gustav Heckenast. 1865.

Witiko ist ein junger böhmischer Ritter, der im Jahre 1138, um sein Glück zu machen, aus dem Böhmerwald an den Hof des Herzogs Sobeslaw zieht, sich hier durch Tüchtigkeit empfiehlt, dem Herzog, als derselbe am Sterben ist, durch Erkundung der Beschlüsse der in Prag zusammengetretenen Adelsversammlung über die Wahl des Nachfolgers einen werthvollen Dienst leistet und dann sich im Kampfe an der Seite des neuen Herzogs Wladislaw, gegen den sich ein Theil des Adels erhoben, durch Umsicht und Tapferkeit neue Verdienste erwirbt. Wir haben also hier den Versuch eines historischen Romans vor uns, und zwar hat sich der Verfasser, wenn wir nicht irren, dabei Scheffels „Ekkehard" zum Muster genommen und seiner Arbeit umfassende Studien der altböhmischen Culturgeschichte zu Grunde gelegt, die ihn das Colorit der Zeit bis in die kleinsten Details schildern lassen. Darin liegt aber auch der Hauptwerth dieser Erzählung, so weit sie bis jetzt geführt ist, und ein Bild von der Lebensweise, den Sitten und der Denkart der Böhmen im zwölften Jahrhundert zu geben war wohl auch der Hauptzweck des Verfassers. Viele der auftretenden Personen sind offenbar nur zu diesem Ende da, ebenso viele von den Ausflügen, die der Held des Romans in der Zeit unternimmt, wo er dienstlos auf seinem väterlichen Hofe lebt. Die Charaktere sind, wie immer bei Stifter, trotz des großen Aufwands von äußerlichen Zügen, die uns von ihnen mitgetheilt werden, nicht viel mehr als Schemen. Der Gang der Entwickelung ist schleppend, die Erlaubniß zu epischer Breite bis zur Ermüdung ausgebeutet. Mehr als ein halb Dutzend Mal wird, um nur Eins anzuführen, ausführlich berichtet, wie und warum Witiko für sein graues Pferd sorgt. Bis ins Kleinste werden die Anzüge der Lechen und Zupane ausgemalt. Ihre Gespräche sind dagegen meist ziemlich inhaltlos, und das, was sie innerlich sind, hervortreten zu lassen, ist der Verfasser nur hin und wieder im Stande. Recht gut sind die

Digitized by Google

Naturschilderungen, auch die Schlacht am Berge Wysocka am Schluß des Bandes ist lebendig und anschaulich beschrieben. Der Held selbst dagegen ist ein recht wackrer, gewissenhafter und verständiger Mensch, aber uns recht erwärmen für ihn, an seinem Geschick theilnehmen können wir nicht, ja wenn wir's offen gestehen sollen, wir finden ihn wie die Mehrzahl der übrigen Personen eigentlich langweiliger als billig. Wir glauben, er hat ein hölzernes Herz unter seinem Lederwamms, er ist wohl gar ganz von Holz und nichts anderes als eine Marionette. So ist unsre Begierde zu erfahren, wie es ihm weiter gehen wird, nicht sehr stark, und nicht einmal die endliche Wiederanknüpfung der im ersten Abschnitt begonnenen Liebesgeschichte, von der dann im ganzen Bande nicht weiter die Rede ist, wie denn die Composition überhaupt große Mängel hat, läßt uns besonders sehnlich nach sich verlangen. Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß der Verfasser bisweilen nicht deutsch, sondern östreichisch schreibt (z. B. S. 279: „Die Geladenen können sich nun in ihre Heimath begeben, und nehmen eine Freude und ein Vergnügen mit auf den Weg", oder S. 364: „Es wird ein Bischen Abendkost bei mir bereitet, und wohl auch noch ein Wein wird vorhanden sein") und daß man nicht, wie S. 222 sagt: „Sämmtliche Männer trugen keine Waffen", sondern: „Keiner von den Männern trug Waffen".

Waldstein. Historischer Roman von Heinrich Laube. Drei Bände Leipzig, 1865. Verlag von H. Haessel.

Laube ist ein Schriftsteller, der seine Verdienste hat, aber mehr ein Talent für den Salon als für den Roman und am wenigsten ein Talent für den historischen Roman. Wer sich darüber noch nicht klar war, der mußte dessen inne werden, als Laube zuerst mit einer größern Arbeit auf diesem Gebiete auftrat. Einige wenige Kritiker ausgenommen, war man einig darüber, daß „Der deutsche Krieg" zwar eine aus guten Studien geschöpfte, sorgfältig und mit Beachtung aller Regeln der Technik gebaute Leistung war, daß ihm aber das Beste fehlte, die natürliche Begabung für die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte. Der Roman ist infolge dessen auch, soweit wir sehen können, ziemlich spurlos über den Markt gegangen und bald vergessen worden. Dem „Waldstein", welcher die Fortsetzung bildet, wird es kaum besser ergehen. Wie dort ein großer Aufwand von Personen, eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit von Situationen, geschickte Anlage, allerlei kunstvoll mit einander verschlungene Intriguen, wie dort aber auch wenig, was fesselt, überall Berechnung, fast nirgends natürliche Gestaltung, wahres Leben, echtes Colorit und die Stimmung der Zeit, in welcher der Roman sich bewegt, fast nirgends ein deutliches Hervortreten des Charakters dieser Zeit voll Noth und Gewaltthat. Statt dessen werden wir in das Spiel der Diplomatie eingeführt, welches mit feiner Feder gezeichnet ist, aber nur einen untergeordneten Theil dessen bildet, was wir hier

zu verlangen berechtigt sind. Gerade das aber scheint der Verfasser nicht darstellen zu können.

Geister und Menschen. Roman in drei Bänden von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, 1865. Verlag der Beckschen Buchhandlung.

Der Verfasser setzt sich ein umfassendes Ziel, er will uns am Schicksal seiner Personen den Charakter der Uebergangsepoche vom Leben für ästhetische Aufgaben zu politischem Leben, welche unser Volk gegenwärtig durchmacht, dichterisch vergegenwärtigen, und er hat sich dabei offenbar Goethes Wilhelm Meister zum Muster genommen. Die Absicht war lobenswerth, aber die Kraft, die der Verfasser zu ihr mitbrachte, nur mäßig. Herr Wilbrandt erzählt gut, seine Sprache ist sorgfältig gewählt, seine Helden wissen in ihren Gesprächen gebildet und selbst geistvoll zu sprechen, das Ganze aber läßt uns kalt. Es fehlt an Wärme und Leidenschaft, allenthalben tritt hervor, daß der Verfasser mehr reflectirt als schöpferisch thätig ist, die Personen ermangeln der plastischen Greifbarkeit, wir glauben nicht recht an sie, und da uns dieser Mangel nicht durch andere Vorzüge ersetzt wird, langweilen wir uns und bedauern, daß das Wissen und die Gesinnung, welche der Verfasser bekundet, nicht zu einer seinem Wesen angemesseneren Arbeit verwendet worden sind.

Erzählungen bei Mondenschein. Neue Novellen von M. Solitaire. Leipzig, 1865. Verlag von H. Matthes.

Die beste von diesen fünf Novellen möchte „Des unseligen Jakob seliges Ende" sein. Der ziemlich fruchtbare Verfasser ist in seiner Art zu schreiben und in seinem Geschmack eine Mischung von Clemens Brentano und Hoffmann, Romantiker mit einer humoristischen Ader und zugleich mit Vorliebe für das Groteske, Wilde, Grauenhafte und Phantastische in der natürlichen und geistigen Welt. Mit einer gewissen Virtuosität weiß er oft die rechte Stimmung zu treffen, und wir würden ihn zu den bessern Schriftstellern dieser Richtung zählen, wenn er sich mehr auf das Maß zu halten verstände.

Humoristische Geschichten von Theodor Oelckers. Leipzig, Verlag von A. Abel. 4 Bdchn.

Ein hübsches Erzählertalent, das keine großen Ansprüche auf Originalität macht und auch nicht gerade viel mit dem Humor zu thun hat, von dem man aber immerhin ein paar Novellen lesen kann, ohne sich zu langweilen. Am besten gelingen ihm kleinstädtische Geschichten und Charaktere. Bisweilen mischen sich politische Tendenzen liberaler Art ein, wie in „Fräulein Emma", wo der Humor darin liegt, daß ein harmloser Schauspieler von einem kleinstädtischen Polizeigenie durchaus zu einem gräflichen Hochverräther gestempelt wird.

Mit dem Zopf. Von Karl Neumann Strela. Weimar, 1865. Dittmars Buchhandlung.

Anekdoten aus der Rococozeit, deren Ton und Wesen recht gut wieder-

gegeben ist. Besonders hübsch ist die Geschichte vom weimarischen Hofkoch de Goullon, dem Verfasser eines Kochbuchs, für dessen Herausgabe sich Goethe interessirte.

Lord Byrons Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. 1.—4. Bd. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1865.

Byron muß man im Original lesen, wenn man ihn ganz genießen will. So sagte man sich bisher bei einem Vergleich der Werke des Dichters mit den vorhandenen Uebertragungen, namentlich mit den Böttgerschen, und vorzüglich wenn man die lyrischen und epischen Poesien ins Auge faßte. Es schien bei dem Charakter der englischen Sprache nicht leicht, uns den Dichter in diesen Stücken viel näher zu bringen. Gildemeister hat dies geleistet. Feines Verständniß beider Sprachen, Eingelebtheit in das Empfinden und Denken des großen britischen Poeten, Beherrschung des Deutschen in vollkommenster Weise, ein Ohr für Witz und Wohlklang, ein reicher Wortschatz, um alle Schönheiten seines Gegenstandes, Stimmung, Farbe, Schwung und Gluth, Kraft und Weichheit wiederzugeben, befähigten ihn, uns Byron in einer Weise zu verdeutschen, die in der großen Mehrzahl der von ihm übersetzten Gedichte bis an die Grenze des Möglichen geht und seine Arbeit als Ganzes den besten Leistungen deutscher Uebersetzerkunst anreiht. Nur in wenigen Fällen scheint Böttger oder Hilscher (der überhaupt überschätzt worden ist) an einer Stelle mehr Glück im Copiren gehabt zu haben. Bei Weitem in den meisten halten die Vorgänger keinen Vergleich mit dem neuen Uebersetzer aus. Auch daß derselbe uns hier nicht alles, was Byron gedichtet hat, darbietet, indem er Unreifes, Mittelmäßiges und Ephemeres wegläßt, ist durchaus zu billigen. Selbst die Weglassung mehrer Dramen, wie „Werner", „Marino Falieri", „die beiden Foscari" und „der umgestaltete Mißgestaltete" finden wir gerechtfertigt; sie gehören eben auch nicht zu den Schöpfungen des Dichters, auf die Macaulays Ausspruch Anwendung leidet, nach welchem „selbst bei sorgfältigster Prüfung noch immer vieles von Lord Byrons Poesien übrigbleiben wird, was nur mit der englischen Sprache selbst vergehen kann". Die bisher erschienenen vier Bände bringen die poetischen Erzählungen vollständig, dann den „Ritter Harold", die Mehrzahl der lyrischen Gedichte Byrons und die vier Dramen „Manfred", „Kain", „Himmel und Erde" und „Sardanapal".

Helge. Ein Gedicht in Romanzen von A. Oehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1865.

Ein dänisches Seitenstück zu Tegners Frithiofssage, in vortreffliche deutsche Verse übertragen, aber an innerem Werth dem schwedischen Romanzencyklus nicht gleich, wie denn die Zeit überhaupt vorbei ist, wo man auch in Deutschland in Oehlschläger den „nordischen Goethe" sah.

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch in den Vermaßen der Urschrift

von J. J. C. Donner. Zweiter Band. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winterſche Verlagshandlung. 1865.

Enthält „Die Kriegsgefangnen“, „Die Zwillinge“ und den „Hausgeiſt“ und zeigt dieſelben Vorzüge, die wir den drei Stücken des erſten Bandes nachzurühmen hatten.

Adelbert von Chamiſſo's Werke. Fünfte vermehrte und berichtigte Auflage. 6 Bände. 8. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1864.

Die neue Auflage, von der Verlagshandlung elegant ausgeſtattet, iſt ihrem Inhalt nach theils paſſender geordnet, theils weſentlich bereichert, letzteres zunächſt durch Einfügung verſchiedener bisher in Zeitſchriften zerſtreuter oder noch völlig ungedruckter Gedichte, dann durch Ausfüllung von Lücken in den Bänden, welche das Leben und die Correſpondenz des Dichters enthalten. Zu letztgenanntem Zweck war dem Bearbeiter dieſes Theils der neuen Auflage ein reiches Material, namentlich in dem Nachlaß Chamiſſos dargeboten, und ſo geben die betreffenden Bände hier einen beträchtlich vollſtändigeren Ueberblick über das Leben des Dichters als in der früheren Geſtalt.

Culturgeſchichtliches aus der Urſchweiz.

Neue culturhiſtoriſche Bilder aus der Schweiz von Eduard Oſenbrüggen. Leipzig, Verlag der Roßbergſchen Buchhandlung. 209 S. 8.

Mit vielem Intereſſe laſen wir ſ. Z. die erſte Sammlung dieſer Bilder, namentlich das, was der Verfaſſer darin von noch lebenden Rechtsalterthümern in der Urſchweiz mittheilte, und mit nicht geringerem Intereſſe folgen wir ihm hier, wo er uns weiter, durch das Wäggithal, nach Schwyz und dann nach Gerſau, nach dem Seelisberg, Uri, Luzern und zuletzt nach Solothurn führt. Recht anmuthig ſind ſeine Schilderungen von den Landſchaften, die er im Lichte vergnügter Ferienlaune durchſtreift, und noch lieber begleiten wir ihn, wo er uns, vom großen Touriſtenweg abbiegend, mit der Sitte und Denkweiſe des Volkes bekannt macht, mit dem er ſich gern in Geſpräch einläßt, und von deſſen Leben er manches charakteriſtiſche Bild für ſeine Mappe gewinnt. Ganz beſonders werthvoll aber ſind auch hier wieder die Mittheilungen, die er uns von dem Rechts- und Verfaſſungsleben der Bergcantone macht. Wir treffen

darunter Einrichtungen und Zustände, die, mit den verwandten Dingen in den übrigen Kantonen verglichen, wie Einrichtungen und Zustände einer anderen, zweihundert Jahre jüngeren Welt erscheinen, Ueberlieferungen, um die man die, welche sie pflegen, beneiden kann, aber auch Anachronismen, die seltsam abstechen von dem Namen der freien Schweiz und dem Ruhme raschen Fortschritts zu humanem Leben, welcher ihr von vielen in Bausch und Bogen gespendet wird.

Die Culturströmung, die in jeden Winkel Europas hineinspült, wird in wenigen Jahren solchen Alterthümern auch hier ein Ende gemacht haben, und so ist es verdienstlich, zu sammeln, was im fünften und sechsten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts hier noch lebt und noch möglich ist.

Das Interessanteste, was unser Sammler entdeckt hat, ist unstreitig seine Schilderung der socialen und politischen Eigenthümlichkeiten des Cantons Uri, aus denen wir im Folgenden das Wichtigste mittheilen.

Wer in Uri einfährt, überzeugt sich sogleich, daß er in das Land der Ordnung gekommen ist; denn alles rasche Reiten und Fahren durch die Flecken und Dörfer ist durch Warnungstafeln bei Strafe verboten, ganz ebenso wie in einem deutschen Kleinstaat. Für die Ordnung spricht ferner, daß das Ländchen reichlich mit Beamten versehen ist, was namentlich von der Verwaltungssphäre gilt. Dies hat dann ein starkes Titelwesen im Gefolge, worin die Schweiz überhaupt der großen Schwesterrepublik in Amerika gleicht, nur daß unter den Yankees die militärischen Titel (schon vor dem letzten Kriege beiläufig) überwiegen. Angenehm berührt dabei, daß in Uri nicht wie sonst vielfach in der Schweiz jeder Vorsteher einer Behörde, sei sie auch noch so wenig bedeutend, Herr Präsident titulirt wird, sondern mit guter altdeutscher Bezeichnung Landamman, Schultheß u. s. w. heißt. Wunderlich dagegen klingt es, wenn hier die Aerzte „Herr Excellenz" genannt werden, was vermuthlich aus Italien stammt.

Fällt die Zahl von Behörden und Beamten auf, so giebt es doch kein Schreibstubenregiment im Canton. Davor schützt schon die Bestimmung der Verfassung, nach welcher niemandem ein Amt auf Lebenszeit übertragen werden kann. Die Aemter geben zwar Ehre, sind aber der Mehrzahl nach Lasten, die jeder nach dem Grundsatz zu übernehmen hat, daß jeder Bürger wie zur Vertheidigung auch zur Verwaltung des Vaterlandes verpflichtet ist, sofern er dazu Befähigung hat. Gegenüber der Aemterjagd in manchen andern Ländern nimmt es sich daher eigen aus, daß Uri ein Gesetz (aus dem Jahre 1851) über den Amtszwang hat. Nach demselben ist jeder Wahlfähige genöthigt, jedes Amt, welches ihm durch Volkswahl oder von dem Landrathe oder den Bezirksräthen übertragen wird, anzunehmen; erst das zurückgelegte fünfundsechzigste Lebensjahr befreit von diesem Zwange. Wer sich einem Amte, das er zu übernehmen

verpflichtet ist, beharrlich entzieht, macht sich des Vergehens der Amtsverweigerung schuldig und hat für die Dauer der betreffenden Beamtung entweder den Canton zu verlassen oder eine Sume von 200 bis 1000 Franken zu bezahlen. Weigert er sich ferner, so wird er für die erwähnte Zeit in der Nutznießung des Gemeingutes den Hintersassen gleichgestellt. Die Dauer der Beamtenstellungen ist verschieden: der Regierungsrath hat seinen Posten vier, andere Beamten haben den ihrigen zwei oder ein Jahr lang zu versehen.

Die Gehalte der Beamten sind äußerst unbedeutend, der höchste derselben, der regierende Landamman bezieht jährlich nicht mehr als vierhundert Franken. Aehnliches findet sich auch in anderen Cantonen. Vor dreißig oder vierzig Jahren war der Landamman von Zug zugleich Aufzieher der Stadtuhren. Ja viele Beamte erhalten gar keine Gage, sondern nur mäßige Tagegelder. Als daher ein Bürger von Buochs sechs Jahre hindurch als unbesoldeter Rathsherr von Nidwalden fungirt hatte, verbat er sich an der letzten Landesgemeinde die Wiederwahl folgendermaßen: „Liebe Landsleute, wenn einer sechs Jahre Rathsherr und dabei kein Verschwender gewesen ist und alles ordentlich zusammengehalten hat, so hat er hoffentlich so viel erübrigt, daß er fortan ohne dieses Amt leben kann, und so verzichte ich auf diese Stelle."

Wieder zu verwundern hat man sich bei dieser kargen Besoldung der Aemter in Uri, daß es dort neben dem Amtszwang in einem Artikel des Landbuchs eine Bestimmung giebt, welche Bestechungen bei der Bewerbung um Aemter untersagt. „Keiner soll," so heißt es da, „in unserm Land um Aemter oder Botheyen (Gesandtschaften) prakticieren, und wer hierum selbst oder durch andere prakticierte, Mieth oder Gaben geben, verdeuten oder versprechen würde, sei es vor oder nach vergebenem Amt, der soll um 100 fl. gestraft und des Amtes entsetzt werden, und so einer hierin gar zu weit ginge, mag ein Landsrath ihn nach Umständen noch ferner strafen." Diese alte Bestimmung ist 1846 durch eine Verordnung wieder eingeschärft worden, die uns eine sonderbare, nur aus den einfachen Verhältnissen der Bevölkerung erklärliche Form des „Prakticierens" zeigt, indem es in ihr heißt, das bisher üblich gewesene Tabaksaustheilen sei von jetzt an nur dem Bewerber um ein erledigtes Amt selbst und höchstens noch einem aus der nächsten Verwandtschaft gestattet. Als Mißbräuche werden verboten: das Anstellen mehrer Personen zur Vertheilung von Tabak im Namen des Candidaten, die Bildung von Gesellschaften zu gemeinschaftlicher Bewerbung um ein Amt, Versprechungen von Gaben auf Schießständen und Trinkgelagen oder freie Zechen in Wirthshäusern.

Der Canton ist in zwei Bezirke und diese wieder sind in politische Gemeinden getheilt. Die Bezirke sind Uri und Ursern, jenes mit dem Hauptort Altorf, dieses mit dem Hauptort Andermatt. Altorf ist zugleich der Sitz sämmtlicher Cantonsbehörden. Der Bezirk Uri hat 16 politische Gemeinden, der

Digitized by Google

Bezirk Urſern nur eine, die vier Dorfſchaften, darunter Zumdorf, die kleinſte Dorfgemeinde der Schweiz, umfaßt. Urſern iſt zwar mit Uri zu einer politiſchen Einheit verbunden, ſucht ſich aber ſo viel Selbſtändigkeit als möglich zu wahren und fügt ſich nur ungern den Herren in Altorf. Ja früher maßte ſich der Bezirksrath in Andermatt zum nicht geringen Verdruß dieſer Herren auch wohl in ſeinen Ausfertigungen das Prädicat „hohe Regierung“ oder „hoher Thalrath“ an, was dann Zurechtweiſungen und 1851 die Androhung einer Ordnungsſtrafe für Wiederholungsfälle zur Folge hatte.

Die 1850 revidirte Verfaſſung von Uri enthält in ihren allgemeinen Beſtimmungen folgende das Staatsweſen des Cantons beſonders charakteriſirende Sätze:

„Der ſchweizeriſche Canton Uri iſt, Bundespflichten vorbehalten, ein ſouveräner Freiſtaat mit rein demokratiſcher Verfaſſung. Die Souveränetät beruht im Volke, welches dieſelbe unmittelbar in ſeinen verfaſſungsmäßigen Verſammlungen durch Stimmenmehrheit ausübt. Das Volk giebt ſich in dieſen unmittelbar ſelbſt Verfaſſung und Geſetze.“

„Die Religion des Cantons iſt die chriſtlich-römiſch-katholiſche. Die Ausübung des Gottesdienſtes anderer anerkannter chriſtlicher Confeſſionen iſt jedoch frei.“

„Alle Cantonsbürger haben gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte. Es giebt keine Unterthanenverhältniſſe, keine Vorrechte, weder des Orts, der Geburt noch der Familien oder Perſonen. Alle Cantonseinwohner, welche Schweizerbürger ſind, ſind vor dem Geſetze gleich.“

„Die perſönliche Freiheit eines jeden Cantonseinwohners iſt gewährleiſtet. Niemand kann verhaftet oder im Verhafte behalten werden außer in den vom Geſetze beſtimmten Fällen und auf die vom Geſetze vorgeſchriebene Art.“

Die oberſte geſetzgebende Gewalt Uris iſt die Landsgemeinde. Der Landrath hat die Initiative in der Geſetzgebung, ſo daß alle Geſetzvorſchläge von ihm oder durch ihn und mit ſeinem Gutachten begleitet an die Landsgemeinde kommen. Die vollziehende Gewalt hat der Regierungsrath. Die ordentliche Landsgemeinde verſammelt ſich jedes Jahr am erſten Sonntag im Mai zu Bözlingen an der Gand, eine kleine Stunde von Altorf unter freiem Himmel. Außerordentliche Landsgemeinden werden vom Landrath berufen, und dieſer kann dazu durch ein „Siebengeſchlechtsbegehren“, d. h. durch wenigſtens ſieben „aufrechtſtehende“ (unbeſcholtene) Männer aus ſieben verſchiedenen Familien, veranlaßt werden.

Die Formen der Landsgemeinde hat die neueſte Zeit zwar mehrfach verändert, immer aber hat eine ſolche Verſammlung des Urnervolks noch die Hauptzüge eines derartigen Volksrathes in altgermaniſcher Zeit. Von bewaffnetem Erſcheinen der Theilnehmer an derſelben, wie in Appenzell, iſt nicht mehr die Rede. Nachdem der Hauptgottesdienſt in Altorf beendet iſt, ſammeln ſich auf

Digitized by Google

dem dortigen Rathhausplatze die Beamten und die hier wohnenden übrigen Cantonsbürger zum feierlichen Zuge. Die höheren Beamten erscheinen in schwarzer Kleidung mit seidnen Mänteln und Degen, die Rathsherren, Landschreiber und Fürsprecher treffen zu Pferde ein. Um Mittag setzt sich der Zug, Musik und die von Militär escortirte Landesfahne voran, in Bewegung. Zwei Männer in alter Schweizertracht, die große mit Silber beschlagene Büffelhörner tragen, folgen der Fahne. Daran reihen sich zwei Bediente mit den Landgemeindeprotokollen, dem Landbuch und einem schwarz und gelben Sammetbeutel, der die Siegel und die Schlüssel zu den Archiven enthält. Der Großweibel in einem schwarz und gelben Talar von alter Form trägt den Stab mit dem Reichsapfel, über welchem noch ein kleiner Apfel von einem Pfeil durchbohrt angebracht ist. Der zweite trägt das mit schwarz und gelben Bändern umwundene richterliche Schwert. Dann folgen die übrigen Weibel und eine Anzahl Läufer, alle in den Landesfarben, hiernach die berittenen Beamten und zuletzt die Menge des Volkes.

In Bözlingen angelangt, macht man eine Pause, während welcher die Musik auf dem Hügel über dem Landsgemeindeplatz die Melodie des alten Tellenliedes spielt. Dann nehmen die Regierungsglieder, die Geistlichen und wer sonst noch Raum findet, auf der innersten Bank des aus Balken und Bretern erbauten Amphitheaters Platz. Der regierende Landammann stellt sich an den in der Mitte des Kreises stehenden Tisch, ihm folgen der erste Landschreiber und zwei Bediente mit Schirmen gegen Sonne und Regen. Auf dem Tische liegen die Gesetzbücher und Protokolle, der Beutel mit den Siegeln und Schlüsseln und Schreibmaterial, unter demselben die beiden Büffelhörner, durch welche zuvor das Volk „zum Ring“ gerufen worden ist, daneben auf Trommeln die zusammengewickelte Landesfahne. Die Weibel besteigen eine über dem „Ring“ befindliche Bank, und das Volk stellt sich frei und nach Belieben auf die Flügel der kreisförmigen Bühne oder plaudert noch außerhalb derselben in Gruppen, bis der Großweibel mit starker Stimme ruft: „Was Räth' und Landleut' sind, zwanzig Jahr und darüber, sollen zusammen am Ring stehen, und das bei ihrem Eid!“ Dieser Eid verpflichtet sie, „das Wohl des Vaterlands zu mehren und dessen Schaden zu wenden, zu stimmen und zu handeln“. Nun eröffnet der Landammann, der, wenn er redet, immer steht, mit kurzen Worten die Versammlung und fordert dann auf, Gott um Beistand und Segen für die Verhandlungen anzurufen, welchem vom Volk entblößten Hauptes mit fünf Vaterunsern und gleichvielen Ave Maria entsprochen wird.

Sind über einen zur Abstimmung angesetzten Gegenstand verschiedene Ansichten geäußert, und hat der Landammann dieselben resumirt, so erfolgt die Abstimmung, „das Mehren“ so, daß gefragt wird: „Wem also wohlgefällt, daß — — zum Gesetz erhoben sein soll, der hebe die Hand auf“, oder: „Wem

Digitized by Google

da wohlgefällt, daß der Antrag verworfen werden und es beim Alten verbleiben soll, der hebe da die Hand auf". Ist nach wiederholter Probe das Mehr noch zweifelhaft, so treten zwei Männer aus dem Ring heraus, reichen sich die Hände und halten dieselben empor, worauf die Stimmenden einer nach dem andern darunter hindurchgehen müssen, auf welche Weise die Zählung der für die eine oder die andere Ansicht Votirenden mit Zuverlässigkeit beschafft werden kann.

Nach Beendigung der Abstimmung giebt der Landammann, auf das richterliche Schwert gelehnt, Rechenschaft von den Geschäften und den politischen Verhältnissen des verflossenen Jahres und legt dann sein Amt in die Hände des Volkes nieder, indem er das Schwert zu den Siegeln und Büchern auf dem Tische deponirt und sich zu den Alt-Landammännern setzt. Hat er den Posten erst ein Jahr bekleidet, so wird er in der Regel für ein zweites wiedergewählt. Der Gewählte tritt dann an den Tisch und spricht den vom Landschreiber vorgelesenen Eid nach: „Des Landes Ehre und Nutzen zu fördern, Schande, Schaden und Laster zu wenden, vorzubringen, was vorzubringen ist, und ein unparteiischer Richter zu sein und zu richten nach dem Recht, dem Armen wie dem Reichen, dem Reichen wie dem Armen, dem Fremden wie dem Einheimischen, und hierum weder Geschenke, Geld noch Geldeswerth zu nehmen, außer dem gewohnten Lohn, auch hierin nicht zu handeln aus Freundschaft noch Feindschaft, noch aus andern Beweggründen, sondern allein nach dem Recht. Alles getreu und ohne Gefährde".

Darauf hält der Landammann seine Antrittsrede und dann läßt er sich von dem Ring durch den sogenannten Vaterlandseid Gehorsam schwören. Weiterhin folgt die Berichterstattung des Seckelmeisters über den Zustand der Finanzen, worauf auch dieser Beamte sein Amt niederlegt, aber auch gewöhnlich wiedergewählt wird. Unter den Verhandlungsgegenständen nehmen die Wahlen des Landammanns, des Landesstatthalters, des Pannerherrn, Landeshauptmanns, Bauherrn u. s. w. die Hauptstelle ein, und die Betheiligung an diesen ist sehr allgemein, wogegen sich bei anderen Gegenständen manche Bürger entfernen oder „die Hände im Sack behalten", d. h. sich der Abstimmung enthalten. Ueber die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit solcher Verhandlungsobjecte hat das Volk oft seine ganz eigenthümliche Meinung. Ein von dem Verfasser angeführtes Beispiel dafür ist sehr charakteristisch, so daß wir es wörtlich wiedergeben.

„Das Landbuch hat in Art. 202 die der jungen Welt sehr lästige Bestimmung: das Tanzen nach neun Uhr Abends wie auch an Sonn- und Feiertagen und an derselben Vorabenden und an Festtagen wie auch an den Markttagen ist bei zehn Gulden Buß für jede Person und den Wirth verboten, wovon dem Angeber der dritte Theil gefolgen soll. Auch ist das übertriebene sowie das

Digitized by Google

allzunahe Walzen bei zehn Gulden Buß verboten. — Um die Tanz-Polizeistunde zu beseitigen, movirte sich die junge Welt seit fast zwanzig Jahren in jeder Landsgemeinde, aber vergebens, gegen die Alten und die Geistlichkeit. Als ein völliger Sieg unmöglich schien, wollte jene sich mit der Tanzfreiheit bis zwölf Uhr begnügen, fand aber hierin denselben energischen Widerstand, bis 1863 nochmals ein Siebengeschlechtsbegehren für die Zugabe der drei Stunden an die Landsgemeinde gebracht wurde. Zahlreich versammelte sich das souveräne Volk auf dem Kampfplatze. Die Regierung unterstützte das Begehren, aber der bischöfliche Commissarius trat mit seiner Rede dagegen auf und wurde vom Altnationalrath Lusser mit Gründen der Moral und der Nationalökonomie secundirt. Sechs Redner traten für das Tanzen in die Schranken, und wie ernst der Kampf war, zeigt die Mühe, mit welcher ein Resultat erlangt wurde. Erst nach dreimaliger Abstimmung, bei welcher es laut und drohend herging, ergaben sich 671 Stimmen für und 582 gegen das Begehren der tanzlustigen Jugend. Es war das Haupttractandum des Tages gewesen, und das weitere Geschäft verlief rasch. Um Mitternacht aber schaute der Vollmond sichtbar vergnügt auf die vom Tanze heimkehrenden jauchzenden Gruppen der Jünglinge und Jungfrauen von Uri herab."

Die Rechtspflege in Uri hat starke Schattenseiten. Zu den formalen Besonderheiten gehört, daß jede Gerichtssitzung nach dem Reglement von 1851 mit Anrufung des heiligen Geistes und Abbetung von fünf Vaterunsern eröffnet werden soll. Das Strafverfahren ist der modernen Anschauung theilweise noch sehr fern. In dem Reglement für das Verhöramt, welches 1842 erschien, liest man: „Das Verhöramt ist ermächtigt, den Inquisiten im Läugnungsfall bis auf drei Tage in jeder Woche an die magere Kost zu verordnen und bis zehn Stockstreiche auf das Mal durch den Bettelvogt anzuwenden. Wenn man jedoch in den Zwangsmaßnahmen dieses Maß zu überschreiten nöthig fände, so sollen die weiteren Vollmachten beim Rathe eingeholt werden." Worin die das Normalmaß überschreitenden Zwangsmaßnahmen bestehen können, erfährt man in dem Reglement nicht, doch belehrt darüber ein Straffall aus dem Jahre 1861 zur Genüge. Caspar Zurfluh hatte seine Geliebte ermordet. Obwohl starke Indicien gegen ihn vorlagen, läugnete er hartnäckig, bis der oben citirte Paragraph des Reglements ihn anderen Sinnes machte. „Was vielwöchige Gefangenschaft und mehrmalige Confrontationen und was selbst schmale Kost bei dem rohen Verbrecher nicht vermochten," schrieb die Schwyzer Zeitung, „das gelang durch die in jüngster Zeit gegen denselben in Anwendung gebrachten territiones reales." Diese territiones waren nun nicht ganz in dem Sinne zu verstehen, wie in der alten guten Zeit der Folterkammern und Daumenschrauben. Aber Tortur war es doch auch, was die altorfer Herren beliebten, als sie das Verhöramt ermächtigten, die magere Kost (Wasser und

Digitized by Google

Brod) auf vier Tage in der Woche auszudehnen und die Zahl der Stockſtreiche „wo gehörig“ auszudehnen.

Die Eigenthümlichkeit des materiellen Strafrechts in Uri beſteht vorzüglich darin, daß das Capitel des Landbuchs über „Maleſiz und Friedbruch“ außerordentlich kurz iſt und ſo wenig alle vorkommenden Verbrechen behandelt oder auch nur berührt, daß dem Ermeſſen des Richters der weiteſte Spielraum gelaſſen iſt. Der alte Begriff des Friedbruchs dominirt, ſo daß die Formen, in denen er auftreten kann, am ſorgfältigſten behandelt ſind. Schon die bloße Drohung, einem andern an Leben oder Habe ſchaden zu wollen, iſt mit einer Geldſtrafe von zehn Gulden bedroht; auch ſoll der Drohende dem Richter angeloben, dem andern auf keine Art Schaden zuzufügen und, wofern er das Gelöbniß bricht, als Meineidiger beſtraft werden.

Sehr ſtark tritt im urner Landbuch die Strafe der Ehrlosmachung in den Vordergrund. So heißt es im Art. 256: „Jedes als Maleſiz beſtrafte Vergehen macht den Schuldigen ehrlos; bei andern Strafurtheilen über Criminalfälle ſoll allemal erkannt und beigeſetzt werden, ob der Beſtrafte der Ehre entſetzt ſein ſolle und wie lange, oder aber nicht. Zu den Ehrenſtrafen, bei denen die Betreffenden nach Verlauf einiger Zeit um Rehabilitirung nachſuchen dürfen, gehört auch das überhaupt in der Schweiz ſehr verbreitete Verfahren, nach welchem als Strafe über jemand das Verbot, Wirthshäuſer zu beſuchen, verhängt wird. Dieſes Verbot iſt eine Ehrenſchmälerung verſchieden von der Ehrloſigkeit und tritt nicht nur als Zugabe zu criminellen Strafen, ſondern auch als ſelbſtändiger Bann für liederliche Leute ein. Uebertretung deſſelben kann nach Umſtänden mit zwölf Ruthenhieben geahndet werden.

Auch der Pranger iſt in Uri noch im Gebrauch, und zwar iſt in der Ausſtellung Variation: 1862 wurde Johann Krieg von Altendorf im Canton Schwyz wegen Diebſtahls mit Einbruch mit einviertelſtündiger Ausſtellung durch den Polizeidiener, ſechstägiger Gefangenſchaft, zwanzig Ruthenſtreichen, lebenslänglicher Verweiſung aus dem Canton und Ehrenentſetzung beſtraft, und in demſelben Jahre ſtellte der Scharfrichter Joſepha Arnold von Bürglen ebenfalls eine Viertelſtunde auf dem „Laſterſtein“ aus, wobei ſie eine Tafel mit den Worten „Meineid und Unzucht“ am Hals tragen mußte.

Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsſachen iſt durch eine moderne Proceßordnung geregelt, doch ſind aus alter Zeit die ſogenannten „Gaſſengerichte“ herübergenommen, die ihren Namen davon hatten, daß jeder Cantonsbürger, der eben auf der Gaſſe daherkam, von dem unter dem Rathhausthor ſtehenden Weibel zum Richter herangezogen werden konnte, bis die Zahl von ſechs ſolchen Hilfsrichtern voll war. Zweck und Veranlaſſung dieſer Maßregel ſind noch in der Civilproceßordnung von 1852 deutlich angegeben, indem es da heißt: „Als Schiedsgericht iſt auch das ſogenannte Gaſſengericht zu betrachten, wo der Be-

zirksamtmann bei Streitigkeiten zwiſchen Fremden oder zwiſchen einem Fremden und Einheimiſchen, wo beide ſchnellen Entſcheid wünſchen oder die Sache keinen Verzug leidet, ſechs ehrenwerthe, unparteiiſche Männer, die zu erſcheinen ſchuldig ſind, zuſammenruft und ihnen präſidirt." „Wir dürfen," ſagt unſer Verfaſſer, „den Kern dieſer Einrichtung darin ſehen, daß durchreiſende Fremde nicht aufgehalten werden ſollten, aber auch ein Einheimiſcher, der in eine Differenz mit einem Fremden gekommen war, nicht durch deſſen Abreiſe gefährdet werden ſollte." Gaſſengerichte waren eine in alter Zeit auf deutſchem Boden weitverbreitete Einrichtung. Durch Uri aber ging ſchon vor Jahrhunderten die große Heerſtraße von Deutſchland nach Italien, daher trat hier das Bündniß raſcher Juſtizpflege ganz beſonders hervor.

Uri iſt kein reiches Land. Die Alpenwirthſchaft nährt einen großen Theil der Bevölkerung zur Genüge, doch giebt es auch häufig Familien, die in ärmlichſter Hütte leben, als Viehſtand nur ein paar Ziegen haben und für gewöhnlich im Sommer Ziegenmilch und Mehlbrei und im Winter Mehlbrei, Zieger und Kartoffeln, Fleiſch aber nur in dem traurigen Fall auf dem Tiſch haben, wo ihnen eine Ziege verunglückt iſt. Einigen bringt das Suchen nach Kryſtallen Erwerb, an der Gotthardsſtraße verdienen ſich Fuhrleute, Spediteure und Wirthe ihr Brod, aber doch giebts immer noch viele im Canton, welche Unterſtützung bedürfen. „Dennoch bin ich," ſagt Oſenbrüggen, „in Uri, abgeſehen vom Seelisberge, wo halberwachſene, gut gekleidete Knaben ſich nicht ſcheuen, um Geld zu Tabak zu bitten, nur ſelten angebettelt worden, während bekanntlich in manchen Gegenden der Schweiz die Bettelei recht ſyſtematiſch betrieben wird. Ein hübſches Stück aus dieſem Syſtem iſt es, was mir ein Mann erzählte, der vor mehren Jahren ſich die Hauptkirche in Schwyz hatte beſehen wollen. Als er eben eingetreten war, kam ein älterer Mann und bat um eine Gabe. Auf die Frage des Fremden an den Bettler, wer er ſei und was er treibe, antwortete dieſer: i bi z' Schwyz im Zuchthus."

In Uri wurde ſchon ſeit langer Zeit dem Armenweſen große Sorgfalt gewidmet, und in dieſer Richtung iſt zunächſt die Einrichtung der „Verwandtſchaftsſteuern" bemerkenswerth. Die natürliche Pflicht der Familien, den Hilfsbedürftigen aus ihrer Mitte die zur Exiſtenz nothwendige Unterſtützung zu gewähren, iſt von der Geſetzgebung geregelt. Nach dem Landbuch ſollen vaterloſe Kinder oder ſolche, deren Vater ſie zu ernähren unfähig iſt, desgleichen andere zur Erwerbung ihres Unterhalts untaugliche Perſonen von ihrer Verwandtſchaft verpflegt werden, und zwar ſoll ſtets der nächſte Verwandtſchaftsgrad väterlicher Seite für ſie eintreten, falls aber dieſer unvermögend iſt, von Grad zu Grad weiter gegriffen werden. Die neuere Geſetzgebung hat zu Gunſten der Familie die Gemeinden ſtärker in Anſpruch genommen, deren Armenpflegen ſorgen ſollen, daß alle Armen, auch Wittwen und Waiſen, Allmendgärten bekom-

Digitized by Google

men; auch ist jede Pflege berechtigt, 24 Bäume auf die Allmend zu setzen, die ihr so lange zu eigen verbleiben, als sie dieselben gehörig unterhält. Den Armenpflegen ist endlich auch ein Strafrecht eingeräumt, nach dem sie solche, die sich unehrerbietig gegen sie betragen, lügen, die Armenpflege mißbrauchen, sich „dem Gassenbettel ohne Noth ergeben", die Predigt und Christenlehre vernachlässigen, liederlich ihr Geld im Wirthshaus verthun, mit Einsperrung bei Wasser und Brod und selbst mit Prügelstrafe belegen dürfen.

Die Verwandtschaftssteuer der Urner, ein Gegenstück zum Erbrecht, und das Fortrücken der Unterstützungspflicht von der Familie zur Gemeinde, öffnet einen interessanten Blick in das Verhältniß von Familie, Gemeinde und Staat. Die Familie, in welcher der Einzelne zunächst seinen Werth hat, bildet die natürliche Grundlage des Staates, und sie erscheint als solche in den Schweizercantonen deutlicher als anderwärts. Sie erweitert sich zum Geschlecht, dem noch der gemeinschaftliche Name Zeichen der Zusammengehörigkeit ist. Das Zusammenwohnen der verschiedenen Familien und Geschlechter, die Nachbarschaft, ist ein anderes natürliches Band, und die darauf gebauten Gemeinden haben in der Schweiz eine so feste staatenähnliche Organisation, daß sie sichtbar die Brücke von der Familie zum Staate bilden. „In der Tüchtigkeit des Gemeindewesens," sagt unsre Schrift, „ruht die Kraft der Schweiz, und alle Schwankungen in den verschiedenen Kreisen des politischen Lebens vermögen nicht, diese Grundfeste zu erschüttern." — „Wie sehr die Schweizer wissen, was ihnen die Gemeinde ist, das zeigt ihr Festhalten an dem Gemeindebürgerrecht der Heimath, wohin sie auch in den beiden Hemisphären verschlagen werden, das zeigt die jahrhundertlange Seßhaftigkeit der Familien in denselben Gemeinden. Hört man den Namen Zwicky, so weiß man, daß er nach Glarus und speciel nach Mollis hinweist, Kamenzied muß von Gersau sein, Lusser von Altorf, Elsinger ist von Menzingen, Merian von Basel, Escher von Zürich. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung bietet Unter-Aegeri im Canton Zug. Wie Adam auf Hebräisch Mensch heißt, so ist dort Iten fast gleichbedeutend mit Mensch, da von den 2423 Bürgern der Gemeinde der Clan Iten die Hälfte, ja ich möchte fast glauben, noch mehr umfaßt."

Kehren wir nach Uri zurück, so dient schließlich zu dessen Charakteristik noch das strenge Sittenmandat von 1860, welches „zur Vermehrung der Ehre Gottes, Abschaffung schädlicher Mißbräuche, Handhabung guter Ordnung und besserer Beobachtung der Gesetze" erlassen wurde und alljährlich einmal in den Gemeinden vorgelesen werden soll. Dasselbe beginnt mit Einschärfung eines regelmäßigen Kirchenbesuchs und einer christlichen Sonntagsfeier und geht dann auf den Schulbesuch und ähnliches über. Bei dem Gottesdienst, vor der Obrigkeit und in der Landsgemeinde soll jedermann anständig gekleidet erscheinen, „beinebens sind sowohl Manns- als Weibspersonen jeden Standes nach-

Digitized by Google

druckſamſt gemahnt, ſich standesgemäß in Gebühr und Ehrbarkeit zu bekleiden und alle unanſtändige und für ihren Stand zu koſtſpielige Kleidung zu vermeiden." Die Polizeiſtunde — zehn Uhr — iſt eingeſchärft, doch ſind zweckdienliche Ausnahmen geſtattet. Für die Nachtruhe iſt in eigenthümlicher Weiſe geſorgt: „Das leichtfertige Redverkehren, ungebührliche Jolereien, Lichtauslöſchen, ſich niederbücken und alle dergleichen Unfuge und Lärmereien zur Nachtzeit ſind bei 23 Franken, ſchwere Bubereien, als Thüren und Fenſter einſchlagen und andere ſolche ſträfliche Handlungen bei 46 Franken Buße verboten; in ſchweren Fällen dieſer Art iſt der Thäter noch ſchärfer, allenfalls mit Gefangenſchaft und körperlicher Züchtigung zu ſtrafen."

Sowohl den Landeseingeſeſſen als den Fremden iſt befohlen, „Frieden zu bieten und Frieden aufzunehmen" und nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß es nicht zu Schlägen und Thätlichkeiten komme. Maskeraden ſind in gehörige Grenzen gewieſen, auch für die Geſundheit des durſtigen Publikums iſt geſorgt, indem es heißt: „Es ſoll keinerlei ſchlechtes oder unwerthſchaftes Getränk bei 46 Franken Buße ausgewirthſchaftet werden, und dem Kläger ſoll die Hälfte dieſer Buße zukommen." Mit großem Eifer kehrt ſich Art. 7 des Mandats gegen die Glücksſpiele und läuft in die Drohung aus: „Das Flißlen und Oberlanden, das Roulett- und Würfelſpiel ſowie andere bietende Spiele ſind bei 176 Franken Strafe verboten." Eine ſehr ſchöne Beſtimmung, aber wie, wenn man damit die berüchtigte urner Lotterie vergleicht?

Im Jahre 1803 unternahmen einige Privatleute in Altorf die Errichtung einer Lotterie „ausſchließlich zum Beſten der Armen", und die Regierung ertheilte derſelben die hochobrigkeitliche Bewilligung und Garantie. Darauf aber wurde die Lotterie gegen eine jährliche Pachtſumme von 130 Gulden vergeben, welche ſpäter auf 390 Gulden und zuletzt auf 7,200 Franken ſtieg, die theils in die Centralarmenkaſſe, theils in die Staatskaſſe des Cantons fallen. Gleichmäßig ſteigerte ſich das garantirte Spielcapital, welches jetzt jährlich mehr als drei Millionen beträgt. An der Spitze des Plans ſteht immer noch „zum Beſten der Armen", aber die Armen erhalten von dem Ertrag nur wenige tauſend Franken, während die Beſitzer mit ihrer Lotterie für die Armuth „lordreiche Leute geworden ſind". Der jährliche Profit der letzteren oder mit andern Worten die Summe, um welche dieſe Lotterie alljährlich das ſchweizeriſche Publikum beſteuert, beträgt nach der Berechnung eines deutſchen in der Schweiz lebenden Statiſtikers 646,918 Franken, und auf die Frage, welchen Beitrag das Inſtitut an den Staats- und Gemeindehaushalt leiſte, lautet die Antwort, daß jene Pachtſumme von 7,200 Franken über die 14,800 Köpfe zählende Bevölkerung des Cantons Uri vertheilt auf den Kopf nur etwa 48 Centimes ergiebt.

Die ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft hat ſich in der Jahresver-

Digitized by Google

ſammlung, die ſie im September 1862 zu Sarnen in Obwalden hielt, ſehr eingehend mit dieſem Mißbrauch beſchäftigt, aber wenn hier die Vertheidiger der Lotterien in Uri und Schwyz wieder darauf zurückkamen, daß dieſelben ja zum Beſten der Armen errichtet ſeien, ſo durften die Gegner dabei nicht einmal an den heiligen Schuſter Crispinus denken, da von dieſem nicht geſchrieben ſteht, daß er aus dem entfremdeten Leder vor allen Dingen für ſich Schuhe gemacht habe.

Der Kampf der gemeinnützigen Geſellſchaft, für welche Dr. Etlin, Statthalter von Obwalden, einen vortrefflichen Bericht über die Sache zuſammengeſtellt hatte, der dann in einer Volksausgabe verbreitet wurde, iſt nun ſchon in erfreulicher Weiſe von der Seite aufgenommen worden, von wo der Sieg kommen muß, vom Volke ſelbſt. Der Landrath von Nidwalden geſtattet ſchon ſeit geraumer Zeit den Directionen der Lotterien von Uri und Schwyz die Ausgabe von Looſen im Canton gegen eine Leiſtung an die Staatskaſſe, die früher 200 Franken für jede Ziehung betrug und jetzt auf 1000 Franken erhöht iſt. Um die öffentliche Meinung zu beſchwichtigen, beſchloß man, dieſe Summe unter die Gemeinden zu vertheilen. Die meiſten nahmen ihren Antheil. Die ſehr zahlreich beſuchte Gemeindeverſammlung von Beckenried aber (3. Mai 1863) faßte beinahe einſtimmig den Beſchluß: der wohlweiſe Landrath möge dieſes Blutgeld für ſich behalten, die Gemeinde Beckenried weiſe ein ſolches Geſchenk entſchieden zurück.

„Wenn das ſchweizeriſche Volk," ſo ſagt der Verfaſſer am Schluß dieſes Abſchnitts, „auf dieſer Bahn fortſchreitet, ſo hat ohne Zweifel die nationalökonomiſche Behandlung der Sache in dem genannten Referat (dem etlinſchen Bericht an die gemeinnützige Geſellſchaft) die Augen geöffnet, und der Satz, daß Zahlen die Welt regieren, kann ſich hier bewähren. Wenn die in Beckenried gewurzelte Anſicht allgemeiner wird, ſo läßt ſich hoffen, daß die Sparkaſſen in demſelben Grade aufblühen, als die Lotterien zurückſinken."

Die neuen Bauten in Wien.

1.

Unter den größeren Städten Deutschlands war bis vor Kurzem keine an architektonischen Zierden und Merkwürdigkeiten ärmer als die zweitgrößte derselben, das die Kräfte eines Reiches von fast vierzig Millionen in Contribution setzende und überdies durch eine ungemein glückliche Lage begünstigte Wien. Das hier residirende Fürstenhaus hatte eben für Baukunst wenig Interesse, und sehen wir von der Stephanskirche und einigen Palästen reicher und vornehmer Privatleute ab, so war in der Bevölkerung ebensowenig von diesem Interesse vorhanden. Weder Maria Theresia, noch Joseph der Zweite, noch Kaiser Franz dachten an Nachholung des früher Versäumten, und wenn unter Ferdinand ein dahin gehendes Bestreben sich bemerkbar machte, so konnte bei der pedantischen noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Bauordnung, bei den zahlreichen Bauverboten und der durch nichts gerechtfertigten Beibehaltung der Stadt- und Linienwälle, bei den für unantastbar geltenden Privilegien der Aristokratie und des Klerus, hauptsächlich aber weil es an einer Vereinbarung über das zu erreichende Ziel fehlte, sowohl von der Regierung, als von den Privaten nur Unvollständiges oder Vereinzeltes geschaffen werden. Gleichwohl fallen gerade in jene Epoche mehre auf Staatskosten unternommene und eben so zweckmäßig als schön ausgeführte Bauten, z. B. die kaiserlichen Stallungen, das Hauptzollamt, das Ständehaus, die Münze und mehre Kasernen, während die damals von Privaten oder Actiengesellschaften errichteten Gebäude sich fast durchgehends durch ihre Unzweckmäßigkeit und Geschmacklosigkeit auszeichneten, ein Urtheil, für welches die Johanneskirche, das Karltheater, das Wiedener Spital und der nunmehr umgebaute Nordbahnhof Belege lieferten.

Seit den letzten fünfzehn Jahren aber hat sich die Sache geändert. Die Wälle sind gefallen, viele alte und unschöne Gebäude und manche wüste Räume sind verschwunden, und in jedem Stadttheile trifft der Besucher zahlreiche, meist ebenso umfangreiche als durch ihre Kostspieligkeit bemerkenswerthe halb oder ganz vollendete Staats- und Privatbauten. Der Regierung sowie der verschiedenen Unternehmungen und der wohlhabenden Bürger schien sich eine wahre Bauwuth bemächtigt zu haben, und wenngleich diese Manie jetzt nachgelassen hat, so dürfte doch Wien gegenwärtig nach Paris die das meiste Baumaterial verwendende Stadt sein.

Aber wie steht es mit dem Geschmack und dem Sinn für Zweckmäßigkeit,

Digitized by Google

den dieſe Bauten bekunden? Die Lobredner der Regierung wiſſen beides nicht genug zu preiſen. Nach ihnen wären die betreffenden Gebäude der neueſten Aera das Beſte, was die neuere Baukunſt aufzuweiſen hat, und ſelbſt die Schöpfungen Karls des Vierten von Böhmen, Mathias Corvinus' oder Rudolfs des Stifters blieben dagegen weit zurück. Man entblödete ſich nicht zu behaupten, „wenn Karl der Vierte die prager Neuſtadt angelegt und die ſteinerne Moldaubrücke erbaut habe, ſo habe der Befehl zur Niederreißung der Baſteien mit einem Schlage Wien zur Weltſtadt erſten Ranges gemacht"; das fünfhundertjährige Rieſenwerk, welches die beiden Hälften der Böhmenhauptſtadt verbindet, wurde allen Ernſtes mit den beiden kurzen Kettenbrücken über den ſchmalen Donauarm zwiſchen der Leopoldſtadt und der innern Stadt verglichen; der ofner Königspalaſt, fuhr man fort, der Byſſegrad bei Gran und der mächtige Karlſtein ſeien auch zur Zeit ihrer größten Herrlichkeit mit dem wiener Arſenal nicht in Parallele zu bringen geweſen, und die Stephanskirche habe erſt jetzt die ihr mangelnde Vollendung erhalten.

Prüfen wir dieſe großen Worte an den Thatſachen.

Wie die Regierung des nachmärzlichen Oeſtreich mit der Säbelherrſchaft begann und dann an deren Stelle das noch drückendere Joch des Prieſters und des Bureaukraten treten ließ, Vieles anfing und nur Weniges conſequent durchführte, wie ſie faſt überall mehr an den Effect als an den wahren Nutzen dachte, ſo nehmen auch unter den ſeit dem Jahre 1848 aufgeführten Gebäuden Kaſernen und Kirchen den erſten Platz ein, wurden bereits in Angriff genommene Projecte aufgegeben, und findet man endlich wohl viele große und verzierte, aber nur wenige vollkommen zweckmäßig eingerichtete und ſchöne Gebäude.

Man hatte mit Aufbietung aller Kräfte und indem man die Nationalitäten gegeneinander ins Treffen führte, die Revolution beſiegt, aber man fürchtete die Wiederkehr derſelben und ſuchte ſie durch alle möglichen äußerlichen Mittel zu verhindern. Die alten Bergſchlöſſer und Caſtelle bei den größeren Städten wurden, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch faſt nur als Aufenthalt für Eulen und Fledermäuſe gedient hatten, mit großem Koſtenaufwande wiederhergeſtellt und armirt, und die Zahl der in den amtlichen Ausweiſen als „Feſtungen" aufgeführten Plätze wurde binnen Jahresfriſt ziemlich verdoppelt. Wien hatte keine Citadelle, und da die Vollendung einer ſolchen viel Zeit erfordert hätte, beſchloß man, die Wälle der eigentlichen Stadt zu verſtärken und in einen Sammelplatz für deren Beſatzung zu verwandeln. So entſtanden denn auf Geheiß des Generals Welden jene famoſen — nunmehr ſpurlos verſchwundenen — Wachthäuſer und Gallerien, welche ſich auf den koloſſalen Wällen wie Schwalbenneſter ausnahmen und wohl nur von den furchtſamſten Spießbürgern als etwas Beſorgniß Erregendes angeſehen werden konnten. Auf Anregen

Digitized by Google

desselben Offiziers, der beiläufig manchem als ein besonders gelehrter Militär galt, der aber bekanntlich staunenerregende Proben von Unkenntniß im Artillerie- und Geniefache geliefert hat, sowie auf Betrieb des damals bereits altersschwachen Generals Augustin wurde der Bau des Arsenals begonnen.

Die Arsenale und Waffenfabriken sollten — das war der Hauptzweck dieses Baues — auf einem gegen den Angriff der Bevölkerung leicht zu vertheidigenden Platze angelegt werden, und da man ohnedies eine Zwingburg bauen wollte, so lag eine Vereinigung dieser Idee mit jener nahe. Man fand auf den ziemlich erhöht gelegenen Feldern über der Belvedérelinie neben der Südbahn die passendste Stelle. Das Gebäude sollte Zeughaus, Waffenfabrik, Kaserne und Citadelle zugleich sein, dabei aber mit dem höchsten Prunk ausgestattet werden, um — wie gewisse Patrioten sich ausdrückten — „ein ewiges Wahrzeichen der k. k. Armee und ein Denkmal an die glorreiche Bekämpfung der Hydra der Revolution zu bilden".

Die Mittel, welche man hierzu aufwendete, hätten — wenn die dabei Betheiligten mehr Erfahrung, Geschmack und Redlichkeit besessen hätten — zur Errichtung eines weit großartigeren und zweckmäßigeren Gebäudes hingereicht. Man spricht von zwölf Millionen, welche verwendet wurden. Diese Angabe ist absurd. Die doppelte Summe würde kaum ausreichen, um nur die unmittelbaren, d. h. für den Bau selbst gemachten Ausgaben zu bezeichnen. Und wer berechnet die indirecten Auslagen, welche durch die Besoldung der bei dem Bau beschäftigten Offiziere und Soldaten, durch die bis zur gänzlichen Beendigung des Arsenalbaues erforderlich gewesenen Interimsbauten und auf andere Weise erwuchsen? Und mit alledem wurde nur Ungenügendes geschaffen. Der ursprünglich gutgeheißene Plan erhielt nachträglich von verschiedener Seite störende Zusätze und Veränderungen, so daß man neben wirklich schönen Formen das widersinnigste Flickwerk, neben verschwenderischer Pracht Spuren armseliger Knickerei findet. So ist das Museum weitaus der prachtvollste und zierlichste Theil des Arsenals. Die Zinnen dieses Gebäudes sollten mit kolossalen Trophäen aus feinem Sandstein oder aus Marmor geschmückt werden und schon hatte man hierüber mit einigen Bildhauern unterhandelt. Die dafür geforderte Summe aber erschien zu hoch, man wollte jetzt, nachdem das ganze Gebäude beinahe vollendet war, zu sparen anfangen und ließ diese Figuren aus Thon verfertigen. Zu den erst später verfügten Aenderungen gehörte die Umwandlung des projectirten Spitales in eine luxuriös gebaute Kaserne für Offiziere und Militärbeamte — eine den über dem Ganzen schwebenden Geist sehr bezeichnende Umwandlung. Die Magazine sind zum Theil finster und feucht, die Werkstätten genügen dem Bedarf für Kriegsfälle nicht, und bei aller Weitläufigkeit des Ganzen fehlt es an Platz für etwa nöthig werdende Zubauten.

Noch übler sieht es mit der fortificatorischen Wichtigkeit des Arsenals aus.

Digitized by Google

Vor dieſem Zwing-Uri kann Wiens Bevölkerung ruhig ſchlafen. Die wenigen Kanonen, welche man etwa auf den Terraſſen der einzelnen Kaſernen und Magazine (zum nicht geringen Schaden derſelben) aufſtellen könnte, würden von den Dämmen der Südbahn genau denſelben Effect hervorbringen. Gegen einen Pöbelauflauf ſind die Waffenvorräthe des Arſenals allerdings geſichert, wenn nämlich die Beſatzung rechtzeitig allarmirt wird und die Thore zu ſchließen vermag; doch würde derſelbe Zweck auch durch eine ſolide mit einigen Schießlöchern verſehene Umfaſſungsmauer erreicht worden ſein, und es hätten darum einige Millionen erſpart werden können. Gegen einen äußeren Feind oder gegen eine allgemeine Volkserhebung aber iſt das Arſenal wehrlos. Nicht nur wird daſſelbe dergeſtalt von naheliegenden Anhöhen eingeſehen und beherrſcht, daß ſelbſt tüchtige Feſtungswerke einem mit ſchwerer Artillerie verſehenen Angreifer in einigen Stunden erliegen müßten, ſondern die ganze Bauart des Arſenals iſt von der Art, daß einige leichte Feldbatterien durch in die rieſigen Fenſter hineingebrachte Granaten und durch Herabſtürzen der zahlreichen minaretartigen Thürmchen und Zinnen die Beſatzung zur Flucht oder Uebergabe zwingen würden. Und dann hat der Feind nicht nur die koloſſalſten Waffenvorräthe auf einem Punkt vereinigt vor ſich, um ſie bequem fortſchaffen zu können, ſondern er kann bei nur kurzem Verweilen durch Zerſtörung der Maſchinen die öſtreichiſchen Kriegsrüſtungen für lange Zeit völlig lähmen.

Die Anſtrengungen, welche der Bau des Arſenals erforderte, hinderten wenigſtens in den erſten Jahren die Inangriffnahme anderer größerer Bauten. Was demungeachtet geſchaffen wurde, waren wieder Militärbauten. So wurde das Palais der ehemaligen italieniſchen Garde den Offizieren der Cavallerieequitation eingeräumt und dem Palais gegenüber eine rieſige Reitſchule erbaut. Eine andere Reitſchule wurde für die Artillerieequitation in einem Hofe der großen Artilleriekaſerne gebaut. Dieſes Gebäude war wirklich zweckmäßig und an ſich geſchmackvoll, konnte aber keinen Effect hervorbringen, da es in dem Kaſernenhofe ſteckte wie ein Weinkrug in einem Kühleimer.

Man mochte erkannt haben, daß das Arſenal ſeinem Zwecke nicht genügend entſpreche, und wünſchte darum ein noch näheres und ſtärkeres Zwing-Uri zu beſitzen. Und ein ſolches meinte man in der aus zwei Theilen beſtehenden Franz-Joſephskaſerne zu ſchaffen. Das nicht unſchöne Thor, welches als eine (vielleicht für die Zukunftsſiege von Magenta und Solferino gewidmete) Siegespforte betrachtet wurde, contraſtirte ſeltſam mit der in dem düſterſten Blockhausſtil aufgeführten Doppelkaſerne, die namentlich ſeit der Demolirung der ihren unteren Theil umgebenden Wallmauer und von dem gegenüberliegenden Donauufer geſehen eine frappante Aehnlichkeit mit der Baſtille beſitzt.

Mit Stolz blickte man auf die erwähnten vier Gebäude! Kamen fremde Prinzen, Generale oder Diplomaten nach Wien, ſo ſtand die Beſichtigung

dieser Etablissements unausbleiblich auf der Liste der den Besuchern zu bereitenden Freuden. Bei nicht fürstlichen Personen machte ein General oder Hofadjutant, bei Prinzen und regierenden Häuptern der Kaiser selbst den Führer. Eine Parade, eine Production der Zöglinge der Hofreitschule, die Besichtigung einer gewöhnlichen Kaserne und der Franz-Josephskaserne, eine Fahrt in das Arsenal, Productionen der Offiziere der Cavallerie- und Artillerieequitation, ein Familiendiner und ein Galladiner, dann eine Revue der in den kaiserlichen Stallgebäuden befindlichen Pferde und Equipagen waren die Herrlichkeiten, welche die höchsten und allerhöchsten Gäste zu Gesicht bekamen. Mochten sie auch das alles bei früheren Besuchen genügend kennen gelernt haben, immer wieder mußten sie denselben Becher bis zur Neige leeren. Dafür wurden sie aber auch mit dem Besuche der verschiedenen Bildergallerien, Antikensammlungen, oder gar der Naturaliencabinete und Bibliotheken verschont, wenigstens ist uns kein Beispiel bekannt, daß einem Gaste des Hofes der Besuch irgendeiner dieser Anstalten zugemuthet worden wäre.

Die Universität wurde bekanntlich noch 1848 in eine Kaserne umgewandelt, freilich nur provisorisch, aber das Provisorium dauerte so lange, daß man, als endlich an Aufhebung desselben gedacht wurde, den früheren Zustand vergessen hatte. Bei Räumung der „Universitätskaserne" wurde sie der kaiserlichen Akademie eingeräumt und nur ein Theil des Gebäudes den Studirenden übergeben. Die Kirche dagegen wurde den ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu geöffnet. Da jedoch die Männer des Schwertes einen Theil der Wohnungen der Wissenschaften für sich occupirt hatten, wollte man großmüthig auch den letzteren wieder ein Plätzchen gönnen, und so räumte man der medicinischen Facultät einen Theil der ehemaligen Gewehrfabrik ein, während der andere Theil dieses alten, fehlerhaft gebauten Gebäudes in eine Polizeikaserne umgeschaffen wurde. In den niedrigen, dunkeln und feuchten Räumen, in welchen früher die kaiserlichen Büchsenschmiede mit dem Blasebalg und Hammer hantiert hatten, hielten Oppolzer und Rokytansky ihre Vorträge, während draußen vor den Fenstern die slowakischen und ruthenischen Rekruten des k. k. Polizeiwachcorps nach dem „Eins, Zwei" ihrer Abrichter gedrillt wurden!

Endlich sollte auch ein nicht für militärische Zwecke bestimmtes Gebäude zur Ausführung kommen, die aus Anlaß des auf den Kaiser verübten Attentats projectirte Votivkirche. Erzherzog Maximilian, der nunmehrige Kaiser von Mexiko, suchte seiner Freude über das Mißlingen des Attentats Ausdruck zu geben und ein gewaltiges Denkmal zur Erinnerung an dieses Ereigniß aufzurichten. Er eröffnete die Sammlung für den Bau der Kirche. Eine ansehnliche Summe — nahe an zwei Millionen — wurde zusammengebracht, Concurse wurden ausgeschrieben und Contracte abgeschlossen; dennoch vergingen über drei Jahre, bevor der Bau begonnen werden konnte.

Digitized by Google

Bei den zu jener Zeit und mit geringen Ausnahmen noch jetzt herrschenden Ansichten war es ganz natürlich, daß man jede Verfügung der Regierung, mochte die Sache auch durch die Nothwendigkeit geboten oder gar von der früheren Regierung beschlossen und begonnen worden sein, als einzige Folge allerhöchster Huld und Gnade darstellte und die Masse der Bevölkerung von der Richtigkeit dieser Anschauung durch verschiedene gewöhnlich sehr kostspielige Mittel zu überzeugen suchte. Daher wurde die Grund- und Schlußsteinlegung selbst geringfügiger Bauten mit Pomp in Scene gesetzt, ja es geschah, daß, obgleich man bei einem Gebäude schon eine Grundsteinlegung gefeiert hatte und auch eine Schlußsteinlegung vorbereitet wurde, auch noch die einzelnen Theile des Gebäudes oder bestimmte Räume desselben, z. B. Kapelle, Empfangsaal u. dgl. feierlich eingeweiht oder eröffnet wurden, worauf es zum Schlusse unter irgend einem Vorwande noch eine letzte außer dem Programm stehende Cardinalfestlichkeit gab. Auch kam es vor, daß man die Jahrestage derartiger Festivitäten auf gleiche Weise feierte.

Man wird das Gesagte nicht übertrieben finden, wenn man sich z. B. nur daran erinnert, daß im Jahre 1856 im Mai die Grundsteinlegung der Votivkirche, im Juni die Schlußsteinlegung des Arsenals, einige Wochen später die Einweihung der Kirche, dann die Eröffnung des Sitzungssaales des Arsenals und — wenn wir nicht irren — die Grundsteinlegung des Karlsmonumentes stattfand. Gleichwohl stehen noch die feierliche Eröffnung des Museums in dem Arsenal und die Enthüllung der Bildsäule des Kaisers Franz Joseph bevor.

Ebenso wurden bei der Stephanskirche die einzelnen Giebel, einzelne Kapellen und schließlich der Adler auf dem Thurme geweiht und selbst die Besichtigung eines oder des andern noch im Bau begriffenen Theiles machte man zum Gegenstand einer besondern Festlichkeit. Bei dem Bau dieser beiden Kirchen, mit welchen die Regierung eigentlich nichts zu schaffen hatte, zeigte sich das Bestreben der „Gutgesinnten", alles Verdienst nur der einen Sonne zuzuwenden und alles Glück und Heil nur von dort empfangen zu wollen, in auffälligster Weise. Für die Stephanskirche bestand ein eigener Dombaufond, welcher aus den Erträgnissen einiger noch aus früherer Zeit datirenden Stiftungen und aus freiwilligen Beiträgen gebildet wurde. Der Bau war also eine Angelegenheit des Dombaucomités oder höchstens der Gemeinde, und wenn auch der Kaiser einen Beitrag aus den Staatskassen anweisen ließ, so war diese Summe streng genommen nur der Gabe jedes andern Privatmannes gleichzuachten. In noch höherem Grade war dieses bei der Votivkirche der Fall, deren Bau ganz von den durch Sammlung zusammengebrachten Geldern bestritten werden sollte. Freilich war diese Quelle ziemlich bald erschöpft, worauf der erlauchte Patron des Unternehmens andere Fonds zu eröffnen suchte und den Bau des auf seine Anregung begonnenen Gotteshauses wenigstens nicht ganz ins Stocken gerathen

Digitized by Google

ließ, was nunmehr wahrscheinlich geschehen dürfte, da die aus dem sogenannten Stadterweiterungsfond ausgeworfene Summe kaum hinreicht, um das bereits Beendete zu erhalten.

Die dringende Nothwendigkeit, bei der durch die Festungswälle und die zahlreichen Bauverbote, sowie durch die an sich überaus engen und unregelmäßigen Gassen der innern Stadt herbeigeführten Hemmung des Verkehrs eine Abhilfe zu treffen, wurde allgemein gefühlt und wiederholt mündlich und schriftlich der Regierung mitgetheilt. Die kaum glaubliche Ueberfüllung mancher Quartiere hatte die nachtheiligsten physischen und moralischen Folgen, und namentlich mußte die andauernde Heftigkeit der von 1854—1855 grassirenden Cholera- und mehrer Typhusepidemien nur dieser Ueberfüllung zugeschrieben werden. Die Miethszinse stiegen auf unerschwingliche Höhe, und es wurden, da viele Aemter in gemietheten Localitäten untergebracht werden und ungeachtet aller Kasernenbauten die meisten Offiziere und Beamten Privatwohnungen beziehen mußten, auch die Finanzen in fühlbarer Weise mitgenommen. So überstieg z. B. zu jener Zeit die Gage eines Lieutenants das demselben ausgezahlte Quartiergeld nur um wenige Gulden.

War man nun von der Nothwendigkeit überzeugt, daß in dieser Sache wirklich einmal Etwas geschehen müsse, oder war es der Gedanke, die Gründe um die Stadt, welche, da ihr Eigenthumsrecht zweifelhaft, als Eigenthum des „k. k. Aerars" angesehen wurden, bestens zu verwerthen, oder trieb endlich Nachahmungssucht an, zu der von Napoleon dem Dritten unternommenen Umgestaltung der Seinestadt ein Gegenstück an der Donau zu schaffen: genug, es geschah wirklich etwas. Am ersten Weihnachtstage 1857 wurde ein kaiserliches Decret veröffentlicht, durch welches Wien aus der Liste der östreichischen Festungen gestrichen wurde. Mit der Entwaffnung und Demolirung der Stadtwälle sollte sogleich begonnen und in geregelter Weise fortgefahren werden, wobei auf die beschränktesten Passagen vorzugsweise Rücksicht genommen werden sollte. Die Bauverbote und Beschränkungen, soweit ihnen fortificatorische Rücksichten zu Grunde lagen, wurden aufgehoben. Aus dem Erlös für die an die Meistbietenden verkauften Bauplätze und das bei der Demolirung der Wälle gewonnene Baumaterial wurde ein eigener Stadterweiterungsfond gebildet, über dessen Bestimmung und Verwaltung übrigens noch jetzt nichts Genaues und Befriedigendes bekannt geworden ist. In späterer Zeit sollten auch die Linienwälle um die Vorstädte niedergerissen werden. Zugleich wurden Ingenieure und Architekten aufgefordert, Pläne über die Anlage der neuen Stadttheile einzusenden und hierauf mehre ziemlich bedeutende Preise ausgeschrieben. Doch sollte unter allen Umständen an der Beibehaltung des dermaligen Exercierplatzes in seiner vollen Ausdehnung und an der Anlage zweier die Stadt umgebender Straßen, der Ringstraße und der Lastenstraße, sowie an einigen anderen, min-

Digitized by Google

der bedeutenden Bestimmungen festgehalten werden. Außerdem mußte ungefähr ein Drittheil der durch die Auflassung der Esplanade oder des Glacis geschaffenen Bauplätze zur ausschließlichen Verfügung der Regierung reservirt bleiben; die übrigen Baugründe konnten an die Baulustigen, deren Eifer durch verheißene vieljährige, jedoch nicht für alle Fälle gleiche Steuerfreiheit gesteigert wurde, verkauft werden. Indeß behielt sich die Regierung (oder vielmehr der Hof) auch da ein entscheidendes Votum vor. So geschah es, daß ein Platz, auf welchem die Gemeinde eine Schule erbauen wollte, trotz wiederholter Bitten des Gemeinderathes der Stadt verweigert wurde, weil das Oberstallmeisteramt diesen Platz — nebenbei bemerkt, einen der schönstgelegenen Punkte am Rande der Vorstadt Mariahilf — als Futtermagazin der kaiserlichen Hofmarställe benutzte und nicht entbehren zu können vorgab. Ebenso wurden, während Privatunternehmer die von ihnen beanspruchten Bauparzellen um sehr hohe Preise erstehen mußten, große Plätze um ein wahres Spottgeld an gewisse Begünstigte verkauft. Ein Prinz, welcher ein vor seinem Palais befindliches kaum einige Quadratklaftern messendes Fleckchen der Stadt überließ, erhielt von derselben als Entschädigung einen an der Ringstraße liegenden freien Platz zur Erbauung eines neuen Palais, verkaufte aber denselben später um eine enorme Summe und fing auf einem Platze zu bauen an, welcher ihm unter irgendwelchem Vorwande von der Regierung geschenkt worden war.

Gleichzeitig wurde eine neue Bauordnung veröffentlicht, wodurch allerdings mancherlei lästige Beschränkungen aufgehoben wurden, andrerseits aber der Schlendrian und der Betrug freieren Spielraum erhielten. Die Erdgeschosse brauchten fortan nicht mehr gewölbt zu werden, die Thür- und Fensterstöcke konnten aus beliebigem Material verfertigt sein, die Höhe der Häuser und die Zahl der Etagen wurden gar keiner Beschränkung unterzogen, und so stiegen denn alsbald thurmartige Kolosse in die Höhe, deren Inneres häufig gegen das Licht und die frische Luft fast hermetisch abgeschlossen war, und welche daher von einer berühmten medicinischen Autorität mit Recht Plantagen des Typhus und der Tuberkulose genannt wurden. Doch war die Gestattung der vermehrten Anwendung des Eisens und die Beseitigung mehrer polizeilicher Sicherheitsmaßregeln oder besser gesagt Plackereien immerhin ein Fortschritt.

Da nun aber auch in Oestreich nichts vollkommen sein kann, so wurde auch das Wenige, was man gegeben, beschnitten und durch verschiedene Zusätze und Nebenbedingungen verunstaltet. Man hatte allerdings schon früher den Belagerungszustand aufgehoben, aber die Wahrzeichen desselben noch immer beibehalten. Welches Unglück konnte durch ein Zuviel von Freiheit oder wenigstens durch die Aussicht auf ein solches Zuviel gestiftet werden! Man durfte zwar „von dem Tacte", d. h. von der Zähigkeit und volksfeindlichen Gesinnung der mit der Vollziehung dieser Maßregeln beauftragten, unter dem Schutze des Ab-

Digitized by Google

solutismus emporgestiegenen Männer erwarten, daß sie sich keiner Uebereilung hingeben und jeden Anlaß zur Verzögerung benutzen würden, und irrte sich auch nicht, da z. B. die Kanonen auf den Basteien, vor der Franz-Josephkaserne und namentlich vor der Burg, bis zum letzten Moment stehen blieben und die erwähnten kleinen Blockhäuser und Reduits nur wenige Stunden vor ihrer Demolirung geräumt wurden. Aber endlich mußte doch auch der letzte Ueberrest der Apparate des Belagerungszustandes fallen, und man hatte also bei Zeiten daran zu denken, die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Daher sollte an dem andern Ende der Stadt ein Gegenstück der Franz-Josephkaserne, eine die Stadt, die nördlichen Vorstädte und den Donaukanal beherrschende befestigte Kaserne für einige Tausend Mann erbaut, der äußere Umfang der Stadt aber alle 500 Schritte mit blockhausartigen und mit eisernen Gitterzäunen umgebenen Wachthäusern bespickt werden. Auch wollte man von einer Pflasterung der Ring- und Lastenstraße nichts wissen, weil man durch die Macadamisirung derselben das Errichten von Barrikaden unmöglich zu machen glaubte, und ebenso wollte man durchaus einige Bollwerke fortbestehen lassen, um wenigstens einige dominirende Punkte zur Aufführung von Geschützen zu besitzen.

Die allgemeine Einführung der gezogenen Geschütze und die daraus gefolgerte Gewißheit, daß man die Stadt auch mit außerhalb der Barrieren aufgefahrenen Kanonen in Schutt schießen könne, brachten von diesem Projecte ab. Nach dem Jahre 1859, als man der Bevölkerung auf allen Seiten Zugeständnisse machen und besonders alle Drohungen vermeiden zu müssen glaubte, wurde erklärt, „daß von der Errichtung befestigter Objecte längs der Ringstraße abzusehen sei", wobei einige jener in der Noth so beliebten Phrasen von Vertrauen, Herstellung der gesetzlichen Zustände, bereitwilligem Eingehen auf die Anschauungen der Bevölkerung aufgetischt wurden. Der Wiener glaubte natürlich unter jenen „befestigten Objecten" nicht nur die mehr komischen als gefährlichen Wachthäuser, sondern vorzüglich die Kasernen verstehen zu müssen, sollte aber sehr bald eines Anderen überzeugt werden.

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Dr. Johann Jacoby. 2 Theile. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1865.

Giebt abgesehen von der eigentlichen Biographie, aus der wir unter anderem sehen, daß Simon aus ursprünglich jüdischer Familie stammte und im Jahre 1805 geboren war, daß er als Referendar in Brandenburg das Unglück hatte, einen Gegner im Duell zu tödten, und daß er darauf mehre Jahre Festungshaft zu erdulden hatte, eine große Anzahl interessanter Notizen über die politische Entwickelung Preußens, besonders in den vierziger Jahren und über die damaligen Verhältnisse in Breslau, wo der Verfasser von „Annehmen oder Ablehnen" bald zum Mittelpunkt der Opposition wurde. Bei der Schilderung des Charakters Simons darf man freilich nicht vergessen, daß es ein Freund und Parteigenosse ist, der sie giebt. Indeß sind so viele Materialien von Simons eigner Hand, Tagebuchsblätter, Reiseskizzen, Briefe u. d. m. eingefügt, daß der Leser sich ein eignes Urtheil bilden kann, und dieses wird dahin gehen, daß der Hingeschiedene als Mensch die Liebe, die ihm viele bewahren, allerdings in reichem Maße verdient hat. Auch als Politiker war er ein ehrenwerther tüchtiger Mann, gewissenhaft und furchtlos, nur daß bei ihm, vorzüglich in der Zeit nach den Februartagen von 1848, Gefühl und Phantasie die verständig realistische Betrachtung der Dinge beeinträchtigten, und daß er später in die Fehler aller Flüchtlinge verfiel, die sich darin concentriren, daß man die mit über die Grenze genommene Vorstellung von dem, was möglich und erstrebenswerth, mehr oder minder für immer festhält und so in einer Welt lebt, die sich mit jedem Jahre mehr von der wirklichen im Vaterlande entfernt. Eins indeß erfreut hier unter manchem schiefen Urtheil: zu allen Zeiten und bis zuletzt ist Simon in der Verbannung ein guter Preuße geblieben. Recht anmuthige Beiträge zur Culturgeschichte Deutschlands sind die Mittheilungen aus dem Hause des Großvaters und der Eltern Simons, welche den größten Theil des ersten Capitels im ersten Bande ausmachen.

Geschichte der Hohenstaufen. Von Wilhelm Zimmermann. Zweite Auflage, Stuttgart, Riegersche Verlagshandlung. 1865.

Diese zweite Auflage ist eine mehrfach veränderte und verbesserte, auch umfaßt sie achtzehn Jahre mehr als die erste, indem sie die Ereignisse vom Ableben Friedrichs des Zweiten bis zum Tode Conradins hinzufügt. Die Auffassung der Hohenstaufen von Seiten des Verfassers trifft im Wesentlichen mit der unseren zusammen, die Darstellung ist lebensvoll, anschaulich und von der Art, daß das Werk sich auch für das größere Publikum eignet.

Europäische Chronik von F. W. Ghillany. Leipzig, 1865. Verlag von O. Wigand. 2 Bde.

Ein gutes Nachschlagebuch, welches die wichtigsten Daten der Neuzeit von 1492

Digitized by G

bis 1864 mit besonderer Berücksichtigung der hauptsächlichsten Friedensverträge bringt deren Hauptartikel in der Sprache der Originale mitgetheilt werden.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der französischen Revolution. Von Sigismund Stern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1865.

Lesefrüchte aus Sybel, Häusser, Pertz, Droysen u. a. in die Form von Vorlesungen gebracht, geschickt verbunden, anschaulich vorgetragen, eigene Urtheile nicht darunter.

Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. Nach einer handschriftlichen Mittheilung von Paul v. Bojanowski. Weimar, H. Böhlau. 1865. 67. S. 8.

Eine sehr ins Einzelne gehende, ungemein lebendige Schilderung des Bastillensturms von einem Augenzeugen aus den Memoiren Pitras von Lyon, welcher 1789 zu den pariser Wählern gehörte. Das Original befindet sich im großherzoglichen Archiv zu Oldenburg in der aus Briefen an den Herzog Peter Friedrich Ludwig bestehenden und nach dem Ableben desselben zu einem Ganzen geordneten „Revue littéraire de Paris". Die Anführer der Bastillenstürmer waren Helie, ein Offizier vom Regiment der Königin, und Hulin, ein Freund der Frau von Staël, der später (1813) Gouverneur von Berlin war.

Der Sturz des weströmischen Reichs durch die deutschen Söldner von Reinhold Pallmann. Weimar, Verlag von H. Böhlau. 1864.

Eine Geschichte Odoakers und der von ihm geführten Rugier und Heruler bis zum Untergang Odoakers durch Theodorich, auf gründlicher Forschung beruhend, aber nur für gelehrte Fachgenossen geschrieben.

Die Stadt der Intelligenz. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Verlag von Oswald Seehagen. 1865.

Feuilletonartikel über das Leben und Treiben in Berlin, dessen Aeußerlichkeiten ziemlich hübsch geschildert sind. Wo der Verfasser sich über die Sphäre der Conditoreien, Schenkwirthschaften und Theater hinaus wagt, will sein Referat nicht viel bedeuten, und wo er sich im Ton der Satire über politische Gegenstände versucht, läuft es meist auf Plattheiten hinaus.

Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs von Paul Lindau. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1865. 229 S. 8.

Eine gute, auf Studium und eigene Erfahrung sich gründende Kenntniß des französischen Wesens und Lebens lassen den Verfasser mancherlei Neues sagen, und der Geist des Feuilletons, den er in nicht gewöhnlichem Maße besitzt, läßt ihn das Neue auch in amüsanter Weise sagen. Recht gut ist, was er über die Parteien, den Chauvinismus und über den gesellschaftlichen Verkehr des heutigen Paris mittheilt. Sehr interessant ist seine ausführliche Charakteristik der Rachel. Auch was er über Victor Hugo, Scribe und Flauberts Romane sagt, läßt sich seinem wesentlichen Inhalt nach unterschreiben. Ganz besonders hübsch endlich ist sein letztes

Digitized by Google

Capitel: die Geschichte von Wagners „Tannhäuser" in Paris. In dem Abschnitt über die Parteien indeß geht er offenbar zu weit, wenn er das Vorhandensein eigentlicher Parteien in Frankreich läugnet. Es ist gewiß eine arge Uebertreibung, wenn er sagt: Frivoles Schäkern bilde den Grundzug des französischen Nationalcharakters, dieses leichtfertige Vergnügenfinden an hunderttausend Kleinigkeiten bedinge eine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge von ernsterem Gehalt, und die Franzosen seien besonders deshalb Patrioten, weil sie der Patriotismus amüsirte. Das paßt doch höchstens auf das Quartier Latin und ähnliche Kreise.

Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen. Von Maximilian Perty. Leipzig und Heidelberg, 1865. C. F. Wintersche Verlagshandlung. 336 S.

Eine Schrift, die allerdings nicht darauf Anspruch macht, den Gegenstand wissenschaftlich zu erschöpfen, die aber eine große Anzahl interessanter Beobachtungen der Physiologen und Psychologen der letzten Jahrzehnte zusammenstellt, und deren Ansichten über den Unterschied zwischen der Menschen- und der Thierseele, über das, was man bei den Thieren Gemüth und Willen nennen kann, über Instinct und Kunsttrieb der Thiere, über den psychologischen Charakter der einzelnen Classen derselben u. s. w. sich hören lassen. Recht gut klingt namentlich, was der Verfasser in Bezug auf den Unterschied zwischen der Menschenseele und der Seele der (höheren) Thiere sagt. „Die Thiere werden körperlich und geistig früher reif als der Mensch. Die meisten größeren Landsäugethiere sind in wenigen Jahren ausgewachsen und fortpflanzungsfähig. Die meisten kommen in Uebereinstimmung hiermit in viel kürzerer Zeit auch in den vollen Besitz ihrer seelischen Kräfte, zum Theil, weil die körperlichen Bedingungen, namentlich die Ausbildung von Hirn-, Nerven- und Sinnensystem, früher vollständig gegeben sind als im Menschen. Dafür ist aber auch ihre Vorstellungswelt früher abgeschlossen und damit die Größe der möglichen Vervollkommnung sehr beschränkt. Die meisten Vorstellungen der Thiere beziehen sich auf das eben Gegenwärtige, und die Zahl ihrer Erinnerungsbilder ist nur klein. Das Thier verhält sich etwa wie ein Kind oder ein ungebildeter Mensch, indem es leicht, aber nur vorübergehend durch sinnliche Interessen aufgeregt wird und nach deren Befriedigung wiederum in seine Gleichgiltigkeit zurücksinkt, ohne daß Erregung und Befriedigung ein Nachdenken hierüber veranlaßten und eine Erhöhung seines geistigen Wesens anbahnten. Nur fragmentarisch gereizt, ist das Thier nicht wie der Mensch im Stande, zuerst eine reiche Menge von Erfahrungen in sich anzusammeln und festzuhalten und so zu verarbeiten, daß sich daraus Beweggründe zu zusammenhängendem Handeln bilden. Während der Mensch in sich das ganze Universum aufnimmt, nimmt das Thier nur einen kleinen Theil der äußeren Welt in seine innere auf, und so fehlt seinem Seelenleben auch der Charakter der Allgemeinheit, indem es nicht zu umfassenden Begriffen fortschreiten, überhaupt nicht im höhern Sinne denken, daher auch nicht sprechen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 35.

Ausgegeben am 25. August 1865.

Inhalt:

Die deutsche Schillerstiftung. 1. . . . . Seite 321
Die Mittelstaaten vom finanziellen Standpunkt 333
Der Idealismus in der Politik 341
Die neuen Bauten in Wien. 2. 347
Vermischte Literatur 358

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Die deutſche Schillerſtiftung.

1.

Dies Blatt hat lange vermieden, über die Schillerſtiftung zu berichten. Das Beſchaffen der Hauptſumme durch eine Lotterie, welche ihre Thaler meiſt von Solchen erhielt, deren Erwartungen auf einen entſprechenden Gewinnſt getäuſcht wurden, die unbehilfliche Verbindung des gewonnenen Capitals mit den Schillervereinen, die Beſchaffenheit der Statuten, die Wahl der leitenden Perſönlichkeiten aus den Schillervereinen, die heimliche Vertheilung, die Patronage, legten ein abſchätzendes Urtheil über den zeitweiligen Werth der Stiftung nahe. Aber dies Urtheil durfte nicht über die mögliche Bedeutung der Stiftung verblenden und nicht die Hoffnung nehmen, daß ſich allmälig eine befriedigende Organiſation und Verwendung der Rente aus den Vereinen ſelbſt herausbilden werde. Grade jetzt, wo eine heftige Polemik divergirender Anſichten zu einem vorläufigen Reſultat geführt hat, dürfte an der Zeit ſein, unſern Leſern eine Darſtellung des Sachverhältniſſes zu geben und der Schwierigkeiten, mit denen die Stiftung noch ringt. Wir haben dafür das Referat eines verehrten Mitarbeiters erbeten, welcher dem Unternehmen ſeit ſeiner Gründung naheſtand, und theilen dies im Folgenden mit, indem wir uns vorbehalten, demnächſt Vorſchläge zu machen, welche uns zur Förderung des Inſtituts wünſchenswerth erſcheinen.

Der Verfaſſer der folgenden Darſtellung theilt nicht die Wünſche derer, welche durch die letzte Generalverſammlung und durch die Wiederherſtellung des Heimlichkeitsparagraphen die Schillerſtiftung nunmehr für lange Zeit wieder der Zeitungspolemik entzogen zu ſehen hoffen. Es liegt uns eine Broſchüre vor, welche der Vorſtand des breslauer Schillervereins als Manuſcript hat drucken laſſen, und die wir, vielleicht mit einigen mildernden Aenderungen, als einen wichtigen Beitrag zum Verſtändniß der in der Schillerſtiftung ſich gegenüberſtehenden Meinungen, durch den Buchhandel allgemeiner zugänglich gemacht zu ſehen wünſchten. Es würde dies, auch ohne die Oeffentlichkeit, welche Wien, Berlin, Leipzig und andre Zweigſtiftungen ihren polemiſchen Rund-

ſchreiben ähnlicher Art längſt gegeben haben, durch den Werth der ſorgfältigen Arbeit durchaus gerechtfertigt erſcheinen.

Für jetzt müſſen wir von einer nähern Bezugnahme auf dieſe Schrift Abſtand nehmen und wir können dies um ſo mehr, als anderweitiges Material über den nämlichen Gegenſtand, wenn auch zerſtreut, doch in hinreichender Menge vorhanden iſt, um uns die Einzelnheiten des Conflicts mit Deutlichkeit überblicken zu laſſen.

Vorausgeſchickt ſei aber in Betreff der jetzigen Verwaltung der Stiftung (wir meinen die ſeit dem 1. Juli in Function getretene), daß dieſe Verwaltung, der Majorität nach, ſich zu den Grundſätzen der vorigen Verwaltung bekennt. Im jetzigen Verwaltungsrathe ſitzen nämlich abermals Berlin, München und Weimar, ferner deren Bundesgenoſſe Wien, d. h. von ſämmtlichen ſieben Verwaltungsrathsſtimmen gehören nicht weniger als fünf der alten Richtung an, indem unter dieſen vier Zweigſtiftungen der Vorort begriffen iſt, dieſer aber ſatzungsgemäß zwei Verwaltungsrathsmitglieder ſtellt. Die weiter neu hinzugekommenen Stiftungen ſind Köln und die badiſche Landesſtiftung, von denen die letztere zur Oppoſition zählt, ohne übrigens bis jetzt in dem Kampfe eine hervorragende Stellung eingenommen zu haben, während Köln ſich auf der letzten Generalverſammlung ſogar im Weſentlichen auf Seiten des Verwaltungsraths hielt. Im günſtigſten Falle ſtehen die bisher von der Oppoſition geltend gemachten Geſichtspunkte alſo auch jetzt, nachdem durch den Einſpruch des ſächſiſchen Miniſteriums die Rückkehr zu den alten Statuten und die Wahl eines neuen Vororts durchgeſetzt worden iſt, im Verwaltungsrath wie 2 zu 5. Was den neuen Vorort Wien betrifft, ſo hat er nicht nur Weimar auf der vorigen Generalverſammlung bei ſeiner Candidatur für die abermalige Vorortsehre mit unterſtützt, er hat auch in mehrmaligen Circularen den Standpunkt Weimars verfochten; und ſchließlich hat er der Generalverſammlung, nachdem er mit 13 gegen 9 Stimmen ſelbſt Vorort geworden war, die Abſicht zu erkennen gegeben: ſein Amt „im Geiſte Weimars“ verwalten zu wollen.

Die letzte Generalverſammlung iſt überdies unter leidenſchaftlichen Angriffen gegen das ſächſiſche Miniſterium und unter nicht minder leidenſchaftlichen Ausfällen gegen den Verfaſſer der vorerwähnten Oppoſitionsbroſchüre zu Ende gegangen. Es heißt alſo nicht Oel ins Feuer gießen, ſondern einfach den wirklichen Thatbeſtand wiedergeben und zur Klärung deſſelben beitragen, wenn die nachfolgende Darſtellung ſich mit dem Zwieſpalt als einem noch fortdauernden beſchäftigt.

Worin beſteht derſelbe?

Wir glauben, ſeinen Grundzügen nach, in der verſchiedenen Auffaſſung des Stiftungszwecks, in der Art alſo, wie die Jahreszinſen des großen Stiftungsfonds zu verwenden ſeien.

Digitized by Google

Hier ist der betreffende Paragraph (§ 1) der alten, jetzt wieder allseitig anerkannten Satzungen:

„Die Schillerstiftung hat den Zweck, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet.

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsraths überlassen."

Es ist schon bei der ersten Gründung auf die Gefahren aufmerksam gemacht worden, welche Stiftungen dieser Art in ihrem Schooße bergen. Ohne Zweifel fehlt es uns in Deutschland nicht an Personen, welche ansprechende Gedichte machen, obschon sie nicht eigentlichen Dichterberuf haben, und obschon sie und die Ihrigen sich ohne jene Fertigkeit weit besser befinden würden. Die Enge unsrer politischen Verhältnisse und die große Verbreitung von allerlei im Leben nicht immer verwerthbaren ästhetischen Kenntnissen sorgen dafür, daß nach wie vor das deutsche Gemüth sich mit Vorliebe, wenn auch häufig ohne alle Hörer, im Blasen der Pansflöte gefällt. Diese friedliche Beschäftigung ist nun leider weniger harmlos, als es scheinen möchte. Goethe sagt einmal in seinem Briefwechsel mit Schiller: „Die poetische Thätigkeit ist doch nun einmal der beste Zustand, den Gott den Menschen hat gönnen wollen". Es braucht niemand Goethe zu sein, um sich der Gunst der Musen mit gleich gehobener Empfindung zu erfreuen. Dem Gestalt zu geben, was in unsrer Seele lebt, ist in der That ein Entbinden unsrer besten Kräfte, ein Freiwerden vom Drucke des Stoffes, und wer athmete nicht gern einmal in dem feinen Aether des idealen Schaffens? Dennoch wird nicht ungestraft vom Tische der Götter gespeist. Die gewöhnliche Tageskost verliert an Reiz. Die Nüchternheiten der Berufspflichten beginnen abstoßender zu wirken. Unmerklich spannen sich Saiten ab, welche einen kräftigen, wenn auch rauhen Ton versprachen, und andere straffen sich, deren vielverheißender Klang bald genug sich als trügerisch und ohne aushaltende Dauerfähigkeit erweist. Aber die neue Lebensbahn ist einmal betreten, die alten Gleise lassen sich nicht wiederfinden. Kleine Erfolge reizen zum Erstreben großer. Die goldnen Ernten der Mittelmäßigkeit erwecken, wenn nicht den Neid, so doch, im Bewußtsein reinerer Ziele und edlerer Begabung, den Zorn des Anerkennungerzwingenwollens, den Wahn des Siegenmüssens auf Grund des besseren Könnens. Eine Hoffnung vertröstet die andere, eine Selbsttäuschung belügt die andere, und endlich versinkt die Wirklichkeit

und ihre herben Ansprüche hinter die nebelhaften Schleier einer traumartig krankhaften Lebensauffassung, die mit der einen Hand streichelt und mit der andern ins Elend stößt.

Eine Stiftung, welche die Zahl dieser verfehlten Existenzen vermehren hälfe, wäre ein Fluch und kein Segen.

Man hat sich daher mit Recht gefragt: Wird die Schillerstiftung nicht eine Pflanzschule der Mittelmäßigkeit werden? Wird sie und ihre Prämien die Kunst des bloßen Versemachens nicht noch epidemischer machen? Werden Leute, die das Zeug zu etwas Besserem als zum schlechten Poeten in sich tragen, nicht durch diese Versorgungsanstalt bei der Wahl ihres Lebensberufs auf die Wege Apolls abgeleitet werden, unbekümmert darum, ob diese Wege in einen Sumpf auslaufen?

Und weiter hat man sich gefragt: entgeht die Stiftung dieser Gefahr nicht am einfachsten dadurch, daß sie sichs zur wesentlichen Aufgabe macht, das Loos solcher Dichter zu verschönern, welche sich bereits als Geister bevorzugter Art bewährt haben? kann sie nicht, indem sie denselben annehmbar große Jahrgehalte aussetzt, die vielleicht zeitweilig erwerbsmäßige Thätigkeit dieser Erlesenen wieder in freies dichterisches Schaffen verwandeln und solcher Art der deutschen Dichtung zu neuem Aufblühen verhelfen? — Rückert, Geibel, Paul Heyse, Bodenstedt und andere Dichter deutscher Zunge erfreuen sich mehr oder minder ansehnlicher Pensionen aus Fürstenhänden. Sollte die Ehre, hat man gefragt, durch die Hand des Volkes als Dichter über die Sorge des Lebens hinausgehoben zu werden, eine geringere, eine zweifelhaftere sein können?

Aus Erwägungen solchen Charakters ist der weitere Gedanke hervorgegangen, durch Gründung einer Akademie die Finanzseite des Gegenstandes in die zweite Linie zurückzudrängen, und vor allem „Akademiker" zu ernennen, eine Würde, an welche sich dann in weniger neu scheinender Form der Bezug eines entsprechenden Jahrgehalts anknüpfen ließ.

Wir behalten uns vor, unsere Meinung über dieses Thema der weitern historischen Darstellung folgen zu lassen.

Insoweit der Veranstalter der Nationallotterie vor allem für den Geldzuwachs der Stiftung von entscheidender Bedeutung gewesen ist, mag hier erwähnt werden, daß der verstorbene Major Serre der Gründung einer Akademie im angedeuteten Sinne mit großer Begeisterung das Wort redete, wennschon nach glaubwürdiger Versicherung der Gedanke selbst nicht sein Eigenthum war. Harmlos und zugleich phantastisch erregt, wie man in den ersten Jahren der werdenden Stiftung und ihren Aufgaben gegenüberstand, hatte sich wohl allerdings in vielen poetischen Gemüthern der schöne Traum einer neuen Literaturepoche aus dem bunten Durcheinander der mannigfachsten Hoffnungen herausgesponnen, und schon der erste Anreger des ganzen Schillerstiftungsplanes trug

Digitized by Google

sehr bald den Wunsch im Herzen, sein Beginnen schließlich durch die Gründung einer Akademie gekrönt zu sehen. Wir citiren die eigenen Worte Julius Hammers, indem wir aus seiner „Geschichte der Schillerstiftung 2. Abth. 1859" den Schluß hierher setzen: „Dann aber . . . (nach Einführung der Oeffentlichkeit) möchte die Zeit gekommen sein, wo das Institut der Mildthätigkeit sich zu einer Kunst und Wissenschaft umfassenden deutschen Akademie erweitert haben wird. — Das walte Gott!"

Aber auch Julius Hammer war in diesem Punkte wohl kaum ohne eine gewisse zeitgeistige Beeinflussung geblieben. Weimar hatte durch die Gründung einer Malerakademie den Geschmack für Veranstaltungen dieser Art eben erst auf einen ähnlichen Weg hinzuleiten verstanden. Frankfurt trug sich mit allerhand Hochstiftprojecten. In sehr luftigen Gebilden begannen der Gemüther sich Vorstellungen und Ahnungen zu bemächtigen, die von einigen als der Keim einer völlig neuen, jeder Staatsbeeinflussung entzogenen Art von Universität aufgefaßt wurden, während andere sich darunter etwas wie die Verschmelzung von Belriguardo, Versailles und Sabinum denken mochten, eine Pflanzstätte des Schönen und Hohen, welcher die Tassos, die Racines, die Horaze nicht fehlen würden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die mit der Nationallotterie in erster Linie beschäftigten Persönlichkeiten, je größer die Einnahme zu werden begann, desto öfter von solchen Dingen reden hörten, und daß sich in ihnen selbst allmälig der Wunsch festsetzte, über die bloße Mildthätigkeit hinaus die Grundsteine zu einem Bau so vielverheißender Art legen zu dürfen. Als dann der Abschluß des Lottogeschäfts heranrückte, die statutenmäßig aber nicht zulässige Ueberantwortung des erworbenen Capitales an die sieben Verwaltungsräthe allerlei Abwickelungsvorschläge hervorrief, da folgte es von selbst, daß von dem sogenannten Hauptverein der Nationallotterie die Akademiefrage zuerst förmlich zur Sprache gebracht wurde.

Von diesem, durch die Verhältnisse naturgemäß gegebenen äußern Anstoß datirt die Sage, das Akademieproject sei vor allem Dresdens geistiges Eigenthum. Die Wahrheit ist, es wurde von allen Seiten zu jener Zeit dem Unternehmer der Nationallotterie zugetragen, und als er nun nach einer Form suchte, um die für die Schillerstiftung erworbenen 300,000 Thlr. der Stiftung zu übereignen, glaubte er dem Wunsche aller zu begegnen, indem er mit dem Vorschlag kam: 100,000 Thlr. von jener Summe für die Gründung einer deutschen Akademie abzutrennen. — Nach den seitdem in der Schillerstiftung zu Tage getretenen Sympathien scheint es zweifellos, daß dieser Vorschlag in nichts Anderem verfehlt war, als in der höchst unglücklich gewählten Form. Ließ man ihn aus dem Schoße der Stiftung hervorgehen, statt ihn von außen, gewissermaßen wie eine Forderung, in die Stiftung hineinzuwerfen, so kam

Digitized by Google

die Sache damals zur Ausführung. Es ist sehr bezeichnend, daß selbst die heftige frankfurter Gegenschrift, welche gleich darauf die Rechte der Stiftung gegen Major Serre — jetzt auf einmal ihr vermeintlicher Beeinträchtiger — zu verfechten unternahm, sich lediglich mit der Frage beschäftigte, ob Major Serre die 300,000 Thlr. nicht ohne weiteres an jene sieben Herren (einer war in Frankfurt) zu überantworten habe, daß diese Schrift aber gegen den Akademieplan auch nicht einen einzigen Pfeil zu verschießen für nöthig fand. Der weitere Vorschlag Serres, die Oeffentlichkeit einzuführen, verletzte in gleicher Weise. Wohl hatte sich das Heimlichkeitsverfahren bereits als nur mangelhaft durchführbar erwiesen, und die Mehrheit der Stiftungsmitglieder hätte sich gern durch Einführung der Oeffentlichkeit unter die Controle der Nation gestellt; aber als Bedingung des Major Serre trug dieser Vorschlag den Charakter des Mißtrauens und erbitterte die Gemüther. Inzwischen hatte der Verwaltungsrath die Abhaltung einer außerordentlichen Generalversammlung ausgeschrieben und sich, wie um einen Mittelweg zu finden, des verketzerten dresdner Akademieprojects in folgender Weise bemächtigt: es sollten etwa 50 Ehrenmitglieder ernannt werden; von diesen wären 10 bis 12, ohne Rücksicht auf Bedürftigkeit, zu besolden und zwar mit 500 Thalern jährlich. Herr v. Dingelstedt hat sich einige Monate später in einem bereits anderweitig veröffentlichten Schreiben an Major Serre (October 1862) sehr rückhaltslos über diesen Gegenstand ausgesprochen. Der Verwaltungsrath, heißt es darin, habe sich selbst bereits mit dem Akademieplan seit längerem beschäftigt gehabt. Ein sehr ausgeführter Plan zu einer Akademie sei fertig gewesen, so daß also die An- und Absichten des Hauptvereins und des Verwaltungsraths auf das Erfreulichste sich begegnen. „Leider," fährt das Schreiben fort, „war es mit der Generalversammlung nicht derselbe Fall. Abgesehen davon, daß dieselbe von vornherein festhielt an der einen formellen Bestimmung der Geschäftsordnung, laut welcher nur Zweigstiftungen Anträge an die Generalversammlung zu bringen berechtigt sein sollten, glaubt sie u. s. w. Mit den Satzungen," schließt er, „mag dann allerdings weder der Akademiegedanke, noch das Oeffentlichkeitsprincip leicht in Einklang zu bringen sein . . ." Diese letztere Ansicht des Vorsitzenden des Verwaltungsraths hat sich, wie bekannt, im Verlauf seiner weitern Geschäftserfahrungen geändert.

Es bleibt hier nun noch des Compromisses zu erwähnen, welcher zwischen dem Hauptverein der Nationallotterie und dem Verwaltungsrath am 15. Juli 1862 vereinbart wurde, insofern der, wie oben gezeigt worden ist, beiden Contrahirenden gemeinsam gehörende Gedanke einer deutschen Akademie darin ausdrücklich als einer künftigen Verwirklichung vorbehalten hingestellt worden ist. Der betreffende Paragraph 3 lautet folgendermaßen: „Sollte die vom Lotteriehauptverein beantragte Abzweigung eines Capitals von 100,000 Thlrn.

Digitized by Google

zur künftigen Gründung eines akademiſchen Inſtituts die Genehmigung der Generalverſammlung finden, ſo wird an den . . . Beſtimmungen in Betreff der . . . Zinſen etwas nicht geändert". — Das Weſentliche hierbei iſt, daß ſich das ſächſiſche Cultusminiſterium damals herbeigelaſſen hat, auch dieſen Paragraphen des Compromiſſes zu beſtätigen. An ſich hat dieſe Beſtätigung für die Form der künftigen Akademie zwar noch keinerlei Bedeutung. Es iſt dadurch aber ſpäter möglich geworden, das ſächſiſche Miniſterium in den Verdacht einer beſonderen Parteinahme für dieſes Project zu bringen und die Gründe ſeines neulichen Verhaltens darauf zurückzuführen.

So viel über die erſten Stadien, welche dieſe Angelegenheit durchlaufen hat. Dresden iſt durch die Schuld des Lotterievereins zu dem oſtenſiblen Anſtifter des Akademieplans geworden, und was der Verwaltungsrath in derſelben Richtung befürwortet hat, erſcheint lediglich als um des lieben Friedens willen befürwortet. Wir glauben allerdings annehmen zu dürfen, daß einige Mitglieder des Verwaltungsraths dem großen Plane, wenn er ſich in Weimar verwirklichen ließ, noch weit günſtiger geſtimmt waren, als ſelbſt der Major Serre.

Und dies bringt uns auf die Stellung Weimars und ſein Verhältniß zu der Schillerſtiftung.

Man iſt hier und da der Meinung, dies Verhältniß ſei überhaupt ein ſo urſprüngliches, daß die Stiftung früher oder ſpäter ihr Wanderleben in Weimar beſchließen müſſe. Was jetzt dagegen geſchehe, ſeien nur kleinliche Intriguen der Mißgunſt. Dem iſt indeſſen doch wohl folgendes entgegenzuhalten. Der erſte Aufruf zur Gründung der Schillerſtiftung datirt bekanntlich von 1855. Er ging von Julius Hammer in Dresden aus und fand in dieſer Stadt die erſte Unterſtützung. Im Juni 1857 waren in Dresden bereits 7000 Thlr. geſammelt worden, und es hatten ſich Filiale in Berlin, München, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg und Darmſtadt gebildet. Weimar war noch ohne Zweigſtiftung. Erſt im Mai 1858 wurde das Verſäumte nachgeholt, und von da an bleibt das Intereſſe Weimars für die jetzt allerdings bereits ſehr anſehnlich fundirte Stiftung im ſtetigen Wachsthum. Die ſchwierigſten Arbeiten ſind alſo ohne Weimar geſchehen. Dennoch gaben ſein endliches Hinzutreten, die rege bekundete Theilnahme des weimarſchen Staatsoberhauptes, die geſchäftskundige Perſönlichkeit Herrn v. Dingelſtedts, die allgemeine Dankbarkeit endlich für die von Weimar damals grade veranſtaltete monumentale Verherrlichung Goethes und Schillers, alles dies, ſagen wir, gab der weimarſchen Filiale ſofort eine ſchwer wiegende Bedeutung. Bis dahin hatte Dresden für die bleibende Centralſtelle der Stiftung gegolten. Jetzt regte ſich in der Mitte des dresdner Vorſtandes der Wunſch, durch ein Wechſeln des Vororts auch andere Stiftungsorte an der Ehre des Vorſitzes theilnehmen zu laſſen und der Stiftung dadurch

Digitized by Google

vor allem einen allgemein deutschen, keinen blos provinziellen Charakter zu sichern. Als diejenige Stadt, an welche Dresden die Vorortswürde nach der Beendigung seiner eigenen provisorischen Thätigkeit für die nächste fünfjährige Periode verliehen zu sehen wünschte, schlug der dresdner Vorstand selber dann Weimar vor. Dies geschah in der Form eines Antrags an die constituirende Versammlung von 1859, welche in Dresden abgehalten wurde.

Es geht ziemlich augenfällig aus diesen Thatsachen hervor — einmal: daß Weimars Verdienst um die Stiftung ein geringeres ist als dasjenige Dresdens, dann aber auch, daß Dresden die Stiftung nicht im specifisch sächsischen Interesse festhalten wollte, eine damals wohl kaum sehr schwierige Sache.

Wir haben schon erwähnt, daß die während des ersten Jahres dieser Verwaltungsperiode ohne das Verdienst der Schillerstiftung sich ins Riesige entwickelnde Nationallotterie dem Akademiegedanken neue Nahrung gab; daß er immer und immer wieder empfohlen wurde, bis Major Serre sich desselben endlich als kategorische Bedingung bemächtigte; daß er dann in dieser wenig anheimelnden Form durchfiel, von dem Verwaltungsrath indessen wenigstens in das schließliche Compromiß hinübergerettet wurde. Dies geschah 1862, nachdem man ein hervorragendes Mitglied des dresdner Vorstandes durch die Creirung der Generalsekretariatsstelle nach Weimar herübergezogen hatte. Das Akademieproject war nun zwar, als mit dem Statut der Stiftung nicht vereinbar, von der Generalversammlung von 1862 abgelehnt worden, doch hatten die Begünstiger dieses Plans ihn damals wohl nur aus der Besorgniß, die Verständigung über die Lotterieerträgnisse durch tiefgreifendere Erörterungen zu erschweren, ohne ernsten Kampf beseitigen lassen. Nun der Vertrag über die jährlich an den Vorort zu entrichtenden Zinsraten abgeschlossen worden war, empfahl sich für die dem Akademieproject Geneigten ein allmäliges aus dem Wege Räumen der ihm entgegenstehenden Hindernisse.

Diese waren im Grunde nicht sehr groß. Derjenige Paragraph, welcher den Grundgedanken der Stiftung ausdrückte, bediente sich allerdings zu zweien Malen der Worte „Hilfe und Beistand"; von Vergabungen an Nichthilfsbedürftige konnte also nicht wohl die Rede sein. Aber § 11 der nämlichen Statuten enthielt die Bestimmung: die Generalversammlung entscheidet in höchster Instanz über alle Angelegenheiten der Stiftung. Sie konnte also den Paragraphen 1, sagte man sich, ändern. Es kam nur darauf an, eine Mehrheit zusammenzubringen, welche $^2/_3$ des Gesammtvermögens besitze.

Was diese diplomatische Aufgabe betrifft, so standen auch hierfür einige Hebel zu Gebote, die nicht wohl versagen konnten. Zuerst: Wenn der Verwaltungsrath in sich nur einig ist — und Dresden, die vermögendste Stiftung, gehörte ja zum Verwaltungsrath — so bildet er bei der Generalversammlung schon einen hinreichend festen Kern, um gegen eine etwaige Opposition den

Digitized by Google

Vortheil entschiedner Anziehungskraft geltend zu machen. Denn da jedes seiner Mitglieder wieder in dem Vorstande seiner Zweigstiftung Sitz und Stimme hat, und in den meisten Fällen, schon wegen seines fortwährenden Zusammenhanges mit den täglichen Stiftungsobliegenheiten, als das geschäftskundigste, also einflußreichste Mitglied seiner Zweigstiftung zu betrachten ist, so hat bisher wenigstens die Erfahrung gelehrt, daß der Verwaltungsrath diejenigen Zweigstiftungen, aus welchen er selbst gebildet ist, zu seinen unbedingten Anhängern zählen kann. Nun sind bisher aber vorzugsweise die größeren Stiftungen im Verwaltungsrath vertreten gewesen — Dresden, Berlin, Frankfurt, München, Stuttgart, Weimar — jetzt wieder Wien, so daß die Anhänger des Verwaltungsraths zugleich die größeren Stiftungen umfaßten. Durch das unbedingte Eintreten dieser für ihre im Verwaltungsrath sitzenden Collegen finden sich also schon sechs ministeriell gesinnte Stimmen zusammen, denen das Gebahren des Verwaltungsraths ein ganz festes Programm bietet. Ferner bewilligen die Statuten auch Verwaltungsmitgliedern und namentlich dem Vororte das Recht, andere Stiftungen zu vertreten, und zwar kann jedes Vorstandsmitglied eine Zweigstiftung und ebenso jedes Verwaltungsrathsmitglied sogar (§ 96) durch solche Uebertragungen zur Führung von zwei Stimmen gelangen. Der Vorstand Weimars (der Vorortsstiftung also) besteht aber aus nicht weniger als 10 Personen; der Verwaltungsrath, wie schon erwähnt, aus 7. Umfaßt der letztere nun, wie es in der ersten Periode der Fall war, so ziemlich alle bedeutenderen Stiftungen — nur Wien, das aber keine Opposition machte, war ja noch draußen geblieben — hat ferner der Vorort durch den nur ihm möglichen Ueberblick über die in der Stiftung auftauchenden Meinungen, Begehrlichkeiten, Persönlichkeiten und durch deren gewandte Benutzung oder Umstimmung sich einen entscheidenden Einfluß gesichert, so wird es begreiflicherweise keine großen Anstrengungen kosten, sich die wenigen Stimmen noch zu sichern, durch deren Beistand eine ministerielle Majorität die etwaige Opposition lahm legt. Bei Fragen, welche nicht Statutenveränderungen betreffen, braucht diese Majorität im ungünstigsten Falle, nämlich wenn alle 22 Zweigstiftungen vertreten sind, nur aus 12 Stimmen zu bestehen. Doch räumt der 100. Paragraph der Geschäftsordnung auch hier dem Vorort noch eine nicht zu verachtende Begünstigung ein. „Bei Stimmengleichheit," besagt dieser Paragraph, „entscheidet die Stimme der vorörtlichen Zweigstiftung". Wenn man schließlich noch die leicht zur Regel werdende Sitte, den Vorsitzenden der Stiftung zugleich durch die Uebertragung der Präsidentenwürde bei den Generalversammlungen zu ehren, berücksichtigt, so bedarf es keines Nachweises, daß der Opposition eine ziemlich schwere Rolle zufällt.

Es braucht das Capitel der Orden- und Titelverleihungen hier natürlich nur insofern berührt zu werden, als die besondern Verhältnisse der Stiftung

Digitized by Google

zur weimarschen Residenz in Frage kommen. Der Gedanke, die deutsche Schillerstiftung überhaupt unter ein fürstliches Protectorat zu stellen, ist gleich in den Anfangsphasen der Stiftung mit Lebhaftigkeit bekämpft worden. Als ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit gegen den Protector der Nationallotterie später eine Art innigeres Verhältniß auch zwischen der Schillerstiftung und Weimar anzubahnen begann, wäre es vielleicht wünschenswerth — wenn auch nicht gerade höflich — gewesen, die im Uebrigen ja republikanische Verfassung der Stiftung durch einen Paragraphen zu vervollständigen, welcher die Verleihung von Titeln und Orden an die Mitglieder der Stiftung, event. deren Annahme, für nicht statthaft erklärt hätte. Da nichts Derartiges geschehen ist, lag es im natürlichen Lauf der menschlichen Dinge, daß die weimarische Vorortsperiode auch nach dieser Seite hin Herzen zu erobern wußte; ein der deutschen Loyalität, wie bekannt, im allgemeinen durchaus nicht anstößiges Gebe- und Nehmeverhältniß, das aber, wo sichs um Majoritäten und Minoritäten handelt, jedenfalls zum Verständniß der Waffengleichheit oder Ungleichheit einen beachtenswerthen Beitrag liefert.

Wir kommen nun zu demjenigen Acte des Verwaltungsraths, welcher, nach der Ansicht der Opposition, das Akademieproject in veränderter Form plötzlich als in voller Ausführung begriffen erkennen ließ, wir meinen die sogenannten „Darbietungen von Ehrengaben". Wie viel und wie oft dergleichen namhafte Summen verabreicht worden sind, das ist der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden. Da die „Darbietungen" in einer Zeit begonnen haben, wo der Heimlichkeitsparagraph 10 noch Geltung hatte, so müssen wir uns auf den seitdem wiederholt in der Presse zur Sprache gekommenen desfallsigen Passus des in der Octobergeneralversammlung verlesenen amtlichen Verwaltungsberichts beschränken. Es heißt darin nach dem Protokoll: „Der Verwaltungsrath sei in Gewährung einer Darbietung nicht aus seinen Befugnissen herausgegangen, denn sowohl an B. Auerbach als an Bauernfeld und Freiligrath, die zum 10. November 1863 Ehrengaben erhalten hätten, sei vom Verwaltungsrath eine Anfrage vorher ergangen, ob sie die ihnen dargebotene Ehrengabe annähmen. Alle drei genannten Schriftsteller aber hätten geantwortet, daß sie die ihnen in Aussicht gestellten Gaben annähmen. Materiell sei vom Verwaltungsrath je nach den vorhandenen Mitteln gegeben worden, und wenn diese nicht hätten erschöpft werden können, habe man Darbietungen gemacht".

Diese Rechtfertigung dürfte jedenfalls, wenn eine solche überhaupt nöthig war, keine glückliche sein. Einer der drei Genannten, B. Auerbach, hat seitdem, wie bekannt, durch ein Schreiben an R. Waldmüller, die ihm von Weimar zugesandten 500 Thaler in die Hände der Wittwe Otto Ludwigs überantwortet und dadurch die Meinung widerlegt, als habe er, ein Nichthilfsbedürftiger, sich in der Lage geglaubt, an den Unterstützungen der milden Stiftung participiren

Digitized by Google

zu dürfen. Er betont sogar ausdrücklich, er habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die ihm gewordene Gabe passend zu verwenden. Ganz gleichgiltig aber muß es für die Kritik dieser Darbietungen erscheinen, wie der zufällige Empfänger sich einen Paragraphen auslegt, dessen strenge Observanz nicht seine, sondern die Sache der Stiftungsmitglieder und vor allem des Verwaltungsraths ist. Ob die Gaben angenommen wurden, das ist eine völlig irrelevante Frage. Ob sie angeboten werden durften, darauf kommt es an. Dies ist aber zweifellos grade in dem vorgenannten Falle nicht der Fall. Wo keine Hilfsbedürftigkeit vorhanden ist, kann nicht von „Hilfe und Beistand" darbieten die Rede sein. Der Zweck der Stiftung ist aber, wie erwähnt, einmal „in Fällen schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand" darzubieten; demnächst auch solche Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu „berücksichtigen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen" (verdienstliches Wirken für die Nationalliteratur und zwar in dichterischer Form, sowie das Vorhandensein schwerer Lebenssorgen), wenn diese Personen nämlich „zu Hilfe und Beistand empfohlen werden". Beide Kategorien tragen also den Stempel der Hilfsbedürftigkeit an der Stirn. Einem bemittelten Autor fünfhundert Thaler aus dem Fond der Stiftung zu überlassen, war demnach eine flagrante Verkennung des Stiftungszweckes.

Wenn man nun bedenkt, daß der Plan der Ernennung besoldeter und unbesoldeter Ehrenmitglieder der Schillerstiftung im Jahre 1862 von der Generalversammlung abgelehnt worden war, so muß es allerdings befremden, bereits im folgenden Jahre den Verwaltungsrath über die Grenzen seiner Befugnisse so sehr im Unklaren zu sehen. Die Worte Akademie und Ehrenmitgliedschaft — das war jedenfalls aus den früher über dieses Capitel gepflogenen Debatten deutlich genug hervorgegangen — galten nicht für das einzig Verwerfliche des ganzen Vorhabens; vielmehr sollte vor allem unter den Kennzeichen der Anwartschaft auf Unterstützungen die Hilfsbedürftigkeit, weil in den Statuten ausgesprochen, nicht als unerläßliche Bedingung beseitigt werden. Es konnte daher nicht fehlen, daß grade diese Vergabung, sobald sie bekannt wurde, mannigfache Mißbilligung fand und von vielen als ein Versuch ausgelegt ward, die Beschlüsse der Generalversammlung sowohl, wie das Grundgesetz der Stiftung selbst in willkürlicher Weise zu interpretiren. Da der mehrerwähnte Empfänger am Sitze einer Verwaltungszweigstiftung (Berlin) domicilirt war und überdies für eine Umgestaltung der Schillerstiftung im verwandten Sinne öffentlich gewirkt hatte, so lag sogar die — wie wir glauben, irrige — Vermuthung einer vorausgegangenen Verabredung nahe, und es ward der Argwohn rege, der Verwaltungsrath habe in seiner Begeisterung für dichterische Leistungen, gleichviel ob Nothleidender oder Nichtnothleidender, durch einen recht in die Augen springenden Act allem weiteren Streite über die Frage selbst ein Ende machen wollen.

Es ist später bei der amtlichen Vertheidigung dieser Vergabung — wir fürchten nicht zum Vortheil der Stiftung — die Unmöglichkeit behauptet worden, das viele vorhandene Geld auf andere Weise unterzubringen. Da das Verzeichniß der Abgewiesenen den Zweigstiftungen nicht übersandt wird, vielmehr ein persönlicher Einblick in die desfallsigen Acten zur Beurtheilung dieses Gegenstandes nöthig wäre, zu welcher zeitraubenden Prüfung den Abgeordneten der Generalversammlung begreiflicherweise aber keine Muße bleibt, so ist es schwer, sich über jene Behauptung eine Meinung zu bilden. Oeffentliche Sammlungen für die Hinterlassenen mehr oder weniger verdienstvoller Schriftsteller sind indessen um dieselbe Zeit nöthig geworden, auf welche jene Ueberflußklage ihre Anwendung finden soll. Wir erinnern nur an die Aufrufe für die Hinterlassenen Hermann Margraffs und Otto Ruppius, welcher letztere Aufruf sogar, wenn wir nicht irren, von einem stellvertretenden Mitgliede des berliner Verwaltungsrathes mitunterzeichnet war. Nicht minder datirt aus dem nämlichen Jahre des Ueberflusses eine von den Bekannten und dem Arzte Otto Ludwigs beim Verwaltungsrath eingereichte Vorstellung, in welcher neben der Erhöhung des unzureichenden Jahrgehalts die Abtragung einer während der Krankheit des längst für unheilbar Erklärten aufgelaufene, ihn entsetzlich drückende Schuldenlast von siebenhundert Thalern warm und eingehend befürwortet wurde. Es ist bekannt, daß der Verwaltungsrath der Schillerstiftung diese Schuldenlast dem Erliegenden nicht abgenommen hat. Private Sammlungen und eine Vorlesung Lewinskys waren erst nach und nach im Stande, das von der Schillerstiftung Verabsäumte gut zu machen. Jene Vorstellung aber datirte vom Januar 1863; die „Darbietungen", deren wir erwähnten, tragen den 10. November des nämlichen Jahres als Datum. Sie wurden gemacht, sagt das Protokoll, „weil die vorhandenen Mittel nicht hätten erschöpft werden können".

Es wird, wenn nöthig, wahrscheinlich möglich sein, manche verwandte Fälle aus derselben Zeit nachzuweisen. Für unsern gegenwärtigen Zweck mögen die erwähnten Vorkommnisse genügen. Gleich hier sei indessen noch einer, wie es scheint officiösen, Auslassung in der Nationalzeitung gedacht, nach welcher der Verwaltungsrath es gar nicht als seine Aufgabe betrachten dürfe, Wittwen „mit zehn Kindern" sorgenfrei zu stellen. Dieser Protest gegen eine allzuzahlreiche Nachkommenschaft der im Uebrigen als unterstützungswürdig Erscheinenden ist ein charakteristischer Fingerzeig für die wunderliche Vielseitigkeit der über die Zwecke der Schillerstiftung umlaufenden Meinungen.

Digitized by Google

Die Mittelstaaten vom finanziellen Standpunkt.

Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben von Eduard Pfeiffer. Stuttgart und Leipzig. Verlag von A. Kröner. 1865. 100 S. 8.

In den kleineren Staaten giebts weniger Steuern als in den großen, also ists besser, einem von jenen als einem von diesen anzugehören — Nassau und Würtemberg, Sachsen und Bayern geben weniger aus als Preußen, also muß dort wohlfeiler regiert werden können als hier — so oder in ähnlicher Weise hört man häufig nicht blos von politischer Einfalt, sondern auch von Klügeren raisonniren. Prüfen wir das einmal mit den Augen des Verfassers obiger Schrift. Zahlen sollen ja nach Goethe beweisen, wie die Welt regiert wird, und das thun sie auch, nur kommt es auf das Arrangement an.

Nicht viele Dinge nämlich giebt es, mit denen so leicht und so oft Mißbrauch getrieben wird, als mit statistischen Vergleichungen. Ohne daß man eine Zahlenfälschung vorzunehmen braucht, lassen sich doch immer durch die Art der Anordnung solcher Tabellen, durch Gegenüberstellung gleichnamiger, aber nicht gleichartiger Größen u. d. m. diejenigen Ergebnisse herausdemonstriren, die man dem Leser oder Hörer vorhalten zu können wünscht, und so erklärt sich, wie nicht selten der Versuch gemacht wurde, die allerentgegengesetztesten Dinge mit denselben Ziffern zu beweisen.

Erfordert nun schon an und für sich jede statistische Vergleichung die größte Sorgfalt und Unparteilichkeit, wenn es nicht zu grober Täuschung kommen soll, so ist eine solche, die sich mit Budgetzahlen beschäftigt, noch mit der ganz besondern Schwierigkeit verbunden, daß die Abfassung des Budgets fast in jedem Staate nach andern Grundsätzen vorgenommen wird.

Die obenangeführte Arbeit vermeidet diese Schwierigkeit auf eine Weise, die ebenso neu als zweckentsprechend ist. Sie ist der erste Versuch einer finanzstatistischen Vergleichung im größern Maßstabe, der nicht auf blos oberflächlicher Zusammenstellung der in den Einzelnbudgets ausgeworfenen Hauptsummen beruht, sondern auf Grund möglichst genauen Eingehens in die Details und mit strenger Einhaltung derselben Methode ganz unabhängig von der Verschiedenheit unternommen wird, die in der Behandlung der einzelnen Budgetanlagen obwaltet. Nur so war es möglich, auch wirklich Gleichartiges zur Vergleichung nebeneinanderzustellen, und so viel auch in dieser Richtung ohne Zweifel noch zu leisten ist, übertrifft doch das hier Gegebene die nach der bisher üblichen Methode gelieferten finanzstatistischen Vergleichungen im Allgemeinen*)

*) In Einzelnheiten (z. B. bei den Zahlen Badens) scheint der Verfasser sich nicht unerheblich verrechnet zu haben.

Digitized by Google

beträchtlich an Genauigkeit und weicht in wesentlichen Punkten so sehr von den herrschenden Vorstellungen ab, daß es wohl lohnt, weitere Kreise auf die von dem Verfasser gewonnenen Resultate aufmerksam zu machen. Die Tabellen, aus denen er dieselben zieht, bitten wir die Leser selbst nachzusehen.

Die erste Tabelle zeigt das Verhältniß, in welchen bei den fünf mitteleuropäischen Großstaaten: Frankreich, Großbritannien, Italien, Oestreich und Preußen, dann bei acht mittelgroßen und kleinen deutschen Staaten, endlich bei der Schweiz die Gesammtsumme der Staatsausgaben zu der Summe dessen steht, was der Verfasser „eigentliche Regierungsausgaben" nennt. Unter letzteren versteht er die Kosten für Hofhaltung, Verzinsung und Tilgung der Schuld, Justiz, Militär, Auswärtiges, Cultus, Polizei, Förderung von Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, kurz für alle wesentlichen Staatsfunctionen, wogegen er die Verwaltungskosten der Domänen und Forsten, der Posten, Telegraphen und Eisenbahnen, der Hüttenwerke und aller übrigen Staatsgewerbe als nicht eigentliche Regierungsausgaben bezeichnet. Blicken wir auf die Tabelle, so finden wir, daß von den Gesammtausgaben auf die wirklichen und eigentlichen Regierungsausgaben in England 93, in Italien fast 85, in Frankreich 83, in Preußen immer noch 66, in Sachsen dagegen nur 50, in Würtemberg 45 und in Hannover gar nur 44 Procent fallen, daß also in den letztgenannten Staaten noch nicht einmal die Hälfte der Staatsausgaben für eigentliche Regierungszwecke verwendet wird. Kein Wunder, wenn man weiß, um was die betreffenden Regierungen sich alles kümmern, und wie sie eine ganze Menge von Geschäften besorgen, die durchaus nicht Staatsgeschäfte genannt werden können. Während England und Frankreich schon längst mit den Domänen ziemlich aufgeräumt haben, kauft man in den Mittelstaaten von den Ueberschüssen neue Domänen. Während jene Großstaaten nichts von Staatseisenbahnen wissen, möchten Mittelstaaten alle Bahnen in die Hände der Regierung bringen. Aehnlich steht es mit den Berg- und Hüttenwerken und verschiedenen Gewerbs- und Handelsunternehmungen, ja in Nassau giebt sich die Regierung sogar mit Eifer dem Geschäft des Lumpensammelns hin. Staatsanstalten aber wie Domänen und Eisenbahnen oder gar monopolisirte Gewerbe, wie der nassauische Lumpenhandel, die der Regierung reine Ueberschüsse lassen, sind nichts Anderes als eine indirecte Besteuerung, die von den Staatsangehörigen im Preise der betreffenden Producte oder in den Fracht- und Fahrtaxen entrichtet wird.

Sieht man sich die dritte Tabelle, eine Zusammenstellung der wirklichen Regierungsausgaben, berechnet nach der auf jeden Kopf fallenden Summe, oberflächlich an, so kann man, namentlich im Hinblick auf Frankreich und England, sich leicht zu einer Bewunderung der verhältnißmäßigen Wohlfeilheit der mittelstaatlichen Regierungen hinreißen lassen. Aber man bedenkt dann nicht, daß diese Wohlfeilheit großentheils daher rührt, daß diese Staaten ihre staat-

Digitized by Google

liche Aufgabe theils schlechter, theils gar nicht erfüllen, und daß dieselben einen funfzigjährigen Frieden genossen haben, und man übersieht ferner, daß in Preußen, dem Großstaat, diese Ausgaben im Ganzen verhältnißmäßig geringer sind als in den kleinen deutschen Königreichen mit Ausnahme Würtembergs, und sehr viel geringer als in Baden, Hessen-Kassel und Nassau.

Um nun herauszufinden, worin der Grund der großen Verschiedenheit in den Bedürfnissen der einzelnen Staaten liegt, zerlegt der Verfasser die in seiner ersten Tabelle angeführten Gesammtausgaben in ihre hauptsächlichen Posten, wobei er die Ausgaben für die Verzinsung, Tilgung und Verwaltung der Staatsschulden und dann diejenigen für Militär und Flotte voranstellt, weil in diesen Posten der Schwerpunkt aller neueren Budgets liegt.

Aus der Tabelle über die Ausgaben, welche die Staatsschulden verursachen, sehen wir, daß, während England fast 6, Frankreich beinahe 4 und Oestreich ziemlich 3 Thaler per Kopf für diese Ausgaben zu verwenden hat, die deutschen Königreiche nur ½ bis 1 Thaler per Kopf für Schulden verausgaben, wobei wieder Preußen, Hannover und Würtemberg günstiger gestellt sind als Sachsen und Bayern. Berücksichtigen wir den Antheil, welchen die Erfordernisse der Schuld an der Gesammtsumme der eigentlichen Regierungsausgaben haben, so rückt Oestreich in die erste Linie, indem hier nicht weniger als 42 Procent sämmtlicher Staatsausgaben, die als eigentliche Regierungskosten zu betrachten sind, von der Staatsschuld verschlungen werden. In den deutschen Staaten fallen 7 bis 20 Procent aller Staatsausgaben auf jene, wobei Würtemberg mit ungefähr 7, Baden mit etwa 8, Preußen und Hannover mit circa 11 Procent am günstigsten, Bayern mit etwa 17 und Sachsen mit 19 Procent am ungünstigsten gestellt sind.

Betrachten wir die Tabelle über die Kosten für das Militärwesen, so finden wir, daß sich dieselben in Preußen und Oestreich auf 2,3 Thlr. pro Kopf belaufen, in England auf mehr als das Doppelte und in Frankreich immer noch auf 5,1, in den deutschen Mittelstaaten dagegen nur auf ungefähr 1½ Thlr. Das scheint verhältnißmäßig wenig zu sein, ziehen wir aber mit dem Verfasser in Betracht, was mit dieser Ausgabe hier geleistet wird, so überzeugen wir uns sofort, daß die gebrachten Opfer unverhältnißmäßig groß sind. Oder was helfen diese mittelstaatlichen Armeen, wenn es sich um deren Selbständigkeit handelt? Kein einigermaßen Verständiger wird sich darüber täuschen können, daß diese Selbständigkeit nicht durch jene Heere, sondern lediglich durch die gesammten europäischen Verhältnisse gesichert ist. Der eigentliche Zweck der stehenden Heere: Schutz gegen äußere Feinde zu gewähren wird durch das Militärsystem der Mittelstaaten so gut wie gar nicht erfüllt. Man werfe nicht den deutschen Bund ein, der von Oestreich bei der Einladung zum Fürstencongreß für eine Null erklärt wurde, und der sich im darauf folgenden Jahre als solche

Digitized by Google

erwies. Die Selbständigkeit unsrer Mittelstaaten bleibt immer eine imaginäre, so lange sie mit Staaten zusammengrenzen, die zehn- und zwanzig-, ja dreißigmal so große Heere ins Feld führen können, als so ein Staat. Weder die 25,000 Würtemberger, noch die 108,000 Bayern können hindern, daß die betreffenden Staaten aufhören müssen zu bestehen, sobald die Großmacht, an die sie sich anlehnen, es nicht mehr für geeignet hält, sie zu beschützen. „Wenn also die Ausgaben," sagt der Verfasser, „welche die Großmächte für militärische Anstalten machen, ungeheuer erscheinen, so sind die der Klein- und Mittelstaaten in gar keiner Weise zu rechtfertigen, weil nicht einmal der erste und wichtigste Zweck der staatlichen Selbständigkeit damit erreicht wird."

Sollen nun etwa die Mittelstaaten ihre Heere vergrößern? Sie könnten es durch Einführung des schweizerischen Systems, meint der Verfasser, aber wir vermuthen, sie wissen, daß diese Methode nicht die rechte sein würde. Sie könnten es durch Nachahmung der preußischen Militäreinrichtungen, aber wo bliebe dann die behagliche Existenz der Steuerpflichtigen in diesen Ländern, die wir zu Anfang dieses Aufsatzes preisen hörten?

Sehr interessante Aufschlüsse giebt die siebente Tabelle unsrer Schrift, die wir deshalb ausnahmsweise ganz mittheilen:

Ausgaben für Civilliste und Apanagen.

Namen der Staaten.	Ausgaben für Hofhaltung, Civilliste und Apanagen.		
	Summe derselben auf Thaler reducirt.	pro Kopf der Bevölkerung.	Ihr Verhältniß zu der Gesammtsumme der eigentlichen Regierungsausgaben in %.
Frankreich	7,067,000	0,2	1,4
Großbritannien und Irland	3,046,000	0,1	0,7
Italien	4,616,000	0,2	2,4
Oestreich	4,970,000	0,1	2,0
Preußen	3,073,000	0,2	3,2
Bayern	1,712,000	0,4	6,6
Sachsen	904,000	0,4	8,2
Hannover	800,000	0,4	8,0
Würtemberg	654,000	0,4	8,0
Baden	526,000	0,4	6,5
Hessen-Darmstadt	468,000	0,5	12,1
Hessen-Kassel	362,000	0,5	8,4
Nassau	311,000	0,7	12,0
Schweiz	—	—	—

Diese Nebeneinanderstellung zeigt, daß fast im gleichen Verhältniß, wie die Zahl der Einwohner eines Landes abnimmt, die auf jeden Kopf fallenden

Digitized by Google

Kosten für den Hof steigen, und in demselben Maße nimmt auch ihr verhältnißmäßiger Antheil an den allgemeinen Staatsausgaben zu. Jeder Nassauer zahlt also, wie wir sahen, $0_{,7}$, der Bürger der größeren Mittelstaaten $0_{,4}$, der Preuße nur $0_{,2}$ Thaler für den Hofhalt des regierenden Hauses. Während in England nicht ganz ein volles Procent der eigentlichen Regierungsausgaben zu diesem Zwecke verwendet wird und in Preußen etwa 3 Procent genügen, verschlingen in den Mittelstaaten Hofhaltung, Civilliste und Apanagen bis zu 12 Procent sämmtlicher Regierungsausgaben. Wenn wir dann weiter bemerken, daß in Anhalt 22, in Schwarzburg 24, in Mecklenburg-Strelitz 34 und in Reuß 35 Procent der jährlichen Gesammtausgaben für den Hof gemacht werden, so mag dies Anlaß geben zu höchst lehrreichen Schlüssen, besonders auch in Betreff der staatlichen Zersplitterung des Landes der Deutschen.

Noch mehr tritt der Uebelstand deutscher Kleinstaaterei an der Tabelle der Ausgaben für auswärtige Angelegenheiten hervor. Wenn der Mittel- und Süddeutsche sich Rechenschaft darüber zu geben sucht, welchen Vortheil er aus der Vertretung seines Octav- oder Duodezstaates im Auslande zieht und dieser ganze Vortheil sich dann vielleicht auf eine Einladung zu einem Hoffest in den Tuilerien oder der wiener Burg beschränkt, die einem bevorzugten Landsmann durch Vermittelung seiner Gesandtschaft zu Theil wird, und wenn der Sachse, Würtemberger oder Hannoveraner dem entgegenhält, wie sorgsam und kräftig die Interessen eines jeden Engländers und Franzosen selbst in den entferntesten Gegenden gewahrt werden, und wie die consularische Thätigkeit dieser Staaten sich nicht darauf beschränkt, dem Einzelnen den nöthigen Schutz zu verschaffen, sondern auch den ganzen auswärtigen Handel eifrig zu fördern sucht, so muß selbst dem verhärtetsten Particularisten ein Licht aufgehen über die Kläglichkeit solcher Zustände. Und dabei kostet diese mangelhafte, beinahe unnütze Einrichtung den deutschen Mittelstaaten im Verhältniß zur Bevölkerung fast ebenso viel, als die Leitung und Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten Englands und Frankreichs. Preußen und Oestreich leisten selbstverständlich auf diesem Felde weit mehr als die Mittelstaaten, aber weil sie Großstaaten sind, leisten sie dies mit der Hälfte der Kosten, die jene aufwenden. Und die Schweiz, welche sich auf ein weises Maß beschränkte und durch ihre Vertretung im Auslande nicht den Glanz einer Krone zu erhöhen, nicht hungrigem Adel Sinecuren zu schaffen hatte, sondern ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, die Handels- und Verkehrinteressen zu fördern, konnte die auswärtigen Angelegenheiten mit noch weit weniger Aufwand bestreiten als die deutschen Mittelstaaten. Die meisten Ausgaben hat in dieser Beziehung das Herzogthum Nassau, welches für seine Vertretung im Auslande mehr als noch einmal so viel wie England, fast dreimal so viel wie Frankreich, über fünfmal so viel wie Preußen und gerade sechsundzwanzigmal so viel ausgiebt wie die Schweiz. Von den vier kleinen

Digitized by Google

deutſchen Königreichen verſchwendet in dieſer Richtung Würtemberg am meiſten welches ſich ſeine Geſandten und ſonſtigen Diplomaten beinahe ſo viel wie England koſten läßt; wohlfeiler, aber immer noch ſo theuer wie Frankreich, wirthſchaftet in dieſer Beziehung Hannover, noch etwas wohlfeiler, aber immer noch ſechsmal ſo theuer wie die Schweiz Sachſen, am wohlfeilſten, wenn auch genau ſo theuer als Preußen, Bayern. „Sollte", ſo fragen wir mit dem Verfaſſer, „das Beiſpiel der Eidgenoſſenſchaft uns Deutſche nicht wenigſtens in dem einen Punkte zum Muſter dienen und uns anſpornen, ähnlich wie dort die Vertretung der deutſchen Intereſſen im Auslande durch ein einziges und nicht wie bisher durch zweiunddreißig verſchiedene Organe beſorgen zu laſſen?"

Aehnlich wie mit den Ausgaben für das Auswärtige geht es mit den Civilpenſionen, die auch in den einzelnen Ländern faſt im gleichen Verhältniß mehr erfordern wie die Größe des Staates abnimmt — beiläufig ganz naturgemäß, denn je kleiner das Land, deſto größer wird in der Regel verhältnißmäßig die Zahl der Staatsbeamten, und je mehr im Verhältniß Aemter da ſind, deſto größer wird auch die Menge der Penſionsberechtigten ſein. Betrachten wir die betreffende Tabelle, ſo ſehen wir, daß England auf dieſem Gebiet am wenigſten ausgiebt, was ſich aus dem dort vorherrſchenden Selfgovernment erklärt, bei dem es wenig Staatsbeamte giebt, daß Preußen ſchon dreimal viel für Civilpenſionen verausgabt, und daß die deutſchen Mittelſtaaten ſo für die Penſionirung ihrer Beamten vier- bis ſechsmal ſo viel ausgeben müſſen als England. Scheinen Sachſen, Würtemberg und Heſſen-Darmſtadt, wo ſich die Sache ungefähr wie bei Preußen ſtellt, eine günſtige Ausnahme zu machen, ſo iſt der Grund hiervon nicht in einer größeren Vereinfachung des Verwaltungsorganismus oder in einer verhältnißmäßig geringeren Beamtenzahl in dieſen Staaten zu ſuchen, ſondern einfach darin, daß hier die Penſionen ganz außerordentlich niedrig angeſetzt ſind.

Auch die Ausgaben für die Volksvertretung, welche die elfte Tabelle unſrer Schrift bringt, müſſen natürlich verhältnißmäßig um ſo größer ſein, je unbedeutender der Staat iſt, ſchon deshalb, weil in den kleinen Ländern im Verhältniß zur Bevölkerungszahl viel mehr Volksvertreter ernannt oder gewählt werden müſſen. Denn fänden die Wahlen überall im gleichen Verhältniß wie etwa für den geſetzgebenden Körper Frankreichs ſtatt, ſo müßte die Volksrepräſentation in vielen unſrer deutſchen Staaten aus einem oder zwei, in einigen ſogar nur aus einem halben Abgeordneten beſtehen. Natürlich kommen alſo in den kleineren Staaten auf dieſelbe Zahl Einwohner weit mehr Repräſentanten als in den Großſtaaten, und damit wachſen ſelbſtverſtändlich auch verhältnißmäßig die Koſten der Volksvertretung. Sachſen giebt dafür doppelt, Hannover dreimal, Würtemberg gar viermal ſo viel aus als Preußen, und der Koſtenunterſchied zwiſchen den Mittelſtaaten und dem Großſtaat Preußen würde hier

Digitized by Google

noch größer sein, wenn jene sich nicht dadurch helfen wollten, daß sie ihre Kammern nicht alljährlich, sondern nur alle zwei oder drei Jahre zusammentreten lassen, was allerdings dem Staatssäckel, keineswegs aber der constitutionellen Praxis zu Gute kommt. Geradezu komisch nimmt sichs aus, wenn man in der Tabelle sieht, wie die nassauischen Kammern noch um ein Drittel mehr kosten als die beiden englischen Häuser, und wenn man die Bedeutung dieser verschiedenen parlamentarischen Versammlungen und deren Leistungen miteinander vergleicht. Aber, wie der Verfasser sagt, man braucht ja nur kurze Zeit die Verhandlungen unsrer Mittel- und Kleinstaats-Landtage zu verfolgen, um einzusehen, daß hier, obwohl sichs um weit kleinere Interessen handelt, doch am Geschäftsgang nichts vereinfacht und die Rede ebenso lang gesponnen wird, als in den großen Parlamenten.

Sehen wir uns die Tabelle an, welche die Ausgaben für die Finanzverwaltung in den verschiedenen Staaten verzeichnet, so finden wir wieder Ursache, uns zu wundern. Am billigsten werden die Finanzen in England und in Preußen verwaltet. Dann folgt in aufsteigender Richtung Italien, hierauf Baden, der Canton Bern, Frankreich, Hannover, Bayern, Sachsen, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Würtemberg, Nassau und zuletzt Oestreich. Die nassauische Finanzverwaltung kostet im Verhältniß $5^1/_2$ Mal, die würtembergische 5, die bayerische $4^1/_2$, die sächsische 4, die hannöversche $3^1/_2$ Mal so viel als die preußische. Im Allgemeinen und mit Ausnahme von Oestreich und Frankreich, die unter besonderen Verhältnissen leiden und deren Finanzverwaltung ziemlich achtmal so theuer ist als die Englands und Preußens, folgen in der Tabelle die verschiedenen Staaten fast genau nach der Größe ihrer Einwohnerzahl aufeinander, d. h. je größer diese, desto wohlfeiler die Finanzverwaltung. Nur dem Canton Bern und dem Großherzogthum Baden ist es gelungen, durch möglichste Vereinfachung ihrer Finanzverwaltung einen viel bessern Platz in der Reihenfolge einzunehmen, als ihnen vermöge ihrer Bewohnerzahl zukommen würde, wogegen Würtemberg neben Nassau und fast auf gleicher Stufe mit Oestreich steht, was bei den gutgeordneten Finanzen dieses Landes auffallen müßte, wenn es sich nicht durch Uebermaß von Schreibereien bei den betreffenden Regierungsbehörden erklärte.

Von den übrigen Tabellen können wir hier nur noch zwei beträchten, die, welche die Ausgaben der verschiedenen Staaten für Förderung von Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, und die, welche die Ausgaben für Unterrichtszwecke und für Wissenschaft und Kunst zusammenstellt. Was jene betrifft, so gilt freilich der Satz: am besten sorgt der Staat für Gewerbe, Handel und Landwirthschaft, wenn er alle diejenigen Schranken wegräumt, welche der freien Entwickelung der Kräfte entgegenstehen, also z. B. durch Einführung voller Gewerbefreiheit und durch möglichste Annäherung an das Freihandelssystem.

Digitized by Google

In diesem Sinne kann er am besten auf dem Wege der Gesetzgebung für das Wohl seiner Angehörigen sorgen und braucht fast gar keine Ausgaben dafür zu machen. So wurde in England und in den verständiger verwalteten Cantonen der Schweiz vorgegangen, und beide haben sich eben nicht übel dabei gestanden. Dies ist aber nicht der Geist, in welchem diese Frage von den übrigen Regierungen behandelt wird, vielmehr nehmen diese nach den verschiedensten Richtungen hin Anläufe, um Handel und Industrie ihres Landes direct zu unterstützen, und da muß es allerdings überraschen, so verschwindend kleine Summen für diese Zwecke ausgesetzt zu sehen, Summen, die meist nur $0_{,01}$ bis $0_{,02}$ Thaler und nirgends mehr als $0_{,07}$ Thaler per Kopf der Bevölkerung ausmachen. Nach der Tabelle leisten von den deutschen Staaten Baden und Hannover in dieser Richtung am meisten, dann folgt Sachsen, hierauf Preußen; am wenigsten aber geschieht — und das ist gewiß charakteristisch — von Kurhessen, Oestreich und Bayern.

Was die Ausgaben für Unterricht, Wissenschaft und Kunst angeht, so würde nach der Tabelle des Verfassers die Reihenfolge der deutschen Staaten, wenn man nach dem Grade ihres Eifers für jene Zwecke fragte, Hessen-Kassel an die Spitze stellen, und dann würden nach einander Würtemberg, Nassau, Baden, Hannover, Sachsen, Bayern, Hessen-Darmstadt, Preußen und Oestreich folgen. Indeß herrscht zwischen den einzelnen Staaten große Verschiedenheit in der Art und Weise, wie sie die Gemeinden zur Sorge für den Volksunterricht heranziehen oder wie diese ungezwungene Leistungen nach dieser Seite hin übernehmen. Außerdem aber bestehen hier zahlreiche Stiftungen, deren Erträge zur Bestreitung von höhern Schulen und Universitäten bestimmt, und die häufig in den Budgets nicht aufgeführt sind, über die also der Verfasser authentische Nachrichten zu sammeln nicht vermochte. Die hier gegebenen Zahlen dürfen also nicht zum absoluten Maßstab für das genommen werden, was in den verschiedenen deutschen Ländern für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft geschieht. Immer aber behalten sie Interesse, weil wir daraus wenigstens einigermaßen ersehen, was die einzelnen Regierungen in dieser Beziehung zu thun für nöthig halten, und in welchem Verhältniß dies zu den Ausgaben steht, die sie für andere Zwecke machen.

Steht Preußen hier ziemlich tief, so ist zu bedenken, daß es außerordentlich viel mehr als seine deutschen Nachbarn in den Mittelstaaten für Militärzwecke ausgeben muß, also für Unterricht und Wissenschaft nicht so viel thun kann, als wenn diese Nothwendigkeit nicht bestände. Es hält sein starkes Heer mit für die Mittelstaaten und wenn nicht für diese, für Deutschland, und um diesen Beruf erfüllen zu können, muß es an der Schule sparen — kein gesundes und erfreuliches Verhältniß und darum ein solches, welches Abhilfe verlangt und über kurz oder lang Abhilfe finden wird, wie sehr man sich auch in gewissen Kreisen dagegen entrüsten mag.

Digitized by Google

Wir empfehlen die Schrift angelegentlich, besonders den Schleswig-Holsteinern, denen jetzt so viel Sand in die Augen gestreut wird, und die man so eifrig über das, was ihr wahres Interesse ist, zu täuschen sucht. Wollen sie durchaus bei ihrem selbständigen Staat beharren, so mögen sie wenigstens wissen, daß er ihnen, selbst abgesehen von den Kriegsschulden, erheblich mehr kosten wird als das Ergebniß eines Arrangements, welches Erfüllung der preußischen Forderungen zum Ziel hat.

Der Idealismus in der Politik.

Es ist ja wohl Schopenhauer, der irgendwo in seinen Schriften die bittre, aber nicht unzutreffende Bemerkung macht: „Der Franzose verbindet mit dem Worte idée, der Engländer mit idea einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet, fängt an der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er in den Luftballon steigen.“ Mir fällt dieser Ausspruch immer wieder ein, wenn ich die Art und Weise prüfend mustere, mit welcher der Deutsche, über den Ideen von Recht und Macht sich erhitzend, das Einfachste in der politischen Krisis der Gegenwart außer Augen verliert, um das Entlegenste festzuhalten. „Alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er in den Luftballon steigen.“ Seit das Bewußtsein eines feindlichen Gegensatzes zwischen Recht und Macht in steigender Beängstigung die Gemüther ergriffen hat, kann man dies in Wahrheit von den Deutschen sagen. Die Macht geräth in die Gefahr für rechtlos erklärt zu werden, blos deshalb, weil sie mächtig ist, wie andererseits manches sogenannte Recht sich nicht vollgiltiger legitimiren zu können glaubt, als indem es auf die Schwäche seines Trägers verweist. Zwischendurch wird zuweilen mit Emphase und mit größter Begeisterung erklärt, daß doch dem Recht eine ungeheure, alles besiegende Macht innewohne, aber an den unzähligen diesem Capitel gewidmeten Toasten und Tischreden nagt der nüchterne Zweifel, der sich aus dem Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr verdrängen läßt, ob tausend mit papiernen Rechten ausstaffierte Existenzen nicht dadurch rechtskräftig zum Tode verurtheilt sind, daß sie nicht die Macht haben sich aufrecht zu erhalten. Denn Existenzfragen sind Macht-

Digitized by Google

und keine Rechtsfragen — das ist, was jeder im Privatleben erfahren kann und erfährt, und was auf politische Vorgänge zu übertragen den Deutschen so unendliche Mühe macht. In seiner Anwendung auf die Vergangenheit geben wir jenen Satz allerdings alle ohne Anstand zu. Wir sind alle bereit, gemeinschädlich gewordene und unserer Anschauungsweise entfremdete Rechte zu confisciren und aufzuheben, womöglich ohne Entschädigung, wir sind alle daran thätig, mit Schöpfungen früherer Zeiten aufzuräumen, deren rechtlicher Bestand oft gar nicht zu läugnen ist, denen wir aber, wie einzelne wilde Stämme ihren Kranken, deshalb ohne Bedenken den Gnadenstoß geben, weil sie hinfällig und uns zur Last geworden sind.

Aber in Betreff der lebendigen Gegenwart, wo eben das Maß der politischen Einsicht und der Fähigkeit zum Handeln am schärfsten zu Tage tritt, liegt die Sache anders. Hier vergessen wir allzu leicht, daß auch das Recht, um existent zu sein, eines Anderen bedarf als seines abstracten Inhalts, nämlich eben der Macht, sich gegen die zu behaupten, welche ihm das Recht zu existiren streitig machen. Es ist sicher etwas Schönes, für das Recht, wie man es eben versteht, zu erglühen, auch da, wo es gebunden am Boden liegt, aber es ist eitel hohle Abstraction, zu verkennen, daß, wo es sich um Fragen politischer Existenz, wo es sich um Rechtsexistenzen handelt, die Lösung nur auf dem Wege der Macht, des Vermögens, der Kraftentwicklung zu suchen und zu finden ist.

Vergeblich sieht man sich in dem Gewirr und dem Widerstreit der Meinungen nach einer bestimmten, deutlichen Antwort auf die noch immer ungelöste Räthselfrage um, wie denn die deutsche Kleinstaaterei jemals beseitigt werden soll, wenn nicht auf dem Wege der Machtentfaltung desjenigen Staates, für den diese Beseitigung eine Bedingung der vollen Entfaltung seiner Kräfte ist.

Im Namen des Rechts, sagen eifrige und aufrichtige Freunde der deutschen Einheit, soll diese Frage gelöst werden, nicht auf dem Wege der Gewalt, Bedrückung und Ueberhebung eines Theils über den andern, der uns nur immer weiter vom Ziele abführt, im Namen des unverjährbaren und unverlierbaren Rechtes der Nation, Eins zu sein und auf dem Wege der Freiheit. Denn nur der Freiheit ist es eigen, die Geister zu einem gemeinsamen Dienst zu vereinigen, während dem Zwange wohl die Herrschaft über die Leiber, doch nicht über die Seelen gelingen wird.

Unverkennbar geht durch diese und ähnliche, von der Tagespresse tausendfältig variirte Auslassungen ein verwandter Zug des Idealismus, wie er in unserer Philosophie trotz alles angeblichen Materialismus vorherrschend geblieben ist. Wie sich in dieser die Erkenntniß weniger nach den Dingen als die Dinge nach der Erkenntniß zu richten haben, so fragen jene Freunde der Einheit weniger nach dem, was ist und sein kann, als nach dem, wie es gewissen für

Digitized by

richtig gehaltenen Voraussetzungen nach sein sollte. Weniger die Naturnothwendigkeit, die auch in der Politik herrscht, wird ins Auge gefaßt als gewisse Forderungen des sittlichen Bewußtseins, die unabhängig von der umgebenden Welt der Thatsachen construirt sind.

Aber wie dort so halten auch hier die Voraussetzungen nicht Stich vor einer nüchternen Untersuchung oder mindestens wird diese aus ihnen zu anderen Schlußfolgerungen kommen. Denn fragen wir, wo denn jenes unverlierbare und unverjährbare Recht der Nation, Eins zu sein, aus der Abstraction sich zu einer geschichtlichen Thatsache erhoben hat, wo es der Nation gelungen ist, dasselbe — wie unvollkommen immer — zu realisiren und es zu mehr als einem sittlichen Postulat, zu einer That zu gestalten, so ist die einzige Antwort darauf: im Staate Preußen. Preußen ist in der That der Beweis für die Berechtigung jenes Anspruches; denn die lebendige Existenz des Rechtes mißt sich am Vermögen dasselbe zur Erscheinung zu bringen. Vergessen wir nicht, was so leicht vergessen wird, daß, indem ich dem Individuum oder der Nation im Allgemeinen ein Recht zugestehe, damit für dieses bestimmte Individuum, diese bestimmte Nation noch gar nichts ausgesagt ist, sondern daß ich nur zugestanden habe, daß in dem Begriff des Individuums, der Nation jenes Recht mit einbedungen liegt. Wie weit dasselbe dieser bestimmten Nation zuzugestehen ist, hängt von dem Grade der Energie ab, mit der dieselbe sich den abstracten Inhalt des Rechts individuell anzueignen und in Fleisch und Blut umzusetzen vermocht hat, hängt mit einem Worte von ihrem Vermögen, dasselbe zu realisiren, ab.

Hätten die Deutschen ihr vielberedetes Recht auf eine einheitliche nationale Existenzform in nichts Anderem zur Erscheinung zu bringen vermocht als in den ihm gewidmeten Leistungen unserer Dichter und Tischredner und in den Beweisführungen gelehrter Abhandlungen, so würde dasselbe mit Grund als ein problematischer Anspruch erscheinen, für den der Beweis der vollen Rechtsfülle, die politische Gestaltungskraft, noch erst zu erbringen wäre. Nun haben sie aber in der That etwas Anderes vermocht, nämlich inmitten des Zerfalls des mittelalterlichen Lebens den Staat Preußen zu bilden, ihn mit einem deutschen Inhalt zu erfüllen, ihn mit einer Machtfülle auszurüsten, die den Schwerpunkt der deutschen Geschicke in ihn verlegt und ihm jenen zähen staatlichen Egoismus einzupflanzen, der schon die ersten Anfänge dieses Staates auf so bemerkenswerthe Weise kennzeichnet und der vielleicht mehr wie alles Andere das Gelingen der deutschen Einheitsbestrebungen für die Zukunft verbürgt. Denn der Egoismus pflegt als mächtige Potenz noch vorzuhalten, wenn alle anderen Triebfedern ihre Dienste versagen.

Es ist ganz im Geiste jenes politischen Idealismus gelegen, der in der gegenwärtigen Bewegung der Geister in Deutschland so laut das Wort führt,

Digitized by Google

wenn man die Fehler und Gebrechen des preußischen Staates gegen ihn, gegen seinen Beruf, gegen die einfache Wahrheit verwerthet, daß in ihm trotz alledem das politisch organisirte Deutschland — soweit Deutschland sich eben politisch zu organisiren vermocht hat — vorhanden ist. Denn wie es dem philosophischen Idealismus eigen ist, das im Sinne der Natur Erste an die zweite Stelle zu rücken, das Ursprüngliche für das Abgeleitete, das Abgeleitete für das Ursprüngliche zu erklären, so wird auch bei jenem Verfahren nichts weniger als das übersehen, daß die Mängel des preußischen Staatswesens vor allen Dingen Ursprungszeugnisse sind, daß keine Anklage gegen Preußen erhoben werden kann, die nicht im verstärkten Maße auf Deutschland zurückfiele. Denn das ist dem logischen und am Zusammenhang der Dinge festhaltenden Denken doch unverlierbar, daß ein anders gestalteter Genius der deutschen Nation auf politischem Gebiet ein anderes Preußen geliefert haben würde, so gut wie der abweichende französische Genius die straffe Concentration Frankreichs bewirkt und der polnische den Zerfall Polens möglich gemacht hat. Und was folgt denn überhaupt aus der Totalsumme aller Mängel Preußens, gegen die wir in Norddeutschland doch wahrhaftig auch um so weniger blind sind, je mehr sie uns unsere Aufgabe erschweren, wenn wir sie auch vielleicht weniger als es in Süddeutschland geschieht, mit vorübergehenden Zuständen identificiren, was folgt aus ihnen weiter als das, was den Grundgedanken der großpreußischen oder richtiger nationalen Partei ausmacht: Preußen von diesen Mängeln zu befreien, es der Freiheit zu erobern.

Ich meinestheils halte es in der That für keinen Verlust, daß das Capitel der moralischen Eroberungen einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt ist. Im Zusammenhang mit ihnen hatte sich der deutschen „Stämme" die eigenthümliche Vorstellung bemächtigt, daß Preußen für seinen Beruf, an die deutsche Spitze zu treten, noch besondere Prüfungen durchzumachen habe. Bestand Preußen diese Prüfungen schlecht, so sonnte sich jeder Stamm in der Ueberzeugung, daß nicht er, sondern offenbar nur Preußen die Schuld trage, daß noch immer an kein Vorwärtskommen zu denken sei; bestand Preußen wie unter der neuen Aera cum laude, so war das belobigende Zeugniß guter Führung, welches zu weiteren Hoffnungen für die Zukunft berechtige, sowie das Anwachsen des Nationalvereins um einige Dutzend Mitglieder in Würtemberg oder Bayern schon als ein bemerkenswerther, im Ganzen aber doch sehr schwindsüchtiger Erfolg zu registriren. Wehe aber, wenn in Preußen ein Rückfall eintrat. Die Entrüstung im übrigen Deutschland war dann um so stürmischer, als sich jeder Einzelne, der sich von dem liberalen Preußen hatte moralisch erobern lassen, nun wie schnöde betrogen und als ein Verräther an seinem engeren Vaterlande erschien.

Dieser ganze, man kann wohl sagen kleinstaatliche Charakter unserer in

Digitized by Google

neren deutschen Volkspolitik, an deren unerquicklichen Zügen der Nationalverein meines Erachtens einen nicht ganz unerheblichen Antheil hat, beruht auf einem Gemisch von halbwahren Vorstellungen, unklaren Ansprüchen, unbegründeten Voraussetzungen und übertriebenen Erwartungen.

Wer sagt uns denn überhaupt, daß Preußen in der Lage, in der Verfassung, wenn man dies gegenwärtig noch sagen kann, ist, um moralische Eroberungen zu machen? Der Erfolg spricht doch wenigstens nicht dafür und die Meinung derer von der extremsten Gegenseite, welche dasselbe rundweg verneinen, hat gewiß ungemein viel für sich. Was folgt nun daraus? Die guten Freunde eines idealen Preußens, wie die Herren vom Nationalverein, lassen ziemlich rathlos die Flügel hängen, andere ziehen sich im Unmuth völlig zurück, andere werfen sich der blauweißen Demokratie in die rettenden Arme, alle aber sind sich einig in der großen Resolution, daß das preußische Volk seine Pflicht nicht erfülle, während jede Andeutung von Pflichten, die das übrige Deutschland gegen Preußen habe, mit hochgetragener sittlicher Entrüstung als preußische Arroganz zurückgewiesen wird.

Wir aber erlauben uns dies die verkehrte Welt zu nennen und aus den beiden Prämissen der Wichtigkeit Preußens für Deutschland und der thatsächlichen Erscheinung seines häufigen Rückfalls in überwundene Zustände die Schlußfolgerung zu ziehen, daß es dem höchsten deutschen Interesse entspricht, daß in Preußen ein dem vielgestaltigen Leben der Freiheit günstiger Boden besser als es bis jetzt der Fall war, hergerichtet werde. Auch hier scheiden sich freilich die Wege der politischen Idealisten und der Realisten. Erstere verlegen den Ursprung der Freiheit meistens so hoch hinauf, daß das, was man die Ackerwirthschaft derselben, die richtige Bestellung des Grund und Bodens, nennen könnte, nicht zur vollen Geltung und richtigen Würdigung kommt.

Noch unlängst grüßte ein berühmtes Mitglied der preußischen Verfassungspartei die am Rhein versammelten Festgenossen mit den Worten: „Der Wille ists, der uns frei macht" — ein Ausspruch von schönem tröstlichen Klang und doch so allgemein hingestellt, von gefährlicher Einseitigkeit. Denn im Staatsleben, wo ein Wille dem anderen gegenübersteht und mit ihm um Einfluß ringt, ist nicht, daß der Wille vorhanden, sondern wie und unter welchen Bedingungen er wirkt, das entscheidende Moment. Mit andern Worten: je mehr ich quantitativ und qualitativ die Gewalt derjenigen Interessen — geistiger und materieller — verstärke, die nur in der Freiheit, nur im Rechtsstaat, nur da gedeihen können, wo sie die maßgebenden Factoren der Entwicklung geworden sind, desto mehr stärke ich das Schwergewicht der auf ein und dasselbe Ziel gerichteten, durch das Band der Interessen vereinigten Willen, desto gewisser erzeugt sich aus ihnen alsdann der Gesammtwille, „der uns frei macht". Hierin liegt der letzte ausschlaggebende Grund für alle diejenigen, die in jedem

Digitized by Google

wahrhaften materiellen Größezuwachs Preußens einen unendlichen Fortschritt erkennen, die in dieser Anschauung auch durch alle Widerwärtigkeiten, welche sich mit der Lösung der Herzogthümerfrage in ihrem Sinne verknüpft haben, nicht zu erschüttern sind. Nicht die mittelbaren, die unmittelbaren Folgen sind hier vor allem ins Auge zu fassen. Die Frage ist von zu großer Natur, um nach dem Maßstab der Strafe eines den Wünschen der liberalen Partei nicht entsprechenden Ministeriums bemessen werden zu können. Nur wer jedes Blickes für die realen Verhältnisse entbehrt, kann verkennen, daß die Herzogthümerfrage unter der theils activen, theils passiven Antheilnahme aller betheiligten Factoren sich zu der Frage, ob Preußen ein neues Olmütz davontragen solle, herausgebildet hat, und nur der gänzlichen politischen Urtheilslosigkeit mag es unbenommen sein, nachdem dies einmal so weit gekommen, sich für diese Alternative zu erklären und darin einen Sieg der Volksfreiheit und der Volksinteressen zu erblicken.

Ein eigenthümliches Verhängniß läßt die jetzige für Preußen und Deutschland, wie auch der Würfel fallen mag, so hochwichtige Entwicklung unter den Auspicien eines Mannes vor sich gehen, der entschlossen und kühn speculirt, aber alle Sympathien mit souveräner Geringschätzung von sich stößt.

Es ist als sollte die deutsche Nation mit Gewalt aus der Gemüthsseligkeit ihrer Idealpolitik aufgerüttelt werden. Die idyllische Vorstellung eines Entwickelungsganges der Dinge, bei dem das außerhalb Preußens befindliche Deutschland im Wesentlichen nichts weiter zu thun hatte, als abzuwarten, bis dort die Saaten der Freiheit in üppiger Blüthe standen, und dann sich moralisch erobern zu lassen, ist tief erschüttert und von selbst drängt sich eine ernsthaftere geschichtliche Auffassung von dem Wesen der Aufgaben, die Deutschland in Bezug auf Preußen obliegen, in den Vordergrund. Ein Symptom dieser sich langsam vollziehenden Umwandlung tritt in den Anfängen einer Parteibildung im Sinne des so heftig geschmähten Großpreußenthums zu Tage. In ihm lebt der auf einer realen Erkenntniß von der Natur der Dinge fußende Gedanke, daß Preußen nicht, wie die Gegenpartei meint, von einem Größerwerden abgehalten werden müsse, weil es seinen Beruf schlecht erfülle, sondern daß es dies eben großentheils infolge seiner ungenügenden Machtentwicklung thut, daß für diesen Staat, seiner ganzen Geschichte und Entwicklungsstufe nach, das Wort gilt: je mächtiger, desto freier, und daß Deutschland, indem es jeden dahin zielenden Schritt unterstützt, am besten seinen wahren politischen Interessen dient. Diesem Gedanken aber, so scheint mir, so sehr ihn die Gegenwart anfeindet, wird die Zukunft Recht geben, eben weil er sich auf diese und die dauernden Verhältnisse des Staatslebens stützt.

J. Duboc.

Digitized by Google

Die neuen Bauten in Wien.

2.

Die Demolirung der Wälle begann. Doch ging man im Anfange so langsam und beinahe tändelnd vor, daß man es den Wienern nicht verübeln konnte, wenn sie trotz ihrer früheren Klagen die ihnen nunmehr gestattete Abhilfe nur zögernd benutzten. Nur besonders kühne oder von den Absichten der Regierung genauer unterrichtete Speculanten wagten sich an den Kauf der übrigens nur periodisch und vereinzelt ausgebotenen Bauplätze.

Vielleicht glaubte man, wie in allen übrigen Angelegenheiten, auch bei der Demolirung der wiener Stadtwälle durch die Verwendung des militärischen Elements am frühesten zum Ziele zu gelangen. Es wurde daher, als mit der Niederreißung des Stubenthores und der anstoßenden Wallstrecke der Anfang gemacht wurde, neben dem eigentlichen Stadterweiterungscomité noch ein eigenes militärisches, größtentheils aus Genieoffizieren bestehendes Comité aufgestellt und demselben ein zahlreiches Truppendetachement beigegeben. Man sprengte die Mauern mit Pulver und Schießbaumwolle und machte viel Aufhebens von den auf diese Weise unternommenen wissenschaftlichen Experimenten und den durch dieselben erlangten mittelbaren und unmittelbaren Vortheilen. Bei näherer Betrachtung aber erwiesen sich diese „wissenschaftlichen Experimente" als militärische Spielereien und unverhältnißmäßig kostspielige Spectakelstücke. In das zu sprengende Wallstück wurden eine Reihe Sprenglöcher gegraben und je nach Belieben mit Pulver oder Wolle gefüllt. Die ganze Manipulation wurde gewöhnlich nach der herkömmlichen Handwerksmethode ausgeführt und ging so gemächlich vor sich, daß eine den hierbei zugewiesenen Militärs gleich starke Taglöhnerabtheilung den Wall in der gleichen Zeit vollständig abgetragen und auch das Material fortgeschafft haben würde. Das Schlußexperiment, die Sprengung wurde auf pomphafte Weise in Scene gesetzt. Von den Männern der Wissenschaft war entweder nichts zu sehen, oder wenn deren einige zugegen waren, so geschah es nur zur äußern Verherrlichung des Festes, da sie keine Stimme hatten und als bloße Figuranten irgendeine schickliche Stelle in der Suite unter „den eingeladenen Civilisten" zugewiesen bekamen. Desto zahlreicher war die Schaar der Offiziere, Hofchargen und sonstigen Uniformirten, welche die Ankunft der betreffenden höchsten Persönlichkeiten erwarten mußten. Dann geschah es auch wohl, daß irgendein Adjutant auf dem Platze erschien, um sich von der Ausgiebigkeit der getroffenen Empfangsvorkehrungen zu überzeugen, die Truppen zu besichtigen und allenfalls zum Schlusse in herablassender Weise an einen der anwesenden Fachgelehrten eine denselben recht verblüffende Frage über Hunde oder Pferde zu richten. Trommel- und Trompeten-

Digitized by Google

wirbel verkündeten dann die Annäherung Sr. Majestät, der zunächst die Truppen besichtigte und dann nach Begrüßung der anwesenden Notabilitäten sich zu dem für ihn aufgestellten Thronsitze begab. Dann verschiedene Meldungen, ein zustimmender Wink, ein Hornsignal, endlich von einigen Offizieren gebracht ein Kästchen mit einem elektrischen Zündungsapparat. Die Bitte der Offiziere, den Apparat gebrauchen zu wollen, wird huldvoll angehört und Erfüllung verheißen. Hierauf ein zweites Hornsignal, unter unzähligen Verbeugungen stellt man das Kästchen vor den hohen Herrn und giebt ihm die beiden Drähte in die Hände, ein Dutzend züngelnde Flammen, eine riesige Staubwolke steigt empor, ein dem Pelotonfeuer ähnliches Krachen erschallt, und alles ist vorüber. Der Staub zertheilt sich, die Mauer ist in einen Haufen großer Steinklumpen verwandelt worden, zu deren Verkleinerung und Wegschaffung die nun an die Stelle der Soldaten tretenden slowakischen Taglöhner so ziemlich dieselbe Zeit benöthigen, welche zur Demolirung der Mauer erforderlich gewesen wäre, und man verläßt unter den Klängen der „Nationalhymne" den Platz.

Dieses Spiel wiederholte sich einige Male. Dann hatte man den Geschmack daran verloren und ließ die übrigen elf Zwölftel des Walles nach altherkömmlichem Brauche durch Haue und Spaten demoliren. Man hatte mit jener Tändelei nichts gewonnen als die Wahrscheinlichkeit der Annahme, „daß unter gewissen Umständen die Schießbaumwolle zuweilen mit größerem Vortheile als das Schießpulver bei Sprengungen verwendet werden, ein ganz verläßlicher Anhaltspunkt in dieser Beziehung aber jetzt noch nicht angegeben werden könne". Zu diesem Ausspruch echter Mandarinenweisheit hätte man wahrlich auf wohlfeilere Art gelangen können.

Nun war zu beweisen, daß man nicht nur einreißen, sondern auch aufbauen könne. Und die ersten Gebäude, welche die Regierung aufführen ließ, waren fast ausschließlich militärischen Zwecken gewidmet. Später kamen noch einige Kirchen und Brücken hinzu. Die meisten dieser Bauten der Regierung erweckten nur den Wunsch, daß sie niemals gebaut worden wären, so übel war der mit ihnen bekundete Geschmack. Und was schlimmer war, das mit ihnen gegebene Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung: die auf Kosten der Commune oder von verschiedenen Corporationen aufgeführten Gebäude litten theilweise an so auffälligen Gebrechen, daß das beißende Witzwort eines bekannten Architekten, welcher Wien in dieser Beziehung mit Schilda und Lalenburg in eine Reihe stellen wollte, keineswegs ganz ungerechtfertigt erschien. Freilich muß man bedenken, daß auch zu dieser Zeit nicht in erster Linie die Befähigung des sich um die Ausführung irgendeines für allgemeine Zwecke bestimmten Werkes bewerbenden Mannes, sondern dessen Familienbeziehungen, seine Beliebtheit bei den betreffenden Bureauchefs, seine Geschmeidigkeit und seine unverdächtige politische Gesinnung maßgebend waren. Thürme,

in welchen die für sie bestimmten Glocken keinen Platz hatten, Brücken, von welchen man, ohne deren augenblicklichen Einsturz herbeizuführen, die Gerüste nicht entfernen durfte, Kanäle mit verkehrtem Gefälle, Gebäude, die nach ihrer Vollendung schon einfallen wollten, andere, bei denen wichtige Räumlichkeiten vergessen waren, und die man deshalb umbauen mußte, Verwechslung der für Gebäude verschiedener Bestimmung gehörenden Statuen und Ornamente, Karyatiden, welche sammt den von ihnen getragenen Portalen ohne äußere Veranlassung stückweise auf die Vorübergehenden hinabbröckelten, gehörten beinahe zu den alltäglichen Vorkommnissen. Der zahlreichen in Bild und Schrift, sowie in dem Stil der Gebäude begangenen Anachronismen und sonstigen Mißgriffen soll hier gar keine Erwähnung geschehen.

Alle Stände und Provinzen hatten auf die Geburt des Kronprinzen die verschiedensten Hoffnungen gesetzt, da früher bei ähnlichen Anlässen umfassende Gnadenacte erlassen und großartige wohlthätige Stiftungen gegründet worden waren. Diesmal schien nichts Derartiges geschehen zu sollen. In der letzten Stunde aber wurde zur immerwährenden Erinnerung an das freudige Ereigniß die Erbauung eines Spitales, und zwar eines Civilspitales angeordnet. Es war dieses die erste wahrhaft und allgemein nützliche Schöpfung, welche von der gegenwärtigen Regierung ins Leben gerufen wurde, und das betreffende Gebäude ist bis dato das letzte dieser Art geblieben, welches auf Staatskosten aufgeführt wurde. Denn die seit den letzten acht bis zehn Jahren in Wien und in den Provinzen entstandenen Humanitätsanstalten sind theils von Anfang an reine Privatunternehmungen, theils ist zwar ihr Bau von der Regierung angeordnet oder auf vielfaches Drängen wenigstens genehmigt worden, aber die Mittel dazu wurden nicht aus den gewöhnlichen Einnahmen des Staatssäckels bestritten, sondern mußten auf außerordentlichem Wege — entweder durch eine Lotterie oder durch directe Sammlung — zusammengebracht werden.

Die Idee des Spitals war gut, aber man ging keineswegs mit besonderer Eile an ihre Ausführung. Und zum Schlusse wurde das Geld, welches man zum vollständigen Ausbau des Rudolfspitales benöthigte, auf eine Weise herbeigeschafft, welche mit vollem Recht von dem Abgeordnetenhause und von der öffentlichen Meinung für einen offenbaren Verfassungsbruch erklärt wurde. — Das Gebäude wurde nachträglich mit allem nur denkbaren Pompe eingeweiht und eröffnet, und es wurde, wie bei derartigen Gelegenheiten immer, Weihrauch in übermäßiger Menge verbraucht. Bauverständige und Aerzte sind über die Schönheit und zweckmäßige Einrichtung dieses Spitals ziemlich einig, aber auch darüber, daß vieles Unnöthige hinzugefügt worden sei, sowie daß bei besserer Verwaltung und Leitung und bei größerer Energie noch Vorzüglicheres zu billigerem Preise und in kürzerer Zeit hätte geschaffen werden können.

Auf irgendeine Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Wien an hervor-

Digitized by Google

ragenden Werken der Bildhauerkunst arm sei, und daß es namentlich an Standbildern berühmter Männer fast gänzlich fehle, suchte man diesem Mangel mit einem Schlage abzuhelfen und that auch diesmal des Guten zu viel. In der That waren bis dahin die Reiterstatue Josephs des Zweiten und das ebenso kolossale als unschöne Standbild des Kaisers Franz, das Grabdenkmal der Herzogin Christine in der Burgkirche und die herrliche Gruppe „Theseus" von Canova die einzigen größeren Leistungen der plastischen Kunst in Wien. Und diese genannten vier Werke befanden sich sämmtlich innerhalb oder nahe bei der Burg, waren also auf einen Fleck zusammengedrängt, so daß die übrige Stadt und die Vorstädte jeder derartigen Zierde entbehrten.

Die ersten Männer, denen man Standbilder zu setzen beschloß, waren Männer des Schwertes. Und selbst unter diesen hätte eine bessere Auswahl treffen werden können. Für das Arsenal wurden gleich bei fünf Dutzend bestellt, gewiß eine vollkommen ausreichende Zahl, wenn man bedenkt, daß wirklich große Feldherrn in der Geschichte Oestreichs ziemlich spärlich vorkommen. Bei den in der Stadt aufzustellenden großen Standbildern aber mußte schon ihrer geringeren Zahl wegen die Auswahl noch sorgfältiger getroffen werden.

Als Verwandter des kaiserlichen Hauses kam Erzherzog Karl natürlich zuerst an die Reihe. Die Ausführung dieser schönen Reiterstatue macht dem Meister Fernkorn alle Ehre. Aber leider wurde auch dieses Standbild unmittelbar vor der Burg aufgestellt, und ihm gegenüber wird auch das gegenwärtig noch unvollendete Standbild des Prinzen Eugen, dem diese Ehre unzweifelhaft vor allen andern gebührt hätte, seinen Platz finden. Wie man vernimmt, werden nach beendetem Umbaue des einen Burgflügels noch einige andere Generale auf diese Weise verewigt werden, so daß dann ungefähr ebenso viele bronzene Schildwachen die Burg umgeben werden, als gegenwärtig lebende Grenadiere und Gendarmen davor auf- und niederschreiten. Doch nicht allein die Burg, auch die Stadt soll auf diese Weise beglückt werden, und wenn es bei dem ursprünglichen Entwurfe bleibt, wird auf alle Stadttheile ein sanfter Regen von bronzenen und steinernen militärischen Unsterblichkeiten niederfallen.

So soll an der Wien eine Statue des Fürsten Schwarzenberg, an welchem selbst die eifrigsten Lobredner stets nur seine diplomatische Gewandtheit und seine besondere Verträglichkeit — eine bei einem Feldherrn etwas zweideutige Tugend — zu rühmen wissen, errichtet werden. Der Grundstein wurde am funfzigsten Jahrestag der leipziger Schlacht*) gelegt, bei welcher Gelegenheit

*) Dieses war das einzige Mal, daß man bei der Wahl des Tages für derartige Festlichkeiten einigen Sinn zeigte. Das Karlmonument wurde nicht, wie man es beantragt hatte, am 50. Jahrestage der Schlacht bei Aspern enthüllt und die Grundsteinlegung des Eugenstandbildes würde am passendsten an dem zweihundertsten Geburtstage des Prinzen stattgefunden haben.

Digitized by Google

es natürlich an Uebertreibungen nicht fehlte. Von einem Standbild Radetzkys, der nicht nur als Feldherr Oestreich weit größere Dienste geleistet, sondern als Generalstabschef der verbündeten Armeen der eigentliche Leiter des Ganzen und die Wunderlampe war, zu welcher der dicke Fürst seine Zuflucht zu nehmen pflegte, ist dagegen vorläufig noch nichts zu sehen. Ja es geschah sogar, daß die für die nächstgelegene Wienbrücke bereits votirten Statuen wieder abbestellt wurden, weil — nach dem wirklich einzigen Ausspruch eines einflußreichen und in höheren Kreisen sehr beliebten Ingenieurs — „diese Statuen dem nahen Schwarzenbergmonument eine zu nachtheilige Concurrenz machen würden!"

Dafür wurde eine andere Brücke desto reichlicher mit Statuen bedacht. Doch ist man dabei seit zwölf Jahren erst bis zu der Berathung über die Annahme einiger eingesendeten Modelle gekommen, vermuthlich weil sich unter den Auszuhauenden auch einige Nichtmilitärs befinden. Ebenso hat das Ansuchen der Gemeindevertretung um die Ueberlassung eines schicklichen Platzes für ein bereits 1859 votirtes Schillermonument noch keine Antwort von Seiten des betreffenden Ministeriums erhalten. Und obschon eine Gesellschaft „zur Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler" besteht, wurden doch bei der jüngsten Renovirung des Stephansdomes die äußerst kunstreichen und an sich schon merkwürdigen Grabdenkmale mehrer berühmten Künstler und Gelehrten auf unverantwortliche Weise verstümmelt oder gänzlich zerstört. Die Grabsteine Friedrichs des Dritten und mehrer Bischöfe wurden dagegen verschont und sogar mit bedeutenden Kosten restaurirt. Einigen liberalgesinnten Bürgern, welche dem im funfzehnten Jahrhundert hingerichteten braven Bürgermeister Vorlauf ein Denkmal oder wenigstens eine Erinnerungstafel widmen wollten, wurde in vertraulicher Weise bekannt gegeben, „daß man hohen Ortes durchaus keinen Einfluß auf derlei Angelegenheiten nehmen wolle, jedoch annehmen müsse, daß die Absicht, einem wegen Rebellion hingerichteten, wenn auch sonst ganz unbescholtenen Manne auf diese Weise eine Ovation zu bringen, nur einer Uebereilung, von welcher der loyale Verstand der Bittsteller gewiß bald zurückgekehrt sein dürfte, beizumessen sei". — —

Das verhängnißvolle Jahr 1859 ertheilte auch in diesen Dingen manche beherzigenswerthe Lehre. Indeß abermals zeigte sich, daß höheren Orts nur im äußersten Nothfall und auch dann nur so viel nachgegeben wurde, als unumgänglich nothwendig war. Alle Welt verlangte eine durchgreifende Reform und verwünschte zugleich die bisherige Soldatenspielerei, welche im Frieden das Mark des Landes vergeudet hatte. Bereitwillig sagte man Abhilfe zu, aber wie kam man der Zusage nach! Wir bleiben bei unserm Gegenstande. Ueberall entstanden neue militärische Bauten. Auch in Wien wurden sofort einige Kasernen ganz neu gebaut, ältere Gebäude dieser Art aber erweitert und renovirt. Man sollte annehmen, daß hierdurch, sowie durch den Bau des

Digitized by Google

Arsenals und mehrer anderer Etablissements viele früher zu gleichen Zwecken benutzte Gebäude entbehrlich geworden wären, und daß man durch die zweckmäßige anderweitige Benutzung derselben oder durch deren Vermiethung oder Verkauf wenigstens einen Theil der auf die Neubauten verwendeten großen Kosten hätte einbringen können. So war es auch ursprünglich bestimmt worden, und in späterer Zeit noch bildeten die für Vermiethung oder Verkauf derartiger Gebäude zu erwartenden Summen einen namhaften Posten in dem von dem Minister vorgelegten Entwurfe des Budgets. Kam es aber wirklich dazu, so wußte man für jedes Gebäude, welches auf diese Weise entbehrlich wurde, sofort irgendeine Verwendung für andere Staatszwecke auszumitteln, und zwar geschah dies gewöhnlich in sehr wenig zweckentsprechender und den Grundsätzen vernünftiger Oekonomie widerstreitender Weise. Sogar leere Plätze, welche der Militärverwaltung gehörten, wurden lieber unbenutzt gelassen oder zu geringfügigen Zwecken verwendet, als daß man sie der Industrie, dem Handel oder zu irgendeiner andern gemeinnützlichen Verwendung hingegeben hätte, mochte auch der dafür gebotene Preis noch so beträchtlich sein. Verwaltungsbehörden, deren sämmtliches Personal früher ganz bequem in drei bis vier kleinen Stuben Platz gefunden hatte, erhielten jetzt Räume zugewiesen, in denen bis dahin ganze Bataillone untergebracht worden waren.

Man wird das Gesagte nicht übertrieben finden, wenn man erfährt, daß ein am Rande des ehemaligen Glacis befindlicher Platz, für welchen von mehrern Bauunternehmern nahezu eine Million angeboten worden war, als Parkplatz für die alten Wagen des Militärfuhrwesens und zur Aufbewahrung einiger Breter und Stangen verwendet wird. Zwei ehemalige Artilleriekasernen sind für die Bureaux des Tabakamtes und eines Bezirksgerichtes eingerichtet worden, welche beiden Aemter sich früher mit weit bescheidnern Räumen begnügten und auch wirklich begnügen konnten.

Das Aergste aber, was zu dieser Zeit geschah, war der Bau der Kaffeefabrik. Man hatte gesehen, daß die französischen Soldaten, auf deren pünktliche und reichliche Verproviantirung mit Strenge geachtet wurde, sich besser schlugen, wenigstens Strapatzen leichter ertrugen als die östreichischen Soldaten, welche ihre ungenügenden und schlechten Lebensmittel unregelmäßig oder gar nicht bezogen und unter allen Umständen nur eine Hauptmahlzeit erhielten, während die Franzosen im Fall eines frühzeitigen Aufbruchs wenn nichts Anderes, wenigstens eine Tasse schwarzen Kaffee erhielten.

Die Schlußfolgerung übereilt ziehend, kam man dahin, daß man dem Kaffee eine übergroße Wichtigkeit beilegte und beinahe zu glauben schien, die Nichtversorgung der östreichischen Soldaten mit Kaffee sei eine der Hauptursachen des unglücklichen Ausganges des Feldzuges gewesen. Der damalige Kriegsminister Graf Degenfeld, welcher dieser Sache besondere Aufmerksamkeit

Digitized by Google

ſchenkte, ging daher auf das Anerbieten eines ihm bekannten Chemikers und unermüdlichen Projectenmachers, eine Fabrik zur Bereitung von comprimirtem Kaffee zu erbauen, ohne weiteres ein. Die Fabrik wurde erbaut und mit allem Luxus eingerichtet und lieferte, wenn man alles berechnete, die Kaffeetäfelchen gerade doppelt ſo theuer und von weit ſchlechterer Qualität, als ſie bei dem nächſtbeſten Chemiker zu erhalten geweſen wären. Man überhörte alle Klagen der Truppen, denen das mit Gewalt aufgezwungene, einem gewöhnlichen Kaffee ſehr unähnliche Getränk nachgerade zum Ekel wurde. Endlich aber wurde die Sache doch zu arg, und der ganze Handel nahm ein klägliches Ende. Als Denkmal dieſes Mißgriffs exiſtirt nur das leere Fabrikgebäude noch, mit welchem man nichts anzufangen weiß.

Ein Seitenſtück zu der verunglückten Ausführung des abſurden Kaffeefabrikprojectes dürfte ſeiner Zeit das noch im Baue begriffene „Muſterverpflegsetabliſſement" werden. Durch viele bittere Erfahrungen belehrt, beſchloß man endlich, keinen zur Verproviantirung gehörenden Artikel mehr ſelbſt zu erzeugen, ſondern alles durch contractmäßig geregelte Lieferung zu beziehen. Nur das Brod ſollte, ſo lange die hier und da beſtehenden Backöfen noch aushalten würden, von dem Perſonal der ſogenannten Proviantbäckereien bereitet werden. Aber kaum war dieſer löbliche Entſchluß in zwei oder drei Fällen ausgeführt, als auch ſchon ein neuer Vorſchlag zur Errichtung eines nach den koloſſalſten Dimenſionen entworfenen Etabliſſements zur Erzeugung und Aufbewahrung der verſchiedennamigſten Verpflegsartikel auftauchte. Und man ging auf dieſe Idee, bei deren Ausführung offenbar nur Einzelne ſich bereichern wollten, die Staatskaſſe und die Armee aber leiden mußten, mit Bereitwilligkeit ein. In Italien, wo die Sache noch eher einen Sinn hatte, weil bei der entſchieden feindſeligen Stimmung der Bevölkerung der geregelte Bezug der Lebensmittel von Privatlieferanten ſehr leicht in Frage geſtellt werden kann, wollte man eine ſolche Anſtalt nicht errichten, wohl aber in Wien, und dazu in dem Herzen der Stadt, wo jede Klafter Baugrund um einen fabelhaft hohen Preis hätte veräußert werden können, und wo unter allen Umſtänden Hunderte von Producenten ſich um die Lieferung der verſchiedenen Verpflegsartikel bewerben werden. Große Summen wurden zuerſt auf die Verſchönerung und den theilweiſen Umbau des alten Verpflegsamtes, des nächſt dem alten Polizeihauſe häßlichſten Gebäudes in Wien, verwendet, und erſt als man erkannte, daß ſelbſt ein totaler Umbau nicht viel helfen würde, gab man es auf, auf dieſem eingeengten, unebenen, durch die Ausmündung verſchiedener Kanäle feuchten Platze einen Prachtbau herzuſtellen. Eine weitläufige Cavalleriekaſerne, welche recht gut noch viele Jahre zu ihrem bisherigen oder zu einem andern Zwecke hätte benutzt werden können, wurde niedergeriſſen und an ihrer Stelle ein neues mit beſonderem Luxus ausgeſtattetes Gebäude zur Erzeugung und Aufbewahrung der verſchie-

Digitized by Google

denen Proviantartikel aufgeführt. Damit jedoch die in dieser Anstalt beschäftigten Beamten nicht allzusehr angestrengt werden, wird eben nur ein geringer Theil dieser Artikel in dem neuen Etablissement verfertigt, das Uebrige aber bei Privaten eingekauft und nur bis zu seiner Ausfolgung an die Truppen aufbewahrt werden. Und manche Gegenstände, namentlich die Fourage, werden von den Soldaten direct bei den Lieferanten bezogen, deren elende, bis an das Dach mit Heu und Stroh gefüllte Bretterbaracken in den schönsten Stadttheilen man trotz der dringenden Klagen der Bürger über die Verunzierung der betreffenden Gassen und der drohenden Feuersgefahr duldet, während der geringste Verstoß gegen die von der Regierung erlassene Bauordnung mit sofortiger Niederreißung des betreffenden Gebäudes und außerdem mit empfindlichen Geldstrafen geahndet wird und man einigen Fabriken — die übrigens weder in gesundheits- noch in feuerpolizeilicher Hinsicht Bedenken erregten — ohne Umstände den weiteren Betrieb untersagte. Ebenso verfuhr man bei der Expropriirung von Privatgebäuden auf die rücksichtsloseste Weise, oder man bereitete, wo das Expropriationsgesetz nicht anwendbar war, den Eigenthümern der betreffenden Gebäude so viele Unannehmlichkeiten, daß sie ihr Eigenthum bereitwillig um den ihnen gebotenen Preis abtraten. Gehörte der Besitzer jedoch einem der privilegirten Stände an, oder war das Gebäude gar ein sogenanntes „ärarisches", so änderte sich die Sache, mochte das Haus dann die Passage noch so sehr hemmen, durch seinen verfallenen Zustand den Stadttheil verunzieren oder auf andere Weise das Publikum belästigen, so mußte letzteres entweder die übertriebensten Forderungen des Eigenthümers erfüllen, oder es geschah auch, daß die begründetsten Forderungen der ganzen Gemeindevertretung rundweg abgeschlagen oder gar keiner Antwort gewürdigt wurden. So waren alle Bitten und Vorstellungen des Gemeinderathes, welcher eine Straße über den Exercierplatz anlegen wollte, erfolglos, obgleich die Nothwendigkeit dieser Straße selbst von vielen Militärs erkannt wurde. Aber der General, welcher über die Angelegenheit in erster Instanz zu entscheiden hatte, war dem Plan abgeneigt, und dem Civil gegenüber mußte er nun durchaus Recht behalten. Die von der Leopoldstadt zu der Nordbahn, bekanntlich der frequentesten Bahn, sowie in den Prater führenden Straßen sind je nach der Jahreszeit mit knöcheltiefem Koth oder Staub bedeckt, aber sie dürfen nicht gepflastert werden, weil die Erlaubniß dazu von dem Oberstjägermeisteramt verweigert wird. Man muß dem gegenwärtigen Gemeinderathe Wiens volle Anerkennung für seine Bemühungen zur Reinhaltung und Beleuchtung der Stadt zollen, wenn auch mitunter Größeres geleistet und dabei mehr erspart werden könnte. Auch fügt sich die Bevölkerung willig allen diesfälligen Anordnungen, und von der Polizei werden die Dawiderhandelnden auch mit ziemlicher Strenge zur Verantwortung gezogen. Dennoch giebt es Gebäude, deren Aeußeres und deren nächste Umgebung alle

Digitized by Google

jemals erlassenen Reinlichkeits-, Ordnungs-, Sicherheits- und Gesundheitsvorschriften verhöhnen. Und unter diesen Gebäuden sind die Militär- und anderen Staatsgebäude, die Stammhäuser einiger besonders bevorzugten Adelsfamilien und einige Klöster, kurz Gebäude, deren Besitzer oder Bewohner über dem Gesetz zu stehen vermeinen, und gegen welche auch gewiß kein Aufsichtsorgan von einer Verbindlichkeit zur Erfüllung allgemeingiltiger Vorschriften zu sprechen sich erkühnen wird. Geschah es doch, als der Gemeinderath mehre Magnaten und Prälaten ersuchte, ihre nach altmittelalterlicher Weise ringsum mit schweren Ketten umschlossenen und vielfach mit scharfen Eisenspitzen besetzten Häuser so viel als möglich dieses die Passage hemmenden und gefährlichen Eisenschmuckes zu entkleiden, und mehre liberaldenkende Cavaliere sich beeilten, diesen Wunsch ihrer Mitbürger zu erfüllen, einige andere das im bescheidensten Tone vorgetragene Ansuchen mit den Worten beantworteten, daß „es ihnen eben nicht genehm sei, den wiener Herren zu Gefallen zu stehen". Ja, als man auf dem Ausläufer des laaer Berges einen neuen Friedhof anlegen wollte und der Kriegsminister jede Benutzung dieses Platzes untersagte, weil derselbe bereits zur Anlage eines Befestigungswerkes ausgewählt worden sei, die intelligentesten Vertreter der Stadt aber und mehre Parlamentsmitglieder gegen jede Befestigung der Stadt überhaupt und insbesonders gegen die Ausführung dieser unglücklichen Idee während der gegenwärtigen Finanznoth sprachen, so wurden diese Redner mit Schmäh- und Drohbriefen überschüttet, und zwei besonders eifrige Verfechter der Militärherrschaft vermaßen sich sogar zu der Aeußerung: „daß sich jetzt bereits Schuster und Schneider ein Urtheil über die Befestigung Wiens angemaßt hätten" und „daß diese Leute nur darum die militärische Kraft des Staates untergraben und die Todesstrafe abschaffen wollten, weil die erstere ihren finsteren Absichten entgegenstehe und die letztere ihnen als ein noch vom Jahre 1848 her drohendes Gespenst lästig falle."

Auch in der neuesten Zeit fehlt es nicht an ähnlichen Uebergriffen der Militärbehörde. Die seit Langem angestrebte und vorbereitete Erweiterung und Regulirung einer Gasse bei der Franz-Josephskaserne muß wegen der von dem Kriegsminister gestellten Forderung, daß der Eingang derselben von zwei Fenstern jener Kaserne eingesehen werden müsse, unterbleiben. Man fürchtet sich also noch immer vor der Revolution, bedenkt aber nicht, daß eine starke, gut bewaffnete, wohl geführte und zu allem entschlossene Volksmasse — und nur eine solche wird an die Bestürmung einer von zwei- bis dreitausend Soldaten besetzten Kaserne gehen — sich durch die hinter jenen zwei Fenstern drohenden sechs bis acht Musketen nicht wird zurückschrecken lassen. Die große Furcht, welche man vor einem möglichen Volksaufstand hegt, läßt sich übrigens auch aus manchen andern Dingen erkennen. So ist z. B. diese Kaserne nicht nur durch elektrische Telegraphenleitungen mit der Burg und dem Arsenal verbunden,

Digitized by Google

sondern es ist auch auf dem einen Thurme der Kaserne ein optischer Telegraph angebracht, welcher mit einem gleichen Apparat auf der der Stadt zugekehrten Ecke des Arsenals correspondiren soll, wenn etwa im Falle einer Erhebung die elektrische Leitung zerstört werden sollte. Würde aber ein Angriff gegen die Burg ausgeführt, so würde diese Vorsichtsmaßregel dennoch nutzlos sein, da die in der Kaserne befindliche Garnison keine Nachricht von der Lage der Dinge an jenem Punkte, der ihr doch der wichtigste sein sollte, erhalten würde. Ebenso hat man zur weiteren Sicherheit der Kaserne und ihrer Bewohner den nach Abtragung der umgebenden Festungsmauer sich ergebenden freien Raum mit einem eisernen Gitter umschlossen und allen Civilpersonen die Passirung dieses Gitters auf das strengste untersagt.

Ebenfalls in diesen Zusammenhang gehört sodann, daß zur selben Zeit, als das Abgeordnetenhaus gebaut wurde, der in das erste Programm der Stadterweiterung aufgenommene Bau einer zweiten wiener Zwingburg, jenes bereits erwähnten Gegenstückes der Franz-Josephskaserne nicht nur in Erinnerung gebracht, sondern dessen unverzügliche Ausführung anbefohlen wurde. Woher schließlich das Geld dazu genommen werden soll, ist freilich noch unbestimmt, aber schon die Existenz dieses kaum fünfhundert Schritte (also gerade im Bereich des ausgiebigsten Kartätschenschusses) von dem Abgeordnetenhause entfernten und dasselbe vollkommen beherrschenden Gebäudes scheint in den Augen der Militärpartei die beste Garantie der steten Willfährigkeit der Volksvertreter zu sein. Die Kosten dieses Baues belaufen sich schon nach dem wie gewöhnlich äußerst niedrig gestellten Voranschlage auf vier Millionen, und man kann ermessen, wie hoch die Kaserne in Wirklichkeit zu stehen kommen wird, besonders wenn man den Luxus und die Solidität betrachtet, womit auch die unbedeutendsten Nebentheile ausgeführt werden. Einen traurigen Gegensatz bildet dagegen das Abgeordnetenhaus, welches nun seit vier vollen Jahren in seinem Provisorium als ein armseliges, aus dünnem Fachwerk aufgeführtes und nothdürftig übertünchtes, mit schlechten Bretern gedieltes und nur in einigen Räumen heizbares Gebäude dasteht und wahrscheinlich noch mehre Jahre in diesem Zustand wird verbleiben müssen. Zum Bau eines neuen Parlamentsgebäudes aber sind nicht nur noch keine Anstalten getroffen, sondern es ist sogar der Plan, nach welchem gebaut werden soll, noch nicht vollendet und in allen Einzelheiten genehmigt, ja selbst der Platz ist noch nicht mit Bestimmtheit ausgewählt worden. Doch theilt das Parlamentshaus in diesem Punkte das Schicksal mehrer andrer Gebäude. So erhielt die Gemeinde trotz wiederholter Bitten nicht den für das künftige Stadthaus gewünschten Platz und mußte sich mit einer ungünstig gelegenen und beschränkten Baustelle begnügen. Und für die Universität ist auch noch kein Winkel aufgefunden worden. Ebenso ergeht es dem Museum, über dessen eigentliche Wesenheit durch die bisher erflossenen

Digitized by Google

Anordnungen wohl noch niemand aufgeklärt worden sein wird. Denn bald scheint dieses künftige „Reichsmuseum" eine Vereinigung aller im ganzen Reiche aufzutreibenden Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten werden zu sollen, bald will man nur die derzeit vereinzelten Gallerien und Sammlungen Wiens in ein Ganzes vereinigen, ja zuweilen betrachtet man das Institut nur als eine Art von permanenter Kunst- und Industrieausstellung. Sehr wahrscheinlich ist, daß von alledem gar nichts erreicht werden wird. Man wollte sich hier wie bei noch andern Gelegenheiten das Ansehn geben, als beabsichtige man nicht nur den „Wohlstand und die Schönheit der Stadt, sondern auch das Aufblühen der schönen Künste und Wissenschaften zu befördern"; aber die Eilfertigkeit, mit welcher man an das Werk ging, und alle übrigen Anordnungen zeigten nur zu deutlich das geringe Verständniß für derlei Dinge bei dem Anordnenden, und welche verkehrten Vorstellungen derselbe einerseits von seiner Machtvollkommenheit und andrerseits von dem Endzweck bei der Gründung von Instituten dieser Art hegte. Aus Ungeduld, da man bis zur Vollendung eines zweckentsprechenden Gebäudes hätte zu lange warten müssen, vielleicht auch aus gewohnter Anhänglichkeit an provisorische Zustände, errichtete man vorläufig ein provisorisches Museum. Es ist kein Zweifel, daß sich unter den daselbst befindlichen Gegenständen mehre an sich recht merkwürdige Stücke befinden. Wurden doch von den verschiedenen Privat- und öffentlichen Sammlungen Beiträge begehrt und auch gesendet, aber bei dem ersten Blicke in eines der fünf Gemächer muß sich jedem die höchst armselige Auswahl, die durch den beschränkten Raum bedingte schlechte Zusammenstellung, kurz die Werthlosigkeit des Ganzen als Ganzes klar vor Augen stellen. Und erst die äußere Hülle dieses Kunstinstituts! Dieselbe wurde noch vor wenigen Jahren als Stall für die Pferde und als Remise für die Wagen irgendeines Hofbediensteten verwendet und in einigen Tagen mit ganz unbedeutenden Kosten in ein „k. k. östreichisches Museum für Kunst und Industrie", wie auf einer über dem Eingange angebrachten riesigen Tafel zu lesen ist, umgewandelt. Und doch wimmelt diese armselige Baracke stets von Besuchern, weil es eben das einzige Institut dieser Art oder wenigstens die einzige Sammlung in Wien ist, in welcher die genauere Betrachtung und das Abzeichnen der ausgestellten Gegenstände gestattet wird.

Desto freigebiger und bedächtiger verfuhr man dagegen bei dem Bau des noch immer unvollendeten Opernhauses. Die riesigen Dimensionen desselben und der zu dessen Ausschmückung bewilligte Aufwand sowie die Preisausschreibungen für die von den Architekten, Malern und Bildhauern einzusendenden Entwürfe und Modelle hätten auf eine ernstgemeinte Absicht zur Beförderung der schönen Künste schließen lassen, wäre es nicht auch hier mehr das Handwerk als die Kunst gewesen, worauf man Tausende verwendete, und hätte

Digitized by Google

man nicht die Künstler selbst in der rücksichtslosesten Weise behandelt. Man schrieb nämlich für die Ausführung der für das Opernhaus bestimmten Statuen einen Concurs aus, an welchem sich jedoch nur die Bildhauer des Auslandes betheiligen durften, wodurch selbstverständlich die inländischen Künstler sich zurückgesetzt fühlten. Als sich nun mehre Meister von Ruf meldeten, hatte man sich eines Andern besonnen und übertrug ihnen nur die Ausführung der einfachsten, in das Ressort des Steinmetzhandwerkes einschlagenden Verzierungen und erklärte, daß die Ausführung der Statuen bereits befähigten Händen übergeben worden sei, womit man wieder die außerösterreichischen Meister beleidigte. Und so verfuhr man in vielen andern Fällen. Kam aber ausnahmsweise einmal die wirkliche Kunst zur Geltung, so geschah es sicher nur zur Verherrlichung von Nebendingen oder zur Förderung egoistischer Zwecke. D.

Vermischte Literatur.

Taschenbuch der politischen Statistik Deutschlands. Von Dr. Wilhelm Kellner. 270 S.

Wenn die Politiker im Volke auf eine gleiche und richtige Fährte kommen wollen, so müssen sie ihr Programm nach den gegebenen staatlichen Verhältnissen einrichten. Das Stichwort „liberal" leistet es nicht mehr. Lange nannte man alles liberal, was Opposition machte, was in irgendeiner Richtung der Regierung eines einzelnen Staates oder der Bundesversammlung die Wahrheit sagte; es war eine rein negative Bezeichnung, das einzige Positive an der Opposition war meist nur die Forderung, diese oder jene Institution des Verfassungsmusterstaates England oder eines andern constitutionell eingerichteten Staates auf die heimischen Zustände zu übertragen. So hatten wir den Kampf für die Jury, die Anhänger der französischen Charte von 1830, der Nationalgarde u. s. w. Sogar Theoretiker nach alten griechischen und römischen Mustern fehlten nicht. Es kam aber eine Zeit, wo sich die Zustände der Musterländer nicht mehr so empfehlenswerth darstellten. Man fand, daß Louis Philipp in Frankreich ein reines Bourgeoisthum hergerichtet hatte, und später, daß Napoleon der Dritte den ärgsten Polizeistaat einführte, den man noch je gesehen. Man entdeckte an England, daß es doch im Grunde nur das Land der Aristokratie, nicht der Demokratie sei, daß die Gerichte ungeheuer theuer und schwer anzugehen u. d. m. Die fremden Ideale erblichen, und die alten Liberalen wurden mit ihnen verbrauchte Größen. Demokraten, Socialisten, Communisten traten gegen die Liberalen auf, aber auch sie und ihre Versuche waren exotische Pflanzen. Die Bewegung von 1848 führte ein anderes Element in den Vorder-

Digitized by Google

grund, den Gedanken der deutschen Einheit, und damit einen neuen Gegensatz: Nationale und Liberale aneinander, und noch heute giebt es Politiker, die vor allem liberal, dann erst national, und andere, die erst „einheitlich" und nur nebenher „freiheitlich" sein wollen. Wir untersuchen nicht, wie viel solche Stichworte bedeuten, sondern freuen uns einfach des aus dieser Entwickelung hervorgegangenen Guten, daß wir nun dahin sind, zu versuchen, auf eignen Füßen zu gehen, daß wir vor allen Dingen deutsch sein wollen, ehe wir griechischen oder römischen, englischen oder französischen Mustern nachjagen. Nur die großen Entwickelungsgesetze bleiben sich gleich für die Staaten, welche sich die Menschen zurechtzimmern, die einzelnen Bestandtheile müssen für den Grundbau von dem genommen werden, was der heimische Boden bietet. Wo kein Granit und Sandstein in der Erde gewachsen ist, da formt und brennt man aus Lehm Backsteine, und wo keine Ceder wächst, da baut man mit Eichenholz und Fichten. Solche und ähnliche Gedanken haben offenbar den Verfasser einer kleinen Schrift, betitelt: Taschenbuch der politischen Statistik Deutschlands von Dr. Wilhelm Kellner, bis vor Kurzem Redacteur des Frankfurter Journals, bewegt, als er versuchte, in einer gedrängten Uebersicht der privaten deutschen Staatsbaumeister das Material für einen deutschen Staat, wie es jetzt vorhanden ist, vor Augen zu führen, um dazu anzuregen, es in ihren Kreisen nach den allgemeinen Regeln der Staatsbaukunst, aber in der aus der Art des Materials erwachsenden eigenthümlichen Weise zu verwenden, vorerst aber ihre bisherigen Ideale damit zu vergleichen. Der Gedanke ist gut und die in dem genannten Werkchen vorliegende Ausführung auch insofern zu loben, als sie durch Gedrängtheit die Uebersicht erleichtert. Für das große Publikum ist diese Arbeit allerdings wohl nicht überall verständlich genug. So finden wir auf Seite 65 eine Auseinandersetzung über die Gruppirung der europäischen Staaten mit mittelalterlichem, absolutistischem und grundgesetzlichem Staatswesen oder Patrimonial-, Polizei- und Rechtsstaaten, die ein genaues Eingehen verbunden mit größter Kürze nicht vermissen läßt, aber ein sehr aufmerksames Lesen erfordert, wenn sie von dem Nichtgeschulten begriffen werden soll. Die ganze Anlage des Buches ist zwar nach allgemeinen, dem Politiker geläufigen Grundeintheilungen gemacht, mit dem ersichtlichen Zweck, die verschiedenen deutschen Staaten einmal theoretisch fix und fertig unter eine politische Glasglocke zu stellen; das hätte aber nicht auszuschließen brauchen, daß z. B. die Einnahmen, Ausgaben und Schulden der einzelnen Staaten bei einander stehen, oder wenigstens in derselben Ordnung aufgeführt werden konnten. Die vorhandene Ordnung führt sich offenbar auf den typographischen Grund der Raumersparniß zurück und kann einigermaßen damit entschuldigt werden, daß das Register gut eingerichtet ist, auf dessen Benutzung wir deshalb die Leser hinweisen. Von dem, was sonst zu rühmen ist, sei nur das Wichtigste erwähnt. Offenbare Druckversehen sind es, wenn Seite 9 unter den zu Oestreich gehörenden nichtdeutschen Ländern Venetien ausgelassen ist, wenn S. 93 Absatz 2, Zeile 3 statt des richtigen „gewählt werden" wählen steht, wenn S. 177 beim Oberappellationsgericht Kassel die Untergerichte (erster Instanz) als die dritte Instanz bezeichnet werden; wenn ferner S. 179 die neue bayerische Gerichtsorganisation in das Jahr 1862 statt in das Jahr 1861 verlegt und wenn S. 196 von Mark Banko statt Mark Courant beim Budget von Lübeck die Rede ist.

Digitized by Google

Fehler ernsterer Art, welche dem Verfasser zur Last fallen, sind hauptsächlich folgende: Unrichtig finden wir S. 19 die Durchschnittsprocentzahl der Rittergüter für Preußen angegeben; man sieht auch nicht ein, warum die Rechnung nur an einem Orte ausgeführt ist, wo sie an vieren ausgeführt sein konnte. Die Bevölkerung der Städte S. 22 stimmt nicht überall mit den amtlichen Angaben; abgesehen von der sonst zweckmäßigen Abrundung scheint die Militärbevölkerung nicht gleichmäßig eingerechnet zu sein. S. 44 läßt der Ausdruck „Diese Magistratsmitglieder ꝛc. (Preußen) müssen von der Staatsregierung bestätigt werden" einen Doppelsinn zu; der Sinn ist offenbar: sie bedürfen der Bestätigung; denn leider ist die Regierung nicht gezwungen sie zu bestätigen; am besten wäre es freilich, es bedürfte gar keiner Bestätigung. Unrichtig ist, was S. 53 von dem Gerichtswesen der k. sächsischen Stadtgemeinden gesagt ist; das Gesagte kann nur auf die Vergangenheit Anwendung finden: die richterlichen Befugnisse der sächs. Gemeinden sind aufgehoben. S. 96 scheint es so, als ob alle Vertreter der Sonder-Landtage von Gotha und Coburg den gemeinschaftlichen Landtag bilden; es sind einige aus jedem Sonderlandtag, welche den Gesammtlandtag besuchen. S. 103 wäre es angezeigt gewesen, wie den auf dem mecklenburgischen Landtage vertretenen Rittergutsbesitzern der Name Ritterschaft beigelegt wird, so den landtagsfähigen Städten den Namen „Landschaft" beizufügen. S. 119 ist das Wahlgesetz zum gesetzgebenden Körper der freien Stadt Frankfurt insofern ungenau angegeben, als man nicht ersieht, daß die Wahl eine indirecte, durch Wahlmänner der drei Classen geschehende ist; S. 121 sollte gesagt sein, daß der frankfurter Senat „im Ganzen" aus 21 Senatoren besteht: nach dem vorhandenen Wortlaut ist man versucht anzunehmen, es seien 27, was denn doch gar zu viel wäre. S. 140 ist vom östreichischen Gewerbegesetz nur der Einführungstermin, nicht das eigentliche Datum des Gesetzes vom 20. Decbr. 1859 aufgeführt. S. 142 sollte unter dem Capitel Centralbehörden es wohl heißen, daß sich in Preußen nur zum Theil die nämliche Einrichtung wie in Oestreich finde, S. 151 unter den Staaten der Selbstverwaltung mit Hinblick auf das auf derselben Seite Folgende auch Weimar aufgeführt sein. S. 193 stimmt das preußische Einnahmebudget nicht ganz mit der amtlichen Angabe; es fehlt der Posten des Ministeriums des Auswärtigen mit 11,800 Thlr., wie auf S. 211 der Posten der Civilliste mit 2,573,099 Thlr. unter den Ausgaben fehlt. Daß bei den Angaben der preußischen und östreichischen Seemacht nicht alles genau angegeben ist, erscheint bei dem Schwanken selbst der amtlichen Angaben nur zu natürlich; doch sind hier die Angaben noch richtiger, als wir sie irgendwo anders fanden, offenbar nach den verschiedenen Quellen im Ganzen richtig combinirt.

Das sind die hauptsächlichsten Fehler. Wir notiren sie nicht, um vom Gebrauch des Buches abzuschrecken, sondern wollen dasselbe im Gegentheil bestens empfohlen haben; denn was auf 270 Seiten über die politische Statistik Deutschlands gesagt werden konnte, ist von dem Verfasser in der That gesagt worden. Bis in das kleinste Detail hinein ist der Stoff skizzirt, aus dem sich ein eigenthümlich deutscher Staatsbau aufführen ließe; bei den verschiedenen Gruppen des Stoffes ist hervorgehoben, was ihnen Mangelhaftes anhaftet; die Eigenheiten und Schwächen unseres Adels, die Punkte, wo die Stärke unsres Bürgerstandes zu finden, die Wurmbrüchigkeit des deutschen Bundes und seines obsoleten Organs, des Bundestages, die Buntscheckigkeit des Stände-, Verwaltungs- und Gerichtswesens der einzelnen deutschen Staaten, die Nachtheile der diplomatischen Vertretung im Auslande, die Mängel der deutschen Bundeskriegsverfassung, alles dies ist sorgfältig angegeben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 36.

Ausgegeben am 1. September 1865.

Inhalt:

Rheinpreußische Parteizustände . . . . . Seite 361
Das Buch Daniel 367
Die deutsche Schillerstiftung. 2. 381
Politische Correspondenz. 3. 395

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Rheinpreußische Parteizustände.

Wirrer und weniger einfach als im östlichen Preußen liegen im westlichen die Parteiverhältnisse. Wenn der „Junker" fehlt, so tritt der „Pfaffe" in beiderlei Gestalt, katholischer und evangelischer, desto anspruchsvoller auf. Dazu kommt die stärkere, an Frankreichs und Belgiens Nähe gemahnende Ausbildung der gesellschaftlichen Unterschiede und Gegensätze, die es bekanntlich so mit sich gebracht hat, daß hier von jeher die eigentliche Brutstätte des deutschen Socialismus gewesen ist.

Die Verhinderung des rheinischen Abgeordnetenfestes hat allerdings das Ihrige dazu gethan, die übergroße Mannigfaltigkeit für den Augenblick wieder etwas einzuschränken. Ein eigenwilliger, die Regierungspolitik kreuzender Act des Hofes ohne alle vernünftige Berechnung, hat sie die einzelnen Schattirungen des Liberalismus einander aufs neue genähert. Sie schließt die Epoche ab, während welcher die militärisch-diplomatischen Erfolge der Regierung auf die Oppositionsstimmung der Massen mildernd einwirkten, und knüpft für das öffentliche Bewußtsein die Gegenwart und nächste Zukunft wieder an jene Vergangenheit an, in welcher der Kampf wider die Reaction das vornehmste politische Interesse des Tages war. Insofern hat der Hof der liberalen Partei die günstigste Gelegenheit verschafft, sich durch eine wirksame Organisation zu Widerstand und Angriff in die beste Verfassung zu setzen. Aber freilich, was wenigstens Rheinpreußen angeht, so hat die Gewaltmaßregel gegen das Abgeordnetenfest zugleich eine Fraction der liberalen Partei in den Vordergrund gezogen, welche schwerlich berufen erscheint, dem gesammten rheinpreußischen Liberalismus leitend voranzumarschiren.

Herrn Classen-Kappelmanns Persönlichkeit verdient ohne Zweifel die Popularität, welche die wetteifernden Bemühungen eifriger Freunde und unverständiger Gegner ihm neuestens verschafft haben. Seine thätige Nächstenliebe, seine Hingebung an das öffentliche Wohl, seine aufgeklärte Denkungsart und sein praktischer Sinn, die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Beweggründe haben bisher weder von klerikalen, noch von reactionären, noch von aristokratisch-liberalen Gegnern mit Wirkung angefochten werden können. Niemand kann

Digitized by Google

ihm den Titel des „ersten Bürgers von Köln“ streitig machen. Aber weder aus dem Aristoteles noch aus dem Montesquieu oder Bentham läßt sich der Nachweis führen, daß der „erste Bürger“ und der Parteiführer Begriffe seien, welche sich decken, — während es nicht schwer ist zu erkennen, daß sowohl in der Person als in der Stellung des Genannten Mängel stecken, die mit der Vorstellung von einem rechten politischen Führer unvereinbar sind.

Sprechen wir, als von dem mehr Aeußern und Anerkannten, zunächst von der Stellung. Wir sehen einen bürgerlichen Parvenü vor uns, den Sohn wenig bemittelter Eltern aus dem unbedeutenden Rheinstädtchen Sinzig, der nach Köln kommt, ein Geschäft begründet, es in Flor bringt und stufenweise ein Vermögen erwirbt; aber ohne sich deshalb, gleichviel aus was für Ursachen, wie die meisten andern Seinesgleichen mit aristokratischen Ansprüchen und Gesinnungen zu erfüllen. Vielmehr wird es bald sein Ehrgeiz und am Ende sein Ruhm, den Wortführer des mittleren und niederen Bürgerstandes in jeder Art von Opposition zu machen. Als solcher hat er nicht am seltensten die großen bürgerlichen Familien Kölns zu bekämpfen gehabt, deren exclusive Stellung so häufig Haß und Neid herausfordert. Der Liberalismus dieser Optimaten oder „Potenten“, wie man sie am Rhein nennt, ist zwar niemals sonderlich kraftvoll gewesen und hat sich schon seit Jahren völlig auf sein eignes glückliches Selbstbewußtsein zurückgezogen; allein sie hängen natürlich vielfach mit den entsprechenden Kreisen anderer rheinischen Städte und Gegenden zusammen, in denen der Freiheitsgeist ein weniger latentes Leben führt, und durch diese Verbindung entsteht für ihre örtlichen Widersacher eine Gefahr, die uns gleichgiltig lassen könnte, wenn es sich lediglich um die Stadt Köln handelte. Solche städtische Demokraten mögen leicht den Gegensatz, in welchem ihre communale Thätigkeit sich vorzugsweise bewegt, auf die größeren Verhältnisse des Staates übertragen und so dieselben einseitig, ja engherzig beurtheilen und behandeln. Es ist nicht anzunehmen, daß sie die Bundesgenossenschaft liberaler Aristokraten, so sehr dieselbe sachlich geboten sein mag, jemals unbefangen und loyal ergreifen. Läge solche Erhebung zu hohen und weiten Gesichtspunkten aber auch im Bereich ihres Geistesvermögens, so ist es immer noch fraglich, ob Bundesgenossen der bezeichneten Art als gemeinsamen Führer einen Demokraten acceptiren würden, der sich daheim grade im Kampfe gegen sie erst überall einen Namen gemacht hätte. Und das ist genau der Fall des Herrn Classen-Kappelmann.

Mit geringer Zuversicht sprechen wir natürlich von den Talenten, die unter dem „schlichten grauen Rocke“ stecken sollen, welchen der Biograph Herrn Classen in der „Gartenlaube“ ein für alle Mal angezogen hat. Manche schöpferische Geister entfalten sich früh, andere spät; warum sollte Herr Classen nicht zu den letzteren gehören? Nur scheint es uns erstens nicht eben ein Zeichen emporstrebenden

Digitized by Google

Sinnes, daß der Mann, auch nachdem er zu Wohlstand gelangt ist, keinen Sitz im Abgeordnetenhause einzunehmen wünscht, sondern sich in seinem Comptoir zu Köln behaglicher und mehr an seiner richtigen Stelle fühlt. Und fürs zweite will es uns so vorkommen, als stehe hinter ihm ein anderer, der eigentlich alle diese großen Entwürfe ausheckt, aus welchen Herrn Classens junge Berühmtheit sich ihre Staffeln gebaut hat.

Das erste, zur Ausführung gekommene Abgeordnetenfest auf dem Rheine und das zweite, gewaltsam vereitelte, die Bürgerkrone, welche Präsident Grabow empfing, als er die versöhnlich klingenden Phrasen der Thronrede im letzten Januar mit einer bittern Aufzählung der Beschwerden des Landes beantwortete — alle diese politischen Maßregeln werden in eingeweihten Kreisen, so viel sich ermessen läßt, auf eine andere Quelle als Herrn Classen-Kappelmanns Gehirn zurückgeführt. Sie sollen von Herrn Heinrich Bürgers herrühren, der einst neben dem sogenannten „rothen Becker" obenan auf der Anklagebank des zusammengeschwindelten kölner Communistenprocesses saß und jetzt, nachdem er einige Strafjahre auf verschiedenen preußischen Festungen elend genug verbüßt hat, in Köln als Schriftsteller sein Brod verdient. Besucher der Generalversammlungen des Nationalvereins kennen ihn von Koburg 1862 und von Eisenach 1864 her, seine glühende, lebhaft gesticulirende, an romanische Vorbilder erinnernde Beredsamkeit, seine wiederholten Versuche, den Nationalverein auf ausgeprägte revolutionäre Bahnen zu drängen. In der Rheinischen Zeitung, deren stehender Mitarbeiter er ist, vertritt er neben dem ruhigeren und zu Transactionen aufgelegteren Dr. Becker — seinem früheren Schicksalsgenossen — die Schärfe und Gluth politischer Leidenschaft. Seiner inneren Disposition nach ist er nicht Fortschrittsmann, sondern unbedingter Demokrat. Ja, man mag noch zweifeln, ob er seine ehemalige socialistisch-revolutionäre Weltanschauung so rückhaltlos wie Becker mit einer nationalökonomisch-liberalen vertauscht hat, wenn er auch die unzeitigen Angriffe Lassalles auf die Fortschrittspartei öffentlich gemißbilligt und zurückgewiesen hat. Bei allem Parteihaß hat Herr Bürgers jedenfalls die Besonnenheit, seine eigne kampfbereite Person nicht ohne Noth in den Vordergrund zu schieben, sondern läßt es geschehen, ja befördert es sogar, daß sein Freund Classen-Kappelmann zeitweilig allen Ruhm allein erntet. Ideen, welche mit dem Namen Bürgers behaftet vielleicht schon im mittleren Bürgerstande keinen Curs mehr gewinnen würden, erhalten weittragenden Credit, wenn der Stempel des „ersten Bürgers von Köln" auf ihnen zu erblicken ist. Das Popularitätscapital wird nicht verzettelt, das die Männer der Rheinischen Zeitung aufzubringen im Stande sind, vielmehr auf *ein* Haupt gehäuft und dieses so über alle anderen Köpfe im politischen Israel erhöht. Zur rechten Zeit wird Herr Bürgers seinen vorgeschobenen Freund schon abzulösen wissen. Herr Classen für die langweilige Zeit der Vorbereitungen, wo man mehr des

Digitized by Google

Credits und Capitals als persönlichen Vermögens bedarf, — Hr. Bürgers, der feurige und schlagfertige Tribun, für die Tage der Eruption. Wie wir ihn da nachträglich alles Vertrauen für sich in Anspruch nehmen hören werden, das ein absichtliches Maskenspiel jetzt Herrn Classen-Kappelmann zuwendet!

Die Revolution ist indessen blos eine einzelne unter den Möglichkeiten der Zukunft, und so lange sie nicht ausgebrochen ist und hundert Stellungen von Grund aus verwandelt hat, darf auch Hr. Bürgers verlangen, daß man ihn nach seinem heutigen Verhalten messe. Da mag der einfache Beobachter sich denn freilich freuen, daß doch an einem Punkte in Preußen ein Stück Führerschaft — dieses unentbehrliche Erforderniß entwickelten öffentlichen Lebens — sich herauszubilden angefangen hat. Aber der liberale Patriot kann darum doch noch nicht mit Wohlgefallen zuschauen, wie grade diese Richtung sich in einer wichtigen Provinz der Zügel des activen Liberalismus zu bemächtigen droht; und zum Glück hat es damit, bei Lichte besehen, denn auch noch gute Wege. Die kölner Demokratie, wie sie sich in Herrn Bürgers verkörpert, ist zwar keiner landesverrätherischen Hinneigung zu Frankreich mehr verdächtig. Allein ihre Auffassungsweise ist noch immer stark französisch gefärbt; französische Kategorien und Schablonen bestimmen ihr Denken, sie erwartet das Heil Deutschlands nach wie vor von einem in Paris gegebenen moralischen oder physischen Anstoß. Was ihr im Vergleich zu der Demokratie der älteren Landestheile an preußischem Patriotismus abgeht, das ersetzt sie mehr noch durch kosmopolitische Reminiscenzen ihrer socialistisch-radicalen Vorzeit als durch deutsch-nationale Regungen. Sie ist allemal sehr bereit, mit den Gegnern Preußens im übrigen Deutschland zu sympathisiren, selbst wenn man sich zu dem Ende einmal einer fürstlichen Legitimität annehmen muß; die schwäbischen Particularisten, deren Stammesbewußtsein bekanntlich unheilbar ist, stehen ihr vermöge des absoluten Freiheitscultus, welchem sie huldigen, immer noch näher, als die norddeutschen Führer des Nationalvereins. Ginge es unter preußischen Landsleuten nur eben an, sie würde wahrscheinlich die Kolb-Mayersche Sehnsucht nach der Föderativrepublik auch zu ihrem nationalen Glaubensbekenntniß erheben. Solche Tendenzen können und werden in Rheinpreußen niemals die herrschenden werden.

Zumal die Demokratie weit weniger durch eigene überlegene Kraft, als durch die Fehler und Schwächen der übrigen liberalen Fractionen obenaufgekommen ist. Nicht immer herrschte sie auch nur in Köln, der altkatholischen Bischofsstadt, die so mancherlei Stoff für eine revolutionäre Parteibildung in sich enthält. Es gab eine Zeit, wo der Name Mevissen dort fast denselben Klang hatte, wie heute der Name Classen-Kappelmann. Aber Hr. Mevissen hat den Politiker, der ihn nicht rasch genug zum Minister und großen Manne machte, ausgezogen und ist wieder in den Rock des Geschäftsmannes geschlüpft, in welchem er es so erklecklich weit gebracht hat. Alle die reichgewordenen

Digitized by Google

Kaufleute, Fabrikanten und Bankiers, deren glänzender und erfolgreicher Gattungsvertreter er ist, haben der Politik mehr oder weniger den Rücken gekehrt, seitdem sie aufgehört hat, die Domäne kleiner auserlesener Zirkel zu sein, und angefangen, ernstliche Mühen und Opfer zu erheischen. Sie agitirten auf ihre Art und ließen sich nach Berlin abordnen, so lange das Ding unter guten Freunden, „anständigen Leuten" abzumachen war und nicht allzu große Unannehmlichkeiten von oben eintrug, es sei denn, daß eine nachhaltige Popularität dafür zu entschädigen versprochen hätte. Die Zeit vor 1848, die Zeit vor 1859 waren die goldenen Tage dieser Sonnenscheins- und Garten-Politiker. So oft sich hingegen Wind erhob und Staub aufwirbelte, oder wenn man unter Krethi und Plethi hinaus auf die Straße mußte, zogen sie sich eilig in ihr wohlverwahrtes Haus zurück. Je länger desto mehr wurden Erwerbs- und Genußsucht die beiden Pole, zwischen denen ihre abgeschlossene Existenz sich auf und ab bewegte. Mit den reichsten äußeren Mitteln um Einfluß zu üben versehen, kamen sie so nach und nach um jeden politischen Einfluß. Das war das Schicksal einer Bourgeoisie, welche die Grundlage politischen Wirkens, materielle Unabhängigkeit erlangte, bevor feste Traditionen oder große hinreißende Beispiele ihr den Geist der Hingebung und der Arbeit für den Staat einzuhauchen vermochten.

Allein was die Väter versäumten, das mögen die Söhne nachholen. In der That erwächst heute in den Comptoiren der rheinischen Fabrik- und Handelsstädte schon ein anderes Geschlecht. Dasselbe ist natürlich in aristokratischen Lebensgewohnheiten sogar bereits groß geworden, aber es begreift seine Lage hinlänglich, um der Demokratie das Feld der öffentlichen Wirksamkeit nicht ausschließlich zu überlassen oder um zu gemeinschaftlichen staatlichen Zwecken ein Bündniß mit der Demokratie nicht zu scheuen. Jüngere Vettern des Ministers Simons, Neffen des Ministers v. d. Heydt stehen in Elberfeld an der Spitze der Fortschrittspartei und haben die Wahl von Schulze-Delitzsch gegen die des vormaligen vielgefeierten Handelsministers, des geborenen Elberfelders, durchgesetzt. Ebenso ist es in Barmen, Crefeld und anderen Centren der Industrie. In wenigen Jahren wird dieser neue lebenskräftige Schoß den abgestorbenen alten aller Orten vollends überwuchert haben. Auch unter den Trägern des vormärzlichen Verfassungs- und Freiheitskampfes fehlt es übrigens, wie man sich denken kann, nicht gänzlich an solchen, welche die neue Entwicklungsstufe innerlich mitbeschritten haben. Heinrich v. Beckerath in Crefeld z. B. würde sich voraussichtlich als einen Politiker der Gegenwart ausweisen, wenn die Schwäche des höheren Alters ihn nicht abhielte, sich noch einmal in den vorderen Reihen dem Dienste des Vaterlandes zu widmen. Auch so hat er sich, indem er gleich nach der Rückkehr Heinrich v. Sybels von München nach Bonn dessen Wahl zum Abgeordnetenhause in Crefeld durchsetzte, das Ver-

Digitized by Google

dienſt erworben, die Provinz auf ihr bedeutendſtes politiſches Talent aufmerkſam zu machen.

Dieſes Vermächtniß des alten Liberalismus an den jungen iſt leider noch nicht zur vollen Geltung gekommen, — hoffentlich mehr aus zufälligen als aus bleibenden Urſachen. Theils ein ſehr hartnäckiges und die Nerven mitangreifendes Augenleiden, theils eine gewiſſe Unfähigkeit oder Abneigung, mit den Maſſen zu verkehren und ſich die kleinen Sorgen der Agitation aufzuladen, hat H. v. Sybel bisher verhindert die Rolle zu ſpielen, zu der ſeine Geſinnung und Tüchtigkeit ihn ſonſt befähigen würden, und die dringend nach einer ſolchen Beſetzung verlangt. Sein Wohnort Bonn, der durch die Univerſität zu Rheinlands geiſtigen Mittelpunkten gehört, ſein Amt als Profeſſor, das ihn außerhalb der allzu ſchroff geſchiedenen ſocialen Claſſen ſtellt, vollenden die in ſeinen perſönlichen Gaben liegende Befähigung zum Führer der rheiniſchen liberalen Partei. Aber freilich, ohne den Willen, ſich dieſer verwaiſten Aufgabe ernſtlich anzunehmen, ohne überzeugende Hingebung an die Sache der Partei und ohne friſches muthiges Hervortreten gewinnt man ſich ſolchen Einfluß nicht. H. v. Sybel hat ſeinen activen Antheil an der Tagespolitik bisher mehr oder weniger ausſchließlich in Berlin auszuüben geſucht; es wäre ein ſicherer zum Ziel führender Weg, wenn er zunächſt einmal, um ſo mehr als er augenblicklich ja doch keinen Abgeordnetenſitz innehat, die Elemente einer patriotiſch-liberalen Partei im Rheinland ſammeln, ordnen und eintretenden Falls zum Kampf führen wollte.

Einen ſolchen Führer würden viele weit freudiger anerkennen, als die Häuptlinge der kölner Demokratie. Schon auf den Zuſammenkünften des letzten Provinzial-Wahlausſchuſſes der Fortſchrittspartei hat ſich ergeben, daß die Nichtkölner, namentlich aus den bedeutenderen Provinzialſtädten, nur aus Noth ſich die Geſchäftsführung der Herren Claſſen-Kappelmann und Bürgers gefallen ließen. Der Bund in Sachen Schleswig-Holſteins, den die liberalen Profeſſoren der Univerſität vor bald zwei Jahren mit eben dieſer Demokratie eingingen, iſt längſt in der Stille wieder gelöſt worden. In der That hält nur die Gemeinſamkeit des augenblicklichen Kampfes für Verfaſſung und Freiheit dieſe Fractionen zuſammen, die ebenfalls brennende ſchleswig-holſteiniſche Frage aber, die anfangs ebenfalls einigte, trennt ſie jetzt vielmehr. Die kölner Fortſchrittsmänner wollen mehr oder weniger, daß Preußen ohne allen dauernden Gewinn aus den Herzogthümern abziehe und daß aus dem Erwerb der preußiſchen Waffen ein neuer vollſouveräner Kleinſtaat geſchaffen werde. In Bonn hingegen, in Crefeld, Elberfeld, Barmen und den übrigen gleichgeſinnten Orten der Provinz mag man hinſichtlich der Annexion oder des bloßen bundesſtaatlichen Anſchluſſes auseinandergehen, aber in Betreff der Verneinung jener beiden Forderungen der Demokratie iſt man einig. Dieſe einander beſtreitenden Stimmungen ſpiegeln ſich in dem Verhalten der Rheiniſchen Zeitung einerſeits, der

Kölnischen und der Elberfelder Zeitung andererseits. Wenn das große, durch Alter, Lage und Mittel einzig begünstigte kölner Blatt nur nicht so durchaus zu den Altliberalen gehörte! sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, ein unparteiisches Weltblatt zu sein, anstatt es mit seiner örtlichen und provinziellen Aufgabe ernst zu nehmen! Es könnte der Bildung einer neuen liberalen und nationalen Partei in beiden westlichen Provinzen den mächtigsten Vorschub thun. Eine Verjüngung dieses nicht zu entbehrenden noch zu umgehenden Organs, ein Entschluß in dem zum Führer berufenen ausgezeichneten Mann, und die Reorganisation des activen Liberalismus, diese dringendste aller Forderungen der Zeit, könnte in Rheinpreußen mit den besten Aussichten auf Erfolg vorgenommen werden.

Das Buch Daniel.

Nach der altkirchlichen Ansicht ist das Alte Testament ebenso heilig und ebenso sehr Grundlage der christlichen Religion, wie das Neue; und diese Ansicht hat eben im letzteren, welches sich überall auf jenes beruft, ihre gute Begründung. Da aber das Alte Testament dem praktischen religiösen Bedürfniß des Volkes ferner liegt und da die Schwierigkeit seiner Sprache und seines Inhalts eine rein wissenschaftliche Behandlung desselben nöthiger macht, so hat man sich früher an den Gedanken gewöhnt, das Alte Testament und seinen Inhalt einer freien kritischen Untersuchung zu überlassen, so wenig förderlich eine solche Toleranz der Kirchenlehre sein konnte. So ist es denn gekommen, daß gewisse Anschauungsweisen, welche von denen der Kirche stark abweichen, auf dem Gebiete des Alten Testaments schon längst zu ganz allgemeiner Herrschaft gelangt sind, so daß sich selbst die Vertreter der Rechtgläubigkeit, wie Delitzsch und Hengstenberg, ihnen nicht ganz mehr entziehen können, während die sich daraus ergebenden Folgerungen für das Neue Testament erst seit wenigen Jahrzehnten gezogen sind und noch allgemein als frevelhaft gelten. Im Folgenden gedenke ich den Lesern eins von den Resultaten der neueren alttestamentlichen Kritik vorzulegen, welches in allen wesentlichen Punkten als gesichert anzusehen ist. Mit Ausnahme einiger apologetischer Eiferer stimmen alle wissenschaftlichen Forscher schon seit längerer Zeit in der Beurtheilung des Buches

Digitized by Google

Daniel in allen Hauptsachen überein. Wir müssen daher freilich fast ganz auf die Befriedigung verzichten, dem Leser neue Ansichten vorzutragen; nur hinsichtlich einiger untergeordneter Fragen kann neue Untersuchung hier noch neue Ergebnisse hervorbringen.

Das Buch Daniel zerfällt in mehre, von einander mehr oder weniger unabhängige Abschnitte, theils mehr erzählenden, theils weissagenden Inhalts, von denen wir zunächst eine Uebersicht geben wollen.

Cap. 1 dient als Einleitung. Nebukadnezar, König von Babel, befiehlt nach der Einnahme Jerusalems aus den Gefangenen einige junge Männer von gutem Geschlecht auszuwählen, um sie in der Wissenschaft der Chaldäer zu erziehn und zum Dienst bei dem König auszubilden. Unter diesen zeichnen sich Daniel, Misael, Hananja und Asarja aus, welche sich mit ängstlicher Gesetzestreue vor unreiner Speise hüten, aber doch schöner und kräftiger als ihre Genossen werden und an Kenntnissen alle Weisen Babels übertragen. So findet es der König selbst, seit sie ihm nach Vollendung der dreijährigen Erziehung vorgestellt sind.

Cap. 2. Nebukadnezar hat einen Traum gehabt, auf den er sich nicht besinnen kann. Da die chaldäischen Weisen ihm weder den Traum noch seine Deutung sagen können, so befiehlt er im Zorn sie alle umzubringen. Da nun auch Daniel getödtet werden soll, verlangt er, vor den König geführt zu werden und erfüllt das Verlangen desselben. Nebukadnezar hat von einem großen und schrecklichen Bilde geträumt, dessen Haupt von Gold, Rumpf oben von Silber, unten von Erz, Beine von Eisen, Füße theils von Eisen theils von Thon gewesen, und das plötzlich von einem durch unsichtbare Gewalt bewegten Stein zertrümmert und dann verschwunden ist, während der Stein zu einem großen Berg geworden. Diesen Traum deutet Daniel auf eine Folge von vier Weltreichen, deren erstes (das goldne Haupt) das des Nebukadnezar sei, deren letztes (eiserne und thönerne Füße) ein getheiltes sein würde. Eine himmlische Macht würde alle diese Reiche vernichten und ein göttliches, ewiges Reich stiften. Verwundert beweist der König dem Daniel Ehren wie einem Gott, macht ihn zum Obersten der chaldäischen Weisen und seine drei Freunde zu Verwaltern der Provinz Babel.

Cap. 3, 1—30. Nebukadnezar richtet ein ungeheures goldnes Bild auf, welches von allen hohen Beamten angebetet werden soll. Misael, Hananja und Asarja weigern sich an diesem Götzendienst theilzunehmen. Zur Strafe werden sie in den feurigen Ofen geworfen. Die Männer, welche sie hineinwerfen, kommen von der Gluth um, aber die drei Frommen werden durch einen Engel beschützt. Der König, der dies bemerkt, heißt sie selbst herausgehn, preist ihren Gott und wird ihnen wieder gnädig.

Cap. 3, 31 bis Cap. 4. Nebukadnezar berichtet selbst allen Völkern, wie

Digitized by Google

er zur Strafe für seine Ueberhebung in die ihm vorher verkündete göttliche Strafe verfallen sei, seinen Verstand zu verlieren, unter die Thiere des Feldes gejagt zu werden und mit ihnen zu leben, bis er endlich nach sieben Zeiten (Jahren) seinen Verstand wiederbekommen habe, in sich gegangen und zu der Erkenntniß gekommen sei, daß Gott allein der Mächtige, worauf er seinen Thron wieder erlangt habe.

Cap. 5. Belsazar, Nebukadnezars Sohn, giebt seinen Großen und Weibern ein Mahl, bei dem sie aus den heiligen Gefäßen trinken, die aus dem Tempel in Jerusalem fortgeführt sind, und dabei die Götzenbilder loben. Plötzlich erscheint eine Hand, welche räthselhafte Worte an die Wand schreibt. Der König, aufs tiefste erschüttert, verspricht dem, welcher die Zeichen deuten könne, die höchsten Ehren, aber kein Weiser kann die Deutung finden. Da wird er endlich auf den weisen Daniel aufmerksam gemacht; dieser deutet die schrecklichen Worte Mene Mene Tekel Upharsin („gezählt, gezählt, gewogen und die Zerreißenden"), auf den nah bevorstehenden Sturz des unwürdigen Königs und seines Reichs durch die Meder und Perser. Er empfängt die versprochenen Ehren, aber noch in derselben Nacht wird der König getödtet.

Cap. 6. Darius, der Meder, der jetzt das Reich einnimmt, macht den Daniel zum ersten der drei höchsten Beamten, welche er über die von ihm eingesetzten 120 Satrapen setzt. Die auf diese Stelle neidischen Großen bewegen den König zu einem Gebot, daß 30 Tage lang Niemand von irgendjemand etwas bitten solle, als vom König, bei Strafe, in die Löwengrube geworfen zu werden. Wie sie erwartet haben, läßt sich Daniel dadurch nicht abhalten, seine regelmäßigen Gebete offen an Gott zu richten. Mit traurigem Herzen muß der König an Daniel die Strafe vollziehen lassen. Als er aber am andern Morgen zusieht, erfährt er zu seiner großen Freude, daß Gott die Löwen verhindert hat, ihn zu fressen. Nun läßt er den Daniel herauskommen und seine Feinde hineinwerfen, welche, noch ehe sie an den Boden kommen, schon verschlungen sind. Darauf befiehlt Darius allen seinen Unterthanen, Daniels Gott zu fürchten.

Cap. 7. Traumgesicht Daniels im ersten Jahre Belsazars von vier reißenden Thieren, deren letztes zehn Hörner hat; zwischen diesen steigt ein kleines auf, von dem drei von jenen vernichtet werden; das kleine Horn redet frevelhaft, bis daß ein himmlischer Greis erscheint und Gericht hält. Nun wird das vierte Thier getödet, auch die andern werden ihrer Herrschaft beraubt und eine aus den Wolken herabgekommene menschenähnliche Person bekommt eine ewige Herrschaft. Dieser Traum wird dann gedeutet auf vier nach einander folgende Reiche, welche zuletzt durch die Herrschaft des heiligen Volks abgelöst würden. Das vierte, schlimmste Thier wird noch besonders besprochen: die zehn Hörner sind zehn Könige, das kleine Horn der letzte, welcher drei andre Könige

Digitized by Google

niederwerfen und 3½ Zeiten das Aergste verüben, nämlich wider Gott reden, die Frommen bedrängen und das göttliche Gesetz abschaffen wird, bis das Gericht über ihn kommt und das heilige Volk zur ewigen Herrschaft gelangt.

Cap. 8. Im dritten Jahre Belsazars sieht Daniel ein Gesicht von einem zweihörnigen Widder, der durch einen einhörnigen Bock aus Westen vernichtet wird. An der Stelle dieses einen Hornes, welches zerbrochen wird, erheben sich vier, aus deren einem ein kleines Horn hervorgeht, das gegen die Mächte des Himmels ankämpft, die täglichen Opfer abstellt und das Heiligste entweiht; erst nach 2,300 Abend und Morgen (d. h. nach 1,150 Tagen oder etwas über 38 Monaten) soll es gehemmt werden. Daniel erhält die Deutung, daß der Widder das medisch-persische, der Bock das griechische Reich bedeute; die vier Hörner sind die vier großen Reiche, welche aus diesem hervorgehen, aber doch nicht so stark sind, wie das Mutterreich; das letzte Horn ist ein König, welcher die ärgsten Frevel begehen wird bis zum Ablauf der angegebenen Zeit. Diese Offenbarung soll Daniel geheim halten.

Cap. 9. Im ersten Jahre des Mieders Darius fleht Daniel zu Gott um Aufschluß über das Räthsel, daß Jeremia die Dauer der Noth Israels auf 70 Jahre angegeben habe (Jer. 25, 11. 29, 10), während sie noch immer nicht zu Ende sei. Der Engel Gabriel belehrt ihn, daß mit den 70 Jahren 70 Jahrwochen (also $7 \times 70 = 490$ Jahre) gemeint seien. Nach Ablauf der ersten sieben Wochen werde ein fürstlicher Gesalbter aufstehn, unter dem Jerusalem wieder aufgebaut würde; aber die Herstellung werde eine sehr nothdürftige sein. In der letzten Woche werde es am schlimmsten stehn; die letzte halbe Woche (3½ Jahr) werde ein Fürst die Opfer einstellen und Greuel der Verwüstung aufrichten, bis er hingerafft werde.

Cap. 10—12. Eine große Offenbarung über die Zukunft aus dem dritten Jahre des Cyrus. Ein Engel stärkt den trauernden Daniel, belehrt ihn über die Kämpfe, die er mit dem Schutzengel von Persien und Griechenland zu führen habe und giebt ihm dann eine ausführliche Enthüllung über die folgende Zeit. Noch drei Perserkönige sollen auf den Cyrus folgen, der vierte wird Krieg gegen Griechenland beginnen. Ein großer König wird aufstehn, dessen Reich aber bald zertheilt wird. Die Verhältnisse der aus diesem hervorgehenden Reiche des Südens und Nordens werden dann genau vorhergesagt, bis auf einen König des Nordens, welcher der ärgste Frevler sein wird. Zuletzt wird die Noth schlimmer werden als je, dann aber kommt für Daniels Volk Rettung; viele Todten werden auferstehen, je nachdem zur ewigen Strafe oder zur ewigen Seligkeit; die Gerechten werden dann ewiges Heil erlangen. Als Zeit der Drangsal von der Abschaffung des täglichen Opfers an hört Daniel 1,290 Tage (d. i. 43 Monate oder 3½ Jahre mit Einschluß eines Schaltmonats) nennen;

Digitized by Google

glücklich sollen die sein, welche 1,335 Tage (d. i. $1^1/_2$ Monat länger) ausharren. Diese Verkündigung soll Daniel geheim halten.

Zwar wird in den ersten Abschnitten des Buches von Daniel in der dritten Person geredet, aber da in den spätern von ihm die erste gebraucht wird, so ist kein Zweifel darüber, daß das ganze Buch als Werk des Daniel angesehen werden soll. Wer nicht einem groben Supranaturalismus huldigt, wird freilich die Echtheit des Buches sofort bei einer auch nur oberflächlichen Betrachtung bezweifeln, doch wollen wir uns die hier geschilderten großen Ereignisse und ihr Verhältniß zu der uns bekannten Geschichte etwas genauer betrachten, um nicht blos ein negatives, sondern auch ein positives Resultat über die wirkliche Entstehung des Buches zu erlangen. Zu dem Ende betrachten wir die hier gegebenen Enthüllungen über die Zukunft.

Die verschiedenen Visionen über die zukünftigen Reiche stimmen in wesentlichen Stücken überein, und die ausdrücklichen Deutungen bestätigen dies vollkommen. Die vier Reiche in Cap. 2 sind dieselben wie die in Cap. 7. Da nun der Ausgang der Vision in Cap. 7 (das frevelhafte Horn) derselbe ist, wie der in Cap. 8, in dem uns geradezu die Namen der Reiche gegeben werden, und da hiermit die Andeutungen und Ausführungen im 11. Cap. übereinstimmen, so können wir den Hauptsinn der Bilder leicht fassen. Die Weltreiche sind 1) das babylonische, unter dem Daniel zuerst weissagt; 2) das medische; 3) das persische; 4) das griechische oder macedonische. Die nähere Verbindung des medischen und persischen Reichs wird in Cap. 8 durch das Bild des zweihörnigen Widders ausgedrückt. Alexander wird in Cap. 11, 3 und 8, 5 deutlich hervorgehoben; ebenso die Zertheilung seiner Monarchie sofort nach ihm, 2, 41 f., 8, 6 und 11, 4. Die vier Reiche, welche durch die nach den vier Himmelsgegenden gerichteten vier Hörner anstatt des einen (Alexanders) bezeichnet werden, sind wahrscheinlich Thracien (N.), Macedonien (W.), Syrien (O.), Aegypten (S.). Cap. 11 schildert die Kämpfe der Seleukiden (Reich des Nordens) und Aegyptens (Reich des Südens). Der König, auf den alle speciellen Schilderungen von Cap. 6 an ausgehen, das frevelhafte Horn, das Lästermaul, der Tyrann, der die Heiligthümer entehrt, die Opfer abschafft und das Volk Gottes aufs ärgste drückt, ist Antiochus Epiphanes, den man beschuldigt, drei von seinen zehn Vorgängern umgebracht zu haben (7, 8). Nach diesem erwartet der Seher unmittelbar das Gottesreich.

Obgleich sich nun über die Bedeutung einiger Nebenpunkte namentlich in dem sehr speciellen Cap. 11 streiten läßt, so ist doch aus dem Gesagten die Fiction ganz klar. Schon der Neuplatoniker Porphyrius († 304 n. Chr. G.) hat diese vollkommen erkannt. Er war durch genaue Studien zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Verfasser die Zeit bis auf den Epiphanes richtig angegeben, von da an aber, weil er der Zukunft so wenig kundig gewesen

Digitized by Google

wie ein andrer Menſch, ſich geirrt habe. Er verwandte dieſes Ergebniß zur Polemik gegen das Chriſtenthum; die apologetiſchen Bemühungen der Kirchenväter gegen ihn haben uns glücklicherweiſe noch einiges aus dieſen ſeinen Unterſuchungen erhalten.

Sehr genau ſtimmt die Schilderung der griechiſchen Zeit mit der wirklichen Geſchichte überein, und zwar wird ſie immer ſpecieller, je mehr ſie ſich der Zeit des Verfaſſers nähert. Die Geſchichte des Epiphanes wird uns hier nicht blos in ſeinem Verhältniß zu Israel, ſondern auch zu Aegypten ſehr eingehend geſchildert. Sein wahnſinniger Eifer gegen die Religion Israels tritt hier ebenſo deutlich hervor, wie in den beiden Makkabäerbüchern. Aber der Verfaſſer ſteht noch inmitten der Verwüſtung, welche er von der Abſtellung der täglichen Opfer an (im Jahre 168) auf $3^1/_2$ Jahr (das Schwanken der Zahlen iſt ſehr gering) anſchlägt. Da er unmittelbar nach Ablauf derſelben den Eintritt des Gottesreichs erwartet, dieſes aber in Wirklichkeit damals nicht eingetreten iſt, ſo müſſen wir ſchließen, daß er noch vor Ablauf dieſer Jahre geſchrieben hat, und zwar, da ſeine Hoffnungen auf Rettung rein ideale, ohne allen Anhalt in den wirklichen Ereigniſſen ſind, noch vor den Siegen des großen Judas Makkabäus und der Reinigung des Tempels und der Wiederherſtellung der Opfer durch denſelben im December 165. Ein ſo bedeutſames Ereigniß, wie das letztere, welches ſeit der Zeit immer durch ein jährliches Feſt gefeiert wurde, hätte der Verfaſſer ſicher auf irgendeine Weiſe hervorgehoben, wenn er es ſchon erlebt hätte; den Umſtand, daß es genau drei Jahre nach der Entweihung des Altars ſtattfand, hätte er ſicher nicht verſchwiegen. Aber er ſteht noch in der ſchrecklichſten Finſterniß und trauert über die Abſtellung der Opfer. Alſo ſchrieb er im Jahre 167 oder 166 v. Chr. Geb.

Sehr erklärlich iſt es nun, wenn der Verfaſſer die Geſchichte der alten Reiche nicht ſo genau kennt, wie die der griechiſchen, und hinſichtlich ihrer mehre Fehler begeht. Wenn er das babyloniſche Reich nicht durch Cyrus, ſondern durch den Meder Darius, den Sohn des Ahasverus (Xerxes), einnehmen läßt (6, 1; 9, 1), ſo hat man in neuerer Zeit vergeblich geſucht, hierin die Spur einer richtigen Tradition zu finden. Das Verhältniß des mediſchen Reichs, welches nur durch den einen König Darius repräſentirt wird, zum perſiſchen iſt dem Verfaſſer unklar. Dieſen Darius ſcheint er mit Darius Hyſtaspis zu verwechſeln, da er ihm die Einrichtung von 120 Satrapien beilegt (6, 1), wie jener wirklich das Reich in ſolche theilte, freilich nur in 20. Das Buch Daniel kennt nur vier Perſerkönige (11, 2); vermuthlich kommt dieſer Irrthum daher, daß in den ſonſtigen Büchern des Alten Teſtaments allerdings zufällig nur vier Namen perſiſcher Könige vorkommen (freilich mehr Perſonen), nämlich Cyrus, Darius, Xerxes und Artaxerxes. Cap. 11 V. 2 wird deutlich der Zug des Xerxes nach Griechenland mit dem Kampfe des letzten Darius gegen Alexander ver-

wechselt. Sehr auffallend ist der Fehler gleich im Anfang des Buchs, nach welchem Nebukadnezar als König von Babel im dritten Jahre Jojakims Jerusalem belagert und erobert haben soll, während er nach Jer. 25, 1 und 2 Kön. 25, 8 erst im vierten Jahre Jojakims zur Regierung kam.

Unter diesen Umständen werden wir uns nicht wundern, wenn dem Verfasser keine Chronologie der älteren Ereignisse zu Gebote stand. Bis zur Aufstellung der seleucidischen Aera haben die Israeliten immer nach den Jahren der regierenden Könige gerechnet. Die Gesammtdauer der Zeit von der Zerstörung Jerusalems bis Alexander wäre daher nur durch Addition der Regierungsjahre der babylonischen und persischen Könige zu ermitteln gewesen, welche dem Verfasser, welcher sich über die Zahl der Könige so sehr irrte, schwerlich möglich war. Wir brauchen uns deshalb nicht auf künstliche Erklärungen einzulassen, um die Zahl der 70 Jahrwochen von Jerusalems Untergang bis zum Epiphanes mit der Geschichte in Einklang zu bringen. Der Verfasser kam auf die seltsame Ausdeutung der unerfüllten, aber dennoch als prophetisches Wort keinem Zweifel unterworfenen Verheißung Jeremias wahrscheinlich durch die Stelle 3 Mose 26, 34, wo den Israeliten gedroht wird, wenn sie fortwährend Gottes Gebote nicht hielten, so solle ihr Land verwüstet werden und „seine Sabbate feiern" d. h. keinen Ertrag geben, wie im Sabbatjahre, in dem das Land nicht bebaut werden darf. Der Verfasser deutete nun so, daß die 70 Jahre der Verwüstung lauter Sabbatjahre seien; dazu gehören dann aber je 6 gemeine Jahre, mithin bedeuten ihm die 70 Jahre 70 Jahrwochen. Wir haben hier das älteste Beispiel einer Erklärungsweise, welche wir bei Juden und Christen wenige Jahrhunderte später in üppiger Blüthe finden.

Innerhalb dieser 490 Jahre der Noth macht die Wiederherstellung Jerusalems unter dem „fürstlichen Gesalbten" (Cyrus) einen wichtigen Punkt aus; war auch wenig von den Hoffnungen erfüllt, welche die damaligen Propheten an die Beendigung des Exils geknüpft hatten, so war hier doch immer ein erster Anfang zur Wiederherstellung des Gottesreiches gegeben. Da dies Ereigniß aber vom Standpunkt des Verfassers aus ein sehr altes war, so mußte er es in den Anfang der 70 Wochen legen und da war die Periode von 7 Jahrwochen eine ganz sich von selbst ergebende. Da nun aber wirklich zwischen der Zerstörung Jerusalems*) und dem Anfang der Rückkehr gerade 49 Jahre verflossen sind, so mag der Verfasser hier eine wirkliche chronologische Angabe über diese Zeit gehabt haben. Dagegen würden die 490 Jahre uns von Jeremias Verkündigung (597 oder 598) aus viel weiter führen, als bis auf die Zeit des Epiphanes. Daß der Verfasser die letzte Woche und in dieser wieder die letzte Hälfte (die hier und da etwas variirten $3\frac{1}{2}$ Jahre) als die Zeit der

*) Allerdings ist der Standpunkt des Jeremias ein ungefähr um 10 Jahre früherer.

Digitized by Google

ärgſten Drangſal beſonders abtrennt, iſt in den Verhältniſſen ſeiner Zeit ganz begründet.

Wollten wir übrigens die Möglichkeit einer ſo directen Vorherſagung der Zukunft durch einen Propheten einmal zugeben, ſo dürfte dann doch kein Fehler in derſelben ſein: dann müßte das Gottesreich wirklich ſogleich mit dem Sturz des Epiphanes begonnen haben! Die Späteren haben ſich freilich mit unſerm Buche abgefunden, indem ſie ſeine Ausſagen auf ähnliche Weiſe umdeuteten, wie in dieſem ſelbſt die Worte Jeremia's umgedeutet werden. Zu bemerken iſt übrigens noch, daß ein Prophet im erſten Regierungsjahre des Eroberers von Babel noch gar nicht in der Lage war, an der buchſtäblichen Erfüllung der Weiſſagung Jeremias zu verzweifeln, indem damals die 70 Jahre noch nicht abgelaufen waren. Aber freilich zur Zeit des Verfaſſers mußte ein gläubiger Israelit den Widerſpruch der Verheißung mit der Wirklichkeit aufs ſchmerzlichſte empfinden.

Aus dem Geſagten folgt die Unechtheit und wirkliche Abfaſſungszeit unſers Buches mit Sicherheit, und wir brauchen die zahlreichen ſonſtigen Schwierigkeiten, welche der Annahme der Echtheit gegenüberſtehen, nur ganz kurz zu berühren. Dahin gehört die Märchenhaftigkeit und Unmöglichkeit der meiſten in dem Buche erzählten Begebenheiten. Man denke an die Bewahrung der drei Männer vor dem Feuer und andere grelle Wunder, an den ſiebenjährigen Wahnſinn Nebukadnezars, ſein Leben unter den Thieren und ſein Grasfreſſen, an die ſeltſame Weiſe, wie er dieſe ſeine Schickſale den Unterthanen verkündet, das ungereimte Verbot, daß Niemand im Reiche einen ganzen Monat lang von irgendjemand etwas bitten ſoll, als vom König, und noch mancherlei anderes.

Einige aus den Ideen des Buches z. B. über die Auferſtehung der Todten zu nehmende Einwände gegen ſeine Echtheit wollen wir als weniger handgreiflich nicht hervorheben. Dagegen wollen wir auf zwei innere Widerſprüche aufmerkſam machen, welche man vergeblich durch gezwungene Auslegungen hat beſeitigen wollen. 1, 21 heißt es, Daniel „ſei geweſen“ (d. h. habe gelebt) bis zum erſten Jahre des Cyrus, während er 10, 1 noch im dritten Jahre dieſes Königs ein Geſicht ſchaut. Und nach Capitel 1 ſollen die von Nebukadnezar fortgeführten Jünglinge 3 Jahre lang erzogen werden (V. 5) und werden wirklich ſo lange erzogen (V. 18), während die Erzählung des Cap. 2, die hinter jener Erziehung liegt, ſchon ins zweite Regierungsjahr des Königs geſetzt wird.

Auch ſprachliche Gründe ſprechen gegen das Alter des Buchs. Daß dasſelbe zum Theil (von 2, 4 bis Cap. 7) nicht hebräiſch, ſondern aramäiſch geſchrieben iſt, würde freilich noch nicht gegen die Echtheit zeugen. Man könnte ſich eben denken, daß ein unter Aramäern in Babel lebender Israelit leicht dazu habe kommen können, mit beiden Sprachen abzuwechſeln. Erſt die richtige Erkenntniß der Abfaſſungszeit unſeres Buches ſetzt uns vielmehr in den Stand,

Digitized by Google

ſprachgeſchichtliche Folgerungen aus dem Sprachewechſel innerhalb deſſelben zu ziehen, Folgerungen, die auch von andern Seiten her beſtätigt werden. In dieſer Periode ſtarb nämlich die alte hebräiſche Sprache als Volksſprache aus, und machte der nahverwandten aramäiſchen Platz, der ſich die Nachbarvölker bedienten. Als Literatur- und Geſetzesſprache lebte aber die hebräiſche noch fort, und ſo iſt es erklärlich, daß ein Schriftſteller ſogar mitten in einer Erzählung aus einer in die andre überging, ähnlich wie der Compilator des jetzigen Esrabuches, je nach der Sprache ſeiner Quellen, bald hebräiſch bald aramäiſch ſchreibt. Das Hebräiſche zeigt in unſerm Buche im Weſentlichen denſelben Charakter, wie in den andern jüngſten Schriften des Alten Teſtaments. Trotzdem daß der Verfaſſer mitunter abſichtlich Archaismen aus der Sprache des Pentateuchs anbringt, verſtößt er doch öfter gegen den feinen Sprachgebrauch der älteren Zeit und aramaiſirt auch, wo er hebräiſch ſchreibt. Doch auch dieſe Erſcheinung ließe ſich zur Noth wohl bei einem ältern, unter Aramäern lebenden Schriftſteller erklären. Vollkommen unerklärlich wären aber bei einem ſolchen die griechiſchen Wörter, welche im dritten Capitel vorkommen. Solche deuten entſchieden auf die Zeit nach Alexander. Das Schwanken der Ausſprache und Orthographie bei dieſen Wörtern — es ſind die Namen der muſikaliſchen Inſtrumente kitharis, sambyke, symphonia und psalterion — iſt für Fremdwörter charakteriſtiſch, während übrigens die lautliche Umwandlung, die ſie hier erleiden, ganz der Art entſpricht, welche bei den zahlloſen griechiſchen Wörtern in den nachbibliſchen Schriften der Juden angewandt wird.

Wo die Unechtheit ſo klar vorliegt, brauchen wir uns bei Nebengründen, wie der Nichterwähnung des Daniel im Sirach, der doch die großen Propheten ſo ſehr preiſt, nicht aufzuhalten.

Aus dem Geſagten iſt Veranlaſſung und Zweck unſeres Buches ſchon deutlich. Bei den furchtbaren Religionsverfolgungen des Antiochus Epiphanes erhob ſich ein kühner Geiſt, um ſich ſelbſt und ſeinen Religionsgenoſſen Muth einzuflößen. Die ſichere Hoffnung, daß die alten Weiſſagungen erfüllt werden müßten, die allgemein menſchliche und ſpeciell israelitiſche Anſchauung, daß Gottes Hilfe dann am nächſten, wenn die Noth am größten, entflammten ihn zu Ausſichten auf die Zukunft im Geiſte der alten Propheten. Aber da die alte Prophetie längſt für erloſchen galt (Pſ. 74, 9; 1 Makk. 14, 41), ſo hätte er, wenn er in ſeinem eigenen Namen redete, nicht auf einen Glauben rechnen können, wie ihn der Prophet verlangt. Darum verhüllt er ſich hinter dem Namen eines alten heiligen Mannes. Um die Glaubwürdigkeit vollſtändig zu machen, ſchildert er die Vergangenheit als ferne Zukunft, theils in leicht durchſchaubaren Bildern und Andeutungen, theils ganz deutlich. Einem Seher, der die Zukunft bis auf die Tage der Leſer gekannt hatte, konnte man auch für die fernere Zeit vertrauen. Die daraus hervorgehende Gewißheit vom nahe

Digitized by Google

bevorstehenden Ende des Drucks und vom Anbruch des himmlischen Reiches mußte den Geist derer stählen, welche auch in der höchsten Noth treu am Glauben festhielten. Dieselbe Absicht ward mit den erzählenden Stücken erreicht, welche zeigten, wie Gott die Frommen nie verläßt, wenn auch alle irdische Hoffnung aufhört, und wie diese sich freudig zum Martyrium drängen, wie ferner menschliche Hoffahrt von Gott sofort auf das nachdrücklichste gestraft wird.

Das Buch Daniel eröffnet die Reihe der apokalyptischen Schriften, welche mit den alten Prophetenbüchern die Richtung auf die Zukunft und die glühende Sehnsucht nach der Erlösung aus dem jetzigen Leide theilen, aber ihre Grundgedanken in Bilder und Räthsel oft höchst künstlich verstecken. Sie zeigen, wie unser Buch, oft eine höchst eigenthümliche Verbindung von schwärmerischer Begeisterung und nüchterner Berechnung. Die Fiction älterer Verfasser ermöglicht es den wirklichen Verfassern oft, die Vergangenheit als Zukunft zu schildern und dadurch ihre Glaubwürdigkeit zu erhärten. Sehr oft haben sie noch allerlei belehrende, ermahnende oder erzählende Abschnitte. Stets sind sie auf die Zeitgenossen berechnet, so geheimnißvoll sie auch ihre Zeit verhüllen mögen.

Von diesem Standpunkt aus verstehen wir das Buch Daniel ganz. Der Verfasser will keine Historie schreiben, darum kommt es ihm nicht auf Verstöße gegen die geschichtliche und natürliche Möglichkeit an. Je wunderbarer seine Erzählungen, desto mehr konnte er auf Eindruck bei seinen wundergläubigen Lesern rechnen. Die Selbständigkeit der einzelnen Stücke, von denen jedes dem Hauptzweck des Buches in seiner Weise diente, ist nun erklärt, und die kleinen inneren Widersprüche fallen nicht mehr auf. Selbst das erste Capitel, welches doch als Einleitung nothwendig ist, hat noch einen selbständigen Werth, indem es zeigt, wie die strenge Gesetzlichkeit nicht schadet, sondern Gottes besondere Fürsorge hervorruft.

Ueberall hat der Verfasser seine Zeit im Auge. Nebukadnezar, der bei Todesstrafe sein Bild zur Verehrung aufstellt, Belsazar, der bei seinen Orgien die heiligen Gefäße benutzt, sie sind ihm ebenso sehr Typen des seleucidischen Tyrannen, wie das frevelhafte Horn in den apokalyptischen Bildern. Daniel und seine drei Freunde sind Vorbilder für die Märtyrer seiner Zeit. Freilich erheischt die poetische Gerechtigkeit bei ihm überall einen glücklichen Ausgang, durch den selbst die Tyrannen von Gottes Obmacht überzeugt werden, wie ja der jüdische Volksglaube selbst den Epiphanes vor seinem Tode zur Reue und Erkenntniß Gottes kommen ließ (vgl. beide Makkabäerbücher).

Der Verfasser benutzte gewisse geschichtliche und sagenhafte Ueberlieferungen in ganz freier Weise. Von einem Daniel als einem Muster der Frömmigkeit und Weisheit spricht der Prophet Ezechiel (14, 14, 20; 28, 30). Da er ihn aber zwischen Noah und Hiob nennt, so muß er ihm ein Mann der Vorzeit

gewesen sein, sicher kein Zeitgenosse, wie der Daniel unseres Buches hätte gewesen sein müssen. Was dem Ezechiel von diesem Daniel überliefert war und ob noch etwas von dieser Ueberlieferung auf die Späteren und selbst auf den Verfasser unseres Buches gekommen ist, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wahrscheinlich nahm derselbe aber den Namen aus Ezechiel. Nun kommt außerdem der Name Daniel nur noch vor bei einem Zeitgenossen Esras (Esra 8, 2; Neh. 10, 7). Da nun auch die Namen Misael, Asarja und Hananja, von denen der erste ganz selten ist, gleichfalls von Zeitgenossen Esras geführt werden (Neh. 8, 4; 10, 3; 10, 24), so ist es wahrscheinlich, daß der Verfasser an diese Männer dachte, wobei er sich allerdings um $1^1/_2$ Jahrhundert geirrt haben muß.

Außer manchen geschichtlichen Thatsachen werden im Buche Daniel wohl einige jüdische und vielleicht auch babylonische Sagen benutzt. Eine Stelle bei dem babylonischen Schriftsteller Abydenus läßt den Nebukadnezar auf sein Haus steigen und da plötzlich Unglück über sein Reich prophezeien, worauf er stirbt. Die Stelle hat auch im Einzelnen Aehnlichkeit mit Daniel Cap. 4, und es ist möglich, daß der Verfasser hier eine babylonische Sage auf seine Weise gestaltet hat. Und so mag er noch anderes Derartige benutzt haben. Aber er waltet mit dem überlieferten Stoff ganz frei, und gerade die wesentlichsten Züge der Erzählung sind sein Eigenthum.

Wie allen religiösen Schriftstellern dieser Zeit schweben auch ihm die alten Muster der heiligen Schriften vor. In Sprache und Gedanken zeigt sich eine Einwirkung des Pentateuchs, Ezechiels, Jeremias, Esras, Nehemias und wohl noch andrer Bücher. Das nächste Vorbild ist ihm der Prophet Ezechiel, der zuerst die Zukunft in systematischer Folge von Bildern und Zahlen dargestellt hat, aber er übertrifft diesen nüchtern reflectirenden Propheten bei weitem.

Das Buch Daniel ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der hebräischen Literatur. Wenn man von den Unvollkommenheiten der Zeit absieht, muß man das Geschick und den hohen Sinn des Verfassers bewundern. Namentlich die erzählenden Theile sind bedeutend, vor allem die Erzählung vom Gastmahl Belsazars. Wir haben hier eine originelle Phantasie wie in wenigen Stücken des Alten Testaments, und dabei viel Geschick in der ganzen Darstellung. Freilich muß man nicht den Maßstab der geschichtlichen Erzählung anlegen und die supranaturalistische Richtung der Zeit stets im Auge behalten. Man darf sich auch nicht zu sehr daran stoßen, daß der Verfasser unter falschem Namen schrieb. Eine derartige Fiction war bei den Hebräern seit alter Zeit etwas gar nicht Ungewöhnliches. Wer sich bewußt war, im Geiste der alten Lehrer und Seher zu schreiben, hielt sich auch für berechtigt, ihren Namen seiner Schrift vorzusetzen, um ihnen dadurch eine ebenso große Wirksamkeit zu verschaffen, als wenn sie wirklich von jenen abstammten.

Für die Anschauungen und Gesinnungen der Kreise, aus denen die makka-

Digitized by Google

bäischen Glaubenskämpfer hervorgingen, ist unser Buch von sehr hohem Werth. Wenn der Verfasser auch ein sehr origineller Geist war, so ist doch gewiß, daß er viele fand, welche seine Gesinnungen theilten. Der Märtyrergeist, die unerschütterliche Gesetzestreue selbst im Kleinsten, die feste Hoffnung auf das Bevorstehen der Erlösung und der Haß gegen alles Heidnische, die wir im Buch Daniel finden, erfüllte sie alle und trieb sie zu dem ewig denkwürdigen Kampf für ihren Glauben. Dogmatisch wichtig ist die hier zum ersten Mal deutlich auftretende Anschauung von der Auferstehung vieler (nicht aller) Todten und die eigenthümliche Gestaltung der messianischen Hoffnungen, welche von einem persönlichen Messias nichts sagt und alle Herrlichkeit der Zukunft auf das ganze heilige Volk vertheilt. — Selbst für die äußere Geschichte des syrischen und ägyptischen Reichs haben einige Abschnitte unseres Buches einen bedeutenden Werth.

Wie die Thatsache, daß manche Schriften des Alten Testaments aus mehren Stücken nach und nach zusammengesetzt sind, früher überhaupt zu manchen Uebertreibungen geführt hat, so hat man auch bei unserem Buche wegen der Selbständigkeit der einzelnen Theile eine solche Entstehung aus Stücken verschiedenen Ursprungs angenommen. Aber da die Selbständigkeit der Theile sonst motivirt ist, da in allen dieselben Grundanschauungen und Tendenzen erscheinen, da Sprache und Stil in den verschiedenartigen Theilen dieselben sind, da endlich auch nicht einmal der Umstand ins Gewicht fällt, daß der erste Theil des Buches erzählend, der zweite apokalyptisch ist, indem auch im ersten Theil das zweite Capitel eine apokalyptische Schilderung ganz nach Art derer im zweiten Theil enthält — aus allen diesen Gründen ist jene Hypothese zu verwerfen und jetzt auch allgemein verworfen. Da der Uebergang vom Hebräischen zum Aramäischen mitten in einer Erzählung vor sich geht und da das Aramäische bis zum 7. Capitel geht, mithin in den zweiten Theil übergreift, so ist natürlich an eine Zerlegung des Buches in heterogene Bestandtheile nach den Sprachen nicht zu denken. Uebrigens ist die Aehnlichkeit des Stils und der Darstellung zwischen den aramäischen und hebräischen Abschnitten so groß, wie sie nur zwischen Stücken sein kann, die in zwei verschiedenen, aber nah mit einander verwandten Sprachen geschrieben sind.

Trotzdem daß die glänzenden Aussichten des Buches sich nicht so vollständig erfüllten, scheint dasselbe frühzeitig zu hohem Ansehen gelangt zu sein. Die angebliche Abkunft von einem heiligen Seher und die Uebereinstimmung mit den besten Gedanken und Gefühlen der Zeit verschafften ihm eine große Autorität. Mit den unerfüllten Weissagungen fand man sich ab, indem man sie durch kühne Deutungen wieder in die Zukunft schob. Das Buch Daniel hat sehr viel Einfluß auf die dogmatischen Ansichten der Späteren gehabt; freilich wurde ihm dabei oft ein andrer als der ursprüngliche Sinn beigelegt. Dies gilt besonders

Digitized by Google

von dem Gericht in Cap. 7, bei dem man die Personificirung des israelitischen Volks als den Messias (Christus) selbst auffaßte.

Schon die dem sterbenden Matthathias 1 Makk. 2, 59 f. in den Mund gelegte Rede spricht von der Geschichte Daniel's und seiner drei Gefährten ganz wie von den sonstigen Erzählungen der heiligen Schrift. So verkehrt es nun ist, wenn man diese Stelle als ein Zeugniß für die Echtheit des Buches hat ansehen wollen, da dies nur in dem Falle anginge, daß wir jene Rede als mit stenographischer Treue aufbewahrt ansehen könnten, so folgt doch daraus, daß der Verfasser des ersten Makkabäerbuchs (im Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts), der diese Rede componirte, das Buch Daniel als ein heiliges ansah. Und während wir von mehren Büchern des Alten Testaments wissen, daß ihr kanonisches Ansehn lange bestritten worden ist, fehlt uns eine derartige Nachricht über dies jüngste Buch des hebräischen Kanons ganz und gar. Die Vermuthung, daß die Sadducäer unser Buch wegen der darin ausgesprochenen Lehre von der Auferstehung der Todten verworfen hätten, läßt sich durch kein Zeugniß belegen; mit ein bischen Auslegekunst konnten sie auch wohl diesen Anstoß beseitigen.

Ein äußerer Fingerzeig für das spätere Alter des Buches liegt nur noch in seiner Stellung in der hebräischen Bibel. Seiner Art nach hätte es in die zweite Classe des Kanons gehört, welche unter dem Namen „Propheten" nicht blos die eigentlich prophetischen, sondern auch die älteren geschichtlichen Bücher von Josua bis zu den Königen enthält. Diese Reihe war aber zur Zeit der Abfassung des Buchs schon abgeschlossen, und daher konnte es nur in die dritte kommen, welche „die (heiligen) Schriften" (Hagiographa) genannt wird und aus verschiedenartigen Büchern minderen Ansehens oder späteren Alters besteht. Vergeblich haben orthodoxe Schriftsteller durch Sophismen nachweisen wollen, daß das Buch Daniel, obwohl es echt sei, nicht unter die prophetischen Bücher habe gestellt werden dürfen, während doch selbst das erzählende Buch Jona mitten unter diesen steht.

Erst in der griechischen Bibel ist Daniel zu den prophetischen Büchern gestellt, und daher ist es in allen abendländischen Kirchen Sitte geworden, Daniel zu den großen Propheten zu rechnen.

Der griechische Uebersetzer scheint freilich das Buch Daniel noch nicht mit ängstlicher Scheu betrachtet zu haben. Er behandelt sein Buch noch willkürlicher, wie der des Buches Esther das seinige. Kein Buch der griechischen Bibel ist so flüchtig und schlecht übersetzt, wie Daniel. Je weiter nach hinten, desto schlechter wird die Uebersetzung, welche oft baren Unsinn enthält. Bald läßt sie nothwendige Dinge aus, bald hat sie kleinere oder größere, zum Theil störende Zusätze. Dazu kam noch das Geschick, daß gerade diese Uebersetzung durch Hinzusetzung anderer, zum Theil noch freierer Uebersetzungsfragmente und son-

Digitized by Google

ſtiger Anhängſel ſowie durch Verſetzungen und andere Corruptionen aufs ärgſte entſtellt wurde, ſo daß es ſchwer war, aus dieſem Text das urſprüngliche Buch zu erkennen. Namentlich iſt hier die wichtige Stelle 9, 25 ff. zu beachten, welche, auch wenn man die verſetzten Worte wieder an ihre richtige Stelle bringt und die Gloſſen ausſcheidet, immer noch ſinnlos bleibt.

Aus dieſem Grunde iſt es nicht zu verwundern, daß die Kirche dieſe Ueberſetzung verwarf, nachdem durch Theodotion (im zweiten Jahrhundert nach Chr.) eine neue lesbare Ueberſetzung oder vielmehr eigentlich eine ſorgfältige Reviſion jenes nach dem Grundtext geliefert war. Schon um 200 wird Daniel nach Theodotion citirt, und die ältere Ueberſetzung war allmälig ganz verſchollen, bis ſie im vorigen Jahrhundert wieder aufgefunden ward.

Die griechiſche Ueberſetzung Daniels enthält, wie die des Buches Eſther, außer mehren kleinen einige größere Zuſätze verſchiedenen Urſprungs. Aus dem Hebräiſchen könnten möglicherweiſe überſetzt ſein die beiden Gebete im 3. Cap. Es ſind dies zwei gutgemeinte aber ſchwache Verſuche frommer Seelen. Das Gebet des Aſarja (V. 24—45) iſt jedenfalls von einem andern Verfaſſer, als der aus einem rein liturgiſchen Formular beſtehende Geſang der drei Männer (V. 46—90), welcher in ſeinem Eingang eine neue Umſchreibung von V. 22 des Originals giebt.

Schlecht erfunden und ſchlecht erzählt iſt die Geſchichte von der keuſchen Suſanna, welche urſprünglich ſelbſtändig war. Daß ſie von Anfang an griechiſch geſchrieben, erkannte ſchon der ſcharfſinnige Julius Africanus aus den darin vorkommenden griechiſchen Wortſpielen. Vergeblich ſuchte er freilich durch dieſe und andere Gründe ſeinen großen, aber weniger kritiſchen Freund Origenes von der Unechtheit dieſer und der andern Zuſätze zum Daniel zu überzeugen.

Noch ſchlechter iſt die ganz alberne Nachahmung der Geſchichte vom feurigen Ofen und von der Löwengrube in der Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel. Auch dieſes Stück, welches wegen des darin auftretenden Propheten Habakuk den Titel führt „aus der Prophetie des Habakuk" iſt urſprünglich griechiſch und ſelbſtändig.

Wann dieſe Nachwüchſe unſeres Buches entſtanden ſind, läßt ſich nicht ſagen. Sehr alte chriſtliche Schriftſteller betrachten ſie als integrirende Theile des Buches Daniel, und ſelbſt Theodotion wagte ſie nicht ganz auszuſcheiden, ſondern bearbeitete ſie, nicht ohne Geſchick, indem er im Einzelnen etwas daran beſſerte, namentlich an der Geſchichte von Suſanna, und ſie in einen etwas innigeren Zuſammenhang mit dem eigentlichen Buche brachte. — Luther hat dieſe Zuſätze mit Recht ausgeſchieden; er hätte noch beſſer daran gethan, wenn er ſie ganz ausgelaſſen hätte, ſtatt ſie wenigſtens in die Apokryphen aufzunehmen.

Digitized by Google

Die deutsche Schillerstiftung.

2.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt bereits einer wesentlichen Seite des Zwiespalts, wie derselbe auf der Generalversammlung vom vorigen October in Flammen ausbrach, Erwähnung gethan. Es bleibt uns in Betreff dieser stürmischen Versammlung noch übrig, die mit dem Stiftungsgrundgesetz vorgenommenen Aenderungen näher zu beleuchten.

Das alte Statut datirt vom October 1859. Es enthält in 12 Paragraphen die Grundbestimmungen über die Zwecke der Stiftung und über die Mittel und Formen zu deren Erfüllung. Zum bessern Verständniß der ganzen Organisation hier einige der wesentlichern Bestimmungen des Statuts. Die Schillerstiftung, am 9. Mai 1855 in Dresden ins Leben gerufen, hat sich daselbst am 10. November 1859 als eine Vereinigung von 15 (jetzt 22) Zweigstiftungen constituirt (Dresden, Berlin, Wien, München, Graz, Stuttgart, Weimar, Darmstadt, Leipzig, Frankfurt, Breslau, Hamburg, Offenbach, Rienburg, Koburg). Aus ihrer Mitte wählen die Zweigstiftungen von fünf zu fünf Jahren eine der Zweigstiftungen als Vorort. Zwei Mitglieder dieser zum Vorort erwählten Zweigstiftung treten in den Verwaltungsrath, eins dieser Mitglieder wird zugleich Vorsitzender der ganzen Stiftung. Aus den übrigen Zweigstiftungen werden ferner fünf zur Theilnahme an der Verwaltung insofern beauftragt, als sie zur Completirung des Verwaltungsraths je eins ihrer Mitglieder zu bezeichnen haben, so daß diese fünf, sammt jenen zwei Mitgliedern des Vororts, während der nächsten fünf Jahre die Geschäfte der Stiftung zu besorgen haben. Alle fünf Jahre muß der Vorort wechseln. Sobald eine Zweigstiftung 2000 Thlr. Vermögen besitzt, kann sie ein Drittel ihrer Zinsen selbständig verwenden. Die übrigen Zinsen erhält der Verwaltungsrath zur Verwendung, resp. die am Vorort befindliche Centralkasse. Alle fünf Jahre findet eine Generalversammlung statt. Nur die Vorstände der Zweigstiftungen erfahren die Namen der Unterstützten.

Dies Grundstatut enthält ferner im § 4 die Vorschrift für jede Zweigstiftung, bei ihrer Regierung das Recht der moralischen Körperschaft zu erwerben. Es ist dies die vielbeleumdete „Regierungsbestätigung". Dieselbe ist begreiflicherweise der Stiftung keineswegs aufgedrungen, sondern vielmehr von ihr für unentbehrlich erachtet worden, und sie kann dieser Bestätigung auch schon aus dem einen Grunde nicht entrathen, weil Schenkungen von einigem Belang,

Digitized by Google

wenn sie von Gerichten überantwortet werden sollen, nur an staatlich bestätigte Körperschaften ausgefolgt werden dürfen. Was nun die Form dieser Bestätigungen betrifft, so ist sie je nach der Landesgesetzgebung der einzelnen Stiftungen eine verschiedene gewesen, ohne daß sie darum in ihrem Wesen nicht allenthalben ungefähr auf das Nämliche hinausliefe. Einige Zweigstiftungen haben sich, scheint es, freilich gar nicht bestätigen lassen, Köln z. B. trotz der Statutenvorschrift. Die wiener Bestätigung ist am 5. Juni 1861 unter dem Hinzufügen erfolgt, jede spätere Aenderung sei zur Kenntniß des k. k. Ministeriums zu bringen; die preußische unter dem Vorbehalt, daß Aenderungen der Bestätigung angemeldet werden. Auch die sächsische Regierung hat jene Bestätigung der Statuten am 14. December 1861 bewilligt und vorgenommen. Da aber §. 11 des Grundstatuts die Worte enthält: „sie (die Generalversammlung) entscheidet in höchster Instanz über alle Angelegenheiten der Stiftung", so daß es scheinen könnte, als ständen den Pflichten der zur Bestätigung angerufenen Regierungen keinerlei Rechte gegenüber, so hat die sächsische Regierung gleich damals an ihre Bestätigung den schriftlichen Vorbehalt geknüpft, „daß jede künftige Aenderung oder Ergänzung der Statuten für die sächsischen Zweigvereine und den sächsischen Behörden gegenüber nur dann Geltung erlangt, wenn solche die Bestätigung der k. sächsischen Oberaufsichtsbehörde erlangte".

Wir werden auf diesen Vorbehalt zurückzukommen haben, gehen aber jetzt auf die Tagesordnung der Octobergeneralversammlung über, welche letztere bekanntlich durch die extreme Auslegung des Paragraphen von der „höchsten Instanz" den Zwiespalt im Schoße der Stiftung zum Ausbruch brachte und der sächsischen Regierung eine Veranlassung zum Einspruche gab. Die Tagesordnung einer Generalversammlung muß laut §. 101 „soweit möglich" den Zweigstiftungen „zum voraus mitgetheilt werden". Man sollte denken, daß, wo es sich um eine vollständige Umarbeitung des Grundgesetzes einer Stiftung handelt, dies „soweit möglich" wohl kaum zu der Meinung verleiten könnte: der Verwaltungsrath habe seinen desfallsigen Entwurf im voraus mitzutheilen oder auch nicht mitzutheilen, je nachdem es ihm grade „möglich" sei. Da nun aber die an die Zweigstiftungen gelangte Tagesordnung weder diesen Entwurf, noch eine Ankündigung desselben, wohl aber bei den Worten „Revision der Statuten" als den scheinbar einzigen Gegenstand dieser Revision eine Bezugnahme auf den schon im Mai angekündigten Oeffentlichkeitsantrag des Verwaltungsraths enthielt; da ferner von der bereits im Juli von Lübeck in Anregung gebrachten Aenderung dreier Paragraphen in jener Tagesordnung keinerlei Erwähnung geschah, diese Aenderung also für diesmal als vertagt angesehen werden durfte; da endlich die schon vor Jahren von der sächsischen Regierung den sächsischen Stiftungsvorständen unterbreiteten Desiderien über einige,

Digitized by Google

im Laufe der Zeit ſich empfehlende Statutenänderungen, wenn ſie überhaupt berückſichtigt werden ſollten, längſt der mußevollſten Erörterung zwiſchen dem Verwaltungsrath und den Zweigſtiftungen überantwortet hätte werden können; ſo fehlte den zu der Generalverſammlung Abgeordneten begreiflicherweiſe der Anhalt jeder mehr als oberflächlichen Inſtruction. Sogar der von der Verwaltungsrathsſtiftung München am 30. September beim Verwaltungsrath eingebrachte Antrag auf Beſeitigung des Vorortswechſels gab dem Vorſitzenden, Herrn v. Dingelſtedt, keine Veranlaſſung zu einer ergänzenden Mittheilung an die Zweigſtiftungen, obſchon die Generalverſammlung erſt am 17. October bevorſtand. Alles, was in Betreff dieſes Vorortswechſels Seiten des Verwaltungsraths an die Zweigſtiftungen gelangt war, beſchränkte ſich auf einen ſcheinbar wieder jeden derartigen Aenderungsplan von der Hand weiſenden Ausdruck in dem Umlaufſchreiben vom 24. Mai 1864: der Verwaltungsrath ſpreche ſeine frohe Zuverſicht aus, „daß die bevorſtehende Generalverſammlung an der wichtigen Grenzſcheide des erſten und zweiten Luſtrums der Stiftung, vorausſichtlich zum letzten Male auf Weimars heiligem Boden, ... einmüthig .... ſich begegnen werde."

Die Ueberraſchung der nicht Eingeweihten, als der Verwaltungsrath am zweiten Sitzungstage dennoch einen ganz neuen Entwurf von Satzungen in die Verſammlung brachte, war ſomit wohl eine gerechtfertigte. Aus 12 Paragraphen waren überdies nicht weniger als 31 geworden; es fehlte jede Erleichterung zum Vergleichen; Einholen von Inſtructionen war unmöglich; eine einzige Nacht ſollte zum Prüfen dieſes Verbeſſerungsergebniſſes einer fünfjährigen Verwaltungsperiode genügen, während das Vorhandenſein grundverſchiedener Anſichten im Schoße der Stiftung doch längſt conſtatirt war und alſo kein blind ſich hingebendes Vertrauen verlangt werden durfte.

Das Protokoll vom 18. October läßt aber auch jeden thatſächlichen Grund zur Erklärung dieſer auffallenden Haſt, nach ſo langem Schweigen und Zurückhalten, vermiſſen. Das ganze vielſagende „ſoweit möglich" des §. 101 wird mit den Worten abgethan „man habe ſich im Verwaltungsrath zu dem der Generalverſammlung leider heute erſt — die Zeit habe ein Früheres nicht geſtattet! — vorgelegten Entwurfe geeinigt."

Auch am Tage der Debatte über die Zuläſſigkeit einer ſo ſpäten Vorlage iſt nicht der entfernteſte Verſuch gemacht worden, die Unmöglichkeit einer rechtzeitigen Mittheilung des Entwurfs wirklich nachzuweiſen.

Nach dem nun, was wir über die Stellung des Verwaltungsraths und der ihm zur Verfügung ſtehenden Mittel zur Bildung einer geſchloſſenen miniſteriellen Majorität geſagt haben, kann es nicht grade befremden, daß gegen eine Minderheit von fünf Stimmen die Durchberathung des ganzen Entwurfs dennoch beſchloſſen wurde. Höchſtens erſcheint das Präſidium, Herr v. Dingel-

Digitized by Google

ſtedt, im Scheine einer nicht ganz parteiloſen Unbefangenheit, indem er, trotz mehrſeitiger Berufung auf §. 101, einer Majoritätsentſcheidung die Frage anheimgab: ob auf eine ſpecielle Reviſion eingegangen werden ſolle oder nicht. Denn eine Verſammlung ſteht unter, nicht über der Geſchäftsordnung, die ſie ſich einmal gegeben hat, und wenn ſie auch das Recht beſitzen wird, ihre Geſchäftsordnung zu ändern, ſo bietet die letztere ſelbſt doch die bindende Form, innerhalb welcher allein dieſe Aenderungen vorgenommen werden können. Es hieße die Willkür an die Stelle des Geſetzes ſtellen, wollte man „die höchſte Inſtanz“ von Generalverſammlungsmajoritäten dahin auslegen, daß wenn 11 von 21 es ſo wollen, für alle 21 das Wort Geſchäftsordnung nun nichts mehr bedeutet. §. 101 erſcheint aber als ein ſehr weſentlicher Theil der Geſchäftsordnung, inſofern er den Zweigſtiftungen die einzige Garantie gegen mangelhaft vorbereitete Generalverſammlungen bietet, und die Commentirung ſeiner Beſtimmungen dem Zufall einer oder mehrer Stimmen preisgeben, hieß in dieſem Falle nichts Minderes, als die Legalität der ſämmtlichen weitern Berathungen gefährden.

In der That iſt die Majorität durch dies ihr Aufgeben des geſetzlichen Bodens ſehr bald an die weitere Frage gelangt: ob ihre Allmacht nicht nach dem Paragraphen von der „höchſten Inſtanz“ überhaupt ohne alle Grenzen ſei? Daß dergleichen Vorſtellungen an ſich etwas Einſchmeichelndes, Beſtechendes haben, liegt auf der Hand, vollends müßte dies aber denjenigen Stimmen gegenüber der Fall ſein, welche, ſtatt einzig an die Rechte der nicht gehörten Zweigſtiftungen, an die Rechte und Pflichten der Regierungen zu erinnern wagten. Die bloße Erwähnung ſolcher Bedenken gab den Autonomiſten ſofort gewonnenes Spiel. Sie verfochten nun nicht mehr ihre ſubjective Meinung, ſie verfochten „die Unabhängigkeit der Schillerſtiftung“.

Nachdem man in ſo gehobner Stimmung, dann im Sinne des Verwaltungsraths, die allgemeine, unerläßliche Bedingung der „Hilfsbedürftigkeit“ durch das Wort „insbeſondere“ zu einem vereinzelten Attribut herabgedrückt, nachdem man das Wort „Unterſtützungen“ aus dem alten §. 1 in der neuen Faſſung (§. 11 und 17) zu „Gaben“ umgeformt; nachdem man in der hiſtoriſchen Einleitung die Bezeichnung der Stiftung als „für verdienſtvolle und hilfsbedürftige Schriftſteller ꝛc.“ beſeitigt; nachdem man endlich das Wort „Geldunterſtützungen“, in §. 2, dem frühern Ausdrucke „Zinsertrag des vorhandenen Vermögens ꝛc.“ ſubſtituirt hatte, ſo daß nun die ſich ihm anreihende weitere Kategorie: „Hilfeleiſtung zu Förderung materiellen Wohlergehens“ als nicht mehr ebenfalls einzig im Sinne der Unterſtützung gemeint ſich darſtellte, ſich vielmehr den mannigfachſten Auslegungen anſchmiegte; nachdem man aber auch noch — immer im Namen der Freiheit — der Generalverſammlung das Recht zurückerobert hatte, denſelben Vorort, ſo oft man

Digitized by Google

wolle, am Ruder zu lassen; nachdem man ferner die Erblichkeit der Verwaltungsrathswürde dadurch befördert hatte, daß man fünfen von sieben (statt sonst nur dreien von sieben) das Recht zuerkannte wieder gewählt zu werden; nach allen diesen, im Sinne des Verwaltungsraths vorgenommenen Aenderungen, kam nun jene Hauptfrage aufs Tapet: sind wir allmächtig oder sind wirs nicht? — Es versteht sich, daß sie sich nicht in so unverhüllter Form bot Sie gab sich vielmehr in der bescheidneren Fassung: können wir auf Grund der zuletzt vorgenommenen Statutenänderung (Aufhebung des obligatorischen Vorortswechsels), ohne die Bestätigung der Revision Seitens der Regierungen abzuwarten, Weimar sofort wieder wählen oder können wir es nicht? —

Aber man hatte ja bereits einen Paragraphen der Geschäftsordnung auf dem Wege der Abstimmung unschädlich gemacht; § 11 sprach den Generalversammlungen das Entscheiden überdies ja „in höchster Instanz" zu; also auch die Wiederwahl oder Nichtwiederwahl Weimars, so folgerte man, war durch diese höchste Instanz allein zu bestimmen.

Hiermit stand indessen doch noch ein Hinderniß im Widerspruch, welches zwei Tage früher durch den Vorort Weimar selbst geschaffen worden war — Weimars eigner Verzicht auf die Wiederwahl. Dieser Verzicht lautete laut Protokoll vom 18. October:

„Nachdem die beabsichtigte Satzungsrevision als nur von der Absicht ausgehend, Weimar wiederum zum Vorort zu wählen, dargestellt worden sei, so verzichtet die weimarsche Zweigstiftung unter allerhöchster Genehmigung ihres durchl. Protectors, des Großherzogs königl. Hoheit, auf eine Wiederwahl, wenn durch eine solche Spaltungen in der allgemeinen Stiftung hervorgerufen werden sollten, deren Interessen sowohl bei Sr. königl. Hoheit, wie bei der Zweigstiftung Weimar fortwährend jedem andern Interesse Weimars vorangesetzt werden sollen".

Die Generalversammlung hatte diesen Verzicht durch Aufstehen von ihren Sitzen mit Dank acceptirt, und wennschon der seitdem desavouirte Abgeordnete für Köln erklärte, sich dadurch nicht als gebunden zu erachten, so war die dann wirklich vorgenommene Revision der Statuten und namentlich die Aufhebung des obligaten Vorortswechsels doch ohne allen Zweifel im Allgemeinen von dem guten Glauben geleitet gewesen: Weimars Verzicht sei aufrichtig gemeint und die bereits ausgebrochen gewesene Spaltung habe dadurch ihre Erledigung gefunden.

Ueber die Bündigkeit dieses Verzichts zeigten sich aber, nun die Frage der Wiederwählbarkeit entschieden werden sollte, unter den Rechtskundigen in der Versammlung widersprechende Meinungen. Das spätere nienburger Rundschreiben, durch welches, nach dem Ausdruck eines Verwaltungsrathscirculairs die Gründe der Opposition „schlagend widerlegt" sein sollten, nennt — zur Ver-

Digitized by Google

theidigung Weimars — den Verzicht „verclauſulirt und zweideutig". Man wird dem wohl unbedenklich beiſtimmen können, ohne daß dieſe Qualification darum die moraliſche Bündigkeit des Verzichts aufheben dürfte. Es iſt ein Anderes, ob aus der Verclauſulirtheit und Zweideutigkeit eines alten Geſetzes das Recht abgeleitet wird, daſſelbe ſo oder ſo auszulegen, oder ob eine lebende Perſon von einem Gelöbniſſe freigeſprochen werden ſoll, weil ſie daſſelbe in verclauſulirter und zweideutiger Weiſe abgegeben habe. Nach unſrer Meinung könnte einzig der Fall einer einſtimmigen Wahl den Verzicht einigermaßen entkräftet haben und zwar im Sinne ſeiner moraliſchen Bedeutung; denn auf die juriſtiſche kann es überhaupt ja nur da ankommen, wo kein Ehrenpunkt den Vortritt hat. Das war hier aber wohl um ſo mehr der Fall, als die abgegebene Erklärung den hohen Protector perſönlich bloßſtellte.

Es iſt hinlänglich bekannt, daß Weimar die Sache bei weitem leichter genommen hat. Obſchon die „Spaltungen", eben um der bekämpften Wiederwahl Weimars willen, eine bedenkliche Höhe erreicht hatten, obſchon der Verzicht nicht zurückgenommen worden und ſogar die miniſterielle Majorität über dieſer Controverſe in raſcher Auflöſung begriffen war; obſchon endlich die ganze Statutenreviſion durch die heraufbeſchworene Gefahr eines Regierungsvetos bedroht erſcheinen mußte — gewann es Weimar dennoch über ſich, für ſich ſelbſt zu ſtimmen, die ihm übertragenen Stimmen von Laibach und Königsberg ebenfalls zu ſeiner eigenen Wiederwahl zu gebrauchen und endlich, als dennoch nur drei Stimmen Mehrheit herauskamen, die Vorortswürde dankend zu acceptiren.

Es hat ſich dann ſpäter herausgeſtellt, daß ſowohl der Abgeordnete für Frankfurt wie auch der für Köln und Danzig gegen Inſtruction gehandelt hatten, ſo daß auch dieſe geringe Mehrheit nicht einmal Stich hielt. Da indeſſen die Verletzung des § 101 und die Außerachtlaſſung derjenigen Bedingungen, unter welchen die Schillerſtiftung die Rechte einer moraliſchen Perſon erworben hatte, den Arbeiten der Generalverſammlung an ſich ſchon den Stempel der Hinfälligkeit aufdrückten, ſo haben wir uns bei dieſen Nebendingen nicht aufzuhalten.

Wir übergehen ebenfalls den auf beiden Seiten nunmehr in die Form von mehr oder weniger ſpitzfindigen, wohl auch zum Theil unnachſichtlich ſcharfen Circulairen hinübergreifenden Kampf. Die ſächſiſche Regierung hatte Einſpruch erhoben, und es war begreiflicherweiſe von dieſem Augenblicke an eine Herzensangelegenheit aller bei Weimars Wiederwahl betheiligt Geweſenen, den Nachweis zu führen, daß die Generalverſammlung als höchſte Inſtanz weder von einer proteſtirenden Minorität noch von Herrn v. Falkenſtein Notiz zu nehmen brauche. Beſonders lebhaft äußerte ſich die wiener Zweigſtiftung, deren Vorſtand hier gleichzeitig, als das Perſonal des gegenwärtigen Vorortes,

Digitized by Google

vorgestellt werden mag; es sind die Herren v. Münch-Bellinghausen, Mosenthal, Kompert, Weißel und Moritz Gerold. Uneingedenk der langen Geburtswehen dieser Zweigstiftung, die sich, doch wohl aus k. k. Regierungsängstlichkeit, bis ins Jahr 1859 in ihrer Constituirung behindert gesehen hatte und auch dann nur die Erlaubniß zum Dasein erhielt, weil C. v. Holtei inzwischen in Graz die Gründung einer Zweigstiftung beim Statthalter von Steiermark durchgesetzt hatte; uneingedenk dieser trüben heimischen Erfahrungen und der verhältnißmäßig großen Jugendlichkeit des ganzen kümmerlichen Vereinslebens Neuösterreichs schwang Wien sich beherzt in den Sattel einer staatsrechtlichen Zurechtweisung des sächsischen Cultusministers. Nicht viel glimpflicher, wenn auch weniger geistreich, verfuhren Berlin, Hamburg, Frankfurt und die ihren Zweigstiftungen affiliirten Zeitungen, wogegen die Oppositionsstiftungen ihrerseits und ebenso ein überwiegender Theil der Tagespresse die ganze Statutenrevision schlechtweg im Sinne einer Ueberrumpelung behandelten, während der Verwaltungsrath selbst auf der einen Seite die glänzenden Erfolge der Generalversammlung zu retten und gegen die Opposition in der Stiftung mit kühner Ueberlegenheitsmiene als unwiderruflich hinzustellen suchte, auf der andern Seite mit Herrn v. Falkenstein gemüthlich sich zu verständigen bemüht war.

Um ihrem Einspruch größeren Nachdruck zu verleihen, zugleich aber auch, um ihren Pflichten als Aufsichtsbehörde über die sächsischen milden Stiftungen vollständiger zu genügen, hatte nämlich die sächsische Regierung sich nicht auf einen bloßen Einspruch beschränkt; vielmehr hatte sie der dresdner Zweigstiftung die Ausfolgung der nächstfälligen Zinsrate förmlich untersagt. Die Berechtigung zu diesem Inhibitorium erkennt der Verwaltungsrath nun — wie um die Unhöflichkeit mancher übrigen Aeußerungen durch officielle Courtoisie gutzumachen — in seinem Decembercirculair ausdrücklich an und bedauert nur den Vorbehalt, aus welchem sich diese Berechtigung unzweifelhaft ableiten lasse, nie erfahren zu haben. Diese letztere Angabe hat Leipzig seitdem durch Rundschreiben vom 31. Januar 1865 auf eine muthmaßliche Vergeßlichkeit zurückgeführt, indem in der That ein Rundschreiben des Verwaltungsraths selbst (vom 9. Mai 1862) gerade dieses Vorbehalts mit den Worten erwähnt: die betreffenden Noten des k. s. Ministeriums hätten in der Verwaltungsrathsconferenz „die eingehendste Prüfung gefunden". Da Unkenntniß aber ja überhaupt keine zulässige Ausrede ist, so fällt weder deren Vorschützung noch deren Widerlegung hier ins Gewicht. Auch blieben die dem sächsischen Cultusministerium seitens des Verwaltungsraths vorgetragenen Bedenken ohne andere Folge als daß Herr v. Falkenstein einerseits die Ausfolgung der letzten Zinsrate (bis ult. December 1864) guthieß, andrerseits sich bereit erklärte, den alten Verwaltungsrath „zur Erledigung der gegenwärtigen Differenzen, jedoch nur zu diesem Zweck", noch auf weitere sechs Monate für legitimirt anzusehen.

Digitized by Google

Was unter diesen Differenzen zu verstehen sei und daß dieselben nicht etwa in Differenzen außerhalb der Stiftung (also zwischen dem sächsischen Cultusministerium und dem Verwaltungsrath) zu suchen seien, erhellt noch deutlicher aus den im nämlichen Erlaß gebrauchten Ausdrucke: das Interimisticum solle dienen „zu friedlicher und freundlicher Verständigung der einzelnen Zweigstiftungsvorstände". Empfohlen endlich wird zur Erreichung dieses Ziels: nachträgliche Mittheilung des Revisionsentwurfs an die einzelnen Zweigstiftungen (keineswegs Berathung darüber mit dem sächsischen Ministerium) und demnächst Zusammenberufung einer außerordentlichen Generalversammlung.

Dieser Erlaß datirt vom 31. December 1864. Was jetzt zur raschen Beseitigung der Geldebbe sich thun ließ, war, sollte man denken, nicht gar weit zu suchen. Nachdem man das Inhibitorium einmal als im Rechte begründet anerkannt hatte, auch durch die ablehnenden Erklärungen mehrer in den neuen Verwaltungsrath gewählten Zweigstiftungen das Completwerden dieses neuen Verwaltungsraths bereits unmöglich erschien, die „Spaltungen" überdies im besten Gange und von Weimar selbst als leider vorhanden constatirt waren, nach allem diesen empfahl sich ohne Zweifel als kürzester Weg zur Verständigung — das endliche ernstliche Zurücktreten Weimars. War es bei diesem versöhnenden Schritte etwa im Verwaltungsrath überstimmt, so konnte es sich aus dem Verwaltungsrath ganz zurückziehen und dessen Ergänzung denen überlassen, welche den Krieg fortzusetzen verlangten. Jedenfalls lag es in Weimars Hand, durch Veranlassung einer neuen schriftlichen Vorortswahl und durch schriftliche Herbeiführung eines Beschlusses über vorläufige Wiederherstellung des alten Statuts jeden Vorwand zur Zurückhaltung der Gelder sofort zu beseitigen. Niemand brauchte darum von seiner Rechtsanschauung abzulassen. Man wich einfach einer force majeure.

Was ist statt dessen geschehen? — Handelte es sich nicht um das Wohl und Wehe einer Menge auf die Gelder der Stiftung angewiesenen Personen, so könnten die Herzensbedenken, mit denen Weimar, statt diesen Versöhnungsweg kurzweg zu betreten, während der nun folgenden fünf Monate augenscheinlich zu ringen hatte, in der That ergreifend genannt werden. Es war als sei ihm die Stiftung wie eine liebe Tochter während des kurzen Lustrums ans Herz gewachsen; als habe es, unter dem Eindruck einer flüchtigen Wallung auf sie verzichten wollen, aber als sei im entscheidenden Augenblicke die Unzerreißbarkeit des Bandes dennoch über die gefaßten Entschließungen Herr geworden. Es war als habe es das verpfändete Wort über der Freude der Wiedervereinigung seitdem vollends vergessen gehabt und nun schon wieder der neuen Hoffnung nachgehangen, die nächste Revision werde Weimar und die Schillerstiftung für ewig untrennbar erklären. — Wie sehr in der That solche Gefühle schon vor der Octobergeneralversammlung zum Ausdruck drängten, er-

hellt nicht allein aus dem schon erwähnten Umlaufschreiben, worin von dem „voraussichtlich letzten Male auf Weimars heiligem Boden“ die Rede war, eine dichterische Uebertreibung, wie das Pathos des ungeduldigen Verlangens sich deren so gern bedient; denn Weimar konnte ja schon nach den nächsten fünf Jahren wieder gewählt werden; — noch weit unverkennbarer bricht die Ueberzeugung, man dürfe und werde das Kind nicht von der Pflegemutter trennen, in den Worten durch, mit welchen der amtliche Januarbericht des letzten Verwaltungsjahres die Idylle der vorörtlichen Häuslichkeit schilderte: „Dort, an geweihter und denkbarlich würdigster Stätte“, so singt dieser Bericht, „in den Gleisen eines durch vierjährige Erfahrung gefundenen und befestigten Geschäftsganges, pflegen wir gewissenhaft und getreulich des uns gewordenen Ehren- und Vertrauenamtes“. — An „denkbarlich würdigster Stelle“, man sieht, der ganze Verwaltungsrath hatte schon vor Jahresfrist sich wenn nicht in dem Wunsche begegnet, so doch in der stilistischen Netzmasche seines Vorsitzenden zusammengefunden: nie wieder von Weimar lassen zu müssen. Und nun sollte dennoch geschieden sein?

Es ist nicht ganz zu Tage getreten, wie viele Mitglieder der Verwaltungsrath in den sechs Monaten seiner letzten interimistischen Thätigkeit gezählt hat, und ob auch Dresden und Stuttgart bei diesem Interimisticum mitbetheiligt waren. Am Verwaltungstische der letzten Generalversammlung sind sie nicht zu sehen gewesen, obschon § 95 der Geschäftsordnung die Bestimmung enthält: „Die Mitglieder des Verwaltungsraths sind verpflichtet, in der Generalversammlung zu erscheinen“. Aber indem wir überhaupt vom Verwaltungsrath sprechen, müssen wir ihn uns natürlich als ein Ganzes denken, dessen möglicher innerer Zwiespalt sich unsrer Würdigung entzieht. Ohne Zweifel sind nicht alle sieben Mitglieder der Meinung gewesen, man dürfe Ehrengaben an wohlhabende Schriftsteller spenden oder man thue gut, Weimars Wahl um jeden Preis durchzusetzen. Aber wenn die im Verwaltungsrath Ueberstimmten bei solchen Satzungswidrigkeiten ihre Demission nicht einreichten, so bleiben sie selbstverständlich für die wider ihre Ueberzeugung vorgenommenen Verwaltungshandlungen mitverantwortlich.

Und so können auch die bei der letzten Generalversammlung nicht anwesend gewesenen Verwaltungsmitglieder die Mitverantwortlichkeit für die Thatsache nicht ablehnen, daß während jenes ganzen langen Interimisticums die Herbeiführung einer „friedlichen und freundlichen Verständigung unter den Zweigstiftungen“ nicht einmal versucht worden ist.

Denn so zeigt sichs jetzt leider in Wirklichkeit. Der Verwaltungsrath hat zwar in seinem Rundschreiben vom letzten Mai die Versicherung abgegeben, es sei „nicht gelungen, eine Verständigung über die bekannten und beklagenswerthen Zerwürfnisse in der deutschen Schillerstiftung herbeizuführen“, irgendein

Digitized by Google

Versuch zu solcher Verständigung ist aber von Seiten des Verwaltungsraths nicht gemacht worden, und Herr v. Dingelstedt hat auf der letzten Generalversammlung in seiner schließlichen historischen Würdigung des Interimisticums sogar geradezu erklärt, die Differenz zwischen dem Verwaltungsrath und dem sächsischen Ministerium sei natürlich als die überhaupt allein in Frage kommende anzusehen gewesen. Immer der nämliche Ton erhabner Ueberlegenheit, der von einem Meinungsrecht der Minorität nichts weiß und, trotz nachgewiesener capitaler Gedächtnißfehler und sonstiger Nachsicht heischender Mißgriffe auf die Opposition wie von dem Wolkenthron eines Rococoministers hinabblickt. Was nun in jener Richtung der „auswärtigen Angelegenheiten" geschehen ist, beschränkt sich auf eine dem sächsischen Cultusministerium gegenüber erfolglos gebliebene Darlegung derjenigen Gründe, welche eine Anerkennung der Vorortswahl und eine Zurücknahme des Inhibitoriums oder aber eine Gutmachung etwaiger Formversäumnisse plausibel machen sollten; demnächst auf einen ähnlichen mündlichen Versuch. — Hiermit ist die ganze fünfmonatliche Versöhnungsthätigkeit des „lediglich zum Zwecke einer friedlichen und freundlichen Verständigung unter den Zweigstiftungen" prolongirten Verwaltungsraths erschöpft.

Höheren Orts gethane Schritte, die, wie es scheint, sich angereiht haben, entziehen sich begreiflicherweise der eingehenden Erwähnung, sind auch nicht Sache des Verwaltungsraths, sowie überdies von ihnen nicht bekannt ist, daß sie auf eine Verständigung im Schoße der Stiftung abgezweckt haben. Vergeblich sind auch sie geblieben.

Dennoch hat Herr v. Dingelstedt in jenem Rückblick auf das Interimisticum das wirkliche Hereinbrechen des im Decemberrundschreiben schon von ihm prophezeihten Nothstandes nachgewiesen. Einem berühmten Novellisten, hat er beispielsweise versichert, seien die Mittel zu einer Genesungsreise nach Karlsbad verweigert worden, weil die Centralkasse unter dem Druck des Inhibitoriums sich nicht in der Lage befunden habe, neue Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Aber auch ohne diese ausdrückliche Bestätigung würden sich mit Leichtigkeit Fälle nachweisen lassen, aus denen hervorgeht, daß verdienstvolle Schriftsteller in dieser Zeit trotz warmer Befürwortung in Noth verblieben sind.

Kennzeichnet sich hiernach das Interimisticum als eine Maßregel, welche leider nichts genützt, wohl aber dem sächsischen Ministerium in weitesten Kreisen den lauten oder stillen Groll der vielen „deshalb" Abgewiesenen eingetragen hat, so können wir doch — außer dieser letzteren Rückwirkung, deren absichtliche Herbeiführung wir dem Verwaltungsrathe einer milden Stiftung natürlich nicht zutrauen — keinerlei Ergebnisse erblicken, um deren Möglichkeit willen der Verwaltungsrath überhaupt inmitten der Stiftung so lange noch zu amtiren für gut fand. Schon im Januar konnte man resigniren. Es war zum Scha-

Digitized by Google

den der Unterstützungsbedürftigen und zu keinem Nutzen der Stiftung, daß man den Zustand um sechs traurige Monate verlängerte.

Wir gelangen zu der letzten Generalversammlung. Wer das im Vorstehenden Geschilderte, auch von der günstigsten Seite, überblickt, wird nicht wohl umhin können, eine Geschäftsführung, die solche Stürme herbeiführte, für keine ganz glückliche zu erklären. Vergabungen wider den Buchstaben des Statuts; Majoritätsentscheidungen statt der Geschäftsordnung; Verzichte, die, weil verclausulirt und zweideutig, nicht gehalten werden; vom November bis zum Mai dann angesichts der Noth einer Menge Unterstützungswürdiger, kein Versuch, den Frieden in der Stiftung selbst herzustellen; dennoch Ausnutzung des einzig zu solchem Versöhnungszwecke bewilligten Interimisticums, bis auf den letzten Tag; — so heftig die Sprache der Opposition auch in der Octobergeneralversammlung gewesen war, es hatte nach dem Sturme sich eigentlich erst recht gezeigt, wie manches denn doch wohl anders hätte sein sollen. — Demungeachtet auch bei der Junigeneralversammlung dieses Jahres, der nun die sämmtlichen Hergänge klar vor Augen lagen, wieder ministerielle Majorität. Nur Dresden, das bei der vorigen Generalversammlung Weimar und den Verwaltungsrath durchweg unterstützt hatte, half diesmal die Opposition verstärken. Was dann beschlossen wurde, war begreiflicherweise weniger das Ergebniß neu entbrannten Kampfes als das von der Sachlage unabweislich Gebotene. Die Revision wurde annullirt und damit die Vorortswahl Weimars für ungiltig erklärt. Statt seiner trat Wien ein, das in seinem Maicirculair sich durch eine abermalige Philippika gegen das sächsische Cultusministerium empfohlen hatte, und von welcher Zweigstiftung der Vorschlag herrührte, „in der Unterwerfung unter die Befehle des königl. sächsischen Ministeriums nun auch noch weiter zu gehen als dieses selbst verlange", d. h. jede Statutenverbesserung und also auch die Einführung der Oeffentlichkeit von sich zu weisen.

Dies ist geschehen. Obschon die Oeffentlichkeit bei der vorausgegangenen Generalversammlung einstimmig beschlossen und von keiner Seite beanstandet worden war, hat die Opposition auf der letzten Generalversammlung sich vergebens bemüht, dieses beste Schutzmittel gegen Mißregierung und allzu kühne Satzungsauslegungen im Interesse der Stiftung zu retten. Die Oeffentlichkeit ist von neuem beseitigt worden.

Dies ein ungefährer Abriß des Zwiespalts, welcher so viel von sich reden gemacht hat. Wir haben der Verwaltung nicht alle ihre Versäumnisse nachgezählt, da wir ja auch des Anerkennenswerthen, das sie leistete, nicht weitere Erwähnung zu thun veranlaßt sind. Ehrenämter bringen bekanntlich immer den Anspruch mit sich, für die mannigfachen Opfer an Zeit und guter Laune dies und das mit in den Kauf zu nehmen. Vielleicht daß wir später einmal

Digitized by Google

der neuen Verwaltung Gelegenheit geben, über einige von der alten Verwaltung bisher völlig vernachläſſigte Seiten der Stiftungsaufgaben nachzudenken. Daß wir dem jetzigen Vorſitzenden, Freiherrn v. Münch-Bellinghauſen, den Willen zutrauen, durch Unparteilichkeit gut zu machen, was die wiener Circulaire und die Haltung der wiener Abgeordneten bisher geſündigt haben, wollen wir ihm hier bereitwillig zu erkennen geben. Die Verwaltungsperiode des Herrn Dingelſtedt hat bewieſen, welche Macht der Vorſitzende dieſer Stiftung beſitzt. Zum Glück für die Stiftung und zur großen Erleichterung für Herrn v. Münch-Bellinghauſen hat der Kaiſer von Oeſtreich keine Zeit, die Schillerſtiftung bis zur Zärtlichkeit liebzugewinnen. Auch Wien kann es zur Noth verſchmerzen, wenn die Stiftung nach fünf Jahren der Kaiſerſtadt mit einem Bhüt-i-Gott! den Rücken wendet. Die Aufgabe des jetzigen Vorſitzenden iſt alſo keine gar zu ſchwierige. Er braucht nur ein Auge darauf zu haben, daß die während ſeiner Verwaltungsperiode bevorſtehende abermalige und beſſer vorzubereitende Reviſion nicht im Sinne von Beſtrebungen ausgebeutet wird, welche die urſprünglichen Zwecke der Stiftung verfälſchen. Je eher er eine Veranlaſſung findet, das Fortregieren „im Geiſte Weimars“ in einem Sinne zu erläutern, dem auch die Oppoſition beizuſtimmen vermag, deſto beſſer für ihn und die Stiftung.

Und dies führt uns zum Schluß auf die Akademiefrage zurück. Die ſächſiſche Verfaſſung enthält in ihrem ſechzigſten Paragraph die Beſtimmung, daß die Fonds milder Stiftungen einzig zu den der Stiftung vorgezeichneten Zwecken, und zwar unabänderlich nur zu dieſen, verwendet werden dürfen. Im Gleichen ſchützt das preußiſche Landrecht, II. Tit. 6. §§ 74, 193, die urſprünglich einer Stiftung gegebene Beſtimmung ſo lange es irgend möglich iſt, dieſe Beſtimmung zu erfüllen. Wie ſchon nachgewieſen wurde, iſt die Schillerſtiftung aber in der Form, wie ſie die ſtaatliche Beſtätigung nachſuchte und empfing, ausdrücklich den hilfsbedürftigen Dichtern oder Schriftſtellern und deren Angehörigen oder Nachkommen gewidmet. Es liegt alſo die rechtliche Möglichkeit: nicht-hilfsbedürftige Dichter aus den Mitteln der Schillerſtiftung durch Ehrenſpenden auszuzeichnen, nur in dem einzigen Falle vor, daß die jährlich bei der Centralkaſſe zur Vertheilung kommenden 15,000 Thlr. keine hinreichende Anzahl von verdienſtvollen und zugleich hilfsbedürftigen Dichtern vorfänden, immer auch dann natürlich nur nach entſprechender Aenderung des auf den Stiftungszweck bezüglichen Paragraphen. Man iſt nun in der vorigen Verwaltungsperiode, wie wir gezeigt haben, mit dieſem wichtigſten Gegenſtande der ganzen Stiftung ſehr raſch fertig geworden. Man hat einfach die Mittel der Stiftung für zu groß erklärt, um durch Unterſtützung der in Deutſchland vorhandenen Zahl verdienſtvoller und hilfsbedürftiger Schriftſteller erſchöpft zu werden, und hat ſich dann ohne weiteres die Vollmacht zur Amendirung des Stiftungszweckes

selbst ausgestellt. Ohne Zweifel wird die Definition des Begriffes „verdienstvoll" immer ein schwankender bleiben, und selbst wenn ein Verzeichniß der abgewiesenen Bittsteller vorgelegt werden könnte, ließe sich über die Besten unter ihnen noch lange rechten. Aber, wie Rückert sagt:

„Gar viel was heute glimmt, wird über Nacht verglimmen;
Und was nun oben schwimmt, wird fort im Strome schwimmen.
Was dem das Meiste gilt, wird der am meisten schelten,
Und drum, was dieser schilt, wird jenem doppelt gelten."

Und darum auch wird diese Frage wohl als diejenige zu bezeichnen sein, welche, allem Partheihader entzogen, mit der größten Gewissenhaftigkeit erwogen und beantwortet sein will. Denn hier kommt man mit dem Maßstabe einer mehr oder weniger großen Classicität nicht durch. Es können Dichter verdienstvoll genannt werden, insofern sie den rechten Ton für eine in ihrer Zeit grade wichtige, wenn auch niedrigstehende Bildungsclasse trafen und dadurch, trotz ihrer Ungenießbarkeit für feiner gewöhnte Naturen, in große Kreise das Bedürfniß nach poetischer Erhebung oder geistiger Ansprache hineintrugen. Es können eine Menge Mittelbegabungen, ganz abgesehen von ihren absoluten Leistungen, durch die Art, wie sie wirkten, bei genauer Prüfung dieses von ihnen geübten Einflusses als durchaus förderungsberechtigt erscheinen.

Wir brauchen hiernach die Weite des Begriffs „verdienstvoll" kaum noch nach andern Seiten hin zu erläutern. Es liegt auf der Hand, daß die richtige Abschätzung eines Autors, im strengen Verständniß der Stiftungsvorschrift, eine Aufgabe ist, welche sehr breite Kenntnisse und sehr weiten Blick erfordert. Wer aber auch nur einige Ahnung von der ungeheuren geistigen Arbeit hat, die sich ohne Unterbrechung in unserm Vaterlande vollzieht, von den unzähligen Kräften, welche die Fähigkeit für den Genuß des Bessern und des Besten erst vorbereiten helfen; von der verhältnißmäßig großen Wichtigkeit dieser Zwischenthätigkeit und dem unverhältnißmäßig geringen Lohne, welchen ihre Dienste ihr eintragen; wer überhaupt nur einigermaßen den geheimen Quellen nachforscht, aus denen die allmälige geistige Fortentwickelung eines Volks sich speist; — der wird sich gewiß wenigstens zum zweiten Male Bedenkzeit nehmen, wenn er beim ersten Mal den Ueberfluß der Schillerstiftung nicht an die rechte Adresse bringen zu können meinte.

Es kommt hierbei noch die geschäftliche Einrichtung der Stiftung als eine die richtige Verwendung erschwerende in Betracht. Zwei Drittel aller Zinsen soll der Vorort spenden dürfen. Aber er ist eben nur an einem einzigen Punkt und sehr häufig nicht in der Lage, seine Augen überall zu haben. Dort, wo doch auch Bedürftige sind, in dem Gesichtskreise der übrigen 21 Zweigstiftungen, fehlt es jahraus jahrein an Mitteln, um reichlich zu geben, oder aber die Vorstände der Stiftungen vereinfachen sich ihre Aufgabe gar noch, indem sie das ganze Vertheilungsgeschäft dem Vorort anheimgeben. Der Januar-

Digitized by Google

bericht des Verwaltungsraths erwähnt nur vier Zweigstiftungen (Dresden, Berlin, Wien und Weimar) als von ihrem Rechte selbständiger Verwilligung Gebrauch machende. Nun ist aber die Umfrage bei sechs Verwaltungsrathsstiftungen natürlich eine höchst weitläufige. Der Vorsitzende des alten Verwaltungsraths hat, bei der schon berührten Besprechung des Interimisticums zu verstehen gegeben, daß über dem zweimaligen Rundlaufe der vorörtlichen Vorschläge acht Wochen verstrichen seien. Man urtheile danach, wie lange die Petition eines wenig bekannten Schriftstellers unterwegs sein wird, zumal wo noch das dichterische Material zu seiner Abschätzung mitreisen muß. Was sich in derjenigen Zweigstiftung, die dem Petenten näher steht, vielleicht in einer einzigen Sitzung erledigen ließe, kommt solcherart durch die schwerfällige Geschäftscentralisation der Verwaltung nach vieler Mühe und vielem Hin- und Herschreiben wohl gar erst zum Austrag, wenn die Hilfe nichts mehr nützen kann.

Und überdies — was ist denn bis jetzt geschehen, um den wirklich Verdienstvollen und Bedürftigen ihrer Versorgerin, die Schillerstiftung, näher zu bringen? — Eine frühere Kundgebung des Verwaltungsraths — wenn wir uns recht erinnern — fügte den statutenmäßigen Bedingungen der Würdigkeit und Bedürftigkeit auch noch das Requisit der Höflichkeit hinzu; man solle im artigen Tone anklopfen, wenn man berücksichtigt sein wolle. Hinwider haben wir nie eine Zeile gelesen, welche die Freunde oder Bekannten verschämter Dichter zu desfallsigen vertraulichen Mittheilungen an die Schillerstiftung einlud oder ihnen auch nur die wünschenswertheste Form für dergleichen Verwendungen und die Personen, an welche solche zu richten seien, nachwiesen. Das Publikum ist über Eins wie das Andere so selten aufgeklärt worden, daß es die Lösung der Schillerstiftungsaufgabe fast ausschließlich den damit amtlich Betrauten überlassen zu sollen glaubte und wahrscheinlich sehr erstaunt sein wird, sich hier an eine versäumte Pflicht gemahnt zu sehen. Die natürliche Folge einer solchen Abschließung ist aber das Unbekanntbleiben einer großen Anzahl unterstützungswürdiger Fälle, wogegen die Zudringlichkeiten von Unwürdigen den Verwaltern der Stiftung die Freude an ihrem Beruf nur zu rasch verkümmern. Das wirft dann wieder einen Schatten der Bettelhaftigkeit auf den ganzen Stand und macht auch da mißtrauisch und zögernd, wo der Schmerz des Nehmenmüssens ohnehin nur durch die entgegenkommendste Theilnahme einigermaßen gelindert werden könnte.

Nach allem diesen glauben wir, daß von einem Ueberflusse bei der Schillerstiftung nicht die Rede sein kann. Am wenigsten wird ein solcher nachweisbar sein, wenn man sich die ausreichende Versorgung von Hinterlassenen verdienstvoller Schriftsteller zur ernsten Aufgabe macht. Die Seinen dereinst vor der Noth des Lebens geschützt wissen, das ist ohne Frage eine Beruhigung der wohlthuendsten Art, und wenn die Grundideen der Schillerstiftung einmal so unbeirrbar zur Geltung gekommen sein werden, daß ein verdienst-

Digitized by Google

voller Dichter mit solcher Beruhigung vom Leben scheiden kann, da ist die mildeste Form gefunden, in welcher auch den Lebenden schon wohlgethan werden kann.

Politische Correspondenz.

3.

Der Vertrag von Gastein.

Der Wortlaut der gasteiner Uebereinkunft wird seit einigen Tagen von der erstaunten Presse commentirt, Krieg ist nicht geworden, auch keine Revanche für Olmütz, wie ein ausländisches Blatt die Paragraphen der Uebereinkunft deutete. Wir vergessen, wenn dies möglich ist, auf eine Stunde, daß jetzt ein diplomatisches Schachspiel auch über unsere theuersten Interessen entscheiden soll, und betrachten den Vertrag mit der ruhigen Kritik, welche der Preuße noch oft geübt hat, seit die preußische Jugend auf den Schlachtfeldern von 1813 die umherhüpfende Politik der Herren von Haugwitz und Lombard sühnte.

Zunächst rühmen wir, was den Preußen in dem Vertrage unzweifelhaft vortheilhaft ist, den definitiven Erwerb Lauenburgs. Das kleine Territorium hatte im Jahr 1689 das Schicksal, seine alte Dynastie der Askanier zu verlieren, es schwankte seitdem wie ein herrenloses Gut aus einer begehrlichen Hand in die andere, Kursachsen, Oestreich, am längsten Hannover, dann Frankreich, wieder Hannover, endlich Preußen legten die Hand darauf. Es wurde nach dem Pariser Frieden den Dänen fast zufällig — als Aequivalent für Schwedisch-Pommern — übergeben, hat im Uebrigen lange fast geschichtslos fortgelebt als stilles Land, in welchem der Kantönligeist die stärkste politische Empfindung war. Es hat geringen Eifer für die schleswig-holsteinische Erhebung von 1848 bewiesen, und hat sich seit 1852 wieder ohne erkennbares Mißbehagen von den Dänen regieren lassen. Zwar sind die Fürstenhäuser zahlreich, welche seit zwei Jahrhunderten aus sehr entfernter Verwandtschaft und Erbverträgen mit der ausgestorbenen Familie Sachsen-Lauenburgs Ansprüche herleiteten, und sie haben, wie schon oft, auch jetzt diesen Ansprüchen durch Proteste am Bunde Ausdruck gegeben, doch gelten ihre Anrechte — selbst der von Anhalt — bei den Weisen des longobardischen Lehnrechts und fürstlicher Hausgesetze für sehr undeutlich, und man hat wohl behauptet, daß von den Wenigen, denen diese Erbfolgefrage in ihren Einzelheiten durchsichtig ist, nicht Einer die Meinung des Andern theile. Die Lauenburger selbst haben für uns Liberale diese Frage völlig erledigt, indem sie im vorigen Jahre ihren herrenlosen Stand betrachtend mit Gemüthsruhe den Wunsch aussprachen, vor der Welt Preußen zu werden, in ihrem Lande Lauenburger zu bleiben. Wenn die beistimmende Erklärung der preußischen Regierung in Kraft verbleibt, was man allerdings bei dem schnellen Wechsel der Auffassungen nicht wissen kann, so würde der Staat Lauenburg zu dem Staat Preußen in ein Verhältniß der Personalunion treten. Dies ist allerdings nach der preußischen Verfassung nicht möglich und wird wahrscheinlich neuen Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung in Preußen veranlassen.

Und doch ist sehr wünschenswerth, daß eine gesetzliche Grundlage gefunden wird, auf welcher das kleine Herzogthum vorläufig seine Gesetze und hergebrachte Einrichtungen behalten kann, bis in Preußen selbst der Tag einer innern Umgestaltung aufgeht.

Die wiener Zeitungen haben, verstimmt durch den letzten Systemwechsel, aus den für Oestreich unerwartet günstigen Bestimmungen des gasteiner Vertrages den Verkauf Lauenburgs herausgehoben, um ihrer Regierung patriotische Vorwürfe zu

Digitized by Google

machen. Die Abtretung an Preußen und der Verkauf um Geld, beides machte ärgerlich. In der That ohne Grund. Etwas mußte man immerhin dem begehrlichen Preußen bewilligen, es war jedermann klar, daß Lauenburg ihm in Wirklichkeit nicht zu nehmen war, und man ist in Wien bei diplomatischem Handel selten in Nebenpunkten kleinlich gewesen. Funfzigtausend Menschen waren keine Machterweiterung des Nachbars. Auch der Kaufpreis, der an Oestreich gezahlt wurde, sollte von der Presse ohne Unwillen betrachtet werden. Die Lauenburger sind ja nach ihrem freien Wunsch und Willen preußisch und nicht erhandelt worden. Die Summe von circa 1,800,000 preuß. Thalern ist nur die capitalisirte Hälfte der Domänenrente, welche das Herzogthum abwirft, eine Entschädigung für die Revenüen, welche für Oestreich aus dem Herzogthum fließen konnten, nicht eine Entschädigung für Aufgabe der Hoheitsrechte. Wenigstens hätte die östreichische Regierung dies Geschäft so darstellen können.

Der Erwerb Lauenburgs hat aber für Preußen immerhin eine Bedeutung, welche etwas größer ist als das Territorium, weil dasselbe nicht nur an Holstein grenzt, sondern auch fast bis an die Thore Hamburgs und Lübecks reicht, und weil dasselbe den Knotenpunkt zweier wichtiger Schienenwege enthält. Preußen erhält in dem kleinen Terrain eine Stellung zwischen Hamburg und Lübeck, welche wenigstens in merkantiler Rücksicht wichtig ist. Da das Herzogthum auch seiner Quote an den Kriegskosten enthoben ist, so hat Preußen durch den Vertrag in so fern ein gutes Geschäft gemacht, als die Kaufsumme in der That nicht von Preußen, sondern von den Herzogthümern bezahlt wird. Denn wenn man die Kriegskosten der Herzogthümer auch nur mit 30 Millionen berechnet, so würde auf Lauenburg immerhin der Betrag von 1,300,000 Thalern gefallen sein.

Das Erfreuliche des Erwerbs soll uns durch diese und andere Rechnungen nicht verkümmert werden. Nicht so freudig kann man die Hauptpunkte des Vertrages begrüßen. Als die erste Nachricht vom Abschluß der gasteiner Uebereinkunft in die Oeffentlichkeit trat, wurde angedeutet, daß diese vorläufigen Stipulationen nur Einleitung sein sollten zu weiteren Verhandlungen, welche eine definitive Erledigung der großen Streitfrage bewirken würden. Die Situation war nicht von der Art, daß man solcher Hoffnung guten Ausgang prophezeien konnte, es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß die beiden Mächte von einer endgiltigen Vereinigung mindestens ebenso weit entfernt sind, als vor dem Vertrage; die Anerbietungen Preußens sind abgewiesen, die Auffassung Oestreichs perhorrescirt worden. Der neue Vertrag ist ein Nothbehelf, dem sich beide Theile fügten, weil sie die Entscheidung durch Waffen vermeiden wollten. Um das Unerträgliche des bisherigen Zustandes abzuschaffen, hat man etwas ganz Neues erfunden, welches die bestehenden Uebelstände zum Theil aufhebt, dafür neue einführt. Jeder der beiden hohen Contrahenten weiß sehr gut, daß der neugeschaffene Zustand auf die Länge schwer zu erhalten sein wird, jeder hofft für seine Interessen von einer unsichern Zukunft das Beste. Prüfen wir die Hauptpunkte des Vertrages.

Oestreich war beim Beginn der schleswig-holsteinischen Campagne an dem politischen Geschäft ungefähr mit einem Drittel des Einsatzes betheiligt. Auch dieser Antheil an einem Unternehmen, welches ganz in dem Machtkreise Preußens lag, erschien in Wien als ein großer Vortheil. Als vollends die Entscheidung durch Siege der preußischen Waffen herbeigeführt war, fühlte sich Oestreich ganz zufrieden, etwa in demselben bescheidenen Verhältniß an dem Condominium theilzunehmen. Die Masse des aufgewandten Blutes und die ausgegebenen Kosten wirkten fort. Die Preußen behielten den militärischen Oberbefehl; auch in der Civilverwaltung war thatsächlich Preußen der disponirende Staat, allerdings durch das Einreden Oestreichs zuweilen gehindert. Man räumte in Wien ohne Bedenken ein, daß die Herzogthümer ganz in dem Gebiete preußischer Machtwirkung lägen und daß es Preußens

Recht und Aufgabe sei, für alle Zeit die Hand über den Ländern zu halten. Nur um die Grenzen einer Schutzhoheit, welche Oestreich auf die Dauer durchaus nicht für sich beanspruchte, wurde gestritten. Jetzt aber hat Preußen ein Recht, welchem es niemals auch nur vorübergehend entsagen durfte, in dem Vertrage geopfert, es hat die Oberherrlichkeit räumlich mit Oestreich getheilt, Macht und Einfluß des Kaiserstaates zu selbständiger Wirkung etablirt. Die Oestreicher sind thatsächlich die Herren Holsteins geworden, sie haben erreicht, was seit länger als zweihundert Jahren die preußische Politik auf jedem Punkte mit den größten Opfern zu verhindern gesucht hat.

„Es ist der Schein der Macht, und nicht das Wesen", sagen wohl auch die Freunde in Preußen. „Diese Stellung Oestreichs im Norden ist innerlich doch unhaltbar, sie wird bei einem Kriege augenblicklich den Preußen zufallen, auch ist durch andere Punkte des Vertrages dafür gesorgt, daß dieser Besitz den Einfluß Preußens so wenig als möglich hemmt, endlich ist Oestreich in so verzweifelter finanzieller Bedrängniß, daß ihm zuletzt in der Stunde der Noth doch eine Abfindung durch Geldsummen erwünscht sein muß."

Diese Annahmen sind nichts als gute Wünsche; mit so vagen und zweifelhaften Voraussetzungen darf nach unserm Dafürhalten kein Politiker sein Gewissen beruhigen. Zunächst ist nicht der Krieg, sondern der Friede der gewöhnliche Zustand cultivirter Staaten. Und für diese Friedenszeit wenigstens ist Oestreich in Holstein Regent geworden. So lange durch Verträge und diplomatische Verhandlungen die Interessen der Staaten bestimmt werden, wird Oestreich seinen Vortheil in Norddeutschland wahrnehmen. Das Cabinet zu Berlin hat, bevor es sich zur Reise nach Gastein entschloß, gefunden, daß ein Krieg mit Oestreich nicht thunlich sei. Welches Recht haben wir anzunehmen, daß dieselbe Regierung in irgendeiner Zukunft diesen Krieg für eher thunlich halten wird? In jedem Fall wäre die Politik seltsam, einen Gegner erst in einem Lande festzusetzen, um ihn dann herauszuschlagen. Also hohl und eitel ist die neue Herrschaft Oestreichs über Holstein gar nicht, sie hat ziemlich dieselben realen Grundlagen wie die Herrschaft Preußens in Hohenzollern und Schleswig.

Zuverlässig war die Genugthuung groß, mit welcher man in Wien diesen Gewinn des Vertrages ansah. Der östreichische Doppeladler, östreichische Verwaltung und ein Heerestheil war wieder an der Nord- und Ostsee eingeführt; man vermag holsteinsche Rekruten auszuheben, und holsteinsche Matrosen erhalten Gelegenheit, auf östreichischen Kriegsschiffen zu dienen; man fühlt sich wieder an der Nordgrenze Deutschlands heimisch eingerichtet, und man ist sicher, daß von einem preußischen Principat auch nur über Norddeutschland nicht die Rede sein kann, so lange die Salutschüsse östreichischer Geschütze an Eider und Elbe den Geburtstag des Fürsten feiern, dessen Vorfahren auch in Holstein vor Zeiten als Herren des heiligen römischen Reiches deutscher Nation durch den Herold ausgerufen wurden. Es ist wahr, man machte für diesen Fortschritt in Deutschland an Preußen Concessionen. Es war nur in der Ordnung, daß Preußen Militärstraßen, eine Telegraphen- und Postverbindung für das Hinterland Schleswig erhielt, ohne solche Verbindung wäre die Theilung ja überhaupt nicht möglich gewesen. Wenn Preußen durch Holstein Eisenbahnen bauen wollte, so war das ganz willkommen, man behielt ja doch die specielle Landeshoheit darüber und konnte die Schienen auch für die eigenen Zwecke benutzen. Man hatte nichts dawider, auch Preußen zu der Besatzung Rendsburgs zuzulassen, denn diese Festung ist jetzt gegen einen auswärtigen Feind in Wahrheit nicht viel mehr als eine militärische Antiquität; für die Preußen freilich war der Zutritt unentbehrlich, weil sie ihnen den Weg nach Schleswig sperren konnte; Oestreich aber konnte die Unbequemlichkeit der gemeinsamen Besatzung leicht ertragen, denn es erhielt den einzigen Punkt von hoher militärischer Bedeutung in den Herzogthümern, die Stadt

Digitized by Google

Altona und mit ihm Hamburg in seine Hand geliefert. Mit Hamburg verband manche alte Sympathie, jetzt wurde der Kaiser Kriegsherr über die unübertreffliche Position, welche den Unterlauf der Elbe beherrscht, einen feindlichen Stoß in das Herz Preußens möglich macht, und welche in Wahrheit die gesammten Herzogthümer, vor allem den kieler Hafen souverain beherrscht.

Es ist nicht unsere Sache, die militärische Bedeutung dieser Stellung hervorzuheben, aber zu dem vielen Ueberraschenden des Vertrages von Gastein gehört auch, daß bei dem Abschluß desselben kein preußischer Militär zugezogen wurde, der an die Bedeutung dieser Position mahnte. Den ganzen Besitz Holsteins konnte Oestreich ruhig neben dem Herzogthum Schleswig an Preußen überlassen, wenn es nur durch den Besitz Altonas souveräne Disposition über Hamburg und die Unterelbe erhielt. Diese Stellung macht im Fall eines Waffenconflictes zwischen den hohen Besitzern ein Abschneiden des östreichischen Heeres in Holstein sehr unwahrscheinlich, ein Bündniß Oestreichs mit Dänemark könnte das preußische Contingent in Schleswig gefährden, von dem Fall eines Bündnisses zwischen Oestreich und Frankreich ganz zu geschweigen.

Indeß, der gewöhnliche Zustand der bürgerlichen Gesellschaft ist ja nicht der kriegerische, und für die Jahre des Friedens wenigstens hat Preußen, — so möchte man meinen — sich gut vorgesehen. Es erhält den Kriegshafen Kiel, es erhält das Recht, auch in Holstein den Kanal zu bauen, und die Herzogthümer treten zum Zollverein. Den letzten Erfolg begrüßen wir mit der reinsten Freude. Wahrscheinlich war der Vertrag von Gastein nicht nöthig, grade diesen Punkt durchzusetzen. Aber wie wir auch dazu gekommen sind, in dem Beitritt der Herzogthümer zum preußischen Zollverein liegt immer noch die beste Bürgschaft für alles, was wir der Halbinsel und uns Deutschen von der Zukunft wünschen. Wenn der Tag kommt, wo über den Beitritt der Herzogthümer zum Zollverein verhandelt wird, dann freilich wird ein östreichischer Bevollmächtigter im Auftrage seines Souverains Holstein vertreten. Preußen übernimmt ferner, den Nord-Ostseekanal zu bauen, Oestreich gestattet ihm als dem Bauunternehmer die Führung durch das holsteinsche Gebiet, aber Preußen erhält nur die Aufsicht und Einnahme des Fahrgeldes darüber, wie jede Actiengesellschaft dieselbe in ihrem Etablissement übt. Die Reglementbestimmungen, welche bei dergleichen Unternehmungen sonst der Regierung zustehen, erläßt Oestreich (allerdings wohl nur für den holsteinschen Theil) und Preußen hat nur das Zustimmungsrecht. Wenn nun Oestreich ein Reglement erläßt, dem Preußen nicht zustimmen kann? Von preußischen Befestigungen an den holsteinischen Endpunkten und dem holsteinischen Laufe des Kanals ist nicht mehr die Rede, was man damals dem Augustenburger gegenüber so stark betonte, ist gänzlich aufgegeben. Wir fürchten sehr, der ganze Kanalbau wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen Project bleiben, denn weder preußische noch ausländische Capitalien werden dem Unternehmen reichlich zufließen, so lange die unheimlichen Verhältnisse des Provisoriums dauern.

Auch in dem kieler Hafen darf Preußen einen Kriegshafen anlegen. Es erhält, Commando und Polizei über den Hafen, aber nicht Hoheitsrecht, es darf zur Vertheidigung der Einfahrt gegenüber Friedrichsort Befestigungen anlegen, aber es erhält nicht Hoheitsrechte über das dazu gehörige Terrain, und was am bedenklichsten ist, es wird durch den Vertrag nicht berechtigt, die zur Sicherung des Hafens nöthigen Landbefestigungen auf der Westseite anzulegen. Diese Sicherung übernimmt also Oestreich von Altona aus. Der Hafen aber, welchen Preußen mit seinem Gelde baut, einrichtet, behütet, erhält, steht unter der Landeshoheit Oestreichs, unter der Controle des deutschen Bundes, er wird nicht preußischer Hafen, sondern Bundeshafen.

Es war seit Gründung des Zollvereins ein Axiom preußischer Politik, die

Digitized by Google

Fortschritte in Deutschland neben und außerhalb des Bundes durch Separatverträge mit den einzelnen deutschen Staaten durchzusetzen. Es ist wahr, nur wenige der vierzig Jahre, welche seitdem vergangen sind, war die preußische Regierung in der Lage, mit Nachdruck dieser Politik Erfolge abzugewinnen, doch was bis jetzt erreicht worden ist, Fall der Zollschranken, Freiheit des innern Verkehrs in Deutschland, die Anfänge einer Consolidirung des deutschen Heerwesens ist durch diese Politik erreicht, bei größeren Versuchen blieben die beiden letzten Monarchen vor der That stehen. Wie unvollständig man aber auch das Princip zur Anwendung brachte, man erreichte doch dadurch, die Unhaltbarkeit der bestehenden Bundesverhältnisse vor aller Welt deutlich zu machen. Hr. v. Bismarck selbst hat eifrig das Seine gethan, die Nichtigkeit des Bundes zu erweisen. Seit zwei Jahren hat Oestreich denselben Weg betreten. Wenn man jetzt plötzlich ein altes und richtiges Princip aufgegeben hat, so ist dies ohne Zweifel in der Annahme geschehen, daß der Bund thatsächlich eine Null geworden sei, und daß man ihm jetzt ohne jede Gefahr den Schein einer Macht einräumen könne, deren Wesen man selbst besitze. In dieser Rechnung aber ist, wie uns scheint, ein Irrthum. Der Bund bedeutet in innern deutschen Angelegenheiten wenig, so lange Oestreich ebenso wie Preußen außer ihm seinen Vortheil sucht; er wird allerdings eine Macht, sobald die Späne zwischen Oestreich und den Mittelstaaten weggeräumt sind. Für das preußische Gefühl hat es gegenwärtig nichts Schmeichelhaftes, daß der einzige Kriegshafen Preußens auf einem Territorium angelegt wird, über welches Oestreich herrscht, daß preußische Fregatten auf Werften gezimmert werden, über welche das Signalhorn östreichischer Bundestruppen schallt. Wo blieben hier die Februarforderungen Preußens?

Aber Rendsburg als Bundesfestung, der kieler Hafen als Bundeshafen sind nur Folgen eines preußischen Zugeständnisses von weit größerer Bedeutung, welches man sich gehütet hat in den Paragraphen des Vertrages aufzuzeichnen. Holstein wenigstens wird in den deutschen Bund eingefügt, sein Militär eine Bundestruppe. Die Oestreicher werden dort doch wohl mit ihrem Exercitium und ihrer Adjustirung — ein holsteinsches Bundescontingent errichten. Man bedenke, daß jede organische Einrichtung in Civil und Militär, welche jetzt in Holstein durch Oestreich getroffen wird, ein Präjudiz gegen eine etwaige Annexion Holsteins bildet. In dem Interimisticum, welches bis jetzt ertragen wurde, hat Preußen in seinem Interesse verhindert, daß etwas Neues geschaffen wurde, jetzt giebt man ganz Holstein den neuen Organisationen einer fremden Macht anheim und gestattet dem Bunde, das durch preußische Waffen eroberte Land unter seinen hohen Schutz zu nehmen. Wie er dieses Schützerrecht gebrauchen wird, das allerdings hängt nicht von den kleinen Staaten des Bundes ab, wohl aber von dem Nachdruck, welchen die Majorität des Bundes durch stille oder öffentliche Beistimmung Oestreichs erhält. Man hat preußischerseits einen neuen Rechtstitel gegen sich geschaffen und fremde organische Einrichtungen in Holstein sanctionirt, damit aber ein neues großes Hinderniß für den Erwerb wenigstens des einen der beiden Länder.

Freilich, wer den ganzen Vertrag genau prüft, mag wohl zu der Ansicht kommen, daß Preußen überhaupt seine Annexionswünsche in Betreff Holsteins aufgegeben habe und jetzt auf eine Trennung der Herzogthümer hinarbeite, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, daß das widersetzliche Vorderland doch in irgendeiner, wenn auch entfernten Zukunft dem Schicksal Schleswigs folgen werde. Wie die Oestreicher sich zu Herzog Friedrich stellen werden, ist fortan ihre Sache. Ob sie das Bundesland Holstein für ihn einrichten und durch die alte Majorität des Bundes seine Einsetzung decretiren lassen, ob sie es für rathsam halten, selbst das Herzogthum so zäh als möglich zu behaupten, wer mag darüber entscheiden. Zuverlässig nicht mehr Preußen, welches trotz seinem jetzt in Ruhestand gesetzten Condominium, thatsächlich Holstein aus der Hand gegeben hat.

Vergleicht man die jetzt geschaffene Situation unbefangen mit der Lage der

Digitized by Google

Dinge vor der gasteiner Zusammenkunft, so ist für einen Preußen das Resultat nicht erfreulich. Wenn man mit dem Haus Augustenburg abschloß, so erhielt man in Wahrheit das Principat über beide Herzogthümer, für Oestreich blieb nichts übrig als sich zu resigniren. Dann war die Voraussetzung wohl berechtigt, daß die noch jetzt lebende Generation die allmälige, geräuschlose und gefahrlose Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen erleben konnte. Immerhin war ein Uebelstand, daß ein neuer Kleinstaat eingerichtet werden mußte, aber Preußen hatte durch seine Haltung bei dem Tode des Königs von Dänemark sich die Chancen für einen schnelleren Erwerb genommen, der langsamere Weg war ihm sicher. Jetzt hat man entweder einen Kleinstaat Holstein, oder, was wahrscheinlicher und schlimmer ist, eine östreichische Provinz neben sich etablirt, man hat sich in die Gefahr gesetzt, eine Bundesflotte unter Oestreichs Führung in der Nordsee schwimmen zu sehen, man ist, wo man das Ganze haben konnte, auf die Hälfte zurückgeworfen, auch der Besitz dieser Hälfte ist in Wahrheit unsicher geworden, er wird in militärischer Beziehung eine Last, er gewährt auch für die Stärkung preußischer Flottenkraft nur die Hälfte der Matrosen u. s. w., welche man in jedem Fall ganz hätte haben können, er übergiebt mit Altona den Hauptort Hamburg, den Schutz des Kanals und Hafens, welche durch preußische Anstrengungen gebaut werden sollen, den Oestreichern.

Aber gesetzt, alle diese Uebelstände werden durch die Oestreicher selbst beseitigt, und alles geht weit besser als die Paragraphen des Vertrages wahrscheinlich machen, gesetzt, Oestreich verzichtet gegen eine starke Summe — etwa 20 Millionen — auf sein Condominium, gesetzt auch der Bundesstaat Holstein wird in Jahr und Tag den Preußen ausgehändigt, ohne Opfer, welche die Interessen und die Existenz des Staates tödtlich gefährden, also z. B. ohne Abtretung der Grafschaft Glatz, ohne Abtretung Nordschleswigs an Dänemark u. s. w., gesetzt dieser günstige Fall tritt ein, was hat Preußen dann gewonnen? Es hat die ganze Verantwortung für eine höchst willkürliche und höchst herausfordernde Politik vor Europa allein zu tragen. Dann hat sich Oestreich von dem Bündniß und der Mitvertretung still zurückgezogen, dann wird die Stellung des neuen Besitzergreifenden zum Ausland plötzlich eine total andere. Denn dann hat Preußen zu fremder Einmischung reiche Veranlassung gegeben, und es steht in Europa allein. Gesetzt endlich aber auch diese Gefahr wird durch günstige Zufälle beseitigt, wie steht man dann zu der Bevölkerung der Herzogthümer selbst und zum eigenen Lande? Man hat außer dem östreichischen Theil der Kriegsschulden noch 20 Millionen hergegeben, um ein bestrittenes Eigenthumsrecht zu kaufen. Kann die preußische Regierung hoffen, daß die Leute in den Herzogthümern, jetzt aufs Neue durch die Trennung erbittert, in Holstein unter anderem Regiment dem preußischen Einfluß entfremdet, sich schweigend und duldend einem solchen Handel um ihre Häupter werden gefallen lassen? Und wird eine preußische Volksvertretung, wie stolz sie auch den Vorzug empfinde, das preußische Volk zu repräsentiren, jemals gutheißen, daß man Land und Leute aus ihrem Beutel wider den Willen derselben kaufe? —

Immer wieder nach jedem Umwege wird man darauf zurückkommen müssen, daß ohne den guten Willen der Bevölkerung eine Behauptung dieser Länder auf die Länge nicht wohl möglich ist. Diesen guten Willen für sich zu gewinnen, hat sich aber Preußen durch den neuen Vertrag beträchtlich erschwert. Und wir sind jetzt von einer Lösung der leidigen Frage in preußischem Interesse weiter entfernt, als vor einem Jahr. ♀

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 37.

Ausgegeben am 8. September 1865.

Inhalt:

Tocquevilles Nachlaß . . . . . Seite 401
Die liberale Partei und die Regierung in Nassau 415
Die Bedeutung der militärischen Lager, besonders für Preußen . 425
Vermischte Literatur 433

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Toussaint-Langenscheidt in Berlin.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Tocquevilles Nachlaß.

A. de Tocqueville oeuvres et correspondances inédites publiées et précedées d' une notice par Gustave de Beaumont, membre de l' institut. Paris.

Unter allen französischen Schriftstellern und Staatsmännern der neueren Zeit ist Alexis von Tocqueville vielleicht der einzige, der mit voller Klarheit die Grundübel erkannt hat, die seit Jahrhunderten, unter dem alten Regime wie unter der Republik, unter dem Despotismus des Kaiserthums wie unter der Herrschaft des constitutionellen Systems, zerstörend an dem Körper des französischen Staates genagt haben. Er zuerst hat mit überzeugender Klarheit dargelegt, wie die Gestaltung der Centralgewalt, d. h. die Verfassung des Staates, von verhältnißmäßig geringem Einfluß auf den Geist der Verwaltung und die politische Selbständigkeit der Nation gewesen ist, wie vielmehr jedes Regime sofort die Erbschaft seiner zu Grunde gegangenen Vorgänger angetreten und den überreichen Besitz an Macht und Einfluß, soweit seine Kräfte dies gestatteten, vermehrt hat; wie es zu allen Zeiten das Bestreben der Regierung gewesen ist, die unbedingte Verfügung über die gesammten Kräfte der Nation durch Vermittelung der in möglichster Abhängigkeit gehaltenen, der Controle der Justiz entzogenen Verwaltungsorgane zu gewinnen; wie infolge dessen dem Einzelnen das einseitige Streben eingepflanzt wurde, nicht in stolzer Unabhängigkeit seine Kräfte pflichtmäßig dem Wohle seiner Mitbürger zu widmen, sondern auf der Stufenleiter der Beamtenhierarchie sich über das Niveau der socialen Gleichheit zu erheben, nicht frei zu sein und die Pflichten des Freien zu erfüllen, sondern einen Antheil an den Vortheilen und Ehren der Herrschaft zu gewinnen. Wir sehen, wie der Gleichheitstrieb, nachdem er den Freiheitssinn überwuchert hat, jeden Augenblick in sein Gegentheil umschlägt und einen fortdauernden erbitterten Kampf um Macht und Ehre hervorruft, indem jeder Einzelne, sobald er sich, dem allgemein menschlichen Streben nach persönlicher Geltung folgend, über die Masse emporgearbeitet hat, sofort der Gegenstand der Angriffe derer wird, die sich an seine Stelle setzen wollen, ihnen gegenüber sich aber zu der rücksichtslosesten Anwendung der Mittel, die der Staatsorganismus im Uebermaß

Digitized by Google

den Regierenden zu Gebote stellt, genöthigt sieht. Alle Kräfte drängen sich unausgesetzt nach dem Mittelpunkt des Staates, da nur die Staatsgewalt im Stande ist, ihrer Thätigkeit ein Feld anzuweisen. Vom Centrum aus laufen die Fäden der straffsten Verwaltung in jedes Departement, in jede Gemeinde. Jede Gewalt, die durch einen kühnen Streich in den Straßen der Hauptstadt die Regierung besiegt, beherrscht sofort den ganzen ungeheuren Verwaltungsapparat, wie er vollkommener und wirksamer schwerlich erdacht werden kann. Ein glücklicher Straßenkampf in Paris entscheidet über das Schicksal des Reiches. Es ist daher durchaus nicht zu verwundern, wenn die Leichtigkeit, durch eine Ueberrumpelung die Staatsgewalt zu stürzen, allen Oppositionen eine revolutionäre Tendenz eingepflanzt und den Aufstand zu einem regelmäßigen Factor der staatlichen Entwickelung gemacht hat. Wie aber die Fluth rasch und unerwartet, überwältigend eintritt, so auch die Ebbe. Die fieberhafte Spannung führt zum gewaltsamen Ausbruch der Leidenschaften, dem Ausbruch folgt die Erschlaffung, die zu consequenter politischer Arbeit unfähig ist, unter deren ruhiger Oberfläche sich aber im Stillen und unbemerkt neue Elemente der Mißstimmung bilden, die, sobald sie kräftig genug sind, um sich in den Stürmen des öffentlichen Lebens zu bewegen, alsbald den verhängnißvollen Kampf auf Tod und Leben mit der bestehenden Gewalt beginnen.

Die klare Erkenntniß der Bedingungen, unter denen allein, bei der Einwirkung der unbeschränkten socialen Gleichheit, die Errichtung eines dauerhaften freien Staatswesens sich erreichen lasse, hat Tocquevilles literarischen und politischen Ruhm begründet. Von dem Erscheinen seines ersten Werkes, La démocratie en Amérique datirt seine hervorragende Stelle unter den französischen Publicisten. Die Gedanken, durch Erweckung eines kräftigen, thätigen Gemeindelebens den gänzlich erschlafften Freiheitssinn neu zu beleben, der Allmacht des Staates das individuelle und communale Leben möglichst zu entziehen, und mit der Macht zugleich die bis zu einem unerträglichen Grade gesteigerte, im Großen und Kleinen von allen Seiten in Anspruch genommene Verantwortlichkeit der Staatsgewalt zu vermindern, die Gefahr der beständigen politischen Conflicte durch Ueberweisung der Streitigkeiten zwischen Privaten und dem Staate an die durchaus unabhängig zu stellenden Gerichte zu beseitigen, diese Gedanken konnten nicht umhin, auf das politische Publikum Frankreichs einen tiefen Eindruck zu machen. Der literarische Erfolg war ein glänzender. Bei weitem geringer war der Erfolg, der für Tocqueville den höchsten Werth gehabt haben würde. Eine Einwirkung seines Werkes auf die bestehenden Zustände ist bis auf den heutigen Tag nur in sehr geringem Grade zu bemerken: die von Tocqueville geschilderten Gefahren haben sich nur gesteigert. Das Uebel, welches er bekämpft, war zu tief gewurzelt, es hatte den politischen Charakter der Nation zu sehr corrumpirt, um eine rasche Heilung zu ermöglichen. Dazu

Digitized by Google

kam, daß die administrative Centralisation, die unvergleichliche Verwaltung als eine der herrlichsten und wesentlichsten Errungenschaften der Revolution und des Kaiserreichs angesehen wurde: an diesen Errungenschaften hält der Franzose mit einer Zähigkeit fest, die stark genug ist, um den Wechsel aller politischen Systeme zu überdauern. Nun ist die Meinung allerdings irrig, daß die Centralisation ihren Ursprung dem neuen Frankreich verdankt; sie ist bereits im ancien régime in hohem Grade ausgebildet. Sie ist grade deshalb in Frankreich tiefer begründet als irgendein anderes Institut; denn sie hat ihre Wurzel in der That im alten Frankreich und gilt dabei doch dem politischen Bewußtsein als eine der theuersten Errungenschaften der Revolution. Sie ist von der Revolution mit in die neue Zeit hinübergenommen und von Napoleon zu dem kräftigsten instrumentum regni ausgebildet worden, dessen irgendeine Monarchie sich rühmen kann. Dies nachgewiesen zu haben ist das Verdienst des zweiten großen Werkes von Tocqueville, l'ancien régime et la révolution. Die Bedeutung dieser Thatsache ist aber außerordentlich groß. Während der Geist des französischen Volkes in socialer Beziehung völlig umgestaltet ist, ist der politische Geist desselben sehr wenig verändert. Dieselben Regierungsmaximen, welche die legitime Monarchie befolgte, um jede widerstandsfähige Kraft im Lande auf das Maß der gleichen, unbedingten Unterthänigkeit zurückzudrängen, sind von der Republik wie vom Kaiserthum acceptirt worden; und wenn Thiers mit Entzücken von der napoleonischen Verwaltungshierarchie spricht, so vergißt er, daß Napoleon eben nur ein tief in den Geist des Staates eingewurzeltes Institut weiter ausgebildet hat. Hieraus ergiebt sich aber ganz von selbst die Folgerung, daß eine nicht scheinbare, sondern wirkliche Verbesserung der Zustände Frankreichs von einer Reform der Verwaltung auszugehen hat; daß weder ein Dynastienwechsel noch eine Verfassungsänderung, sondern nur eine den Grundsätzen des Selfgovernment entsprechende Vertheilung eines Theils der administrativen Functionen auf locale Verwaltungskörper den Geist der Revolution verdrängen und den Geist politischer Freiheit an seine Stelle zu setzen vermag. Es gilt eben, den Bruch mit dem alten Frankreich vollständig zu vollziehen. Will oder kann man dies nicht, so bleibt nichts übrig, als das System weiter und weiter zu entwickeln und es mit der äußersten Energie und Spannung zu handhaben; denn jedes Nachlassen an dem gewohnten Druck entfesselt sofort die Geister zum Angriff, nicht gegen diesen oder jenen Mißbrauch, sondern gegen die Gesammtheit der bestehenden Zustände, da, was als vereinzelter Mißbrauch erscheint, eben nichts ist als eine nothwendige Consequenz des Systems. Daher hat die constitutionelle Monarchie in Frankreich keinen dauernden Bestand gewinnen können; denn da sie weder intelligent und entschlossen genug war, das System völlig umzugestalten, noch auch stark genug, um dem Andringen der öffentlichen Meinung und der freien Discussion gegenüber es in

Digitized by Google

voller Strenge aufrecht zu erhalten, so mußte sie die Grundlagen ihrer Macht untergraben lassen, sie mußte, während sie in der vollen Handhabung der Gewalt durch Rücksichten auf Gegner und Freunde beschränkt war, doch die volle Verantwortung für jeden Fehler und jeden Mißgriff übernehmen. Das Princip des Imperialismus ist das entgegengesetzte: die Organe der Verwaltung bis aufs Aeußerste anzuspannen, die Verantwortung für alles zu übernehmen, aber jeden Versuch, den Träger der Gewalt zur Verantwortung zu ziehen, zu unterdrücken. Daher die charakteristische Furcht des antiken wie des modernen Cäsarismus vor jeder freien Regung und Kritik der Publicistik. Aber sobald die Spannung ihren höchsten Grad erreicht hat, der Druck nicht mehr gesteigert werden kann, sobald die Maschine so weit ihre Dienste versagt, daß das Hervortreten der öffentlichen Meinung nicht mehr unterdrückt werden kann, beginnt für ihn die Krisis, die er nur in dem Fall Aussicht hat zu überstehen, wenn es ihm gelingen wird, seine administrative Allmacht durch rechtzeitige Begründung communaler Verwaltung zu beschränken; eine Nachgiebigkeit im Einzelnen dagegen würde nur Schwäche verrathen und die Gegner ermuthigen, ohne sie zu versöhnen.

Die von Gustav von Beaumont, dem Freunde Tocquevilles, herausgegebene Sammlung von Fragmenten und Briefen ergänzt in trefflicher Weise das Bild des Verfassers, wie es uns in den beiden großen Werken entgegentritt; sie lassen uns einen Blick in die Werkstätte des bedeutenden Geistes thun, dessen gereifte Erzeugnisse wir in jenen beiden Büchern bewundern. Eine sehr willkommene Zugabe ist die von Beaumont dem Werke vorangeschickte biographische Charakterschilderung. Die Fragmente sind theils den Aufzeichnungen des Verfassers über seine Reisen entnommen, theils die in unvollendetem Zustande hinterlassene Fortsetzung des ancien régime. Unter den Aufsätzen der ersten Classe heben wir die „Fünfzehn Tage in der Wüste“ hervor, eine überaus anmuthige Schilderung eines in Gemeinschaft mit Beaumont unternommenen Ausflugs in einen nordamerikanischen Urwald: eine Schilderung, die uns einen hohen Begriff von der ungewöhnlichen Darstellungsgabe Tocquevilles auf einem Gebiete giebt, auf dem wir ihm bisher noch nicht begegnet sind. Die beiden Fragmente aus der Fortsetzung des „ancien régime“ (1) Comment la république était prête à trouver un maitre. 2) Comment la nation, en cessant d'être républicaine, était restée révolutionnaire? — tragen alle Vorzüge der Tocquevilleschen Darstellung an sich. Eine sprudelnde Fülle politischer Ideen reiht sich ohne Unterbrechung an einander; jeder Gedanke ist bedeutungsvoll, dabei in der Form so klar, präcis und bestimmt, daß die Wahrheit und das Gewicht desselben sofort und oft überraschend in die Augen springt. Von unbestimmten, verschwimmenden Wendungen keine Spur: wie überhaupt sich wenige Schriftsteller finden dürften, die mit gleicher Tiefe des Gedankens die gleiche Durch-

Digitized by Google

sichtigkeit der Form vereinigen. Ein Engländer bewunderte an der démocratie en Amérique ganz besonders, daß Tocqueville die allgemeinen Ideen so völlig vermieden habe. Nun braucht man aber nur das erste beste Capitel des Buches zu lesen, um von der Fülle allgemeiner Gedanken überrascht und gefesselt zu werden. Das Wahre ist, wie Beaumont richtig sagt, daß die allgemeinen Ideen in reicher Fülle vorhanden sind, daß ein minder aufmerksamer Leser sie aber nicht bemerkt, weil sie stets in individuelle Form (forme particulière) eingekleidet sind, daher das Schlagende, Einleuchtende seiner Beweisführung, die außerordentliche Schönheit der Entwickelung, die, mag sie auch zum Theil im Charakter der französischen Sprache und Darstellungsweise begründet sein, doch Tocqueville vorzugsweise eigen ist. Jeder Gedanke regt unser Nachdenken an; über den Sinn und Zusammenhang des Gedankens sind wir dagegen fast nirgends in Zweifel, wir folgen der tiefsinnigsten Entwickelung mit demselben ruhigen und sicheren, durch keinen Anstoß an stilistische Schwierigkeiten oder logische Dunkelheiten unterbrochenen Interesse, mit dem wir eine gut geschriebene, spannende Erzählung verfolgen; wir verstehen sofort, aber das leicht und sicher gewonnene Verständniß setzt unsere ganze Denkthätigkeit zu einer erneuten Beschäftigung mit dem rasch Verstandenen, zu immer tieferem Eindringen in dasselbe an. Diese Eigenschaft der vollendeten Klarheit, der absoluten Bewältigung des Stoffes, in der die Classicität des Tocquevilleschen Stiles beruht, tritt in diesem Fragmente aufs glänzendste hervor. Eine Analyse ihres trotz ihrer Kürze sehr reichen Inhalts zu geben, würde uns hier zu weit führen; vielleicht findet sich später eine Gelegenheit dazu; für diesmal beabsichtigen wir vorzugsweise seine Briefe zum Gegenstand einiger Erörterungen zu machen.

Die Sammlung der Briefe zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste enthält die an seinen Vetter Ludwig von Kergorlay und einen seiner Jugendfreunde Eugen Stoffels und zwei an dessen Sohn gerichteten Briefe. Die Briefe an seine übrigen sehr zahlreichen Freunde und Freundinnen*) folgen in chronologischer Ordnung im zweiten Bande.

Zuerst die Bemerkung, daß die Sammlung keineswegs vollständig ist, daß der Herausgeber vielmehr aus der sehr ausgebreiteten Correspondenz Tocquevilles nur einen verhältnißmäßig geringen Theil gegenwärtig zur Veröffentlichung geeignet gefunden hat. Die Discretion, mit der Urtheile über noch Lebende fast ganz fortgelassen sind, ist an sich lobenswerth und macht, dem Mißbrauch gegenüber, der mit der Herausgabe von Correspondenzen gelegentlich getrieben wird, einen günstigen Eindruck. Dessenungeachtet wollen wir nicht läugnen, daß wir oft in Versuchung waren, die zarte Rücksicht des Herrn Herausgebers zu bedauern. Wir stoßen sehr häufig auf Censurlücken, wo unser Interesse sich

*) Unter anderen Molé, Dufaure, Ampère, Corcelle, Stuart Mill, Grote, Frau Grote, Bunsen u. s. w.

Digitized by Google

bis zur lebhafteſten Spannung ſteigert. Es ſind in den ausgelaſſenen Stellen der mitgetheilten Briefe, wie der Zuſammenhang ergiebt, oft Urtheile über bedeutende Perſonen und Ereigniſſe ausgefallen, die ohne Zweifel ſcharf, aber ganz gewiß von großer hiſtoriſcher Wichtigkeit ſind. Wie weit die Selbſtcenſur durch freiwillig auferlegte Rückſichtnahme, wie weit ſie durch den Druck der gegenwärtigen Preßzuſtände Frankreichs veranlaßt iſt, vermögen wir nicht zu ermeſſen. Eine wenn auch nur als Möglichkeit für eine entfernte Zukunft in Ausſicht geſtellte Fortſetzung der Veröffentlichung wird wahrſcheinlich dem Hiſtoriker eine noch größere Ausbeute gewähren als die vorliegende Sammlung, die weniger für das Studium der Zeitgeſchichte, als für die Charakteriſtik des Verfaſſers wichtig iſt; ſie iſt ein biographiſches Denkmal, in dem neben dem großen Schriftſteller und edlen Staatsmann auch der Menſch in allen Beziehungen des privaten Lebens zu Worte kommt.

Es iſt verhältnißmäßig nicht ſchwer, den einheitlichen Punkt in dem Leben Tocquevilles zu erfaſſen. Denn ſchon an der Grenze der Jugend und des Mannesalters ſchwebte dem Frühgereiften ein ganz beſtimmtes Lebensziel vor. Dies Ziel war weder ausſchließlich theoretiſch, noch ausſchließlich praktiſch. Es galt zunächſt eine Erkenntniß zu gewinnen, deren Bedeutung für Tocqueville jedoch vorzugsweiſe in ihrer praktiſchen Verwerthung für Staat und Geſellſchaft beſtand: die Erkenntniß der Bedingungen, unter welchen eine demokratiſche, ganz von dem Princip der Gleichheit beherrſchte Geſellſchaft ſich zu einem freien Staatsweſen geſtalten und die erworbene Freiheit behaupten könne. Denn die Freiheit war und blieb ihm bis an das Ende ſeines früh abgelaufenen Lebens das höchſte und edelſte Gut; ein unfreies Staatsweſen war ihm höchſtens ein nothwendiges Uebel, die Gleichgiltigkeit gegen die Freiheit ein Zeichen des tiefſten politiſchen Verfalles. Dieſe Gleichgiltigkeit berührt ihn tiefer als der Verluſt der Freiheit ſelbſt, ſie iſt ihm das Symptom einer tiefliegenden Krankheit, ſie hat den von ihm klar vorausgeſehenen Staatsſtreich des 2. December ermöglicht, ſie iſt ſo tief in das Weſen der Franzoſen eingedrungen, daß man ſich fragen kann (ſo ſchreibt er am 21. Februar 1855), ob es in Frankreich jemals parlamentariſche Verſammlungen und politiſches Leben gegeben habe. Man ſehe keine Spur davon. — Dieſer Gedanke, alſo eine Vermittelung anzubahnen zwiſchen der unerſchütterlich begründeten ſocialen Gleichheit, die antaſten zu wollen eine Abſurdität ſein würde, und der politiſchen Freiheit, war der Mittelpunkt ſeines politiſchen, wir können ſagen ſeines geſammten geiſtigen Lebens. Es galt, wie ſchon angedeutet, die auf ſocialem Gebiet vollendete Revolution auch auf dem Boden des Staates zum Abſchluß zu bringen. Hierin lag die einzige erſprießliche Aufgabe für eine wahrhaft ſchöpferiſche politiſche Thätigkeit in Frankreich. Dies erkannte er mit voller Klarheit, und dem klar erkannten, mit feſter Ueberzeugung ergriffenen Gedanken war ſein Leben geweiht.

Digitized by Google

Aeußere und innere Eigenschaften befähigten ihn zur Durchführung der selbstgewählten Aufgabe. Als jüngster Sproß eines alten Adelsgeschlechtes im Jahre 1808 geboren, stand er der großen Revolution zeitlich zu fern, um von den Leidenschaften, die sich nach verschiedenen Richtungen in den Gemüthern der Zeitgenossen entzündet hatten, noch unmittelbar berührt zu werden. Daß er den Haß gegen den Adel nicht theilte, war natürlich, weisen ihn doch alle Familientraditionen auf das alte Regime zurück; aber auch von einer wirklichen Anhänglichkeit an die alte Dynastie finden wir keine Spur. Er hätte den Sturz der älteren Linie nicht gewünscht, weil er von einer Revolution keine dauernden Früchte für die Freiheit hoffte. Er bedauerte daher die Thorheit und Verblendung Karls des Zehnten aufrichtig, weil er deren verhängnißvolle Folgen mit einem für seine Jugend bemerkenswerthen Scharfblick voraussah. Nach der Julirevolution schloß er sich ohne Bedenken der neuen Regierung an, ohne Begeisterung, ohne irgendwelche persönliche Zuneigung für die Orleans, aber mit vollster Aufrichtigkeit, weil seine klare Einsicht ihm dies Verhalten gebot. Er stand so sehr außer den Parteien, daß er den Versuch wagen konnte, sich in gewissem Sinne über sie zu stellen, sie seiner Kritik zu unterwerfen. Seine Kritik war aber — und darin liegt seine Größe — nicht negativ, nicht mäkelnd und bemängelnd, sie war durchaus positiv; sie führte ihn nicht in ein hochmüthiges, beschauliches, tadelsüchtiges Stillleben, sie warf ihn vielmehr mitten in die Stürme und Wogen des politischen Lebens hinein; sie bestand eben nur darin, daß er der alten Routine seine neuen schöpferischen Ideen entgegenstellte, allerdings nicht in der Gestalt eines fertigen Systems; denn so positiv er auch war, politischer Doctrinär ist er niemals gewesen. Frei von allen Leidenschaften und Vorurtheilen der Parteien, besaß er, wie er es selbst ausspricht, nur die Leidenschaft für die Freiheit, die ihm recht eigentlich die Substanz des politischen Daseins, nicht blos eine angenehme Aufregung war.

Daß ihm die politische Doctrin als solche wenig galt, hängt aufs engste zusammen mit der durchaus praktischen Richtung seiner ganzen Natur. Die geistige Thätigkeit um ihrer selbst willen, der Forschergeist, der aus innerem, unwiderstehlichem Triebe sich selbst einsetzt, um ein dunkles Räthsel des Weltlaufs zu enthüllen, dem die Wahrheit selbst ohne besondere Rücksicht auf ihre Verwerthung für das sociale und politische Wohlergehen der Menschheit das höchste erstrebenswertheste Ziel ist, dieser Geist der Einkehr in sich selbst lag ihm fern. Alle seine Studien, so umfassend und eindringend sie waren, der ganze Schatz von Bildung, den er mit unermüdlichem Eifer theils in der einsamen Arbeit des Studirzimmers, theils im ausgebreitetsten lebendigsten Umgange und brieflichem Verkehr mit hervorragenden Personen der verschiedensten Richtungen bis zum Ende seines Lebens vermehrte, die Leichtigkeit, mit der er, durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, die Masse des buntesten De-

Digitized by Google

tails zu combiniren und zu gestalten, die Meisterschaft, mit der er dem Gedanken den klarsten und schärfsten Ausdruck zu geben wußte, alle diese Gaben dienen dem politischen Gedanken, den er früh in seinen Umrissen erfaßt und den er dann später nach allen Seiten hin zu immer größerer Klarheit durchgearbeitet hat. So kommt es, daß wir denselben Mann bald wegen seiner großen Vielseitigkeit bewundern, bald nicht umhin können, an gewissen einseitigen Auffassungen desselben Anstoß zu nehmen, wie denn eine kräftige Concentration nach einer Richtung hin immer der Gefahr ausgesetzt ist, der Erörterung gewisser Punkte gern auszuweichen, zuweilen selbst gegen Berechtigtes sich abwehrend zu verhalten. Die Schranke im Tocquevilleschen Geist ist, wie auch sein Biograph, wenngleich nicht im tadelnden Sinne, hervorhebt, die Abneigung gegen die philosophische Speculation. Man wird in seinen größeren Schriften nicht leicht an diesem Mangel Anstoß nehmen. Die außerordentliche Klarheit und Schärfe seines Anschauungsvermögens, die Energie, mit der er die gewonnene Anschauung in schlagenden Gedanken niederlegt, die Genialität, mit der er das Individuelle verallgemeinert, ersetzen bei ihm meist den Mangel der eigentlichen Speculation, ja wir möchten fast behaupten, daß die eigenthümlichen Vorzüge seiner Darstellung zum Theil in dem angegebenen Mangel ihren Grund haben. Ein Mangel bleibt es indessen immer. Wir wollen nicht allzuviel Gewicht darauf legen, daß er an dem Studium des Aristoteles keinen Geschmack findet. Wir sind zu wenig Griechen, schreibt er an Corcelle, um großen Nutzen aus ihm zu ziehen. Das wird auch manchem so gehen, der nicht offenherzig genug ist seine barbarische Ketzerei zu bekennen, wenn es auch immerhin auffallend bleibt, daß ein Mann wie Tocqueville nicht im Stande ist, die Bedeutung des Altmeisters der politischen Wissenschaft richtig zu würdigen. Wichtiger ist, daß dieselbe Einseitigkeit, die ihn von dem Studium und einer Würdigung des großen Griechen zurückschreckt, ihn auch gehindert hat, zu einem Verständniß des deutschen Wesens zu gelangen. Bei der durchaus praktischen Richtung seines Geistes, war es natürlich, daß seine ganze Aufmerksamkeit sich auf die Länder richtete, in denen ein freies Gemeindewesen seine Wurzel geschlagen hatte, auf England und Amerika, daß dagegen das Land der Philosophen für ihn wenig Anziehendes hatte. Von Interesse ist für ihn eigentlich nur Preußen, dessen Verwaltung ihm imponirt. Erst spät faßt er den Entschluß, Deutschland in den Bereich seiner Studien zu ziehen, nicht etwa um die gegenwärtigen Verhältnisse kennen zu lernen, sondern um die Spuren aufzusuchen, die das ancien régime dort gelassen habe. Zu dem Zwecke erlernt er in reiferem Alter die ihm bis dahin fremde deutsche Sprache mit großem Eifer und bereitet sich mit gewohnter Gründlichkeit für die übernommene Aufgabe vor. Die Erfolge seiner deutschen Reise, die mit ihren sorgfältigen Vorbereitungen eine bedeutende Rolle in dem Briefwechsel spielt, dürfen wir in-

Digitized by Google

dessen nicht sehr hoch anschlagen. Es scheint, daß er den Plan, auf deutschem Boden die alten zu Grunde gegangenen Zustände zu studiren, sehr bald aufgegeben hat, wie es denn für den Ausländer völlig unmöglich sein möchte, in dem neuen Deutschland die Spuren des alten, wie es vor 1789 bestanden, aufzufinden. Längere Zeit hielt er sich in Bonn auf, wo er mit den Universitätsprofessoren, namentlich auch katholischen, alsbald in lebhaften Verkehr trat: die Briefe aus Deutschland zeigen indessen, daß ihre Unterhaltungen sich vielmehr um die Gegenwart, als um die Vergangenheit gedreht haben. Seine unmittelbaren Beobachtungen über die geistige und politische Stimmung in Deutschland sind fein und scharf. Er beklagt die politische Abspannung und Gleichgiltigkeit, die auch in Deutschland sich der Geister bemächtigt habe; aber er erkennt sehr richtig, daß unter der ruhigen Oberfläche der Freiheitssinn fortglimme. Das wissenschaftliche Leben, der Gedanke, sei unaufhörlich thätig (diese Bewegung vermißt er in Frankreich besonders schmerzlich); und selbst die politische Erschlaffung schien mehr aus einer gewissen Verwirrung infolge der Thorheiten, die man im Streben nach der Freiheit begangen habe, hervorgegangen zu sein, als aus einer Erkaltung des Freiheitssinnes. Man bewahre den Glauben an die freien Institutionen, dessen Abwesenheit in Frankreich ein so schreckliches Symptom sei. Trefflich ist auch die Bemerkung, daß man in Deutschland keine Furcht vor dem Socialismus habe, während in Frankreich die Furcht die herrschende Leidenschaft sei. In einem andern Brief tadelt er die Deutschen, daß sie nicht die Mittel zur Erwerbung der Freiheit in Anwendung zu bringen wissen, so in Preußen, wo man eine wahrhafte Verfassung und alle Bedingungen für eine politische Thätigkeit besitze. Wenn er bei dieser Gelegenheit die Verwaltung in Preußen als wahrhaft unabhängig von der Staatsgewalt bezeichnet, so ist er zu diesem Ausspruche, dessen Richtigkeit in Preußen schwerlich allgemeine Anerkennung finden möchte, wahrscheinlich wohl nur durch den Eindruck verlockt worden, den das städtische Communalleben und der Gegensatz, in dem dasselbe zu dem von ihm so unablässig bekämpften französischen Bevormundungssystem steht, auf ihn gemacht haben wird. Daß er das deutsche Einheitsstreben als eine große Chimäre bezeichnet, sei beiläufig erwähnt. Wir können, so lange wir unfähig sind, die Bedingungen zu begreifen, die allein zur Einheit führen können, nicht Anspruch machen auf die Achtung des Auslandes, die immer nur der That zu Theil werden wird.

Bemerkenswerth und im engsten Zusammenhange stehend mit seiner Abneigung gegen jede philosophische Speculation ist seine Stellung zur Religion und Kirche. Tocqueville ist niemals Voltairianer gewesen. Seinem durchaus positiven Geiste erschien schon in früher Jugend der Zweifel als eines der größten Uebel, die den Menschen betreffen können. Sein religiöses Bedürfniß scheint in der Unterwürfigkeit unter die Satzungen der katholischen Kirche vollste

Digitized by Google

Befriedigung gefunden zu haben. Von einer eigentlich religiösen Wärme oder gar Begeisterung finden wir dagegen keine Spur in seinen Briefen. Die ernste, gemüthliche Vertiefung in das Problem über das Verhältniß des Menschen zum Uebersinnlichen, das alle Seelenkräfte in Anspruch nehmende Forschen und Ringen nach der höchsten Wahrheit, welches eins der bedeutsamsten Merkmale des deutschen Charakters ist, war ihm, dessen ganze Denkthätigkeit von frühester Jugend an auf die Lösung einer ganz bestimmten Frage des politischen Lebens gerichtet war, fremd. Der Glaube der katholischen Kirche ist ihm etwas Gegebenes, das er annimmt, ohne Zweifel, aber auch ohne Fanatismus. Sein Katholicismus hindert ihn durchaus nicht, mit dem Protestanten, mit dem Freidenker in das engste Freundschaftsverhältniß zu treten. Dennoch nimmt die Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse eine sehr bedeutende Stelle in seinen Briefen ein, aber seine Betrachtung ist eine vorwiegend politische. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob er die Religion und Politik hätte vermischen wollen: im Gegentheil war er überzeugt, daß die Kirche ihrer sittlichen Aufgabe, die sie an dem Individuum und der Gesellschaft zu erfüllen habe, nur in dem Falle gewachsen sei, wenn sie einerseits von jeder Theilnahme an der Lenkung des Staates sich zurückzöge, andrerseits das Vorurtheil aufgäbe, daß die Pflicht des katholischen Christen eine Parteinahme gegen die in der Gesellschaft lebendigen, freiheitlichen Bestrebungen erfordere. Die Kirche mit der Freiheit zu versöhnen, das war eine der Aufgaben, die er sich gestellt hatte. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verstand er durchaus nicht im ultramontanen Sinne als Abhängigkeit des Staates von der Kirche. Der Einfluß des Klerus auf die Staatsverwaltung ist in seinen Augen ebenso verderblich für die Kirche als für den Staat. Sehr ausführlich äußert er seine Ansichten über diesen Punkt in einem Briefe an Lord Radnor vom Jahre 1835. Die Feindschaft gegen die Religion, dies ist der wesentliche Inhalt seiner ausführlichen Deduction, unter der Restauration war eine Folge des politischen Einflusses der Priester. Grade diese Verbindung mit dem Klerus hat viel zum Sturze der älteren Linie beigetragen. Unter der Julimonarchie, die gegen den Klerus anfangs eher unfreundlich als günstig gestimmt war, wenn sie sich auch jeder Feindseligkeit gegen denselben enthielt, trat alsbald eine Reaction zu Gunsten der Kirche ein. Die irreligiösen Schriften sind äußerst selten geworden. Religion und Priester sind gänzlich von den Karikaturen verschwunden. Nicht als ob alle, die schwiegen, Liebe für die Religion gewonnen haben, aber sie haben wenigstens keinen Haß mehr. Die Mehrzahl der Liberalen, welche früher grade der Haß gegen die Religion an die Spitze der Opposition getrieben hatte, beklagt jetzt die Schwäche des religiösen Geistes im Volke. In der Jugend aber ist ein vollständiger Umschwung zu Gunsten der Religion eingetreten. Diese Gedanken, vielfach modificirt und nach verschiedenen Richtungen hin ausgeführt,

Digitized by Google

kehren häufig wieder, besonders in den Briefen an Corcelle. Bald tadelt er die Herrschsucht der Geistlichen, bald ihr Anschmiegen an die Staatsgewalt (in der ersten Periode des Kaiserthums) und ihre Gleichgiltigkeit oder gar Feindschaft gegen die politische Freiheit. Er mißbilligt, daß das Urtheil der Priester über politische Angelegenheiten ausschließlich von Ideen und Gefühlen abhängig sei, die einem anderen Gebiete als dem politischen angehören. In dieser Beziehung habe der Klerus des ancien régime, der keineswegs für die Freiheit unempfänglich gewesen sei, viel höher gestanden.

Freilich ist ihm so wenig wie irgendeinem andern Staatsmanne gelungen, feste Normen über das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate aufzustellen; ja wir finden in seinen Briefen kaum Andeutungen, die uns einen Schluß auf seine positiven Ansichten über dies Verhältniß gestatten. Zwischen der aristokratisch organisirten Kirche mit ihrem sichtbaren, lebendigen, außerhalb des Bereiches jedes weltlichen Rechtes gelegenen monarchischen Mittelpunkte und den einzelnen katholischen Staaten besteht einmal ein principieller Gegensatz, den bis jetzt noch kein Concordat, keine Legislation gelöst hat. Außerdem handelt es sich hierbei zum Theil um Fragen, die weit über die Kirchenverfassung hinaus auf das Gebiet des Dogma führen, indem die Lehre der Kirche in gewissen Punkten, z. B. hinsichtlich der Gewissensfreiheit, mit den Forderungen des civilisirten Staates in directem Widerspruche steht. Man kann überzeugt sein, daß der Syllabus Tocqueville mit tiefster Indignation erfüllt haben würde: und doch würde er es sich nicht haben verhehlen können, daß derselbe, einige überflüssige Zuthaten abgerechnet, ein prägnanter Ausdruck dessen ist, was die Kirche seit Jahrhunderten gelehrt hat, und woran sie unbedingt festhalten muß, weil ihr Lehr- und Verfassungsgebäude keine Lücke duldet. Es ergeht Tocqueville wie den neuerdings in Frankreich aufgetretenen liberalen Vertheidigern der päpstlichen Gewalt: sie fordern und hoffen vom Papstthum Reform und Entwicklung, d. h. Bewegung, bedenken aber nicht, daß die Unbeweglichkeit der Kitt ist, der den stolzen Bau der Hierarchie zusammenhält, und daß die Kirche, wenn sie mit der äußersten Schroffheit an den für den Glauben scheinbar unwesentlichsten Lehren festhält, für die Existenz ihres Gesammtorganismus kämpft. Die Kirche mag in einem bestimmten Falle sich geschmeidig unter der Gewalt einer unbequemen Thatsache beugen; sie mag unter Umständen die politische Freiheit begünstigen; die Forderung Tocquevilles aber, die politischen Dinge vom politischen Standpunkt aus zu betrachten, diese Forderung wird sie niemals erfüllen, ja selbst die Forderung, die Politik als ein neutrales, außer dem Bereich ihrer Wirksamkeit liegendes Gebiet anzusehen, wird sie ihren Grundsätzen gemäß mit voller Entschiedenheit abweisen müssen.

Es kann auffallend erscheinen, daß ein Mann von so überlegener politischer Einsicht wie Tocqueville, der ein klareres Bewußtsein als die meisten seiner

Zeitgenossen von der entschiedenen Wichtigkeit der organisirenden und verwaltenden Thätigkeit hatte, eine, wir können durchaus nicht sagen, unbedeutende, aber doch seiner persönlichen Bedeutung nicht völlig entsprechende Rolle in den parlamentarischen Kämpfen Frankreichs gespielt hat. Eine Ursache für diese Erscheinung giebt Beaumont selbst an: der wesentliche Unterschied zwischen der Thätigkeit, der Gewöhnung und den unmittelbaren Zielen des Schriftstellers und des praktischen Politikers. Der Redner will eine augenblickliche Wirkung erzielen: die Ziele grade des bedeutenden Schriftstellers liegen in der Zukunft; der eine wirkt auf die Leidenschaften, der andere auf den Verstand: die zur anderen Natur gewordene Gewöhnung an ein sorgfältiges Feilen des Ausdrucks, für den Schriftsteller eine unabweisliche Pflicht, kann für den Redner, den der entscheidende Augenblick stets bereit finden muß, das entscheidende Wort zu sprechen, gradezu ein Hinderniß in der Führung der parlamentarischen Waffe werden. Nun ist ferner zu bedenken, daß die ihm eigenthümlichen Ideen ganz außerhalb des Gesichtskreises der politischen Routine lagen, daß er selbst dem tiefsten Kern seiner Ansichten nach keiner der bestehenden Parteien angehörte, in einzelnen Punkten dagegen sich mit jeder von ihnen berührte, so daß bald die Aristokraten, bald die Demokraten ihn zu den Ihrigen rechneten. Er hatte die Eigenschaften eines Staatsmannes der Zukunft; als solcher aber war er ganz und gar nicht geeignet, die Rolle eines Parteiführers in den Kämpfen der Gegenwart zu übernehmen. Er ist vom Beginne seiner parlamentarischen Laufbahn an, die ebenso sehr seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, wie vorher und nachher seine literarische Thätigkeit, ein hochgeachtetes, oft einflußreiches Mitglied, niemals aber ein Leiter der Opposition gewesen. Die französische Geschichte wird ihn als den Träger einer großen politischen Idee preisen; ein sicheres, unumstößliches Urtheil über seine praktische staatsmännische Fähigkeit zu fällen, wird ihr versagt bleiben. Denn seine nur wenige Monate dauernde Verwaltung des auswärtigen Ministeriums während der Präsidentschaft und die hohe Achtung, die Napoleon ihm auch nach seinem Rücktritt erwies, reichen nicht aus, um ein sicheres Urtheil zu begründen.

Einige Eigenschaften des praktischen Staatsmannes besaß er ohne Zweifel in hohem Grade, vor allem einen scharfen und sicheren Blick in die Zukunft, sowie eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters und Treue der Ueberzeugung. Die Cassandragabe der Voraussicht hat er vor allen großen Katastrophen, die während seiner politischen Laufbahn sein Vaterland erschüttert haben, aufs glänzendste bewährt, so in einer am 27. Januar 1848 gehaltenen, ihrem wesentlichen Inhalt nach von Beaumont mitgetheilten Rede; so ferner in der Correspondenz aus der Zeit vor dem Staatsstreich des Präsidenten. Das Interessante an diesen Briefen ist nicht das lebhaft hervortretende instinctive Gefühl einer herannahenden Katastrophe (denn das Gefühl hatte damals jeder), sondern

Digitized by Google

die klare und ſichere Berechnung, mit der er die Momente, die für eine Beſchleunigung oder eine Verzögerung der Kataſtrophe ſprachen, gegen einander abwägt. — Was ferner ſeine Charakterfeſtigkeit betrifft, ſo wurzelt dieſelbe durchaus nicht etwa in der Vorliebe für eine beſtimmte politiſche Doctrin, oder in der Anhänglichkeit an eine beſtimmte Perſon, ſondern, was ihn von der Mehrzahl der franzöſiſchen Staatsmänner unterſcheidet, in ſeinem ſtolzen Unabhängigkeitsſinne. Er verzichtet auf die Ausſicht gewählt zu werden (1837), nur um ſeine Wahl nicht der wider ſeinen Willen ihm gewährten officiellen Unterſtützung des ihm nahe befreundeten Miniſters Molé zu verdanken; er will von officiellen Candidaturen (die jedenfalls ſehr viel zu der Untergrabung des conſtitutionellen Syſtems in Frankreich beigetragen und eine geſunde Parteibildung gehindert haben) nichts wiſſen. In ſeiner parlamentariſchen Oppoſition wird er ſtets durch ſachliche, nicht durch perſönliche Gründe beſtimmt. Nach dem Falle der Monarchie ſchließt er ſich der Republik an, die er nicht gewünſcht hat, und zu deren Dauer er ſehr geringes Vertrauen hat, in deren Conſolidirung, wofern ſie möglich ſei, er aber doch noch die letzte Ausſicht für die Freiheit in Frankreich ſieht. Unverſöhnlich iſt er gegen den Napoleonismus; mit einer Regierung, deren Princip die Unterdrückung der Freiheit iſt, kann er ſich nicht vertragen.

Innerhalb dieſer Linie aber, an der er unerſchütterlich feſthält, hat er vielmehr die Neigung, ſich zu verſtändigen und auszugleichen, als zu bekämpfen. Es tritt dieſer Zug, der für ſein ganzes Weſen beſonders charakteriſtiſch iſt, in ſeinen Briefen aufs klarſte hervor. Mit der energiſchſten Concentration ſeiner Beſtrebungen auf ein beſtimmtes Ziel vereinigt ſich in ihm eine ſeltene geiſtige Elaſticität, die ihn befähigt, ſich mit Perſönlichkeiten der verſchiedenſten Richtungen in einen nahen und oft innigen Verkehr zu ſetzen. Ueberall weiß er ſich, ohne ſeine Ueberzeugung zu verläugnen, der fremden Anſchauungsweiſe anzuſchmiegen und mit jedem die Gegenſtände zu verhandeln, für die er bei ihm ein beſonderes Intereſſe glaubt vorausſetzen zu können. Mit dem Einen beſpricht er die politiſchen Zuſtände Englands, mit dem Andern die großen ſocialen Fragen der Gegenwart, mit einem Dritten verhandelt er über die Stellung, welche die Kirche in den Verwickelungen der Politik einzunehmen hat. Der briefliche Verkehr iſt für ihn ein fortgeſetztes Studium, ein beſtändiger Austauſch oft erſt in der Bildung begriffener Gedanken. Er geſtattet den verſchiedenſten Ideen die freieſte und weiteſte Entwickelung, ſobald ſie nur nicht ſeinen Freiheitsidealen feindlich gegenübertreten. Die Leichtigkeit, mit der er in fremde Anſchauungsweiſen eingeht, iſt für ihn durchaus bezeichnend; niemals aber erſcheint dieſe Anbequemung als ſchwächliche oder charakterloſe Nachgiebigkeit, vielmehr ſpricht ſich grade in ihr ſeine hohe geiſtige Ueberlegenheit, die Gewalt, die er über alle Gemüther ausübte, vermöge deren er die verſchieden-

Digitized by Google

artigsten Charaktere in den Kreis innigsten Verkehrs zu ziehen wußte, aufs glänzendste aus.

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle noch mit einigen Worten auf die Briefe an Kergorlay zurückzukommen. Tocqueville war mit Ludwig von Kergorlay durch die Bande der Verwandtschaft und Jugendfreundschaft ebenso nahe verbunden, als durch die Politik von ihm getrennt. Der Gegensatz war so schroff, daß eine Discussion der Tagespolitik unfehlbar zu einer Erkaltung, wenn nicht zu einem Bruch ihrer Freundschaft geführt haben würde. Grade diese eigenthümliche Situation verleiht der ununterbrochen fortgesetzten Correspondenz einen besonderen Reiz. Tocqueville bespricht nicht nur seine persönlichen Verhältnisse aufs offenste mit ihm. Kergorlay ist in allen Dingen außer in der Politik sein intimster Vertrauter; er hält ihn unausgesetzt in Kenntniß über den Gang seiner Studien, fordert seinen Rath in wichtigen und unwichtigen Dingen; sein Urtheil über seine schriftstellerischen Leistungen gilt ihm mehr als das jedes Andern. Aber auch auf die Verhältnisse Kergorlays geht er mit warmer Theilnahme ein. Vor allem sucht er den offenbar sehr begabten und gebildeten, aber, wie es scheint, zu energischer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Arbeit wenig disponirten Freund dahin zu bringen, seine Studien zu concentriren und literarisch zu schaffen. Man bedauert sehr, daß die Briefe Kergorlays nicht mitgetheilt sind, indessen gewinnen wir von der jedenfalls anziehenden Persönlichkeit desselben schon aus Tocquevilles Briefen ein sehr lebendiges Bild. — Der eine Punkt aber, der sie trennt, wird unerwähnt gelassen; Tocqueville berührt den Gegensatz nur einige Male, um die Besorgniß des Freundes darüber zu beruhigen, daß derselbe jemals auf ihre Freundschaft einen ungünstigen Einfluß gewinnen könnte, und die gleichen beruhigenden Versicherungen von Seiten Kergorlays hervorzurufen. Gewiß ist diese Correspondenz eines der merkwürdigsten Beispiele, wie bei der systematischen Zurückhaltung über einen Gegenstand, der bei dem Einen der Mittelpunkt der ganzen Mannesthätigkeit, bei dem Andern jedenfalls ein noli me tangere war, eine Jugendfreundschaft nicht nur äußerlich fortbestehen, sondern im Laufe der Jahre innerlich vertieft in stets gleicher Festigkeit sich erhalten und in einer immer reicheren Fülle des Seelenaustausches sich entfalten konnte.

Wenn die oben geschilderte Leichtigkeit, mit der Tocqueville mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten in nahe und oft innige Verbindungen trat, dem Deutschen etwas fremdartig erscheinen mag, so wird man um so angenehmer berührt von der Treue und Festigkeit, mit der er jede eingegangene Verbindung hegt und pflegt. Ueberaus wohlthuend wirkt auch auf den deutschen Leser die Innigkeit, die unter den geistreichen Complimenten, den vielen anmuthigen Wendungen und oft wiederholten Freundschaftsversicherungen, die dem deutschen Wesen widerstreben, wie es sich in den letzten funfzig Jahren gestaltet

hat, sichtbar hervortritt: eine Innigkeit, die vor allem das zarte und schöne, von ihm in manchen an die nächsten Freunde gerichteten Briefen mit tiefem und wahrem Gefühl berührte Verhältniß zu seiner Gattin, einer geborenen Engländerin, durchdringt. Diese Innigkeit des Empfindens bewahrte er sich auch unter den Aufregungen der politischen Kämpfe; sie hielt in den Zeiten gezwungener Muße seiner natürlichen, durch die politischen Verhältnisse, wie durch körperliches Leiden gesteigerten Reizbarkeit das Gleichgewicht; sie fesselte jeden, der ihm nahe getreten, und bewahrte ihm bis zu seinem Tode die treue Anhänglichkeit aller Freunde, deren Liebe noch sein letztes Krankenlager in Cannes verklärte, wo er vergeblich Heilung suchte von einem mit reißender Schnelligkeit entwickelten Brustleiden.

Die liberale Partei und die Regierung in Nassau.

Wer die Verhältnisse des Herzogthums Nassau richtig schätzen will, muß zunächst die politische und wirthschaftliche Entwickelung desselben von einander getrennt halten und sich vergegenwärtigen, daß die letztere der ersteren bedeutend vorangeeilt ist. Dieses Voranschreiten der wirthschaftlichen Entwickelung liegt in der ganzen Lage und den Naturgaben des Landes, welche es auf den Industrialismus hinweisen. Man braucht nur zu bedenken, daß Nassau unmittelbar an der großen Verkehrstraße des Rheins zwischen den vielbegünstigten Thälern des untern Main und der Lahn liegt, und daß es den größeren und romantischeren Theil des Taunus umfaßt, des Gebirges, nach dem so mancher Bewohner der naheliegenden großen Städte seine Schritte zu Genuß und Erfrischung lenkt. Ferner hat Nassau zehn Mineralquellen von bedeutenderem Rufe: Wiesbaden, Ems, Schwalbach, Soden, Schlangenbad, Weilbach, Cronthal, Selters, Fachingen und Geilnau, deren Ausbeutung Wohlstand und Anregung zu mancherlei gewinnbringenden Unternehmungen schafft. Der Weinbau, dermalen über 12,000 Morgen umfassend, verbreitet sich über die Aemter Braubach, St. Goarshausen, Rüdesheim, Eltville, Wiesbaden, Hochheim, Höchst, Runkel und Nassau und liefert im Durchschnitt einen Ertrag von $^2/_3$—$^3/_4$ Stück weißen und rothen Weines per Morgen. Endlich erfreut sich der Bergbau eines bedeutenden Aufschwunges; Silber, Blei, Kupfer, Zink, Nickel und Eisen-

Digitized by Google

erze werden in bedeutender Menge gefördert, viele sonstige nutzbare Mineralien, u. a. Walkererde, edler Thon, Marmor und zum Hoch-, Weg- und Straßenbau geeignete Gesteine gewonnen.*)

Zu dem natürlichen Reichthum des Landes kommt eine auf dem wirthschaftlichen Gebiet ausgebildete Gesetzgebung. Für den Betrieb der Landwirthschaft bestehen ausführliche Vorschriften über das Verfahren bei Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, über Gütereonsolidation (Verkoppelung oder Zusammenlegung von Grundstücken zu vortheilhaftem Landwirthschaftsbetriebe und zu Culturverbesserungen); der Bergbau ist durch eine ausführliche Bergordnung geregelt; in Bezug auf Handel und Gewerbe die Gewerbefreiheit durch das Gesetz vom 9. Juni 1860, das deutsche Handelsgesetzbuch mit dem deutschen Wechselrecht eingeführt, in Maß und Gewicht eine Annäherung an das französische Decimalsystem oder dieses selbst erzielt. Eine Landesbank giebt zur Ablösung von Reallasten und Erbleihen gegen den doppelten Betrag des Darlehens an Liegenschaften im Herzogthum oder den fünffachen Schätzungswerth an Zecheneigenthum als Unterpfand Darlehen. Für die in den verschiedenen Diensten angestellten Beamten und Geschäftsführer sind strenge Staatsprüfungen vorgeschrieben, die Schulen in vorgerückter Ausbildung, namentlich für die Realfächer ist durch Einrichtung von Realschulen und Realgymnasien vorgesehen, jeder Zwang dagegen in der Wahl der Universität (bis zum Jahre 1848 war der Besuch der Universität Göttingen vorgeschrieben) beseitigt. Die ganze wirthschaftliche Entwickelung des Landes gipfelt sich, so zu sagen, in der sehr vereinfachten Einrichtung des Budgets, das alle Jahre festgestellt wird, insofern alles, was von den eigentlichen Staatsausgaben (die Ausgaben für den Hof werden aus der von der Landeskasse getrennten Domänenkasse gedeckt) nicht durch Staatsgefälle: indirecte Steuern, Regalien, Gebühren ꝛc. aufgebracht werden kann, durch nach Simplen erhobene directe Steuern, Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer aufgebracht wird, d. h. man stellt die Ausgaben fest, zieht davon die Staatsgefälle ab und wirft den Rest auf die directen Steuern. Auch insofern ist eine rationelle Vereinfachung durchgeführt, als unter dem Titel Gewerbesteuer die Steuer von Staatseinkommen, von Gehalten der Staatsdiener u. s. w. begriffen ist. Es erklärt sich daraus, wenn bei der vorletzten Landtagswahl von einer Anzahl liberaler Wähler zur ersten Kammer gegen den Eintrag von 45 Geistlichen in die Wählerliste der höchstbesteuerten Gewerbetreibenden protestirt wurde. Den Geistlichen, die man zur Herbeiführung regierungsfreundlicher Wahlen herbeigezogen hatte, war nämlich die Grundsteuer von den Besoldungsgütern zu ihrer Gewerbesteuer zugerechnet worden. Die

*) Aus dem Mineralwasserdebit flossen in die Domainenkasse des Herzogs 1864 385,502 fl., aus den Weinbergen 115,000 fl., aus den Berg-, Hütten ꝛc. -Werken 202,000 fl.

direkte Steuer ist denn in Nassau auch bedeutend hoch: 1864 ergaben 1,527,560 fl. bei (1863) 462,334 Einwohnern 3,3 fl. auf den Kopf, während in dem wegen seiner hohen Steuern so verschrieenen Preußen 1864 erst etwa 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 39 kr. directer Steuer auf den Kopf fielen und man es selbst in Oestreich nur zu 3,3 fl. ö. W. auf den Kopf gebracht hat. Diese Berechnung, von dem Verfasser dieses selbständig gemacht, stimmt fast ganz mit der von dem Abgeordneten zur zweiten nassauischen Kammer, Dr. Braun (vgl. Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Herzogthums Nassau. Rede in der Adreßdebatte der zweiten Kammer gehalten von Dr. Braun. Mit vier finanz-statistischen Tabellen. Wiesbaden. Limbarth. 1865) angestellten, welcher für den Durchschnitt von fünf Jahren (1859—63) 3 fl. 19 kr. directe Steuer auf den Kopf in Nassau und 2 fl. 49 kr. in Preußen rechnet. Derselbe findet den Durchschnittsbetrag der Grund- und Gebäudesteuer in Nassau 2 fl. 16 kr., in Preußen nur 59 kr., die gesammte Steuerlast (directe und indirecte Steuern) in Nassau 7 fl. 58 kr., in Preußen 7 fl. 3 kr. auf den Kopf, in Nassau also 55 kr. höher als in Preußen! Dieser Steuerlast muß, wenn sie in Wirklichkeit auch als zu drückend von Dr. Braun angegeben wird, doch eine bedeutende Steuerkraft entsprechen, und diese hat denn auch in der Staatsverfassung insofern eine hervorragende Beachtung gefunden, als die höchstbesteuerten Grundbesitzer (30 in jedem der sechs Wahlkreise) sechs und die höchstbesteuerten Gewerbtreibenden drei Abgeordnete in die erste Kammer zu wählen haben. Zum Schluß können wir als Beweis für die vorgeschrittene wirthschaftliche Entwickelung des Landes noch anführen, daß es 5—6000 Menschen auf der Quadratmeile zählt.

Auf diesem Gebiete nun ruht die Stärke der liberalen Partei. Wie stark sie hier ist, kann man einfach mit der Thatsache beweisen, daß bei der vorletzten Wahl (wo die in der Regierung vertretenen Parteien alle Mittel aufwandten, um die Mehrheit in den beiden Kammern zu erzielen, und die Wahlen zur zweiten Kammer so stark und zwar in einer Weise, welche der Wahlprüfung in der zweiten Kammer gegenüber verhüllt werden mußte, beeinflußt wurde, daß unter den 24 Abgeordneten 11 Candidaten der verbündeten Klerikalen und Hofparteigänger waren) die Großwähler des Grundbesitzes und der Industrie zur ersten Kammer sämmtlich liberal wählten, und daß von den 11 klerikal und conservativ gesinnten Abgeordneten zur zweiten Kammer 8 aus den Wahlbezirken des ärmeren Westerwaldgebietes und nur 3 aus den 13 Wahlbezirken des wohlhabenderen Taunusgebietes hervorgegangen waren. Es schwächt die Beweiskraft dieser Thatsache nicht, wenn der Abgeordnete Braun in seiner oben erwähnten Rede an der wirthschaftlichen Blüthe des Herzogthums vieles auszusetzen hat. Er hob hervor, daß das ohnehin durch die natürliche Beschaffenheit des Landes schon beschränkte Ackerland (38,6 % = 714,177 Morgen Ackerbauland, 10,8 % = 201,162 Morgen

Digitized by Google

Wiesen. 8 % = 15,285 Morgen Weinberge, 0,4 % = 7076 Morgen Gärten gegen 40,8 % = 757,309 Morgen Wald, größerentheils im Westerwald) außer durch die Staatssteuern noch beschwert sei durch die lange noch nicht abgezahlten Ablösungssummen, durch die andern Steuern (Bier-, Branntwein-Octroi, Accise), welche vorzugsweise auf den Landwirth drückten, durch die Vertheuerung der ländlichen Arbeitskräfte, was alles den mittleren und kleineren Bauernstand ruinire, so daß die Domainen, statt ihre Schulden abzutragen, ein besseres Geschäft zu machen glaubten, wenn sie fortwährend einzelne bäuerliche Güterstämme und Güter kauften, daß ein adliges Fideicommißvermögen (des Grafen v. Walderdorf, Mitglied der ersten Kammer) für 12,000 fl. jährlich eben dergleichen Käufe mache und von der Regierung sofort die Genehmigung zur Einverleibung in das schon vorhandene Fideicommißvermögen erhalte, daß endlich gar auch die Klöster, wie das von Dermbach bei Montabaur, durch solche Käufe die Güter der todten Hand vermehren. Weiter drücke den Bauern die Jagd und der aus der Hegung erwachsende Wildschaden, Bauernhunde bezahlen die volle Hundesteuer und werden gestraft, wenn sie auf einem jagdbaren Acker ihres eignen Herrn gesehen werden, während Jagdhunde nur $^1/_8$ der Steuer tragen und koppelweise über fremder Leute Aecker getrieben werden. Auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, hob Hr. Braun ferner hervor, finde man bei Concessionen zu Bauten und Fabrikanlagen solche Schwierigkeiten, daß man lieber auf anderes nahe gelegenes Gebiet gehe; in Häfen (am Rhein) sollten keine Fabriken bestehen, in der Zollvereinskrise habe man die Entscheidung Jahre lang zum Schaden der Industrie und des Handels hingeschleppt; die für Nassau so wichtige Abschaffung der Uebergangssteuer auf den Wein habe man ohne die östreichische Politik der Regierung zwei Jahre früher haben können, als sie nun eingetreten sei, und mit Abschaffung des Lootsenzwangs und der Main- und Rheinzölle gehe man auch nicht vor.

Alles dieses sind ohne Zweifel gewichtige Minderungselemente für die wirthschaftliche Entwickelung Nassaus, allein sie sind doch meist nur Schuld der Regierung der letzten Jahre und für das Gebiet des Handels und der Industrie die angegebenen Schwierigkeiten, welche man regierungsseitig macht, nur ein Beweis, daß die Regierung die Macht dieses Gebietes erkannt hat und dieser Macht, wenn auch mit verkehrten Mitteln, entgegenzuwirken sucht.

Doch kommen wir auf das hinter der Entwickelung des wirthschaftlichen zurückgebliebene politische Gebiet. Hier ergiebt sich zunächst, daß die Theilnahme, welche der Bevölkerung an staatlichen Dingen eingeräumt ist, nicht der durch die wirthschaftliche Entwickelung geförderten Intelligenz entspricht. Wir wiederholen in Kürze die durch die öffentlichen Blätter und die Verhandlungen der nassauischen Kammern so vielfach bekannt gewordene Verfassungsgeschichte des Herzogthums. Die ältere Verfassungsurkunde desselben, das Patent vom 2. Sep-

Digitized by Google

tember 1814 und das sonstige anerkannte gesetzliche Staatsrecht des Herzogthums wurde, nachdem das provisorische Gesetz vom 5. April 1848 die Herrenbank des 1814er Patents beseitigt und die Stände zu einer Landesversammlung verbunden hatte, laut Vereinbarung zwischen Regierung und Ständen zusammengestellt und durch herzogliche Verordnung vom 28. December 1849 (nassauische Verordnungssammlung 40) in sieben Abschnitten verkündigt. Dieses Verfassungsrecht wurde aber durch Ausführung des bekannten Bundesbeschlusses vom 23. August 1851 (verkündigt am 27. Septbr. dess. Jahres), infolge dessen sich der Herzog von Nassau zu der einseitigen Aufhebung für befugt erklärte, wieder beseitigt, auf Verordnungswege das Wahlgesetz vom 5. April 1848 aufgehoben und durch das Edict vom 26. November 1851 die jetzt bestehende neue Staatsorganisation mit dem Zweikammersystem (Wahlgesetz vom 5. November 1851) eingeführt. Auf dieser vom constitutionellen Standpunkte aus durchaus anfechtbaren Grundlage beruht das jetzt geltende, beschränkte Verfassungsrecht Nassaus, und es ist in seiner Begründung durch das deutsche Bundesrecht die erste Stärke der Regierung und erste Schwäche der liberalen Partei. Der entscheidende Punkt für das Verfassungsrecht ist nun ferner seinem Inhalte nach die Bestimmung in Betreff der Steuern, daß solche zwar nur erhoben werden dürfen, wenn sie in den Staatshaushalt aufgenommen sind und dieser nach eingeholter Genehmigung der Landstände zum Vollzug gesetzt ist, daß aber eine Verweigerung der Zustimmung zur Forterhebung der für die nothwendigen und gebilligten Ausgaben nöthigen Einnahmen, ferner die Verweigerung der Billigung gesetzlicher Ausgaben von Seiten des Landtages aus politischen Rücksichten, z. B. um ein Ministerium zum Rücktritt zu bewegen, eine Pflichtverletzung der Mitglieder des Landtages enthalten würde.

Außer diesem Satze ist das Recht der Steuerbewilligung durch die Volksvertretung auf das bescheidenste Maß beschränkt durch die Einrichtung, daß für alle Verhandlungen, welche die Festsetzung des jährlichen Staatsbedarfs (Budget), die Aufbringung der zu dessen Deckung erforderlichen Mittel (Steuerbewilligung) und die Controle über die Verwendung der bewilligten Summen (Rechnungsprüfung) zum Gegenstande haben, beide Kammern zu gemeinsamer Berathung und Beschlußfassung in eine Versammlung (die Ständeversammlung) zusammentreten. Diese Einrichtung hat folgenden Sinn. Die erste Kammer besteht aus den volljährigen Prinzen des herzoglichen Hauses (jetzt nur der Bruder des Herzogs, Prinz Nikolaus), dem katholischen und dem evangelischen Landesbischof, den Vertretern von 6 ehemals reichsunmittelbaren Familien, dem Vertreter einer andern gräflichen Familie, 6 Abgeordneten der höchstbesteuerten Grundbesitzer und 3 Mitgliedern der höchstbesteuerten Gewerbtreibenden; bei dieser Zusammensetzung ist zu erwarten, daß wenn auch die Wahlen der Höchstbesteuerten liberal

Digitized by Google

ausfallen, doch etwa 10 Mitglieder der Kammer auf der conservativen Seite oder der Seite der Regierung zu finden sind. Bei dem Zusammentreten mit der zweiten Kammer, welche 24 Abgeordnete zählt, wobei die Gesammtzahl 43, also die einfache Mehrheit 22 beträgt, fiele also der Regierung die Aufgabe zu, zu ihren 10 conservativen Mitgliedern erster Kammer noch 12 Abgeordnete der zweiten Kammer hinzuzugewinnen, um die Mehrheit für sich zu haben. Dieses Ziel war nahezu oder geradezu erreicht, als die Regierung bei der vorletzten Wahl 11 ihrer Candidaten in der zweiten Kammer durchgesetzt hatte. Es erklärt sich daraus, warum die liberale Partei der zweiten Kammer so hartnäckig auf der Vornahme der Wahlprüfung bestand und als zu dieser die conservative Minderheit das Erscheinen in der Kammer verweigerte, durch ihr Ausscheiden aus der Ständeversammlung als Wiedervergeltung die Beschlußfähigkeit dieser zu nichte machte. Es galt hier wirklich das Aeußerste.

Hier haben wir nun die zweite Schwäche der liberalen Partei und die zweite Stärke der Regierung aufgedeckt; eine dritte Stärke der Regierung ergiebt sich aber in der Gesammt-Staatseinrichtung des Landes. Fangen wir bei der Verwaltung von unten herauf an. Die Städtebevölkerung beträgt 28 %, die ländliche 72 %, in 32 Städten, 35 Flecken und 817 Dörfern, wozu 238 einzelne außer dem Ortsberinge gelegene Höfe, 1078 Mühlen und 52 Hütten- und Hammerwerke kommen; es überwiegt also die ländliche Bevölkerung bedeutend und damit auch die Abhängigkeit der Gemeindeverwaltungen von der Regierungsbehörde; denn wir dürfen mit Recht voraussetzen, daß die Verwaltung der Städte wegen der größeren Intelligenz und des größeren Wohlstandes ihrer Bewohner eine selbständigere ist, wie sich das auch bei der Stadt Wiesbaden gezeigt hat. Die Wahl der Bürgermeister (Ortsvorstände) geschieht nun zwar durch die Gemeinden, aber nöthig ist die Bestätigung der Wahl durch die Landesregierung. Versagt diese die Bestätigung bei zwei Wahlen, wobei noch der zuerst verworfene Candidat bei der zweiten Wahl nicht wieder präsentirt werden kann, so ernennt die Landesregierung den Bürgermeister. Sie thut dies auch, wenn die Gemeinde die Vornahme der Wahl verweigert, oder wenn die Wahl zweimal vergeblich versucht worden ist. Gewählte und bestätigte Bürgermeister regieren zwar auf Lebenszeit (ernannte nur 6 Jahre), jeder Bürgermeister, Gemeinderechner oder Gemeinderath kann aber, wenn er sich Vergehungen oder Vernachlässigungen hat zu Schulden kommen lassen oder das zu einer wirksamen Dienstführung erforderliche Vertrauen (!) verloren hat, von der Landesregierung entlassen werden.

Dies ist offenbar eine außerordentlich beschränkte „Selbständigkeit" der Gemeindeverwaltung, von der in dem Verfassungsedict die Rede ist. Wie leicht verliert ein oppositioneller Bürgermeister nach oben hin „das erforderliche Vertrauen"; er braucht nur einmal liberal zu wählen oder als Vorsitzender in den

Digitized by Google

Wahlverſammlungen unparteiiſch zu ſein. Nun iſt aber ferner der nächſte Vorgeſetzte der Bürgermeiſter der herzogliche Amtmann. Der herzoglichen Aemter giebt es 28. Durch Geſetz vom 4. April 1849 war bei dieſen Aemtern die in ſonſtigen deutſchen Ländern von der Culturſtufe Naſſaus überall eingeführte Trennung der Juſtiz von der Verwaltung eingerichtet; ſie ward aber, außer für das Amt Wiesbaden, von der Reaction wieder aufgehoben, ſo iſt jetzt der Amtmann wieder zugleich Richter unterſter Inſtanz und Verwaltungsbeamter. Er hat zwar für Verwaltungs- und Gemeindeſachen einen gewählten Bezirksrath von 6 Mitgliedern zur Seite, allein er iſt nur in einigen Punkten an die Entſcheidung des Bezirksrathes gebunden, und überall die letzte Entſcheidung der Landesregierung vorbehalten; in dringenden Fällen hat er das Recht der Entſcheidung mit nachträglich einzuholender Zuſtimmung des Bezirksrathes; dabei hat aber die Verweigerung der Zuſtimmung hernach für die getroffene Anordnung keinerlei rückwirkende Kraft. Als eine Bedingung für die Selbſtändigkeit der Verwaltungsbeamten nach obenhin könnte man nun vielleicht ſeine gleichzeitige Eigenſchaft als Richter anſehen; allein ſeine Stellung als Verwaltungsbeamter iſt höchſtens im Stande, ſeiner Stellung als Richter zu ſchaden; was man Unabhängigkeit der Richter nennt, kennt man in Naſſau auch nicht. Es iſt uns zwar kein Fall bekannt, wo ein Richter ohne allen Grund aller Stellen enthoben worden wäre, und beim Oberappellationsgericht hat man ſich auch gehütet, die Richter allzu auffälligen Beeinfluſſungen zu unterwerfen; allein es iſt Thatſache, daß der Herzog bei den Gerichten der mittlern Inſtanz, dem Hofgericht zu Wiesbaden und Dillenburg, die Gerichtspräſidenten zu Finanzkammerdirectoren und die Finanzkammerdirectoren zu Gerichtspräſidenten gemacht hat. Sich ſolchen Eventualitäten und Conſequenzen auszuſetzen, hüten ſich alſo beſonders die Verwaltungsbeamten und Richter erſter Inſtanz, und ſo iſt die Verwaltungsmaſchinerie leicht nach dem Willen der Centralbehörde in Bewegung geſetzt. Was das Staatsminiſterium will, wird der vermittelnden oberen Verwaltungsbehörde, der Landesregierung, anheimgegeben, und dieſe führt es durch die Verwaltungsbeamten und deren Handlanger, die Gemeindebürgermeiſter, bis in die unterſten Schichten hin aus.

Die Zahl der ſo mittelbar von der Regierung Abhängigen wird aber bedeutend vermehrt durch die unmittelbar abhängigen Beamteten. Der Staatsdienſt hat nämlich eine ungewöhnlich große Ausdehnung, ſelbſt die blos ausübenden Aerzte ſind von der Regierung angeſtellt und beſoldet, die als Notare dienenden, den Aemtern untergebenen Oberſchultheiſe, Geiſtliche beider Confeſſionen, die in den Zweigen des Schulweſens, der Pharmacie, der Forſtwiſſenſchaft, Berg- und Hüttenkunde und Baukunde Arbeitenden werden in Wahlangelegenheiten als Beamte angehalten, nach den Weiſungen der Regierung zu ſtimmen und nicht etwa blos der Wahl ſich zu enthalten, welches letztere ihnen bereits oft

als Dienstvergehen vorgehalten worden ist. Bei diesem Anlaß muß auch erwähnt werden, daß nicht nur die Wahlmänner, welche die Abgeordneten zur zweiten Kammer zu wählen haben (bei denen es als Mandataren ihrer Urwähler noch am erklärlichsten erscheint, obwohl das Wählen überall Ehrenpflicht sein sollte), sondern auch die höchstbesteuerten Wähler der Abgeordneten der ersten Kammer durch Strafandrohung zum Wählen angehalten werden. In diesem Falle hat doch gewiß die Strafe keinen Sinn, weil der Wähler ja zum eignen Schaden ausbleiben würde. Hier muß wohl die Rücksicht darauf obgewaltet haben, daß das Wahlgesetz octroyirt wurde und seine Anwendung nicht an der Theilnahmlosigkeit oder dem Widerstand der Wähler scheitern sollte.

Aus vorstehendem Sachverhalt erklären sich nunmehr die scandalösen Wahlbeeinflussungen*), welche bei der vorletzten Wahl zur Ständeversammlung in so bedeutender Anzahl und in solcher Ausdehnung zur Anwendung gekommen sind, daß die starke Minderheit der Klerikal-Conservativen durch ihr Nichterscheinen in den betreffenden Sitzungen die Wahlprüfungen und die Aufdeckung ihrer Umtriebe vor aller Welt zu hintertreiben genöthigt war. Es muß aber noch eine vierte Stütze der Regierung besprochen werden, nämlich der Bund mit der römisch-katholischen Geistlichkeit. Nassau enthält in seiner Bevölkerung (1861: 456,567 Seelen) neben 52 % Evangelischen 46 % Katholiken**); und bekanntlich steht der Bischof von Limburg mit den Bischöfen von Mainz, Fulda und Rottenburg in der oberrheinischen Kirchenprovinz unter dem im Kampfe mit der Regierung von Baden liegenden Erzbisthum Freiburg; das Bisthum Limburg aber zählt in Nassau (auch Frankfurt steht unter Limburg) neben einem bischöflichen Commissarius in Eltville (Rheingau, zwei Dekanate, Eltville und Rüdesheim) 15 Dekanate mit 144 Pfarreien. Bedenkt man, daß in den ärmeren Bezirken Nassaus und in solchen Gegenden, wo sich eine stärkere Fabrikbevölkerung anhäuft oder durch den Großbetrieb auf dem Gebiet der Landwirthschaft zurückkommende Zweigwirthe ein ländliches Proletariat bilden, sich leicht ein größerer Einfluß der Geistlichkeit entwickelt, so erkennt man auch sofort die Wichtigkeit der Verbindung der Regierung mit diesem Elemente. Es galt der römischen Kirche und deren Vertretern in Nassau nicht nur darum, die ungebildete Masse der Bevölkerung in ihren Fesseln zu erhalten, Aufklärung, Freiheit der Bewegung, verfassungsmäßiges Recht als Bahnbrecher gegen die Macht der

*) Es ist des Raumes wegen unmöglich, hier näher darauf einzugehen; theils sind sie schon angedeutet, theils sind sie kurz zu bezeichnen als Androhungen aller möglichen Nachtheile für die oppositionellen, und Versprechungen besonderer Wohlthaten für die regierungsfreundlichen Wähler. Es muß hier auch bemerkt werden, daß das Wahlgesetz für die zweite Kammer das Dreiclassensystem hat.

**) Außerdem 0,03 % Mennoniten, 0,07 % Deutschkatholiken, 0,01 % Altlutheraner, 1,5 % Israeliten. Von den 1861 vorhandenen 456,567 Einwohnern waren 237,953 unirte Protestanten, 211,083 Katholiken, 112 Mennoniten, 307 Deutschkatholiken, 7,112 Israeliten.

Digitized by Google

Kirche niederzudrücken, mit der Gunst der Regierung günstige Ankäufe für Klöster (die Abtei Marienstadt wurde der römischen Geistlichkeit mit Ausschluß der Concurrenz von der Regierung für ein Geringes verkauft) zu erzielen, sondern auch, was die große Politik angeht, Nassau in den Bahnen der östreichischen Politik und in der Machtsphäre dieses Concordatlandes zu erhalten.

Als fünfte Stütze der Regierung endlich wollen wir noch den Mangel alles dessen hervorheben, was man unter Grundlagen der politischen Freiheit oder Grundrechten versteht. Die liberale Partei hat ihre Interessen durch die Presse vertreten wollen, da hat man gesehen, daß es in Nassau kein Gesetz zum Schutz der Preßfreiheit giebt; das letzte, welches im Jahre 1863 von den Kammern berathen wurde, ist wegen eines kleinen Zwiespalts zwischen erster und zweiter Kammer unverkündigt geblieben, obgleich der Herzog das Recht hat, wenn beide Kammern über einen Gesetzentwurf im Ganzen einig sind und nur in einzelnen Punkten auseinandergehen, das Gesetz nach seiner Entscheidung für die Beschlüsse der einen oder andern Kammer als giltig zu verkünden. Die Regierung hat einfach jedes Blatt des In- und Auslandes verfolgt, verboten, unterdrückt, welches sich des Interesses der Opposition annahm. Die letztere versuche dann, sich der öffentlichen Versammlungen zu bedienen; da hat man gesehen, daß es kein Gesetz zum Schutz des Vereins- und Versammlungsrechtes giebt; die Regierung hat einfach die Versammlungen der Opposition bis zu den Besprechungen an der Wirthstafel durch ihre Gewalt thatsächlich unmöglich gemacht, während sie die Versammlungen der eigenen Partei erlaubte. Hierauf hat sich die Opposition die Mühe genommen durch besondere unter ihren politischen Freunden auf privatem Wege zu verbreitende Druckschriften für sich zu wirken; da hat man nicht nur die verbreitenden Boten und die Empfänger mit Geldstrafe und Gefängniß bedroht, sondern sogar durch Polizeidiener die noch nicht durch irgendeine zuständige Behörde als verboten constatirte Waare wegnehmen lassen. Das ist Verletzung des Eigenthums durch die Regierungsbehörde. Gegen alle dergleichen Willkürlichkeiten giebt es in Nassau bei den Gesetzen und bei den Behörden keinen Schutz; mit der Verfassungsoctroyirung von 1851 hat jedes Grundrecht zu existiren aufgehört. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß in Nassau Zustände herrschten, wie sie auf einer großen Domaine der Herr derselben und sein Verwalter zu gestalten für gut befinden; was sie für den Augenblick anordnen, das gilt.

Hiermit haben wir die Besprechung der Mittel erschöpft, welche sowohl der liberalen Partei als der Regierung in Nassau bis dahin zu Gebote standen; in neuester Zeit scheint sich das Bündniß zwischen der Regierung und der römischen Partei etwas gelockert zu haben und die Sache für die Liberalen um einiges günstiger zu stehen. Es handelt sich aber zum Schluß unsrer Betrachtung noch um ein Moment, welches zur Verbitterung des zwischen Regierung und

Digitized by Google

Volk ausgebrochenen Zwiespalts wesentlich beigetragen hat; es handelt sich auch noch um eine kleine nette und klare Frage des Mein und Dein. So einfach und modern wie, wir bemerkten es oben schon, das nassauische Staatsbudget eingerichtet erscheint, so in rückwärts liegende Zeit verweisend erscheint die Einrichtung, nach welcher der Herzog die Domänen als sein Eigenthum beansprucht. Obwohl schon 1808 die Domanialeinkünfte in die allgemeine Staatskasse flossen und im Jahr 1848 der Herzog selbst die Domänen als Staatseigenthum anerkannte, so wurde doch, nachdem 1853 eine einstweilige Uebereinkunft in jenem Sinne abgelaufen war, die Wiederherstellung des Zustandes von vor 1808 vom Minister einseitig erklärt und ausgeführt. Dann ist 1861 eine Uebereinkunft des wesentlichen Inhaltes geschlossen, daß die Domänen zwar unveräußerlich bleiben und unter der Oberaufsicht der Staatsbehörden verwaltet werden, auch nach einem mit den Ständen auf je zehn Jahre vereinbarten Normaletat jetzt 10 % des Reinertrages (bei Erreichung von 700,000 fl. 15 %) an die Landessteuerkasse abgeben sollen, daß aber dem Herzog die Entscheidung über Verwendung der Domanialeinnahme ausschließlich zustehe, sofern es den Normaletat nicht überschreite. Daß dieser Streit wieder erwache, namentlich auch, weil in die Domänenkasse Einnahmen, wie die von Gesundbrunnen und Mainzoll, fließen, welche ohne Zweifel der Staatskasse zugehören, besonders wenn die Verfassung von 1849 zurückgeführt würde, befürchtet der Herzog, und darum unterdrückt er die Opposition auf diesem Punkte nach allen Kräften. Erst noch in diesen Tagen mußte der neue Präsident der Landesregierung der zweiten Kammer erklären, daß die Regierung keinen Grund sehe, von dem Verfassungsedict vom 26. November 1851 abzugehen.

Unsere Besprechung ist zu Ende. Ueberblicken wir noch einmal in der Kürze die Hindernisse, welche die liberale Partei in Nassau zu überwinden hat, so ist es die auf das deutsche Bundesrecht sich stützende Verfassungsoctroyirung von 1851, die der Selbständigkeit ermangelnde Gemeinde- und Bezirksverwaltung, die Stärke des Beamtenthums, die römische Geistlichkeit und der Mangel der Grundrechte. Wir denken, trotz dieser Hindernisse wird der stark fortgeschrittene Wohlstand des Landes und die durch denselben geförderte Einsicht im Bunde mit Kraft und Ausdauer der liberalen Partei in nicht ferner Zeit zum Siege verhelfen.

Digitized by Google

Die Bedeutung der militärischen Lager, besonders für Preußen.

Die Zeitungen aus Holstein berichten uns häufig, daß Reiselustige jetzt ihre Unterhaltung im Lager von Lockstädt suchen und stets sehr befriedigt heimkehren, es gebe da allerhand Belustigungen, auch ein Theater und Restaurationen aller Art. Von den Truppenübungen aber hört man nichts, und es scheint daher, daß die preußischen Truppen dort ein Lustlager bezogen haben, in der Art wie wir sie aus den zwanziger und dreißiger Jahren in den sogenannten Königsmanövern kennen. Diese sollten nur viele Truppen auf einem Fleck vereinen, um mit diesen größere Exercitien u. s. w. zu machen; der Aufenthalt im Lager war nicht Zweck, sondern nur Auskunftsmittel. Es blieb daher anheimgestellt, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, das Lager wurde ein Platz, auf dem sich eine Masse Menschen sammelten, die alle, ob da wohnend oder zum Besuch kommend, die wenigen Tage und Stunden für ihr Vergnügen möglichst ausnutzen wollten. Man fand da längs des ganzen Lagers Reihen von Restaurationen, Schau- und Spielbuden, Menagerien u. s. w., kurz einen Meßplatz mit allen seinen Freuden und auch Leiden. Die Soldaten jeden Ranges hielten sich, so lange sie nicht schliefen oder wegen Mangel an Geld nicht krumm liegen mußten, in ihren dienstfreien Stunden fern von den Zelten im Getümmel der Genießenden auf. Da diese Lager in ihrer Einrichtung für kurze Dauer sowohl dem Staat, als auch besonders ihren Bewohnern sehr theuer waren, gab Friedrich Wilhelm der Vierte dieselben auf, beschränkte die Dauer der großen Uebungen und ließ die Truppen während der wenigen Tage, wo sie in großen Massen vereinigt waren, bivouakiren. Ein Bedürfniß, diese Lager von ihrem Tode wieder zu erwecken, hat wohl niemand empfunden, der sie genossen, am wenigsten der, welcher die Ueberzeugung hegt, daß durch das Lagerleben selbst sehr bedeutende militärische Erziehungsresultate erreichbar wären. Denn hierzu gehören nicht Lust- sondern Uebungslager; und unter Uebungslagern versteht man solche, in welchen das ganze Leben des Soldaten militärisch gefaßt wird. Solche Lager hat Napoleon der Dritte nach dem Beispiel seines großen Onkels zur Erziehung seiner Armee gegründet; seine bedeutendste derartige Schöpfung ist das Lager bei Chalons, das wir deshalb in seiner Lage, Größe, innern Einrichtung und Benutzung hier näher betrachten wollen.

Das Lager von Chalons liegt in der Mitte des gegen Belgien und Deutsch-

Digitized by

land mit Elsaß und Lothringen vorgeschobenen Theiles von Frankreich, der nicht nur von jeher die Operationsbasis seiner größten Kriege gebildet hat, sondern auch die meisten Festungen und bei weitem die größten Garnisonen des ganzen Kaiserstaats enthält. Innerhalb eines Umkreises von 35 Meilen liegen fast zwei Drittel der gesammten in Frankreich selbst stehenden Truppen in Garnison. Eine ähnliche Centrallage für die preußische Armee würde die Gegend bei Frankfurt a. O. gewähren. Hier würden von den neun Armeecorps Preußens nur das preußische, das westphälische und das rheinische zu weit abliegen, um regelmäßig herangezogen zu werden. Ein Lager bei Frankfurt würde zwar nicht ein Centralpunkt für ein besonderes Kriegstheater werden, aber es würde an einem Knotenpunkt der Eisenbahnen liegen und dadurch diesen Mangel vollauf ersetzen, nach Osten die Ostbahn und die in der Ausführung begriffene directe Bahn über Meseritz nach Posen, nach Süden die niederschlesisch-märkische und die durch einen Marsch zu erreichende Berlin-Görlitzer resp. Gebirgsbahn, nach Westen die Bahnen von Frankfurt und von Küstrin nach Berlin, sowie die demnächst in Angriff kommende Bahn Sorau-Halle; nach Norden, der entschieden unwichtigsten Strecke, würde die nur im Project existirende Bahn Küstrin-Neustadt-Eberswalde 8 Meilen lang allein eine directe Verbindung gewähren; der Weg über Berlin und über Kreuz öffnet aber auch diese Himmelsrichtung. Chalons entbehrt solcher reichen Eisenbahnverbindung, es ist durch einen Seitenstrang mit der Linie Paris-Straßburg verbunden, Truppen aus dem Lager von Chalons müssen nach der belgischen Grenze mit einem Umweg über Seitenstraßen oder über Paris dirigirt werden.

Das Lager von Chalons liegt 3 Meilen nördlich dieser Stadt, auf einer 4—500 F. über dem Meere sich erhebenden Kreidebank, deren Mächtigkeit man auf 1500 Fuß schätzt und die sich bis zum Kanal im Norden erstreckt. Lockere Erde ist auf dem zerreiblichen Kalk wenig vorhanden, jedoch ist bei gehöriger Düngung die Fruchtbarkeit nicht ausgeschlossen, dies beweisen die Pappeln, die sich noch mehrfach auf den früher cultivirten Partien finden, sonst sind nur kleine Fichtengebüsche vorhanden, die den ehemaligen Eigenthumsgrenzen entsprechen. Der Boden hat eine starke Capillarität, Regengüsse verschwinden schnell und erzeugen nur während ihrer Dauer einen zähen Schlamm. Acht Meiereien sind zur Ausnutzung der 40,000 Morgen betragenden Fläche angelegt. Das Klima ist etwas rauher als das von Paris, weil das völlig freie Plateau allen Winden geöffnet ist; im Ganzen aber ist das Klima ein gesundes, epidemische Krankheiten sind hier, so lange das Lager besteht, also seit 1857, trotz der Menschenanhäufung auf einem Fleck, noch nie beobachtet worden, was man von den andern französischen Lagern, bei Boulogne, Sathonay u. s. w. nicht sagen kann. Vier Bäche fließen durch das ganze Feld, der Cheneu durch das Lager. Der letztere trocknet im Sommer fast regelmäßig aus, und die Truppen sind mit

Digitized by Google

ihren Wasserbedürfnissen auf Brunnen angewiesen, von denen vier für jedes Regiment angelegt, hinreichen und noch nie versagt haben. Das Wasser ist gypshaltig, aber gesund und hat eine Temperatur von 8° R. Das Lager liegt in der Südostecke der Fläche, dicht an den jenseits der Grenzen gelegenen Orten Groß- und Klein-Mourmelon. Eine Pferdeeisenbahn, welche durch das ganze Lager führt, verbindet dasselbe mit Chalons. Es sei hier gleich bemerkt, daß die ganze Fläche 6 Millionen Franken, mithin 1,600,000 Thlr. kostet, daß der Morgen also mit 40 Thlrn. bezahlt ist. 30,000 Mann können in diesem Lager untergebracht werden und zwar theils in Baracken, theils in Zelten. Baracken sind angelegt zur Unterbringung einer Division und dienen für den Winter zur Aufnahme derjenigen Truppen, welche zur Bewachung des Lagers dort bleiben. In Zelten liegen alle sonst noch in das Lager commandirten Truppen. Die Zelte sind entweder konische oder trapezförmige, jene mit einer 10 Fuß, diese mit zwei 6 Fuß hohen Stangen, welche das Zelt tragen. Die erstern sind die allseitig bevorzugten und werden allein noch neu beschafft. Die konischen Zelte also sind 10 Fuß hoch und haben in ihrer Grundfläche 18 Fuß Durchmesser. Der Zeltmantel aus dichtem Drillich wird von Stricken, von der Spitze der Stange bis zu ringsum auf einem kleinen Erdwall eingeschlagenen Pflöcken gezogen und strammgehalten, und die Stricke sind an der äußern Seite der Leinwand angebracht, weil man die Erfahrung gemacht, daß dann das Wasser besser abläuft, als bei entgegengesetztem Verfahren. Ein kleiner Graben zur Aufnahme des Regenwassers umgiebt jedes Zelt. In demselben sind zwei Thüreinschnitte angebracht, um je nach der Windrichtung von ihnen Gebrauch zu machen. — Das Zelt ist zur Aufnahme von 12 Mann Infanterie oder von 8 Mann Cavallerie nebst Sattelzeug bestimmt. Das Lager der Leute besteht aus einer untergelegten Strohdecke, darauf ein Strohsack, ein Kopfpolster, ein großes Leintuch und zwei wollene Decken. Das Stroh der Strohsäcke wird reglementsmäßig alle vierzehn Tage erneuert. — Die Soldaten vertiefen den Boden des Zeltes, um mehr Höhe zu gewinnen. — Zur Aufnahme der Effecten dient eine im obern Zelt angebrachte Borte mit Schlingen; die Zelte einer Compagnie (80—90 Mann stark) stehen in einer Reihe senkrecht zur Frontlinie des ganzen Lagers, dieses aber hat die Länge der in Linie entwickelten Truppen.

Die Baracken sind von Fachwerkbau, mit Schiefer gedeckt, 50 Fuß lang, 12 Fuß hoch und 18 Fuß tief; sie enthalten einen Saal zur Aufnahme von 50 Mann und einen kleinen Raum für 6 Unteroffiziere. — Die Fenster liegen 5 Fuß über dem Boden, und die Baracke hat nur eine Thür. — Die Betten, genau ebenso wie in den Zelten, liegen in Reihen an den langen Wänden auf gedieltem Boden. Ebenso wie die Baracken sind alle permanenten Etablissements, wie Lazarethe, Magazine, der Sitz der Verwaltungsbehörden u. s. w. von Fachwerk gebaut, längs des ganzen Lagers an geeigneten Punkten. Hinter

den Reihen der Zelte und Baracken der Mannschaften liegen die gleichartigen Wohnungen der Offiziere, die Küchen für die Leute, Speiseanstalten für die Unteroffiziere und dergleichen für die Offiziere, Lagerwachen und Arrestlocale. Auf 150 Schritt Entfernung, von der gewöhnlichen Windrichtung ab, sind die Latrinen angelegt und zwar mit Asphaltboden und Fässern darunter, welche nach Bedarf fortgefahren und durch leere ersetzt werden können. Zuletzt soll nicht verschwiegen werden, daß in Groß-Mourmelon unter staatlicher Aufsicht ꝛc. öffentliche Häuser für Offiziere und andere für Mannschaften eingerichtet sind.

Die Pferde der Cavallerie stehen vor der Front der Zelte unter freiem Himmel mit einer um die Fessel geschlungenen Leine am Boden befestigt. Diese von Algier mitgebrachte Befestigungsweise wird von den Franzosen für vortheilhafter gehalten, als die bei uns übliche mittelst der Halfter; einfacher und sicherer ist sie jedenfalls. Die Pferde bedürfen vier Wochen, ehe sie sich daran gewöhnen und verletzen sich bis dahin zahlreich. Im Uebrigen ist der Gesundheitsstand der Pferde, die jedem Wind und Wetter ausgesetzt sind, ein vorzüglicher. Sie sehen zwar nicht so glatt und schön aus wie unsere sorgfältig gepflegten und in der Stallhitze verweichlichten Pferde, ertragen dafür aber auch alle Strapatzen einer kriegerischen Verwendung besser. Die Ration der Pferde beträgt nach der Waffe 7 bis 8 Pfd. Hafer, 8 bis 10 Pfd. Heu und 10 Pfd. Stroh. In Preußen betragen die entsprechenden Sätze außerhalb der Garnisonen 9 bis 10½ Pfd. Hafer, 3 Pfd. Heu und 3½ Pfd. Stroh.

Die Soldaten erhalten täglich 1 Loth Kaffee und 1 Loth Zucker, 1½ Pfund Brod, ½ Pfund Fleisch und ½ Pfund Reis und Gemüse und 1 Weinglas voll Schnaps. Wein wird nur ausnahmsweise verabreicht; will der Soldat auch den Nachmittag Kaffee haben, so wird er ihm gegen Abzug von 2 Centimes täglich verabreicht. Tabak wird das Pfund zu 8 Sgr. geliefert. — In Preußen beträgt die große Victualienportion, d. h. die größte verabreichte Portion für einen Tag: ⅘ Loth Kaffee, 1 Pfund 12 Loth Brod, ½ Pfund Fleisch und 7 Loth Reis oder 9 Loth Graupen oder 18½ Loth Hülsenfrüchte oder ⅔ Metzen Kartoffeln.

Colporteure, Händler, Verkäufer von Spirituosen werden im Lager nicht geduldet. Civilpersonen dürfen nur in Begleitung von Offizieren oder mit Erlaubnißscheinen in den Lagergassen Eingang finden. Auch ein Markt findet nicht statt, nur die beiden Dörfer Mourmelon mit ihren Läden, Restaurationen u. dgl. bieten eine Gelegenheit, sich ein besonderes, aber immer umständliches, entferntes und kostspieliges Vergnügen zu machen. Frei ist hier das kaiserliche Theater, das 2000 Menschen aufnehmen kann. Die Offiziere haben dort täglich Zutritt, von den Mannschaften immer nur 1500 Mann, zu deren Gestellung die Divisionen täglich wechseln. — Das Lager hat in den letzten Jahren in der Regel drei Infanteriedivisionen und eine der Cavallerie nebst der ent-

ſprechenden Artillerie, Pioniere und Train beherbergt, im Ganzen nahe an 30,000 Mann und 3000 Pferde. — Das Lager war demgemäß eine deutſche Meile lang, wobei trotz der großen Zahl bei dem Mangel von außen hinzutretender Elemente ſich der Einzelne verliert und das Ganze einen ſehr todten Eindruck macht. Morgens 4 Uhr wird für die Cavallerie, um 5 Uhr für die Infanterie Reveille und Abends $^1/_2$9 Uhr für alle Waffen Zapfenſtreich geblaſen. — Morgens 10 Uhr wird die erſte Mahlzeit Fleiſch mit dem Gemüſe zuſammen gekocht verabreicht, um 5 Uhr Nachmittags die zweite und zwar genau dieſelbe Mahlzeit.

Auch die Bekleidung des franzöſiſchen Soldaten im Lager iſt eine ſehr reichliche; er trägt hier nur wollene Stoffe und hat außerdem noch eine Leibbinde. Das Lager wird nur in den Sommermonaten als Verſammlungsplatz großer Truppenmaſſen benutzt und beträgt die Dauer eines ſolchen Aufenthaltes für dieſelben 3—4 Monate.

Aus dem vorſtehend Mitgetheilten über das Lager bei Chalons erhellt, daß daſſelbe außer der einmaligen Auslage von 1,600,000 Thlr. für den Grund und Boden, außer der Anlage der Eiſenbahn, dem Bau der Baracken und Verwaltungsgebäude, der Beſchaffung der Zelte und aller Utenſilien, welches alles in allem in Summa gewiß 400,000 Thlr. koſtet, bedeutende alljährliche Mehrkoſten gegen das Garniſonleben fordert. Dieſe Mehrkoſten zu ſpecialiſiren iſt ohne Einſicht des dortigen Rechnungsweſens unmöglich, wir müſſen uns alſo mit der Andeutung derſelben begnügen. Sie beſtehen in der Unterhaltung des geſammten Materials; in der Vertheuerung aller Lebensbedürfniſſe, entfernt vom Markt und Handelsort; in der Zulage an Offiziere und Mannſchaft für erhöhte Verpflegung und Bekleidung; in den Transport- und Marſchkoſten für die Heranziehung der Truppen und endlich in dem größern Conſum von Menſch und Pferd durch die geringere Sorgfalt für ſeine Exiſtenz.

Der Nutzen des Lagers, welcher dieſen Unkoſten gegenüberſteht, liegt zunächſt darin, daß der ganze Dienſtbetrieb vereinfacht wird. Alle Verhältniſſe berühren ſich; der ganze Truppenkörper, von den oberſten Leitern bis zu dem geringſten Ausführenden, iſt in allen Nacht- und Tageszeiten zuſammen, die Uebungsplätze aller Art ſind zur Hand, kein anderer Dienſt als der unmittelbar vorliegende der Uebung nimmt die Truppe in Anſpruch. Vergleicht man damit das Garniſonverhältniß mit ſeinen hundert Frictionen des täglichen Lebens, der Entfernung des Offiziers von der Mannſchaft, der Weitläufigkeit aller Dienſtplätze, den Anforderungen des Garniſondienſtes und den Rückſichten, welche die Stadt fordert, ſo leuchten die Vorzüge des Lagers für die Ausbildung jedem ein. Es ſind die Vorzüge, welche die Ausbildung in einer vom ſtädtiſchen Treiben entfernten Erziehungsanſtalt voraushat. Freilich geht dabei die Erziehung des Herzens, d. h. für den Soldaten der Zuſammenhang mit dem

Digitized by Google

bürgerlichen Leben verloren, aber das dürfte hier wie da nur dann von Bedeutung sein, wenn die Einseitigkeit der Existenz eine zu lange Dauer hat. Ja die Gefahr ist für den Knaben, der aus der Erziehungsanstalt direct in das Leben und in die Selbständigkeit tritt, viel größer, als für den Soldaten, der aus dem bunten Rock wieder in seine alten Verhältnisse zurückkehrt; zumal wenn die Dienstzeit um so viel Zeit, als der Soldat im Lager gelegen hat, im Ganzen verkürzt wird. Denn es ist nicht zu verkennen, daß, wenn man alle die Anstrengungen und Nebendienste streicht, welche das Garnisonverhältniß fordert und dafür die Zeit ganz der Erziehung des Soldaten widmet, man die Dauer der Ausbildung füglich vermindern kann. —

Die Lager mit einem großen und mannigfaltigen Uebungsfeld gewähren ferner den Nutzen, daß man die Uebungen selbst dem Kriege ähnlicher machen kann. Das Schießen z. B., das mit dem Steigen der Cultur bei den Garnisonen sich immer mehr auf künstlich gebaute Scheibenstände beschränken muß, in denen es schwer ist vorbeizuschießen, wird dann erst eine kriegerische Uebung, wenn dem Soldaten mitten in der Bewegung, auf unbekannten Entfernungen, in welligem, allen Witterungseinflüssen ausgesetztem Terrain Scheibenbilder zum Treffen entgegengestellt werden. — Jede militärische Bewegung im Terrain muß richtiger und deshalb lehrreicher werden, wenn keinerlei Rücksicht auf die Cultur des Bodens, auf Privatbesitz u. dgl. genommen zu werden braucht. — Angriff und Vertheidigung von Haus und Garten kann nur dann dem Soldaten wirklich gelehrt werden, wenn sie ihm auf dem Manöverfeld frei zur Disposition stehen. — Der Gebrauch von Truppen kann nur dann vollständig zum Verständniß des Einzelnen kommen, wenn ihre Verwendung Tag und Nacht, nach allen Richtungen und in der Masse, wie sie der Krieg jetzt überall fordert, möglich ist. — Das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen läßt sich nur dann lehren, wenn sie länger vereint bleiben und systematisch in einander gewöhnt werden; die kurzen Manöver, wie sie z. B. in Preußen statthaben, können in dieser Beziehung gar kein Resultat liefern. — Das Eingreifen des Genies, der Pioniere in den kriegerischen Akt, d. h. die Anwendung der Verschanzungskunst, läßt sich nur lernen auf einem großen, zur Uebung freien Feld, das dauernd der Truppe zur Verfügung steht. Aus Mangel solcher Uebung ist den deutschen Truppen die Verwendung der Verschanzungskunst in allen Gefechtslagen, wie leider die Erfahrung zeigt, sehr fremd.

Ein sehr bedeutender Nutzen des Lagers liegt ferner in der Gemeinschaft des Lebens zwischen Vorgesetztem und Untergebenem, der aber nur dann sich geltend machen kann, wenn kein Lustlager statthat, sondern das öffentliche Leben auf die Seite geschoben ist, wenn der Soldat in der Erfüllung aller seiner Bedürfnisse auf den directen oder indirecten Einfluß seiner Vorgesetzten angewiesen ist; wenn seine ganze Behaglichkeit abhängig ist von seinen Officieren ꝛc.

Digitized by Google

Die Art, wie Ruhe und Anstrengung in einander geschoben, wie Langeweile gebannt, der Geist angeregt und der lange Tag ausgefüllt, wie Rücksicht auf die Mahlzeit genommen, wie für die Güte der Materialien und deren Zubereitung gesorgt, wie Ordnung und Reinlichkeit erhalten, wie der Kranke beachtet und versorgt wird, das bestimmt die Zufriedenheit des Einzelnen im Lager, das macht den Soldaten nach jeder Richtung des Dienstes stramm, pünktlich, fest und zuverlässig und gehorsam seinem Vorgesetzten.

Den größten Vortheil gewährt aber das Lager der Armee dadurch, daß es allein im Stande ist, die Ausbildung und Erziehung der höhern Offiziere zu übernehmen. Die Generale werden im Lager in stete Reibung mit der Truppe, mit ihren Untergebenen gebracht, und dies allein kann ihre guten Fähigkeiten erhalten, ihren Charakter in der nothwendigen Schärfe entwickeln und die wichtige Kunst, Menschen zu leiten und zu beleben, üben. Entkleidet von dem Nimbus, welcher den sonst nur inspicirenden General umgiebt, wird er im Lager genöthigt, seine Stellung durch tägliche Leistung zu behaupten. Diese Leistungen werden von ihm nicht nur in der wiederholten Führung der Truppen bei den anhaltenden großen Uebungen, bei dem richtigen Eingreifen in die kleinen Uebungen und bei der Sorge für das ganze Leben der Truppe gefordert, sondern auch in dem steten Verkehr mit Offizieren und Mannschaften. Der General und der Mensch müssen sich in dem nahen Zusammenwohnen und in der unausgesetzten Berührung als tüchtig geltend machen, sonst kann er sich nicht behaupten. Je dauernder, je größer ein Lager ist, und je freier es von äußern Beziehungen, Zerstreuungen u. dgl. erhalten wird, desto mehr wächst die Bedeutung der in ihm befehlenden Männer.

Aus dem hier über den Nutzen der Lager Gesagten ist auch zu erkennen, warum die Errichtung derselben, abgesehen von den Kosten, so ganz entgegengesetzte Gegner hat, nämlich die sogenannten Freiheitsmänner und die alten Generale. Die erstern, weil sie Feinde alles dessen sind, was eine Armee stärkt und in sich fester macht, und die andern, weil sie die eigene Leistung fürchten. Mit Lustlagern aber würden sich beide aussöhnen. Die Furcht vor einer kräftigen Armee ist epidemisch geworden und hat selbst ganz verständige Männer erfaßt, weil Mißbrauch mit dieser Kraft des Staates getrieben worden ist und weil sie öfter auf unstatthaften Wegen zum Ausbruch gekommen ist. Aber nicht in der Zerstörung einer Kraft, sondern in der höchsten vernunftgemäßen Entwicklung derselben liegt die schöpferische Aufgabe unserer bürgerlichen Gesellschaft, nicht in der Kraft überhaupt, sondern in ihrer höchst geregelten, gründlichsten und raschesten Benutzung liegt das Geheimniß aller großen Erfolge. Nicht auf die Zerstörung oder Hemmung der militärischen Kraft kann die Entwicklung des Staates basirt werden, sondern nur auf eine Hebung und Regelung derselben. Man organisire die militärische Macht eines Staates nach

Digitized by Google

festem Gesetz, damit sie in diesem und nicht in der Gnade des Königs die Stützen ihrer Existenz finde, dann aber vermehre man ihre innere Stärke, soweit die Mittel des Staats dies irgend zulassen, das erscheint als das einzig Richtige. Den Staat aber zu verbessern, indem man seine Heeresmacht möglichst zu schwächen sucht, heißt den Staat selber schwächen, führt nothgedrungen zum Untergang desselben.

Wer in Preußen eine kräftige Militärmacht für nothwendig erachtet und doch die Verkürzung der Dienstzeit erstrebt, muß deshalb einen Ersatz für den hieraus folgenden geringern Grad der Ausbildung wollen; diesen bietet nichts in dem Maße wie die Gründung stehender Lager. Der Vortheil, daß auch die Generale eine ihnen sonst nicht gebotene Gelegenheit zu ihrer Ausbildung ꝛc. erhalten, würde damit außerdem gewährt und die augenblickliche Schlagfertigkeit des Heeres bedeutend erhöht werden.

Reducirt man die Stärke der preußischen Infanterie um einen Jahrgang Leute, was ja die Folge einer Reduction der Dienstzeit von drei auf zwei Jahr sein würde, so bleibt die Armee etwas über 100,000 Köpfe stark und soll jeder Soldat einmal im Lager zubringen, so bedürften wir für die Infanterie allein einer Lagereinrichtung für circa 50,000 Mann; mit dem dritten Theil der andern Waffen gäbe dies ein Erforderniß von 66,000 Mann. — Die Franzosen haben zwar nur Lagereinrichtungen für circa 50,000 Mann, aber sie haben permanente Kriegsverhältnisse in Algier und zur Zeit in Mexiko, und sie haben eine Garnison von 80,000 Mann in Paris, welche in ihrem intensiven Wachtdienst und in den steten großen Uebungen dort eine kriegerische Vorbildung erhalten, wie in keiner unsrer Garnisonen. Die Franzosen besitzen aber auch durch ihr Stellvertretungswesen sehr viel mehr alte Soldaten als wir, und bei ihnen gilt die Dienstzeit von 7 Jahren, von denen der Einzelne mindestens 5 Jahre bei der Fahne ist.

Folgen wir nun der oben angedeuteten Berechnung der Unkosten des Lagers von Chalons, so ergeben sich incl. der Zinsen für das aufgewandte Capital für 30,000 Mann jährlich ungefähr 300,000 Thlr., also für 66,000 Mann 660,000 Thlr.; der diesjährige Staatshaushaltsetat Preußens wirft für Manöverunkosten und Vorspann 211,000 Thlr. aus; es würde also durch das Lager ein Mehr von 450,000 Thlr. gefordert. Dieses Mehr wird an sich aufgehoben durch die verbesserte Ausbildung der Armee und durch die Verringerung der Dienstzeit, welche den Präsenzstand um 50,000 Mann vermindert und die arbeitende Bevölkerung um ebenso viel erhöht. Der gemeine Soldat kostet dem Staat jährlich ungefähr 80 Thlr., ergiebt also eine positive Ersparniß von 4 Mill. Thlr., von denen $^1/_2$ Mill. für die Lager verwandt werden könnte.

Diese würden ungefähr in folgender Weise über die Monarchie verbreitet werden können: bei Frankfurt a. O. aus den schon angeführten Gründen für

Digitized by Google

40,000 Mann; bei Köln und zwar öſtlich davon im Ober-Bergiſchen für 18,000 Mann und in der Gegend von Pr. Stargardt für 8000 Mann. An allen drei Punkten finden ſich noch große Flächen, die heute nur einen Werth von 20 Thlr. der Morgen haben. — Bei Stargardt und Frankfurt iſt noch ſo viel fiscaliſches Land, daß das ganze Territorium zum größten Theil aus ihm entnommen werden könnte. Das Anlagecapital würde alſo um ſo viel geringer. Je raſcher damit vorgegangen wird, deſto billiger iſt es, und deſto früher tritt die Armee in die Vortheile der Lagererziehung.

Vermiſchte Literatur.

Englands Handel im Jahre 1864. Nach dem „Economiſt“ bearbeitet von John W. H. Hargreaves. Hamburg, 1865. Verlag von Otto Meißner. 108 Seiten Lex.-Form.

Das Original für den Hauptinhalt iſt das Beiblatt zum „Economiſt“ vom 11. März d. J. Die deutſche Bearbeitung wird auch über kaufmänniſche Kreiſe hinaus Manchem in einzelnen ihrer Capitel von Intereſſe ſein; da ſie einerſeits Fragen von ſo allgemeiner Wichtigkeit, wie die Gold- und Silberproduction, den Abfluß des Silbers nach Oſten und die daraus entſtehenden Verlegenheiten für die Geldmärkte Europas, ſowie die große Baumwollenkriſis vom Herbſt v. J. eingehend beſpricht und andrerſeits durch ihre Tabellen einen neuen Beleg für den gewaltigen Aufſchwung giebt, den der Handel, die Induſtrie und der Verbrauch Großbritanniens ſeit Einführung des Freihandelsprincips genommen haben. Die im Anhang mitgetheilte Denkſchrift der engliſchen Regierung über europäiſche Tarife verdient im Hinblick auf die bevorſtehenden Handelsverträge Englands mit dem deutſchen Zollverein und mit Oeſtreich beſondere Aufmerkſamkeit, und die ebenfalls im Anhang folgenden Tabellen über den Werth der Einfuhr, den geſammten Wechſelverkehr und den Geſammtumſatz Hamburgs in den letzten zehn Jahren, ſowie Fonds, Wechſelumlauf und Disconto der dortigen Bank im gleichen Zeitraum vermehren das hier gebotene, beſonders für volkswirthſchaftliche Schriftſteller werthvolle ſtatiſtiſche Material weſentlich.

In einer Einleitung giebt der Verfaſſer eine kurze, aber ungemein klare Ueberſicht über die Handelsgeſchichte des letztverfloſſenen Jahres. Dieſelbe wurde theils

durch Umstände finanzieller und commerzieller, theils durch Ursachen politischer Natur bestimmt. Jene Umstände waren erstens der Druck auf den Geldmarkt zu drei verschiedenen Perioden: im Januar und Februar, als der niedrigste Discontosatz der Bank von England drei Wochen hindurch 8 Prcent betrug, im April und Mai, als derselbe vierzehn Tage lang 9 Procent stand, und im September und October, in welchen Monaten der Zinsfuß wieder 9 Procent betrug. Zweitens fand neben diesem Druck auf den Geldmarkt im verflossenen Jahre zu wiederholten Malen eine große Thätigkeit in der Begründung neuer Actienunternehmungen und in der Betheiligung bei auswärtigen Anleihen statt. Drittens endlich wurden am Schlusse des Jahres die wirklichen Resultate der Geschäftsführung der verschiedenen Actiengesellschaften bekannt, die 1863 unter Voraussetzung hoher Dividenden begründet worden waren, Resultate, die diesen Voraussetzungen nur zum Theil entsprachen.

Der erste Druck auf den Geldmarkt, im Januar und Februar, wurde lediglich durch den Gold- und Silberabfluß nach der Levante und Ostindien, vorzüglich für die Bezahlung von Baumwolle, veranlaßt. Der zweite, im April und Mai, wurde gleichfalls zum Theil durch Zahlungen für Baumwolle, noch mehr aber durch das Mißtrauen hervorgerufen, welches das Auftreten immer neuer Actienprojecte und die Capitaleinzahlungen für die im Jahre 1863 schon in großer Menge begründeten derartigen Unternehmungen auf dem Geldmarkte veranlaßten. Der dritte Druck endlich, im September, October und November, war ein weit bedeutenderer als der in den beiden vorhergehenden Perioden. Hauptursache desselben war das infolge der Aussicht auf baldigen Frieden in Amerika plötzlich eintretende starke Fallen der Baumwollenpreise, die daraus entstandenen Verluste und der sich kundgebende Mißcredit in verschiedenen Geschäftsbranchen, namentlich in Liverpool und Manchester und im ostindischen Geschäft. Nicht unerheblich wurde dieser Druck durch die im Vergleich mit den in den ersten Monaten des Jahres gemachten Einzahlungen weit bedeutenderen Capitalanforderungen für die neuen Actienunternehmungen gesteigert.

Die in Betracht kommenden politischen Ursachen der Vorgänge auf dem Gebiete des englischen Handels waren erstens die in den ersten fünf Monaten des Jahres infolge des schleswig-holsteinischen Krieges entstandenen Befürchtungen und zweitens die im August und September und am Schlusse des Jahres durch die Wahrscheinlichkeit eines Friedensabschlusses zwischen den Unionisten und Conföderirten in Nordamerika eingetretene Ungewißheit und Unsicherheit. Die infolge des schleswig-holsteinischen Krieges hervorgerufenen Verlegenheiten wurden auf den auswärtigen Geldmärkten in einem weit höheren Grade als in England empfunden. Dennoch übte die Ungewißheit, so lange noch ein Zweifel bestand, ob England über die Ertheilung diplomatischen Raths hinausgehen würde, einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. Der am 7. Juli von dem Unterhause gefaßte Beschluß, welcher mit einer Majorität von 18 Stimmen die von dem Ministerium Palmerston eingeschlagene Nichtinterventionspolitik billigte, brachte diese Frage zu einem endgültigen Abschlusse, aber schon im März und April hatte sich ziemlich deutlich herausgestellt, daß weder England noch Frankreich sich activ an dem Kriege betheiligen würden.

Digitized by Google

Im Juli erregte das Auftreten einer mächtigen Friedenspartei im Norden der Union die öffentliche Aufmerksamkeit, und die gleich darauf abseiten der Chicago-Convention folgende Annahme von Vorschlägen, die der Unterhandlung mit dem Süden günstig waren, ließen während mehrerer Wochen die Ansichten derjenigen, welche behaupteten, daß bei beiden kriegführenden Theilen der Wunsch nach Frieden vorherrsche, als richtig erscheinen. Die Weigerung des Generals Mc Clellan, auf Grund der Chicago-Resolutionen die Candidatur für die Präsidentenwahl anzunehmen, und die militärischen Erfolge der Sherman'schen Armee in Atlanta zerstörten jedoch vollständig die Hoffnungen auf Frieden und sicherten die beinahe einstimmige Wiederwahl Lincolns. In England wirkten diese Ereignisse nach verschiedenen Richtungen. Einmal wurde nothwendig, die mögliche Wirkung eines Friedensabschlusses auf die politischen Beziehungen Großbritanniens zu der Union, namentlich in Bezug auf Canada, in Erwägung zu ziehen. Die wiederholten und heftigen Aussprüche in Bezug auf die trotz der Wachsamkeit der Polizei aus englischen Häfen ausgelaufenen conföderirten Kaper, welche die Unionsstaatsmänner, wenn auch nicht geradezu selbst gethan, doch jedenfalls gebilligt hatten, berechtigten zu dem Schlusse, daß möglicherweise das Verlangen der durch Beendigung der inneren Zwistigkeiten zur Unthätigkeit verurtheilten großen Heeresmassen nach einem Kriege mit England zu mächtig sein werde, um zurückgewiesen werden zu können. Zweitens mußte der Frieden in Amerika eine bedeutende Aenderung auf längere Zeit in den Handelsbeziehungen Englands mit so wichtigen Ländern wie Ostindien, Aegypten, Brasilien und den Vereinigten Staaten selbst zu Wege bringen; die Baumwollindustrie mußte sich diesen Verhältnissen gemäß sowohl in Bezug auf den Preis des Rohmaterials wie auf die Fabrikation ganz neu einrichten.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1864. 746 S. gr. 8.

Die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften und der neuen Wissenschaft vergleichender Sprachforschung haben in den letzten Jahrzehnten die Völkerkunde so wesentlich bereichert und theilweise so wesentlich umgestaltet, daß eine Zusammenfassung des Materials, welches sie jetzt beherrscht, von kundiger Hand in der That dringendes Bedürfniß auch für weitere Kreise war. Wenige waren dazu so berufen, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes, der seiner Aufgabe nicht nur das ausgebreitete und gründliche Wissen eines echten Gelehrten, sondern auch die Gabe entgegenbrachte, durch geschickte Gruppirung des massenhaften Stoffs und durch lebendige Darstellung den Gegenstand seiner Betrachtung einem Leserkreise verständlich und anziehend zu machen, welcher außerhalb der Wissenschaft steht. Allerdings ist die Behandlung der einzelnen Abschnitte etwas ungleich, Manches ausgeführt und gefärbt, Manches dagegen nur Skizze, auch wird sich gegen das System, nach welchem der Verfasser verfährt, Verschiedenes einwenden lassen, als Ganzes aber verdient das Werk mit der reichen Belehrung, die es gewährt, warme Empfehlung. Dies gilt vorzüglich von der ersten Hälfte, welche den Leser in die wichtigsten ethnographischen Fragen einführt.

Digitized by Google

Nach einer Einleitung, die eine allgemeine Ueberſicht über die Eintheilung der Völker und Sprachen giebt, betrachtet der Verfaſſer das Leben und die Grenzmarken der verſchiedenen Völkerindividuen in ihren Einzelheiten. Das äußerlichſte Merkmal bilden ihm die Namen der Völker, nach welchen auch die Eigennamen überhaupt in ihrer Bedeutung für die Ethnographie gewürdigt werden. Dann unterſucht das Werk das innerlichſte und wichtigſte Merkmal der Abſtammung, Denkweiſe und Ausbildung der Völker, die Sprache, in ebenſo ausführlicher als anziehender Weiſe — eines der intereſſanteſten Capitel des Buches. In der weiteren Zergliederung der Volksnatur wird dieſelbe dualiſtiſch, als Leib und Seele, zugleich aber als einheitliche Gliederung, als Organismus betrachtet, deſſen verſchiedene Thätigkeiten ſich wechſelſeitig bedingen. Zuerſt giebt dem zufolge der Verfaſſer einen Abriß der Phyſiologie der Menſchheit: Blicke auf die körperlichen Hauptmerkmale der verſchiedenen Menſchenarten, die urangeborenen und die durch äußere Einflüſſe, Klima, Boden, Nahrung u. ſ. w. entſtandenen, auf die Racen, ihre Artungen und Miſchungen, auf die Menſchen vorgeſchichtlicher Perioden, auf die Stellung des Menſchen zu der Thierwelt und der ganzen ihn umgebenden Natur — eine in neueſter Zeit vielbeſprochene Aufgabe. Dann wird die Pſychologie der Menſchheit mit Rückſicht auf Verſchiedenheit der Racen und der äußern Lebensfactoren in großen Zügen vorgetragen, wobei vorzüglich die Einflüſſe beſprochen werden, welche die Wanderungen und die vielfachen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geiſtigen Kräfte ausüben. Von der zu Grunde liegenden Volksnatur geht der Verfaſſer auf das Volksleben in ſeinen thatſächlichen Aeußerungen über, um die letzteren wieder, ſoweit möglich, getrennt als leibliche und geiſtige, mehr äußerliche und mehr innerliche zu betrachten. Unter die leiblichen und äußerlichen Lebensäußerungen fallen Nahrung, Tracht und Wohnung, das mehr innerliche Volksleben dagegen umfaßt die Anſchauungen und Einrichtungen, welche wir größtentheils mit dem Ausdruck Sitte bezeichnen, Familie, Verhältniß beider Geſchlechter, geſellſchaftliche Umgangsformen, Religion, Rechtsbrauch in Volk und Staat, Stände, Kaſten u. ſ. w. Als drittes wird dann die Volksthätigkeit in ihren wichtigſten Richtungen und in ihrer Wechſelwirkung mit der Geſchichte ſowie mit ihren eignen Ergebniſſen, dem Wohlſtand und der Bildung der Völker betrachtet. Auch die Volksthätigkeit theilt der Verfaſſer wieder in eine mehr äußerliche und eine mehr innerliche. Doch ſind Ausdrücke wie Volksnatur, Volksleben und Volksthätigkeit nur freigewählte Grenzbezeichnungen für Dinge, die vielfach ineinander verfließen, ſich mindeſtens in der Wirklichkeit noch weniger ſtreng ſcheiden, als in der Darſtellung des Verfaſſers. Daſſelbe gilt von der Eintheilung nach Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, weil das Aeußere und Innere, das Leibliche und Geiſtige überall nur die polaren Richtungen innerhalb eines Lebens, Weſens und Organismus ſind. Unter der Rubrik äußerlicher Volksthätigkeit behandelt das Werk namentlich die Lebensweiſe ganzer Völkerſchaften als Jäger, Hirten, Fiſcher, Ackerbauer, die ſich theils nach wechſelnder Oertlichkeit, theils nach Bildungszeiträumen ändert. Dieſer Abſchnitt beſpricht auch die friedliche oder kriegeriſche Stellung der Völker und Racen zu einander, dann das Verhältniß der menſchlichen Thätigkeit zur Thierwelt, die Jagd und die Zähmung und Züchtung der Thiere. Die Thätigkeit der äußern Selbſterhaltung entwickelt und ſteigert ſich

Digitized by Google

zum Gewerbfleiße, und ſo werden hier Induſtrie und Handel, die techniſche Benutzung der Stoffe und Kräfte in der Natur und die Verkehrsmittel in Betracht gezogen. In den Benennungen der Elemente und Producte, der Thiere, Pflanzen und Mineralien, die in dieſem Abſchnitt zur Sprache kommen, finden wir mit dem Verfaſſer einen ſprachlich-ethnologiſchen Wegweiſer.

Die mehr innerliche Volksthätigkeit iſt das gewöhnlich durch die Ausdrücke Bildung und Culturgeſchichte bezeichnete Gebiet, welches im weiteren Sinne auch die vom Verfaſſer in dem Abſchnitt über Volksleben behandelte Sitten-, Religions-, Kirchen- und Staatsgeſchichte umfaßt, hier aber ihm im engern Sinne zunächſt die Literatur- und Kunſtgeſchichte bedeutet und zugleich die Volkserziehung mit ihren Unterrichtsanſtalten umſchließt. Hat er vorher die Sprache nach ihrem Organismus als Zweck an ſich behandelt, ſo tritt ſie hier in größerer Ausdehnung vor uns als Mittel zum Zweck, als ausgebildetes Organ für alle Gebiete des Denkens und Fühlens. Mit der Culturgeſchichte in dieſem engern Sinn beſchäftigt ſich die zweite Hälfte des Buches. Sie zeichnet, immer vom ethnologiſchen Standpunkt ausgehend, die Thätigkeit der bedeutenderen Culturvölker zunächſt in Dichtung und Wiſſenſchaft, dann in der Tonkunſt und den bildenden Künſten.

Handbuch der Erdkunde von Guſtav Adolph v. Klöden. Zweiter Theil: Politiſche Geographie. Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Erſte Lieferung. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1865.

Außergewöhnliche Reichhaltigkeit und durchgängige Gediegenheit bei geſchickter Anordnung mußten dieſer Arbeit die allgemeine Theilnahme der Freunde geographiſchen Wiſſens zuführen. Das Völkerleben aber ſchreitet fort und ebenſo die Wiſſenſchaft, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die raſch auf die erſte folgende Auflage in verſchiedenen Beziehungen weſentlicher Aenderungen und Zuſätze bedurfte. Der Verfaſſer iſt dieſem Bedürfniß, ſoweit die neue Auflage vorliegt, mit Sorgfalt nachgekommen. Selbſtverſtändlich waren Verbeſſerungen, Nachträge und andere Umgeſtaltungen hauptſächlich bei dem zweiten Theile des Werkes nothwendig, da die phyſiſche Geographie nur durch die langſame Arbeit von Reiſenden und Gelehrten umgeſtaltet wird und die politiſche Geographie der nichteuropäiſchen Länder, Theile Amerikas ausgenommen, von dem geſchichtlichen Leben nicht ſo ſtark berührt wird als Europa, der Mittelpunkt und Hauptherd dieſes Lebens, und ſo erklärt ſichs, daß jener zweite Theil zuerſt in Angriff genommen wurde. Sehen wir uns die beiden Auflagen vergleichend an, ſoweit die zweite vollende iſt, ſo haben zunächſt die meiſten Zahlenangaben eine den Reſultaten der letzten ſtatiſtiſchen Unterſuchungen entſprechende Veränderung erfahren. Ferner ſind namentlich die Ueberſichts- und Eintheilungstabellen ſowie die Abſchnitte, welche die Production der Länder betreffen, dem jetzigen Standpunkte unſerer Kenntniſſe angemeſſen modificirt worden. Beſonders zahlreich ſind die eingeſtreuten Verbeſſerungen bei Spanien, und bei Italien iſt der vollſtändigen

Digitized by Google

Umgestaltung dieses Gebiets in politischer Hinsicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet worden. Endlich hat der Verfasser den einzelnen Ländern einen Literaturnachweis vorausgeschickt, welcher die wichtigsten vorhandenen Werke, vorzüglich aus neuerer Zeit, anführt, und den wir als Angabe der Quellen zu betrachten haben werden, aus denen geschöpft worden ist.

Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungsgeschichte unter Mitwirkung von W. E. Albrecht, R. v. Mohl, G. Waitz und H. A. Zachariä in zwanglosen Heften herausgegeben von L. K. Aegidi. 1. Heft. Berlin, G. Reimer. 1865. 117 S. 8.

Auf Anregung von „rechtskundigen Freunden der Herzogthümer Schleswig-Holstein" gegründet, zu denen der Herausgeber eine „freundnachbarliche Stellung" einnimmt, will diese Zeitschrift die für das politische Leben unsrer Nation bedeutsamen Fragen des öffentlichen Rechts nach strengwissenschaftlichen Grundsätzen untersuchen und „in diesen verhängnißvollen Zeiten eines Uebergangs von Epoche zu Epoche" für die Würdigung der rechtlichen Seite des politischen Lebens eine offene Stätte darbieten, „damit der Willkür ein Ziel gesetzt und der Macht die sittliche Weihe wiedergegeben werde, welche nur die Unverbrüchlichkeit des Rechts gewähren kann". Das erste Heft enthält folgende Abhandlungen: Ueber die Theilbarkeit deutscher Staatsgebiete, von Prof. v. Gerber. — Enthält der Art. 16 der deutschen Bundesacte auch eine Garantie der freien und öffentlichen Religionsübung für die christlichen Religionsparteien? von Zachariä — Ueber die geschichtliche Entwickelung des deutschen Thronfolgerechts, von Prof. Held in Würzburg — Gegen eine gewisse Einseitigkeit im akademischen Rechtsstudium, vom Herausgeber — Die preußischen Erbansprüche auf Schleswig-Holstein und Herr Professor Helwig, von Waitz. Mit den Auslassungen des letztgenannten sehr sicher auftretenden Aufsatzes vergleiche man die für Preußens Recht sich aussprechenden Schriften: „Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein. Berlin, 1865. Verlag der k. Geh. Oberhofbuchdruckerei, 210 S. 8 und „Rechtliche Bedenken, betreffend die Ansprüche auf Succession in die Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg. Separatabdruck aus den Jahrb. für Gesellschafts- und Staatswissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. J. C. Glaser. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers. 1865. 86. S. Lexikonformat.

Zwei Reisen in Peru. Von Clements R. Markham. Leipzig, 1865. Verlag von G. Senfs Buchhandlung. 316 S. 8.

Die erste Reise nach Peru wurde von Markham zu dem Zwecke unternommen, die großartige Natur des Landes, das gesellschaftliche Leben seiner Hauptstädte, die Zustände der indianischen Bevölkerung, die Geschichte Perus in alter und neuer Zeit und die fast ganz unbekannte Literatur der Quichuasprache zu studiren. Das Werk, das aus diesen Studien hervorging, verräth eine Kennerschaft peruanischer Zustände, die bis dahin in Europa kaum vorgekommen. Die zweite Reise, von der englischen

Digitized by Google

Regierung veranlaßt, hatte zum Hauptzweck, die Natur der Chinchonabäume, welche die Chinarinde liefern, genau kennen zu lernen und solche Bäume aus der Gegend im Osten der Cordilleren, wo sie vorzüglich wachsen, zur Anpflanzung nach Ostindien auszuführen. Gelehrte werden die Reisebeschreibungen Markhams selbstverständlich im Original lesen. Hier haben wir einen ausführlichen, nach dem Interesse des größeren Publikums eingerichteten Auszug vor uns, der in manchen Punkten besser geordnet sein könnte, sonst aber, besonders über die alten und die jetzigen Bewohner Perus viel Interessantes enthält. Vorzüglich wird das fünfte Capitel die Leser anziehen, welches sich über die alte Sprache und Literatur des Inkavolkes verbreitet und in einem ausführlichen Auszug aus dem Drama Apu-Ollontay (Ollontay war ein peruanischer Held und Nebenbuhler des Inka Pachacutec) sowie in verschiedenen lyrischen Gedichten den Beweis liefert, welche hohe Stufe das geistige Leben des Volkes von Kuzco vor dem Einbruch der spanischen Eroberer erreicht hatte.

Der Rechtsstreit über das Eigenthum an den Domänen des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Gegen Zöpfl, Zachariä und eine anonyme Regierungsschrift. Von Dr. A. L. Reyscher. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865. 243 S. 8.

Vertheidigt die in der vor zwei Jahren erschienenen Schrift Reyschers „Die Rechte des Staats an den Domänen und Kammergütern" ausgesprochnen Meinungen gegen die seitdem dagegen aufgetretnen Recensenten, die für das Verfahren der meiningenschen Regierung zu Felde zogen. Die Widerlegung des zöpflschen und des zachariäschen Angriffs bewegt sich zunächst auf dem Boden des gemeinen Rechts, die Erwiderung auf die Auslassungen des Anonymus auf dem der Particularrechte. Die Prüfung der Gründe, mit denen der Verfasser seine Ansichten aufrecht erhält, gehört in eine fachwissenschaftliche Zeitschrift. Hier nur so viel, daß es auch materiell von großer Wichtigkeit ist, daß die Partei der Stände, deren Sache hier geführt wird, Recht behält. Die Einnahmen aus den Domänen Meiningens (letztere haben einen Werth von etwa 30 Millionen Gulden) beliefen sich 1831/32 auf 516,921, dann 1860/61 auf 936,922, und 1861/62 auf 920,186 Fl., und während in dem zuerst genannten Finanzjahr nach Abtragung des Hofbedarfs und der „sonst obliegenden Leistungen" ein Ausfall von 21,254 Fl. vorhanden war, betrug der Ueberschuß 1860/61 nicht weniger als 171,389 Fl., ja jetzt wird derselbe auf 200,000 Fl. berechnet! Wenn im Jahre 1871 dem Tilgungsplane gemäß die ältere, in Domänen und Landesschuld geschiedene Staatsschuld völlig abgetragen ist, so wird sich der Stand der Domänenkasse infolge des Wegfalls der Zins- und Tilgungsrente von mehr als 80,000 Fl., noch günstiger stellen. Die Domänen werden dann schuldenfrei, das Land dagegen wird mit einer neuen nicht unerheblichen Schuld belastet sein, welche nicht auf den Domänen ruht, und zu deren Verzinsung und Amortisation die letzteren nicht mehr beitragen als jedes andere Grundeigenthum des Herzogthums.

Digitized by Google

Studien über Jütland von Edmund v. Wittken. Berlin, 1865. Verlag von Julius Springer. 129 S. 8.

Der Verfasser hat, als Landwehroffizier zum ersten schlesischen Grenadierregiment Nr. 10. commandirt, den vorjährigen Feldzug der Preußen in Jütland mitgemacht, bei dieser Gelegenheit einen großen Theil des Landes durchwandert, in den meisten jütischen Städten und vielen Dörfern längere oder kürzere Zeit gelebt und das, was ihm Autopsie verschaffte, mit allerlei literarischen Studien zu einem Ganzen verbunden, welches mancherlei Neues, wenigstens für uns Deutsche, enthält. Aus dem zweiten seiner Abschnitte theilten diese Blätter vor Erscheinen des Buches das Wissenswertheste über die Bewohner Jütlands mit. Das erste Capitel bespricht die natürliche Beschaffenheit, das dritte die staatlichen Einrichtungen, das vierte die Städte und Landschaften Jütlands diesseits und jenseits des Lymfjord. Das Schlußcapitel bringt einen Abriß der Geschichte dieser dänischen Provinz bis zu Ende des letzten deutsch-dänischen Krieges.

Eine Fahrt durch das Lahnthal. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit Illustrationen von F. C. Klimsch. Wiesbaden, Kreidels Verlag. 184. S.

Die zahlreichen Illustrationen (Holzschnitte) sind großentheils recht hübsch. Der Text dagegen ist leichte Waare, weder besonders belehrend, noch besonders unterhaltend. Die eingestreuten Gedichte, meist in Verse gebrachte Sagen, erhöhen den Werth des Buches als ziemlich wässrige Producte auch nicht.

Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel. Von Adolf und Karl Müller. Mit elf Illustrationen, entworfen und auf Holz gezeichnet von Adolf Müller, sowie mit acht in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Heidelberg, 1865. C. F. Wintersche Verlagshandlung. 112 gr. 8.

Der Inhalt dieser Charakteristiken ist gut, obwohl nicht grade in allen Stücken neu, der Ton, in dem der Verfasser spricht, ist ein gesucht naiver, der sich bisweilen dem Läppischen nähert, dann aber wieder in sentimentale oder blümelnde Wendungen verfällt. Schreibe man doch wie man in guter Gesellschaft spricht; man wird weit mehr Lesern zu Dank schreiben als mit dieser grade in populären Darstellungen von Dingen der Natur heutzutage Mode gewordenen Manier.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 38.

Ausgegeben am 15. September 1865.

Inhalt:

Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts . Seite 441
Die alttestamentlichen Propheten 455
Kaiser Karl der Fünfte 468
Neue historische Literatur 477

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von C. F. Winter in Heidelberg.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika (1775 bis 1783) von Friedrich Kapp. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1864. 299 S. 8.

Wenn der Verfasser der obigen Schrift sich die Aufgabe stellt, „schonungslos die Schmach aufzudecken, welche die Kleinstaaterei auf unser Volk gehäuft hat, an den Auswüchsen des Systems dessen Verderblichkeit für Deutschland nachzuweisen und die Nation dadurch anzuspornen, daß sie sich um jeden Preis aus diesem Labyrinth befreie", so finden wir diese Absicht durchaus zeitgemäß, und auch der zur Erreichung derselben eingeschlagne Weg wird, näher besehen, im Ganzen als der rechte erscheinen. Zwar werden Liebhaber und bestellte Vertheidiger des gedachten Systems rasch mit dem Einwurf bei der Hand sein, daß man mit „Auswüchsen" nichts beweise, daß die hier (beiläufig nach fast ausnahmslos guten Quellen*), mit zahlreichen noch unbekannten Details und in sehr anschaulicher Weise) geschilderte Menschenvermäkelung vor fast hundert Jahren stattgefunden habe, wo nicht blos die Höfe, sondern auch die Masse des Volks Recht und Pflicht ganz anders aufgefaßt hätten als heutzutage, daß Enkel nicht für die Sünden ihrer Großväter verantwortlich gemacht werden dürften, und daß Abscheulichkeiten wie die hier dargestellten jetzt nicht blos nicht mehr geschehen, sondern auch nicht mehr beabsichtigt werden könnten. Wir aber sind in der Hauptsache andrer Meinung. Allerdings wird mit Auswüchsen eines Gegenstandes nichts für die Natur desselben bewiesen, aber dies ist nur einer von den nicht glücklich gewählten Ausdrücken des Verfassers. Jene Schmutzflecken auf der deutschen Geschichte waren Ausflüsse, waren natürliche Symptome der Krankheit der Kleinstaaterei, die um die Mitte des vorigen Säculums, durch keinen Volkswillen gemäßigt, in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht hatte, und der damit verbundenen Anschauung, daß das Land als Domäne der herrschenden Familie, das Volk, etwa wie das Wild in den Forsten, gleichfalls als Besitzthum dieser Familie zu behandeln sei — Ausflüsse einer An-

*) Nur der S. 267 mitgetheilte Brief des Landgrafen von Hessen an den Oberbefehlshaber seiner Truppen in Amerika ist erwiesenermaßen unecht.

Digitized by Google

ſchauung, die in Kleinſtaaten eben ihrer Kleinheit halber, bei welcher das Land als großes Rittergut erſcheint, das Volk nicht imponirt, faſt naturgemäß, mindeſtens ſehr erklärlich iſt.

Sehr richtig, das neunzehnte Jahrhundert will nicht geſtatten, daß ein Souverän ſeiner unklugen Meinung über das Verhältniß von Fürſt und Volk ganz in dem Stile, ganz ſo direct und ungeſcheut Folge giebt wie früher. Zwiſchen ihm und dem achtzehnten liegt die franzöſiſche Revolution mit ihren Lehren, die auch an den Höfen nicht völlig unbeherzigt vorübergegangen ſind. Allein noch die Jahre 1806 bis 1813 ſahen die Söhne thun, was die Väter gethan, als ſie zu rein perſönlichen Zwecken, aus nur egoiſtiſchen Gründen einer fremden Macht die Kinder ihres Landes zur Verfügung geſtellt. Der Handel hatte jetzt freilich eine etwas andere Geſtalt, die auf den erſten Blick nicht ſo unreinlich ausſah als die des früheren: England hatte die Menſchenlieferungen in Thalern honorirt, Frankreich gab ſtatt deren Fetzen deutſcher Länderbeute und Königstitel, die Schlachtbank hatte einſt Amerika geheißen, jetzt lag ſie näher, diesſeit des Meeres, in Oeſtreich, Preußen und Rußland, der Kleinhandel mit dem Leben der Unterthanen war vornehmer, war Großhandel geworden, endlich war jetzt bisweilen einiger Zwang im Hintergrunde, während die Speculation im achtzehnten Jahrhundert eine völlig freiwillige geweſen war — das iſt aber auch der ganze Unterſchied.

Und die Gegenwart? Man thut klug, ſie ſich nicht allzuweit vorgeſchritten zu denken. Es iſt wahr, wir tragen keine Zöpfe und Haarbeutel mehr, wir haben Verfaſſungen, leidlich viel Preßfreiheit, Vereine, die geſinnungstüchtige Reſolutionen faſſen dürfen, wir ſehen deutſche Tricoloren wehen, ſogar auf kleinſtaatlichen Fürſtenſchlöſſern. Allein in der Mehrzahl dieſer Schlöſſer — darauf können wir uns verlaſſen — wohnt, humaner, verſchämter und ihrer Sache ungewiſſer geworden zwar, im Kern und Weſen aber unverändert, noch dieſen Tag die alte Ueberzeugung, nach welcher das Intereſſe des Souveräns und ſeiner Dynaſtie das oberſte Geſetz für das Dichten und Trachten der Regierung zu ſein hat, und wenn wir wirklich annehmen dürfen, daß in Zukunft Handelsgeſchäfte ähnlicher Art, wie die deutſcher Fürſten mit den engliſchen Staatsſekretären von 1775 und mit Napoleon unmöglich ſein werden, ſo liegen die Hauptgründe der Undenkbarkeit ohne Zweifel anderswo, als im Bereich der Kleinſtaaten und am wenigſten in der Hofatmoſphäre derſelben. Die kleinen deutſchen Fürſten müſſen wegen ihrer Ausnahmeſtellung ſein, was ſie waren. Sie können nicht wohl anders, ſelbſt wenn ſie wollten. Was vor hundert Jahren von ihnen galt, gilt daher im Weſentlichen noch heute von ihnen. Sie waren damals unbeſchränkt, und ſie ſind jetzt einigermaßen beſchränkt durch den Volkswillen. Die Probe freilich, wie ſtark die Schranke iſt, muß erſt noch kommen, zum Glück aber hat die deutſche Geſchichte inzwiſchen noch ein anderes Correctiv

Digitized by Google

und eine zuverläſſigere Garantie davor geſchaffen, daß die Bäume wieder einmal in den Himmel wachſen — den deutſchen Großſtaat in Preußen.

Nachdem dies feſtgeſtellt iſt, können wir allerdings mit einem gewiſſen Gefühl der Befriedigung auch auf den Fortſchritt blicken, der ſich zeigt, wenn man die Form der Vorgänge, welche Kapps Schilderungen uns vorführen, mit der Gegenwart vergleicht. Die Welt iſt doch ein ganz rechtſchaffnes Stück weiter in die Sphäre der Humanität hineingerückt ſeitdem, und die „gute alte Zeit", in die uns das Buch zurückſchauen läßt, nimmt ſich neben der unſern in vielen Stücken mehr wie ein böſer Traum als wie Wirklichkeit aus. Vieles zwar iſt ſeitdem noch möglich geweſen, und mehr vielleicht, als man meint, iſt noch jetzt möglich. Die ſchäbige Geldgier aber, die ruchloſe Verhöhnung aller Menſchenrechte, das hündiſche Schweifwedeln deutſcher Zwergſouveräne vor den Miniſtern einer fremden Großmacht, welchem wir hier begegnen, iſt, in dem Grade wenigſtens, kaum mehr möglich, und noch ſicherer iſt, daß die ſtumpfſinnige Sklavengeduld der Völker, die alle dieſe Elendigkeiten ertrug, einem Geſchlechte angehört, von dem das unſre erheblich, wenn auch wohl noch nicht weit genug verſchieden iſt.

Wir laſſen, um das zu zeigen, die Schatten der Landesväter, die ſich an jenem Handel betheiligt, raſch an uns vorübergehen und greifen uns ſchließlich einen der anmuthigen Geſellſchaft zu genauerer Betrachtung heraus. Die Tragödie — für uns Unbetheiligte ſtellenweiſe Tragikomödie — beginnt mit einer Verlegenheit: England braucht Soldaten zur Bekämpfung der Rebellen in den nordamerikaniſchen Colonien, und die drei Königreiche Sr. großbritanniſchen Majeſtät liefern deren nicht genug. Was thun? Man denkt an Rußland, läßt ſondiren, unterſtützt das darauf folgende Geſuch um ein Hilfscorps durch einen eigenhändigen Brief Georgs des Dritten an die Kaiſerin Katharina und wird abgewieſen, ja obendrein von den hochmüthigen Barbaren verhöhnt. Man wendet ſich an Holland, und wieder läßt ſich kein Geſchäft machen. Dagegen kommen von verſchiedenen deutſchen Höfen Briefe mit eifrigen Anerbietungen militäriſcher Gefälligkeit gegen ein gutes Stück Geld an, und kaum hat man die Blicke nach dieſer Seite gewendet, ſo hat man auch ſchon ein halb Dutzend kleiner Herren hinter ſich am Rockſchoß, die mehr oder minder zu brauchen ſind, und die ſich um Aufträge in Menſchenwaare förmlich reißen. Sehen wir uns das einmal an. Ein Oberſt Faucitt ſchließt im Auftrag Lord Suffolks, des engliſchen Miniſters des Auswärtigen die Lieferungsverträge ab. Yorke, der Geſandte Großbritanniens im Haag, hilft gelegentlich als Vermittler den Wünſchen der nach Guineen hungernden Sereniſſimi zum Ziele. Faucitt kommt zunächſt nach Braunſchweig. Herzog iſt hier Karl der Erſte, ein alter prachtliebender, liederlicher und gründlich verſchuldeter Herr, dem italieniſche Oper, franzöſiſches Ballet, Maitreſſen, Militärſpielerei und Geldmacherei ungeheure Summen ver-

ſchlingen, und der für den Abenteurer Nicolini, ſeinen Theaterdirector und Hofkuppler, jährlich 30,000, für Leſſing jährlich 300 Thaler übrig hat. Neben ihm regiert der Erbprinz Ferdinand, nicht viel beſſer als der Vater, nur weniger verſchwenderiſch und viel klüger. Mit ihm hat Faucitt zu thun, und an ihm findet er bei der Unterhandlung ſeinen Meiſter. Nach einigem Feilſchen wird ein für die herzogliche Kaſſe recht günſtiger Contract abgeſchloſſen: Braunſchweig liefert 4,300 Soldaten und empfängt dafür zunächſt pro Mann 30 Kronen Werbegeld, dann jährlich, ſo lange die Leute in engliſchen Dienſten ſtehen, 64,500 Kronen und von dem Tage an, wo ſie in die Heimath zurückkehren, zwei Jahre lang das Doppelte dieſer einfachen Subſidie.

Zweiter Act. Faucitt reiſt nach Kaſſel, wo die Landgrafen ſchon ſeit etwa hundert Jahren das Vermäkeln armirter Unterthanen und Landsleute als regelmäßiges kaufmänniſches Geſchäft betreiben und ſich wohl dabei befinden. Das ausgeführte Porträt des hier regierenden Landesbeglückers betrachte man ſich bei Kapp S. 57 bis 59. Für uns genügt, zu wiſſen, daß Landgraf Friedrich der Zweite ein nüchterner Rechner und ordnungsliebender Geſchäftsmann ſowie ein Herr, der auf ſeine Würde hält, daneben aber ein rückſichtsloſer Egoiſt, ein Liebhaber franzöſiſcher Sitte und Unſitte, maßlos bauluſtig, zeitgemäß liederlich in geſchlechtlichen Dingen und Vater von etwa hundert unehelichen Kindern iſt. Der engliſche Unterhändler hat hier in dem Miniſter v. Schlieffen einen der geriebenſten Diplomaten damaliger Zeit ſich gegenüber, der die Noth Englands vortrefflich auszubeuten weiß, und ſo werden jenem ſchließlich noch ungünſtigere Bedingungen aufgeredet als in Braunſchweig, wofür er freilich auch über 12,000 Mann der beſten Truppen einhandelt. Daß bei dem Handel die Excellenz Schlieffen ſelbſt nicht leer ausgeht, verſteht ſich von ſelbſt. Rührend iſt, die landesväterliche Gnade zu beobachten, die ſich infolge des gemachten vortrefflichen Geſchäfts über Heſſen ergießt: Sereniſſimus ſtreicht außer dem Betrag einer angeblichen Schuldforderung aus dem ſiebenjährigen Kriege, der unter andern Umſtänden nicht zu erlangen geweſen wäre, für jeden der auf die amerikaniſche Schlachtbank verhandelten Unterthanen zuerſt 30 Kronen Werbegeld, dann noch einmal $37\frac{1}{2}$ Kronen jährlicher Subſidie in ſeinen Säckel. König Georg bezahlt und verpflegt außerdem ſelbſtverſtändlich die Gemietheten für die Dauer des Krieges, und dafür geruht der Landgraf huldreichſt, ſeinen getreuen Heſſen die halbe Kriegscontribution zu erlaſſen. Das Volk freilich ſieht die Wohlthat nicht ein, es wandert aus, ſo viel es kann, und die Meinung: „Sind wir todt, ſo ſind wir davon“ iſt unter den Zurückbleibenden eine gemeine Rede. Daher vermuthlich der Ausdruck „blinde Heſſen“.

Dritter Act. Schauplatz Hanau. Hauptperſon neben Faucitt der Sohn des Landgrafen Friedrich, Erbprinz Wilhelm, der die Grafſchaft Hanau als ſelbſtändiges Fürſtenthum verwaltet. Er iſt ein noch ziemlich junger Mann,

Digitized by Google

der alle übeln Eigenschaften des Vaters, aber nicht eine seiner bessern besitzt, eine rohe Unteroffiziersnatur, grob sinnlich, aller persönlichen Würde baar, Feind jeder Bildung, über die Maßen geldgierig, derselbe, der später als Kurfürst Stein um Entschuldigung bitten mußte, daß er sich unterstanden, ihm einen Orden anzubieten, und der 1814 den Hessen den abgeschnittenen Zopf wieder aufzwang. Er spielt Faucilt gegenüber eine Rolle, die sehr von der seines Vaters absticht. Sein Bestreben geht scheinbar nur dahin, dem König Georg, seinem „hochherzigen Beschützer und erhabenen Herrn" zu gefallen, und so bietet er anfangs, was er hat, ganz umsonst an, natürlich nur, um von seinem reichen Patron den doppelten und dreifachen Kaufpreis als Geschenk zu erhalten. Kaum giebt es — man vergleiche S. 230, 243, 244 und 245 die betreffenden Schreiben — eine unterwürfige Wendung in der englischen und französischen Sprache, deren sich der Prinz in seinem Briefwechsel mit Georg und Suffolk nicht bediente, um sich in deren Wohlwollen hineinzuwinden. Der alte Landgraf, so sehr er feilscht und markter, wahrt wenigstens seine persönliche Autorität und imponirt sogar den Engländern durch knappes und schroffes Wesen, der Sohn dagegen erniedrigt sich selbst um des kleinsten Vortheils willen zum willenlosen kriechenden Supplicanten. Er liefert schließlich ein Infanterieregiment von 668 Mann nebst etwas Artillerie und streicht dafür ungefähr dasselbe Blutgeld ein wie der braunschweiger Vetter. Uebrigens, was wahr ist, muß auch hier wahr bleiben: England wird gut bedient, auch die Waare des Erbprinzen ist preiswürdig, und auch er behält nicht den ganzen Profit, den sie ihm bringt, sondern bewilligt wie der Herr Vater dem Lande einen Steuernachlaß für die Dauer des amerikanischen Krieges. Wie aber der Sohn noch geiziger als sein würdiger Erzeuger ist, so erstreckt er auch seine Huld nicht auf alle Unterthanen, sondern nur auf die Eltern und Eheweiber der von seiner Firma übers Meer versandten Soldaten und Unteroffiziere.

Der vierte Act spielt am Hofe zu Arolsen, der ebenfalls schon seit einem Jahrhundert im Soldatenvermiethen Geschäfte gemacht und dabei seine Rechnung gefunden hat. Sein ältester und bester Kunde ist Holland, und nur bei besonders günstigen Conjuncturen des Menschenmarkts überläßt man hier seine Truppen an andere Mächte. Dieser Handel hat bisher den Chefs des Hauses Waldeck die Mittel zu einem Auftreten gebracht, welches weit über das hinausging, was ihr winziges Ländchen ihnen eintrug. Jetzt aber haben sie es zu arg getrieben. Es ist tiefe Ebbe in der Schatulle des gnädigsten Herrn, und so hat Durchlaucht Friedrich den Ausbruch der amerikanischen Rebellion als frohe Botschaft begrüßt und sofort sich in London bemüht, einen Auftrag auf Truppenlieferungen zu erbitten. „Mit Leib und Seele dem Monarchen ergeben, dessen Minister zu sein Sie das Glück haben" — so schreibt er am 13. November 1775 an Suffolk — „halte ich es für meine Pflicht, was nur in meinen

Digitized by

ſchwachen Kräften ſteht, aufzubieten, um wenigſtens meinen guten Willen zu zeigen, wenn es ſich um ſeinen Dienſt handelt. Ich nehme mir deshalb die Freiheit, Mylord, Sie gehorſamſt zu erſuchen, Sr. Majeſtät verſichern zu wollen, daß im Fall irgendwelche Verhältniſſe es nöthig machen, fremde Truppen anzuwerben, ich es als eine große Gunſt Ihrerſeits (d. h. von Seiten der Majeſtät) betrachten werde, wenn Sie ein Regiment von 600 Mann annimmt, das wie ſein Fürſt vor Verlangen brennt, ſich für Sie zu opfern." Suffolk nimmt denn auch das Anerbieten an, Faucitt erſcheint in Arolſen, aber es ergeben ſich Schwierigkeiten. Der gute Wille des Fürſten iſt größer als ſein Vermögen. Indeß zuletzt geht es, die Pfarrer Waldecks müſſen von den Kanzeln herab zum Eintritt in das Regiment auffordern*), was zur Completirung deſſelben noch mangelt, wird in dem benachbarten Bisthum Hildesheim geſtohlen, dann ſchafft man die Leute mit berittenen Landjägern wie einen Haufen Sträflinge an die Grenze und auf die Weſerſchiffe. Der Fürſt aber bewahrt ſchmunzelnd in ſeinem Documentenſchrank einen Contract, in dem ihm 20,100 Kronen Werbegeld, 25,050 Kronen jährlicher Subſidien ſowie 30 Kronen für jeden ſeiner in Amerika etwa fallenden Unterthanen zugeſichert ſind.

Der Feldzug des Sommers 1776 war den engliſchen Waffen ſo günſtig, daß Suffolk ſich nicht ſehr beeilte, von den ihm nun auch von Seiten andrer deutſcher Fürſten zugehenden Truppenanerbietungen Gebrauch zu machen. Solche Anerbietungen aber kamen in Menge, und die betreffenden Souveräne machten einander — man leſe S. 105 — oft in recht unanſtändig krämerhafter Weiſe Concurrenz. Die katholiſchen, namentlich die geiſtlichen Reichsfürſten blieben ihren alten Verbindungen mit Frankreich treu, und ſo konnte England nur mit den proteſtantiſchen Verträge eingehen. Blos Bayern, das ſeit langen Jahren ſchon ſich zu verkaufen gewohnt war, wenn es einen fetten Profit zu ſchlucken gab, wollte ſich auch diesmal die Gelegenheit zu einem hübſchen Gewinn nicht entgehen laſſen. Man leſe, wie der alte Kurfürſt den engliſchen Geſandten Elliott anbettelte, und wie höhniſch dieſer ihn abfertigte (S. 106). Der Kurfürſt drückte ihm wiederholt aufs wärmſte ſeinen Wunſch aus, mit England Subſidienverträge einzugehen, und gab ihm aufs unzweideutigſte zu verſtehen, daß er ſich ihm in keiner Weiſe angenehmer machen könne, als durch Förderung dieſes Wunſches. Elliott that erſtaunt und ſagte, er habe geglaubt, Hoheit ſeien mit Oeſtreich und Frankreich zu eng verbunden, als daß Sie ohne deren Zuſtimmung Ihre Truppen vermiethen könnten. Der Kurfürſt aber erwiderte, „daß es ihm ganz frei ſtehe, über ſeine Truppen in der ihm profitabelſten, ſeinen Intereſſen entſprechendſten Weiſe zu verfügen"; dann bat er den Geſandten,

*) Fourier Steurnagel meint, indem er dies in ſeinem Tagebuch berichtet, die ſchwarzen Herrn hätten dabei wohl auch den 13. Vers des 44. Pſalm anzuführen nicht unterlaſſen: „Du verkaufeſt dein Volk umſonſt und nimmſt nichts dafür."

Digitized by Google

„seinen Miniſtern nichts von ſeinem Wunſche mitzutheilen, da er ſich ohne die Ausſicht auf einen daraus herzuleitenden Vortheil der Unannehmlichkeit ſeines Bekanntwerdens nicht ausſetzen wolle". Da Elliott ſeinem Bericht über dieſe Unterredung die Bemerkung hinzufügte, daß das bayeriſche Militär das ſchlechteſte ſei, welches er in Deutſchland geſehen (es war damals nächſt dem päpſtlichen überhaupt das ſchlechteſte in Europa), ſo reflectirte Suffolk nicht auf das ſehnliche Verlangen der münchener Hoheit. Dagegen erhielt Faucitt Befehl, ſich mit Würtemberg und Brandenburg-Anſpach in Verbindung zu ſetzen, die in London ebenfalls Offerten gemacht hatten.

Es widerſteht uns, die widerwärtigen Details, die über den Anſpacher und den Würtemberger nach Kapp mitzutheilen wären, auch nur ſo weit wiederzugeben, wie die in den bisherigen Auszügen von den andern fürſtlichen Seelenverkäufern und Plusmachern gelieferten. Es genüge, zu ſagen, daß beide Potentaten „excessively eager" waren, ihre Truppen zu verborgen, und daß Anſpach im Februar 1777 einen Vertrag über Stellung von 1,285 Mann abſchloß und dieſelben richtig beſchaffte, daß dagegen Würtemberg die 4000 Mann, die es angeboten, weder aufzutreiben noch zu equipiren vermochte. Der Herzog Karl Eugen, der berüchtigte Menſchenquäler, der Peiniger von Moſer und Schubert, der halbtolle Verſchwender, hatte ſich ruinirt. Er beſaß weder Waffen, noch Uniformen; die Soldaten erhielten keine Löhnung, „damit ſie nicht deſertirten", die Offizierszelte waren für die ländlichen Feſte Sereniſſimi zerſchnitten. Man ſuchte Faucitt hinters Licht zu führen, er aber merkte die Abſicht und brach die Unterhandlungen ab. Aehnlich ſtand es mit Sachſen-Hildburghauſen, Gotha und Darmſtadt. Auch hier der beſte Wille, ein Geſchäft zu machen, aber Mangel am Beſten. Dagegen kam es noch zu einem Vertrag mit Anhalt-Zerbſt.

Welche Mühe mehre der Truppenlieferanten hatten, ihre Waare den Engländern zuzuführen, wie der Anſpacher die ſeine ſelbſt bis nach Holland begleiten mußte, wie der von ihm mit einer Doſe beſchenkte engliſche Oberſt Rainsford ſich wunderte, daß die Diamanten daran echt waren, und den Herrn Markgrafen „doch anſtändig" fand, wie es den verkauften Leuten auf der See ging, was ſie in Amerika leiſteten, wie infam ſich der Braunſchweiger in Betreff ſeiner bei Saratoga in Gefangenſchaft gerathenen Soldaten benahm, wie das engliſche Parlament in der Debatte über dieſe Angelegenheiten die deutſchen Fürſten beurtheilte und ähnliches bitten wir bei Kapp ſelbſt nachzuleſen. Dagegen ſei es erlaubt, den Leſern noch einen der fürſtlichen Herren aus dieſer Geſellſchaft zu zeigen, der als komiſche Perſon in dem Drama mitwirkt, und der auch aus andern Gründen verdient, daß wir ihn ſich ein wenig länger als die andern präſentiren laſſen. Friedrich der Große mag dann den Epilog ſprechen.

Digitized by Google

Wir haben soeben erwähnt, daß zuletzt noch Anhalt-Zerbst das Glück hatte, den Engländern Soldaten für den Kampf mit den amerikanischen Insurgenten liefern zu dürfen. Das ging so zu.

Der Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst (er regierte durch göttliche Zulassung fast ein halbes Jahrhundert, von 1747 bis 1793) gebot über ein Territorium von ungefähr funfzehn Quadratmeilen mit etwa zwanzigtausend Einwohnern, welches infolge von mancherlei Heimsuchungen, wie Mißwachs, Ueberschwemmung und Krieg, namentlich aber auch infolge der seit dem dreißigjährigen Kriege schon andauernden Landplage fürstlicher Mißwirthschaft zu den ausgehungertsten und verrottetsten Deutschlands gehörte. Seit 1716 wurden hier weniger Menschen geboren als begraben. Das Land besaß weder Industrie noch Handel. Nirgends ringsum gab es verhältnißmäßig mehr Hagestolze, vorzüglich unter den Beamten, weil die im siebzehnten Jahrhundert festgesetzte Besoldung derselben zu einem anständigen Haushalt kaum halb ausreichte. Seit 1698 war kein Landtag mehr einberufen worden. Die Fürsten herrschten vollkommen nach Laune, und Friedrich August übertraf darin selbst seine Vorgänger. Er ist die Caricatur des kleinen Landesvaters des achtzehnten Jahrhunderts. Der Bruder der Kaiserin Katharina von Rußland, hatte er ursprünglich vielleicht ebenso geniale Anlagen wie diese, dann aber muß man annehmen, daß, was bei der großen Schwester auf dem mächtigen Czarenthrone sich entfalten konnte, hier, in den winzigen Verhältnissen von Zerbst eingeengt, verdorren, verkrüppeln und Verrücktheit werden mußte.

Natürlich mußte ein derartiger Geist seinen großen Nachbar in Preußen, der überall Leben zu wecken verstand, der unbarmherzig alte Vorurtheile und Mißbräuche ausreutete und sich in seinem revolutionären Vorgehen durch nichts hindern ließ, aufs gründlichste hassen, zumal der König ihm gelegentlich übel mitspielte und unter anderm 1758 einen Schützling Friedrich Augusts ohne viel Federlesen im zerbster Schlosse verhaften ließ. Jener Haß ging so weit, daß der Fürst 1763, um von Preußen möglichst entfernt zu sein, von Zerbst nach Basel und später nach Luxemburg zog, von welchen Orten aus er sein Ländchen dann durch höchst ergötzliche Rescripte regierte, wie sie in neuester Zeit Fürst Heinrich der Zweiundsiebzigste von Reuß-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf kaum komischer zu Stande gebracht hätte. Als seine Unterthanen sich einst an ihn wegen Abstellung von Beschwerden wandten, antwortete er ihnen, derartige Lappalien gingen ihn nichts an, und wünsche er sehr, in seiner Zurückgezogenheit nicht mit ihren elenden Klagen behelligt zu werden. Als das nichts half, verbot er durch Anschlag, daß niemand ihm ferner „nachlaufe", „bei Vermeidung unausbleiblicher Ahndung"; selbst die Familien der Betreffenden sollten responsabel sein. Auf der Insel Wangeroge, die als Theil der Herrschaft Jever ihm gehörte, errichtete er einen großen Galgen für Austerndiebe, es wurde indeß

Digitized by Google

keiner abgefaßt. An Stelle Sereniſſimi regierte in Zerbſt ein geheimer Rath, deſſen zwei oder drei Mitglieder die ſämmtlichen Inſtanzen bildeten, ſo daß man von dem Hofrath Haſe durch den Hofrath Haſe wieder an den Hofrath Haſe appelliren mußte. Luſtig, nicht wahr? Noch luſtiger aber, wie dieſes ergötzliche Ding von einem Fürſten zuletzt an der franzöſiſchen Revolution verſtarb. Als Friedrich Auguſt vom Ausbruch derſelben hörte, wurde er unruhig und erließ lange, ſehr ſchwer verſtändliche Schreiben an die Zerbſter, in welchen er ſie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ermahnte, treu und gehorſam zu bleiben, und ihnen für den Fall des Ungehorſams mit den himmliſchen Strafen drohte. Dann kam die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten, und auf die erſte Nachricht von dieſem Ereigniß weigerte ſich der Fürſt, ferner Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, und da er dabei blieb, Eſſen und Trinken aber Leib und Seele zuſammenhält, ſo ſtarb der Märtyrer der Legitimität nach einigen Tagen.

Dieſer amüſante kleine Herr hatte es in öſtreichiſchen Dienſten zum General gebracht, hielt ſich aber auch für eigne Rechnung eine „Armee“ von 2000 Mann, die nicht weniger als 11 Oberſten zählte. Seine Werbeplätze waren über ganz Deutſchland zerſtreut, und er fand faſt immer Beſchäftigung für ſeine Leute und Verdienſt für ſich. So auch jetzt, doch nicht ohne Mühe. Schon bei Eröffnung der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Amerika war unſer Biedermann mit einem Angebot auf den Markt gekommen, indeß nahm man damals keine Notiz von ſeinem Wunſch nach Berückſichtigung. Er hatte ſich unmittelbar an Georg den Dritten gewendet, aber keine Antwort auf ſeinen Brief erhalten, weil der Inhalt deſſelben ſich nicht enträthſeln ließ. Um direct an ſein Ziel zu gelangen, ließ Friedrich Auguſt im Mai 1776 durch den Erbprinzen von Hanau Suffolk Vorſchläge machen. „Wenn Sie je“ — ſo ſchreibt der hanauiſche Miniſter v. Malsburg an Faucitt — „von der ſonderbaren Denk- und Handlungsweiſe dieſes Fürſten gehört haben, ſo werden Sie über die Unregelmäßigkeit dieſes Schrittes nicht erſtaunt ſein. Da Sie aber möglicherweiſe ein Regiment mehr brauchen können, ſo hat mein Herr mir befohlen, Ihnen den Brief des Fürſten vertraulich mitzutheilen. Die Verwirrung, die in ſeinem Stil und ſeinen Ausdrücken herrſcht, hat mir nicht erlaubt, eine franzöſiſche Ueberſetzung davon zu machen. Zudem werden Sie wohl jemand haben, der ihn leſen kann und, ſoweit dies überhaupt möglich, ſeinen Sinn erklärt. Der Fürſt will alſo ein Regiment von 627 Mann an England überlaſſen. Mein Herr möchte übrigens in der Sache nicht genannt ſein. Der Brief an den König iſt in einer ſo merkwürdigen Art geſchrieben, daß es mir fraglich erſcheint, ob er überhaupt dem hohen Adreſſaten übergeben werden kann.“

Suffolk ließ den zerbſtiſchen Antrag auf ſich beruhen. Friedrich Auguſt war aber ſo leicht nicht abzuſchrecken. Im November 1776 ſuchte er durch den Herzog von Braunſchweig ſeine Abſicht zu erreichen. „Der Fürſt von Anhalt-

Zerbst" — so schreibt der braunschweigische Minister Feronce an Suffolk — „hat den Herzog inständigst ersucht, durch Ihre Vermittelung dem König 800 Mann Infanterie für Amerika anzubieten. Das Regiment ist gut einexercirt und ausgerüstet; es kann sich, sobald es gewünscht wird, mit zwei Geschützen in Marsch setzen." — „Die einzige Gunst, um die ich bitte, besteht darin, daß der Herzog in den Stand gesetzt wird, dem Fürsten eine Antwort zukommen zu lassen." Suffolk lehnte wieder ab, und wieder ließ sich Friedrich August nicht entmuthigen. Er empfahl sich jetzt Sir Joseph Yorke, dem oben erwähnten englischen Gesandten im Haag zu gefälliger Berücksichtigung. Dieser hatte offenbar Mitleid mit solcher Standhaftigkeit im Unglück, und als sich die Dinge so gestalteten, daß England dringend einen Nachschub von Hilfstruppen bedurfte, meldete er es nach Basel. Als Antwort empfing er von dem beglückten Fürsten eine ganze Anzahl von Briefen, Vorschlägen und Plänen, von denen sich einige sogar mit der Vermehrung der großbritannischen Marine beschäftigten. Bei dem hüpfenden und verworrenen Gedankengange dieser fürstlichen Episteln ist es nur ausnahmsweise möglich, ganz zu entziffern, was er eigentlich will, ein Proceß, der durch einen wahrhaft grausamen Gebrauch des Französischen noch erheblich erschwert wird. Wer sich davon eine Vorstellung bilden will, lese die S. 258 ff., 261 und 265 mitgetheilten Proben. Die Herren Vettern im Reich, Schiffe von China und Japan, die Judenschaft von Dessau, falsches Geld, Schiffsballast, Jagdhunde, amerikanische Rebellen, französische Bischöfe und päpstliche Bullen, dann wieder die Anden von Peru, die Cordilleren, ein Predigttext, zerbster Grenadiere, die über den Harz klettern und die Löcher des Wegs mit ihren Bärmützen ausfüllen, ärgerliche Ausfälle gegen das „liebe Preußen" u. d. m. purzelt und quirlt darin wie in einem Hexenkessel durcheinander.

Der Fürst schien endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein. Er hatte Aussicht, seine Leute für die von den amerikanischen Rebellen bedrohte Legitimität ins Feld rücken zu sehen. „Quatre Frères à Dessau avoient", schreibt er begeistert von solcher Aussicht an Yorke, „entre eux plus de 400 chiens par force, logé chès les Bourgeois de Dessau. Belle Garnison! et au premier Coup de Fouet ou de Cors de Chasse, cette Canaille se rassembloit comme les Troupes au Coup de Tambour. Diable! si on pouvoit faire courir les Amériquains comme cela, se ne serait pas mauvais; mais il faut des Troupes, car pour l'article des hommes, c'est une question et problème de Pirrhnisme (?) à repondre.

Inzwischen hatte Faucitt von Suffolk Auftrag erhalten, sich über die Beschaffenheit der zerbster Soldaten zu unterrichten und dann zu melden, ob es sich lohne, dieselben zu nehmen. Kaum aber war Aussicht auf Vermiethung dieser Landmacht vorhanden, so regte sich in dem stets arbeitenden und immer auch an Plänen fruchtbaren Gehirn Friedrich Augusts schon der Gedanke, die

Digitized by Google

Vortheile seiner an der See gelegnen Grafschaft Jever zu verwerthen, und ohne Verzug schrieb er an Yorke: „Wenn England an der deutschen Küste gegen die Rebellenkaper zwei Fregatten von je 12 oder 20 Kanonen und zwei kleinere Fahrzeuge von je 8 oder 10 leichten Geschützen wünscht, so kann ich ihm dieselben überlassen. (Der gute Herr hätte diese Schiffe erst bauen müssen; denn Jever besaß nur ein paar Dutzend friedliche Fischerbote.) Meine (Gedanken-) Schiffe sind Schnellsegler und aus folgenden Gründen für Sie unentbehrlich: 1) stellen sie die Verbindung zwischen mir und meinen Truppen her, 2) vermitteln sie die von Deutschland abzusendenden Verstärkungen, 3) erlangen Sie dadurch so viele Schiffe und Matrosen mehr, was bei der Frechheit der Rebellen, die ihre Piratencanaille überall hinschicken und sogar im Stande sind, die deutschen Küsten heimzusuchen, gar nicht gering anzuschlagen ist."

Yorke war gutmüthig oder einfältig genug, diesen abgeschmackten Einfall in London zu bevorworten. Suffolk ging natürlich nicht darauf ein, ja er nahm, als er erfuhr, daß Zerbst die versprochenen Truppen nicht sofort liefern konnte, seinen Befehl für Annahme derselben zurück. Die vom Fürsten nach London geschickten Barone v. Oppeln und v. Wietersheim, die hier den Vertrag zwischen den Kronen Zerbst und Großbritannien abzuschließen beauftragt waren, wurden von Suffolk kurz bedeutet, daß London nicht der Ort für dergleichen Negociationen sei, und ihnen sofortige Heimreise anempfohlen.

„Trotz Ihrer Versprechungen," schreibt der arme Fürst am 25. Juni 1777 wehklagend an seinen Gönner Yorke, „hat man in London meine Truppen abgelehnt. Man will bis zum nächsten Jahre warten. Das ist unmöglich, ich werde mich dann nicht wieder ähnlicher Behandlung aussetzen. Andre Mächte werden diese schönen Truppen (ohne Eitelkeit!) mit offnen Armen aufnehmen. Ich hoffe aber, Sie werden Alles noch arrangiren."

Das that Yorke denn auch. „Ich sende Ihnen," schrieb er an Suffolk, „verschiedene Briefe, die ich von meinem wunderlichen Correspondenten, dem Fürsten von Zerbst, empfangen habe; in seinem letzten ist er über den eingetretenen Zeitverlust aufgebracht." — „Ich habe dem Fürsten heute geschrieben und mich bemüht, ihn bei guter Laune zu erhalten und zu besänftigen. Bei allen seinen Verrücktheiten ist er doch ein guter Kerl, der besser handelt als er schreibt. Ich wünsche, seine Truppen möchten in diesen schwierigen Zeiten doch noch genommen werden."

Dieser Wunsch wurde erfüllt; denn die Zeiten waren mittlerweile für England wirklich schwierig geworden. Im Herbst 1777 erhielt Faucitt von Suffolk die Weisung, mit dem zerbster Ministerium für zwei Regimenter abzuschließen. Dieses unterwarf sich ohne Widerspruch den vom englischen Commissär gestellten Bedingungen und begnügte sich sogar mit der bloßen Punctation eines Vertrags, die es England freistellte, die endgiltige Genehmigung des letzteren so

Digitized by Google

lange zu verschieben, bis die zerbster Truppen von Faucitt im Einschiffungshafen übernommen sein würden. Jedes der beiden zu liefernden Regimenter sollte aus 614 Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bestehen, jedes derselben aber nur zwei Stabsoffiziere, Oberst und Major, haben. Marschfertig sollten die Leute im Frühjahr 1778 sein. England übernahm so nicht die mindeste Gefahr oder Verantwortlichkeit; diese fiel vielmehr ausschließlich der zerbster Regierung zu, die, wie wir sogleich sehen werden, davon noch allerlei Verdrießlichkeit und Noth hatte.

Der König von Preußen, der bisher dem Soldatenhandel seiner kleinen Vettern mit England ruhig zugesehen, fing an, die Sache mit Verdruß zu empfinden und ihr am Rheinfels, in Minden und ebenso an der Elbe Hindernisse in den Weg zu legen, wodurch er zunächst die anspacher und die hanauer Truppennachsendungen weite und kostspielige Umwege zu machen nöthigte, dann dem Würtemberger, mit dem man wieder angeknüpft, die Speculation ganz verdarb und schließlich den Zerbster beinahe um den Profit des, wie wir sahen, mit so viel Eifer und Ausdauer verfolgten Geschäfts gebracht hätte. Die Geschichte mit dem letzteren aber begab sich folgendermaßen.

Das eine zerbster Regiment war schon im November 1777 complet und gerüstet und hätte sofort nach dem Einschiffungsplatz abmarschiren können, wenn die Preußen nicht die Elbe gesperrt gehalten hätten. Als die zerbster Behörden in Berlin um Oeffnung der Barriere baten, erhielten sie die Antwort, nachdem Anspach und Hanau mit ihren Gesuchen um Durchmarsch durch das königliche Gebiet abgewiesen worden, dürfe Zerbst nicht besser behandelt werden, übrigens könne man ja das Regiment auf einem kleinen Umwege (wir empfehlen die Karte) durch den Harz nach dem Kurfürstenthum Hannover und von da an den Ort seiner Bestimmung gelangen lassen.

Suffolk hielt es unter so bewandten Umständen für das Gerathenste, den Abmarsch der Zerbster bis zum Frühjahr zu verschieben, und wies Faucitt an, sich in diesem Sinne mit den Räthen des vielgeprüften Fürsten zu verständigen. Friedrich August mußte sich noch einmal gedulden. Seine Wuth gegen Preußen erreichte dadurch den Gipfel des Möglichen, und barocker wie je vorher machte jetzt sein Zorn — man vergleiche S. 266 — dem verhaßten Nachbar in Berlin Faust auf Faust in der Tasche. Ja er ging weiter: der Selbstherrscher aller Zerbster wandte sich sogar an die Selbstherrscherin aller Reußen, um sie zur Intervention gegen Friedrich den Großen zu veranlassen; allein Schwester Katharina erklärte weder an Preußen den Krieg, noch erwirkte sie für Bruder Friedrich Augusts Soldatenwaare die Oeffnung des preußischen Theils der Elbe, was gar nicht hübsch von ihr war; denn die Gefahr, seine mühsam zusammengebrachten Leute durch Desertion einzubüßen, war für den Zerbster beträchtlich größer als für seine Concurrenten auf dem Markte, weil er im eignen Lande

Digitized by Google

faſt gar nicht werben konnte und für ſeine Leute beinahe ausſchließlich auf das deutſche Ausland und in der Methode bei dem damals ſehr fühlbar gewordnen Mangel an tauglichen Subjecten vorzüglich auf Ueberliſtung oder gewaltſame Wegſchleppung angewieſen war. Konnte Sereniſſimus ſein auf ſolche Art zuſammengeraubtes Regiment unter gehöriger Bewachung direct bis ans Meer ſchaffen laſſen, ſo erlitt er verhältnißmäßig geringe Verluſte; ein langes Müßigliegen in offnen Garniſonsorten dagegen oder ein Umweg durch fremdherrliche Gebiete drohte mit maſſenhaftem Ausreißen der geworbenen Burſche. Noch vor Weihnachten brach denn auch unter den Soldaten Meuterei aus. Ein paar Dutzend zerbſter Dragoner ſollten Infanteriſten werden, um das nach Amerika beſtimmte Regiment zu verſtärken, nahmen das aber als Beleidigung auf und hieben auf die Offiziere ein, die ſich ihnen entgegenſtellten; dann flohen die meiſten nach Kurſachſen, wo natürlich niemand ihnen etwas anhatte. Bald nachher machte ſich ſogar ein Leutnant mit ſeinem ganzen Commando von fünfzig Mann davon und retirirte ebenfalls ins Sächſiſche.

Endlich war der Winter überſtanden, und das Regiment trat, 841 Mann ſtark, am 21. Februar 1778 ſeinen Marſch, wie die preußiſchen Miniſter höhniſch geratben, durch Thüringen, den Harz und Hannover nach Stade an. Als es am nächſten Tage die Elbe erreicht, ließ der Oberſt, ein Herr v. Rauſchenplatt, halten, die Zimmerleute mußten ihre Aexte in das Brückengeländer hauen, und es wurde ein Kreis gebildet, in welchem der Commandeur die Kriegsartikel noch einmal verleſen und dann beſchwören ließ, worauf er eine geharniſchte Rede hielt, die jedem über Deſertionsabſichten Ertappten die Kugel androhte. Trotzdem ſuchten noch an demſelben Tage der Regimentstambour, ein Feldwebel, ein Korporal und mehre Soldaten das Weite. Um das Betreten preußiſchen Territoriums zu vermeiden, ging die Marſchroute über Deſſau, Merſeburg, Beichlingen (Kurſachſen), Greußen (Sondershauſen), Mühlhauſen (damals freie Reichsſtadt), Duderſtadt (Kurmainz), Eimbeck (Hannover) und von da durch braunſchweigiſches Gebiet und wieder durch hannöverſches nach Stade. Trotz ſtrengſter Ueberwachung kamen noch tagtäglich Deſertionen vor, da die Bauern den Entweichenden nach Kräften halfen und Gelegenheit ſich zu ſalviren ſchafften, und ſo mußte v. Rauſchenplatt dem damals in Hannover weilenden Faucitt die betrübende Meldung machen, daß er in den erſten zehn Tagen durch Deſertion nicht weniger als 334 Mann verloren habe, und am 21. März waren ſogar nur noch 494 Mann bei der Fahne.

Faucitt ſchrieb darüber an Suffolk und fragte, was da zu thun ſei. Die Antwort lautete, Faucitt ſolle die Reſte der Zerbſter ſammt und ſonders wieder nach Hauſe ſchicken, falls er nicht wenigſtens ein Bataillon aus ihnen formiren könnte. Sogar die für ſie beſtimmten Transportſchiffe wurden abbeſtellt. Es war traurig; per tot discrimina rerum ſchien der unglückliche Fürſt am Ziel

Digitized by Google

ſeiner Wünſche und Mühen angelangt, und nun dennoch nichts liefern und verdienen können! Ungerechter Himmel! Böſer alter Fritz!

Indeß noch einmal lächelte dem Zerbſter das Glück. Es gelang dem Oberſten Rauſchenplatt, den zuſammengeſchmolzenen Beſtand ſeines Regiments in Jever und Nachbarſchaft wieder auf 625 Mann, einſchließlich der Offiziere zu bringen, und Faucitt nahm nun keinen Anſtand mehr, die Leute in den engliſchen Dienſt einzumuſtern. Am 22. April wurden ſie in Stade eingeſchifft. Erſt nachdem dies geſchehen, ſchloß jener den Vertrag mit den Bevollmächtigten Friedrich Auguſts ab, die ſich ſelbſtredend jede von dem engliſchen Commiſſär beliebte Bedingung gefallen ließen.

Wie ſtolz und hehr ſteht dieſen elenden kleinen Fürſten der große König von Preußen gegenüber! Faſt nur er, der ſeine perſönliche Verantwortlichkeit vor der Welt fühlt, hat auch perſönliche Würde, nur bei ihm kannte man eine ſelbſtändige Politik noch in Deutſchland, die meiſten kleinen Staaten friſteten ihre Exiſtenz lediglich durch geſchmeidiges Anklammern an fremde Intereſſen. Deshalb iſt der ſouveräne Hohn und die kalte Verachtung, welche Friedrich England und ſeinen Menſchenlieferanten überall fühlen läßt, doppelt wohlthuend.

Doch darf man ſich die Motive, die den König bei ſeinem Verfahren gegen den Soldatenhandel leiteten, nicht zu ideal vorſtellen. Das erſte und wichtigſte war, daß dieſer Handel ihm bei dem damals auch in Preußen herrſchenden Werbeſyſtem die Mittel zur Füllung der eignen Regimenter zu entziehen drohte. Ein zweites war, daß er jetzt die Gelegenheit gekommen ſah, ſich bei England für das ſchlechte Verhalten, welches der londoner Hof ihm gegenüber rückſichtlich Danzigs beobachtet hatte, abzufinden. Principielle Sympathien für die amerikaniſchen Rebellen lagen ihm fern, und als ſentimentaler Lyriker für die Sache verkaufter Unterthanen aufzutreten paßte ebenſo wenig zu ſeinem Charakter. Daß ihm die Gemeinheit der kleinen Vetternſchaft bei dem Handel Ekel erregte, iſt dagegen mit Sicherheit anzunehmen. Die von Schloſſer mit geſperrter Schrift erzählte Anekdote, daß die heſſiſchen Soldaten auf Befehl des Königs bei Minden hätten den Viehzoll entrichten müſſen, iſt erfunden, Friedrich beſteuerte nur ihr Gepäck. Dagegen findet ſich in einem am 18. Juni 1776 an Voltaire geſchriebnen Briefe des Königs, in welchem er die Ehre ablehnt, der Lehrer des Landgrafen von Heſſen geweſen zu ſein, der damals unverſchämterweiſe einen Katechismus für Fürſten verfaßt und ihn Voltaire geſchickt hatte, die Aeußerung: „Wäre der Landgraf aus meiner Schule hervorgegangen, ſo würde er den Engländern ſeine Unterthanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank ſchleppen zu laſſen.“ Allerdings ferner nahm Friedrich aus Haß gegen England unbedingt Partei für die Amerikaner und gefiel ſich ſogar darin, dem engliſchen Geſandten gegenüber die Erfolge derſelben zu übertreiben. Ihr Recht zum Aufſtand aber hat er gewiß niemals

Digitized by Google

unterſucht, und noch weniger wird er ſich dafür in ſeinen alten Tagen ſoweit erwärmt haben, daß er geneigt geweſen wäre, ſich ihretwegen mit ſeinen Nachbarn in Deutſchland ernſtlich zu entzweien. Hätte er Hoffnung haben können, daß dabei etwas für ſein Preußen herauskäme, ſo ließe ſich etwas Derartiges eher denken.

„Gleichwohl aber," ſo ſchließt Kapp ſein Urtheil über dieſe Verhältniſſe, wie uns dünkt, ſehr richtig, „liegt in Friedrichs Worten und Maßregeln eine ſolche geiſtige Ueberlegenheit und eine ſolche ſouveräne Verachtung der elenden Bereicherungsmittelchen der kleinen Reichsfürſten ausgedrückt, daß man ſich den Jubel der Unterdrückten und die Freude der bei dem ſchmachvollen Handel Unbetheiligten ſehr wohl erklären kann. Das Volk liebt es, ſeinen Helden ſeine eignen beſten Gedanken unterzuſchieben, es macht ſie zu Trägern ſeiner liebſten Wünſche und Hoffnungen. So wurde denn auch auf Grund von ein paar ſcharfen Aeußerungen, die der amerikaniſchen Revolution günſtig waren und die geizigen und gierigen Fürſten brandmarkten, in Friedrich der Haß und die Verachtung aller denkenden Zeitgenoſſen gegen die Seelenverkäuferei verkörpert."

Die altteſtamentlichen Propheten.

Das ganze Alterthum glaubte daran, daß die Gottheit gewiſſe Menſchen auf übernatürliche Weiſe mit der Gabe ausſtatte, Verborgenes der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ans Licht zu bringen. Ja durch bloße Vermittlung todter Sachen meinte man in die göttlichen Geheimniſſe eindringen zu können; man ſagte wahr aus den Eingeweiden der Opferthiere, dem Fluge der Vögel, dem Sande und vielen andern Dingen. Dieſe letzte Art, das Verborgene zu enthüllen, tritt im Volke Israel faſt ganz zurück; nur das Loos, dem man eine unmittelbare göttliche Lenkung zuſchrieb, wird hier noch zuweilen in ähnlicher Weiſe gebraucht; auch die ſ. g. „Urim und Tummim" des hohen Prieſters, welche als Mittel betrachtet werden, die göttliche Entſcheidung zu erkennen, ſcheinen eine Art Loos geweſen zu ſein. Weit wichtiger iſt bei den Hebräern die Verkündigung des göttlichen Willens und Wiſſens durch unmittelbare Erleuchtung begeiſterter Männer. Ein ſolcher heißt gewöhnlich Nabi „Sprecher" oder Roë „Seher", auch Hose „Schauer". Die Anſchauung, welche der

Digitized by Google

ersten Benennung zu Grunde liegt, ist die, daß der Begeisterte der Dolmetscher Gottes, der Inspirirte ist, durch dessen Vermittlung Gott zu den Menschen redet. Diese Anschauung drückt sich 2 Mos. 7, 1 sehr naiv in den Worten Gottes an Mose aus, nach denen dieser als der geistige Leiter dem König Pharao gegenüber den Gott, sein redegewandter Bruder aber den „Nabi" desselben abgeben soll; für „Nabi" steht in der Parallelstelle 4, 16 (aus einer anderen Quelle) „Mund". Diese Vorstellung wird auch durch den in alle europäischen Sprachen übergegangenen Ausdruck „Prophetes" wiedergegeben, welchen die alten griechischen Uebersetzer für das hebräische „Nabi" setzen. Denn „Prophetes" heißt nicht der „Vorhersager", sondern der, welcher etwas (Verborgenes, ihm allein Mitgetheiltes) aussagt und erklärt. Die andern beiden Namen, von denen der erstere 1 Sam. 9, 9 ausdrücklich als der in alten Zeiten statt des später üblicheren Nabi gebräuchliche bezeichnet wird, drücken die Vorstellung eines Menschen aus, welcher durch göttliche Erleuchtung das sehen kann, was den Andern verborgen bleibt. Sonstige Bezeichnungen dieser Männer sind mehr vereinzelt und werden auch anderweitig verwandt, wie z. B. der Name „Mann Gottes". Wir halten uns an den herrschenden Sprachgebrauch und geben ihnen den Namen „Prophet", wie auch das entsprechende „Nabi" im alten Testament durchaus die gewöhnliche Benennung ist.

Die Propheten sind seit alter Zeit vielfach als todte Werkzeuge aufgefaßt, welche die göttliche Eingebung aussprechen ohne eigenes menschliches Mitwirken. Diese supranaturalistische Ansicht konnte sich begreiflicherweise leicht sehr grob ausprägen, und wie schon im grauen Alterthum ein Prophet über die verlorenen Eselinnen des Kis Auskunft geben soll (1 Sam. 9), so hat man noch bis in die neuste Zeit die Auffassung der Propheten als bloße Wahrsager vertheidigt. Aber diese grobe einseitige Ansicht ist in der Zeit des lebendigen Prophetenthums doch nicht die der edelsten und erleuchtetsten Geister gewesen; wüßten wir wirklich von den Propheten nichts, als daß sie die Zukunft und sonstige dem Menschen natürlicherweise unbekannte Dinge genau entschleiert hätten, dann könnten wir sie nur mit den Wahrsagern anderer Völker auf eine Stufe stellen, und sie hätten für uns gar keinen höheren Werth.

Die Bedeutung des israelitischen Prophetenthums liegt für uns in seinem sittlich-religiösen Geist. Es ist weit wichtiger als Ausdruck des göttlichen Willens, der ethischen Forderungen, denn als Enthüllung der Geheimnisse. Auch bei dieser ist der Prophet immer vom sittlich-religiösen Geist belebt, auch sie soll nur als Hebel für die Verbreitung dieses Geistes wirken.

Der Prophet fühlt sich unmittelbar von Gott berührt und spricht in seinem Namen, daher oft geradezu von Gott in der ersten Person; die menschliche Persönlichkeit tritt dann bei ihm ganz zurück, aber nur um bald wieder deutlich hervorzutreten; denn diese Form ist nur ein Ausdruck der höchsten Begeisterung

Digitized by Google

oder der innigsten Ueberzeugung von der Einheit des menschlichen Willens und Denkens mit dem göttlichen. Diese ganze Anschauung von der unmittelbaren Erregung des Menschen durch Gott hat ihre gute Berechtigung; sie ist subjectiv durchaus wahr, und sobald man nur das Uebernatürliche von der alten Anschauungsform abstreift, läßt sich ihr auch eine gewisse objective Wahrheit nicht abstreiten. Nur der ist ein Prophet, welcher von sittlich-religiösen Gedanken und Empfindungen bewegt ist und im Dienst der Religion Israels steht; mit dem Verzückten oder dem Wahrsager hat er nur in Aeußerlichkeiten Gemeinschaft.

Das Prophetenthum bildet in der israelitischen Religion die fortbildende Kraft gegenüber dem zur Starrheit und Aeußerlichkeit geneigten Priesterthum und Gesetzeswesen. In ihm tritt der Subjectivismus belebend und zum Fortschritt treibend hervor, während die großen, einmal gegebenen Ideen der Religion diesen selbst vor Ausschreitungen bewahren. Diese Ausbildung der Religion durch das Prophetenthum ist uns freilich nicht mehr ganz deutlich, weil eben die Berichte über den ältern Zustand der Religion (namentlich über Mose) selbst zum größten Theil vom prophetischen Standpunkt aus geschrieben sind, so daß die höhere Auffassung des Prophetenthums in die alte rohere Zeit übertragen wird. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß das gänzliche Verbot des Bilderdienstes erst eine Frucht der durch die Propheten bedingten höheren Entwicklung ist, während unsere prophetischen Berichterstatter dasselbe schon in die Zeit des Mose legen. Dieses Zurückschieben der prophetischen Anschauung auf die ältere Zeit drückt sich dann darin aus, daß nicht blos ein Mose, eine Debora und Mirjam als Propheten angesehen werden, sondern daß man selbst die mythischen Stammväter des Volks zu Propheten macht (1 Mos. 20, 7; Ps. 105, 15).

Geschichtlich treten uns die Propheten zuerst deutlich seit der Zeit Samuels entgegen. Freilich hat es sicher schon seit alter Zeit etwas Analoges gegeben, aber seit jener, auch für die äußere Geschichte des Volkes so wichtigen Periode bemerken wir sie in größerer Anzahl, und sie werden für die geistige Entwicklung wichtiger. Daß Samuel ganze Schaaren von Propheten um sich hat, wird uns von verschiedenen Quellen berichtet (1 Sam. 10, 5 ff.; 19, 18 ff.), und das alte Sprichwort: „ist auch Saul unter den Propheten?“ scheint uns das Vorhandensein von Prophetengenossenschaften zu verbürgen, obwohl schon unsre Quellen die geschichtliche Veranlassung dieses Sprichworts nicht mehr sicher kennen und sie verschiedenartig erzählen. Noch in der Geschichte Elias und Elisas treten Schaaren von „Prophetensöhnen“ auf. Es liegt sehr nahe, hier an eine Art klösterlichen Zusammenlebens mit einem gewissen Unterricht der Jüngern zu denken. Durch nichts ist uns übrigens die in neuerer Zeit oft angenommene Meinung beglaubigt, daß diese „Prophetenschulen“, über deren Einrichtung wir überhaupt nichts wissen, von Samuel gestiftet seien. Für das

Digitized by Google

eigentliche Prophetenthum haben diese Schulen auf keinen Fall eine hohe Bedeutung gehabt. Die großen, schöpferischen Propheten sind, was sie sind, durch sich selbst, mögen sie nun in solchen Genossenschaften gebildet sein und gelebt haben — was wir übrigens von keinem wissen — mögen sie blos durch die innere Stimme zur prophetischen Wirksamkeit berufen sein, wie das Amos (7, 14) so einfach wie ergreifend von sich selbst aussagt.

Auch ein ascetisches Leben, welches nach einigen Andeutungen von den Propheten oft geführt worden zu sein scheint, war gewiß kein Erforderniß. Die von den Königen hochgeehrten Propheten, wie Nathan, Jesaia, lebten gewiß nicht in bedrängten Umständen, und selbst der vielgeprüfte Jeremia gebietet nach 32, 9 über ansehnliche Geldmittel (mag die dort erzählte symbolische Handlung auch fingirt sein). Als äußeres Kennzeichen der Propheten wird Sach. 13, 4 (aus einer älteren Prophetie, welche dem Buche des Sacharja angehängt ist) ein zottiger Mantel genannt, welcher auch in der Geschichte Elias mehrfach erwähnt wird.

In der ältern Zeit war am Prophetenthum jedenfalls noch mehr Aeußerliches als in der spätern, aus der wir die herrlichen prophetischen Reden haben. Dazu gehört, daß die Propheten sich nach völlig sicheren Zeugnissen (1 Sam. 10, 5 f. und 2 Könige 3, 15) durch rauschende Musik in einen Zustand der Verzückung versetzten. Ganz gegen die klaren Textworte, welche die prophetische Begeisterung als Folge der Musik darstellen, hat man hier blos eine Begleitung des prophetischen Vortrags durch Musik finden wollen. Die Art, wie sich die Derwische durch Musik, Singen und Tanzen in Verzückung versetzen, giebt uns eine, allerdings stark verzerrte, Analogie hierzu aus dem heutigen Orient.

Der subjective Charakter des Prophetenthums, das Vorherrschen des Gemüths und der Phantasie vor der Reflexion führte allerdings leicht zu krankhaften Auswüchsen. Immer war da etwas Schwärmerei, und diese steigerte sich stellenweise zur Verzückung und Raserei. Daher wird das von Nabi abgeleitete Hitnabbe „sich als Prophet benehmen" wohl geradezu in der Bedeutung „toben" gebraucht, und der ruhige Beobachter nennt den Propheten schlechthin einen Rasenden oder Verrückten (Jer. 29, 26; 2 Kön. 19, 11). Eine gewisse Gewaltsamkeit ist von der subjectiven Erregung und Begeisterung überhaupt unzertrennlich. Freilich verliert sich diese mit der Zeit mehr und mehr, und der reine prophetische Gedanke tritt immer milder hervor; allein ganz hat die hebräische Prophetie diese Gewaltsamkeit nie aufgegeben. Noch bei dem schwermüthigen Jeremia und dem hohen Propheten, der zur Zeit des Cyrus Jes. 40—66 schrieb, zeigen sich deutliche Spuren jenes stürmischen Eifers, den uns die, freilich sagenhaften, Erzählungen von Elias Wirken für die reine Religion vor Augen stellen.

Das Prophetenthum bestand während der ganzen Dauer der beiden israe-

litiſchen Reiche, lebte am Schluß des Exils noch einmal kräftig auf, um bald darauf gänzlich zu verſchwinden. Die letzten Propheten im Alten Teſtament zeigen ſchon das völlige Erlöſchen der Begeiſterung und des friſchen, geiſtigen Lebens.

Die Propheten betrachten ſich als Wächter der Treue gegen Gott; ſie predigen ſtrenge Sittlichkeit mit der Drohung ſtrenger Strafe für die Vergehen. Die heiße Sehnſucht nach dem Ideal einer beſſeren Zukunft zeigt ſich als ſichere Verheißung für die Frommen.

Dieſe Grundgedanken nehmen verſchiedene Geſtalten an, je nach den Umſtänden. Alles wird in der Form der Anſchauung ganz beſtimmt ausgeſagt. Wir ſehen oft, daß dieſe beſtimmte Schilderung der Zukunft auch für den Propheten nur eine poetiſche Ausmalung ſein ſoll; aber es iſt ſehr ſchwer zu entſcheiden, wie weit die Propheten bei den einzelnen Darſtellungen ſubjectiv von der Wahrheit der einzelnen Züge überzeugt ſind. Daß ſie hierin freier daſtehn, als man denken möchte, erkennen wir daran, daß ein und derſelbe Prophet oft ganz verſchiedene Ausführungen ſeiner Verheißungen und Drohungen giebt, welche, wenn ſie proſaiſch genau genommen würden, mit einander im entſchiedenſten Widerſpruch ſtänden; und zwar geſchieht dies noch oft in den jetzigen Aufzeichnungen, in denen doch ſolche Widerſprüche hätten verwiſcht werden können, wenn es dem Propheten darauf angekommen wäre.

Den Kern der prophetiſchen Gedanken müſſen wir überall von der Form unterſcheiden, in welche derſelbe gekleidet wird, auch da, wo dem Sprechenden ſelbſt dies von höchſter Bedeutung iſt. Dem Jeſaia ſteht es feſt, daß der Tempel unzerſtörbar ſei, während ſein Zeitgenoſſe Micha zuerſt verkündet, in der großen Züchtigung, welche das Volk durch ſeine Sünden unwiderruflich über ſich ziehe, müſſe auch der Tempel mit der heiligen Stadt fallen. Die nächſte Zeit gab dem Jeſaia, die Zukunft dem Micha Recht, während doch im Einzelnen dieſe Zerſtörung ganz anders kam, als Micha erwarten konnte. Der Hauptgedanke, daß das Volk eine große Prüfung erleiden müſſe und daß der unzerſtörbare Kern deſſelben alle Leiden überſtehen werde, hat hier für uns allein wahren Werth. Verheißungen und Drohungen wechſeln die Geſtalt je nach den Umſtänden, während ſie im Weſen ſich gleich bleiben. Jeſaia und ſeine Zeitgenoſſen erwarten das große Gericht von den Aſſyrern, die Propheten des hinſinkenden Jeruſalems von den Babyloniern.

Die Lebhaftigkeit der Phantaſie und der Gemüthsbewegung betrachtet die ſchließliche Entſcheidung, die große Züchtigung und das darauffolgende große Heil durchgängig als nahe bevorſtehend. Nur unter einer ſolchen Vorausſetzung kann der Prophet mit Wärme ſprechen, nur ſo kann er auf ſeine Hörer wirken. Es iſt ſchon eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung, daß der melancholiſche Jeremia die Zeit der Noth 70 Jahre dauern läßt. Volle zwei Menſchenalter

Digitized by Google

ſollten alſo das erſehnte Heil noch entbehren. Wie lange haben aber freilich noch nach Ablauf dieſer 70 Jahre die Frommen vergeblich nach dem Ende des Elends geſchmachtet!

Eine Zeit der Erlöſung vom Jammer der jetzigen Welt erwarten alle Propheten für Israel oder vielmehr für den wahren Kern Israels, die Frommen. Aber dieſe Erwartungen drücken ſich ſehr verſchieden aus. Während einige Propheten nur ganz ſchlicht von einem Siege der Guten, einem ewigen Glück der Gerechten ſprechen, malen andere dieſe Hoffnungen weiter aus und ſchildern uns ein dann erſtehendes ideales Reich oder eine von allen Mängeln befreite Natur. Das Elend des kleinen Volkes, das ſo oft der Spielball mächtiger oder wenigſtens energiſcher und kriegeriſcher Nachbaren war, erhält in dieſen Schilderungen ein Gegenbild. Mit Begeiſterung verweilt die Erinnerung auf der kurzen Zeit, in der das noch in ſich einige Israel mächtig geweſen war und weithin die fremden Völker unterworfen hatte. Je weiter man ſich von Davids Zeit entfernte, deſto idealer wurde die Auffaſſung ſeines Reiches, und dieſer Idealismus ſpiegelte ſich in dem gehofften Zukunftsreiche wieder. Von ſelbſt war damit die Idee eines neuen idealen Königs*), eines zweiten, aber vollkommneren David gegeben, der dieſem Reiche der Seligkeit vorſtehen ſollte. Man knüpfte wohl auch unmittelbar an David und das von ihm gegründete, geweihte Herrſchergeſchlecht an, indem man jenen König aus dieſem hervorgehen und aus ſeiner Stadt ſtammen ließ. Aber in dem Allen war kein Syſtem, wie es die Aengſtlichkeit ſpäterer Jahrhunderte aufgefaßt und ſelbſt in das Leben des geſchichtlichen Jeſu von Nazareth übertragen hat. Bei demſelben Propheten weichen die verſchiedenen Schilderungen dieſes Reiches von einander ſtark ab; einige Propheten erwähnen den einzelnen König gar nicht, bei andern tritt auch die Erwartung des neuen Reichs ganz zurück. Politiſch ſind dieſe Erwartungen entſchieden, aber die Hauptſache iſt doch das religiöſe und ſittliche Moment. Als Verehrer Gottes, die er erwählt hat, als Thäter ſeines Willens ſollen die Gerechten Israels dieſes Reiches theilhaftig werden, in welchem Gottes Gebote das alleinige Geſetz ſein werden. Das Reich ſelbſt ſoll eben ein Reich der Sittlichkeit und Religion werden; von einem ſolchen ſind nach israelitiſcher Auffaſſung die Segnungen der Natur gar nicht getrennt zu denken. Man ſieht auch hier überall die ethiſche Grundlage. Freilich erwarten alle Propheten das dereinſtige Heil in irdiſcher Geſtalt. Einige laſſen auch die fremden Völker an den erwarteten Segnungen theilnehmen, nachdem ſie bekehrt ſind, aber wohl keiner hat ſich die Errichtung des Reiches gedacht ohne vorhergehende ſcharfe

*) Später ward es gewöhnlich, dieſen König den „Geſalbten", Maschiah, gräciſirt Messias, überſetzt Christos, zu nennen; dieſe Benennung kommt im Alten Teſtament einigemal von einem irdiſchen, aber zufällig nie von dieſem erwarteten idealen König vor.

Digitized by Google

Züchtigung der Feinde des Volks, an denen der Messias Rache üben soll, wie einst David Israel an seinen Drängern blutig gerächt hatte.

Wir sehen, das nationale Moment war bei den Propheten noch sehr mächtig. So zeigen sie denn durchgehends einen glühenden Haß gegen die feindlichen Völker, welche Israel an den Rand des Verderbens gebracht oder ihm selbst seine Existenz als Volk genommen haben. Freilich wird auch hier der blos nationale Eifer durch sittlich-religiöse Gedanken veredelt; in den Feinden seines Volkes sieht der Prophet ja die Verehrer der Götzen, die Gegner der strengen Sittlichkeit. Bei keinem Propheten tritt dies so klar hervor, wie bei dem Verfasser von Jes. 40—66, welcher wiederholt den Fall des verhaßten Babels als die Niederlage des rohen Götzendienstes und der Sittenlosigkeit auffaßt. Aber wenn auch manche Propheten über ihrer Zeit und über ihrem Volk standen, ihre Anschauungen waren doch durch ihre Zeit und ihren Ort bedingt. Nur eine befangene Auffassung könnte ihnen aus dieser Beschränktheit einen Vorwurf machen; wir werden uns vielmehr auch an ihrer patriotischen Wärme erfreuen, die selbst bei denen hervortritt, die, wie Hosea und Jeremia, zunächst nur Unglück für Israel verkünden können.

So sehr die Gewalt des Gefühls und der Phantasie bei den Propheten hervortritt, so ist doch die Reflexion durchaus nicht ausgeschlossen. Männer wie Nathan und Jesaia besaßen gewiß große Welt- und Menschenkenntniß und wußten diese wohl zu benutzen.

Was bei den Griechen die Volksführer im besten Sinn, das waren in Israel die Propheten. Sie leiteten das Volk ohne alle öffentliche Autorität durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit und den Eindruck der heiligen Scheu, den sie auf die Hörer machten. So waren sie die Sachwalter der Unterdrückten. In Israel fehlte es so wenig, wie in irgendeinem andern Staat des Morgenlandes, an Bedrückung durch weltliche und geistliche Machthaber, an Ungerechtigkeit und Käuflichkeit der Richter. Da war es nun für die untern Stände in hohem Grade wichtig, daß diese begeisterten Männer sich ihrer annahmen; denn nicht eine äußerliche Gottesverehrung, sondern eine solche forderten diese mit mächtiger Stimme, welche sich im Leben durch strenge Gerechtigkeit und Heiligkeit zeigt. Die gewaltigsten Strafreden der großen Propheten, namentlich des Jesaia, sind an die Vornehmen und Mächtigen gerichtet, welche das arme Volk mißhandeln und aussaugen; streng wird ihnen vorgehalten, daß es völlig eitel sei, solchen Frevel durch Opfer und Festgebräuche sühnen zu wollen, statt durch thätige Besserung.

Auch politisch werden die Propheten wichtig. Sie eifern für den Satz, daß Israels Glück nur durch vollständigen Gehorsam gegen Gott zu erreichen ist, daß der Ungehorsam sich am Volke schwer rächen muß. Dabei verwerfen sie von der Höhe der Idee aus alle Bündnisse mit fremden Völkern, alles

Digitized by Google

Vertrauen auf äußere Streitmittel, eben dies bedeutet ihnen einen sträflichen Mangel an Vertrauen zu Gott, der allein helfen kann.

Diese Grundsätze vertreten die Propheten mit Aufopferung ihrer selbst. Sie leiden vielen Widerstand, aber werden nicht gebeugt. Sie greifen auch handelnd ein. Als das Haus Ahabs durchaus nicht vom Götzendienst lassen will, da bewirkt Elisa seinen Sturz. Ja sogar die Trennung des nördlichen Reichs vom südlichen wird auf einen Propheten zurückgeführt. Man sieht, daß dieser Prophet die Herrschaft des Stammes Juda, namentlich des Salomo, wesentlich anders auffaßte, als unsre Berichte. Es lag übrigens in der Natur der Sache, daß das Auftreten der Propheten oft zu Conflicten führte. Auch wenn die Machthaber stets die beste Gesinnung gehabt hätten, wäre es ihnen doch unmöglich gewesen, eine so ideale Politik, wie die von den Propheten geforderte, durchzuführen. Sie mußten unter allen Umständen mit den Mächten der Erde rechnen, welche von den Propheten für gar nichts geachtet wurden. Bei solchen Conflicten waren die Propheten gewiß nicht immer ganz schuldlos; der gewaltige Eifer riß sie leicht über die Grenzen der Mäßigung hin.

Es erklärt sich leicht, daß auch das reinste Streben dieser Männer oft Hohn, Leiden und Verfolgungen, ja den Tod über sie brachte. Aber dies waren doch die seltneren Fälle. Das hohe Ansehn, in dem sie beim Volke standen, schützte sie, und selbst die Großen beugten sich oft vor der geistigen Ueberlegenheit. Noch der eingekerkerte Jeremia flößt dem König Sedekia solche Ehrfurcht ein, daß er heimlich zu ihm kommt und ihn flehend befragt, ob sich die von ihm vorhergesagten Folgen seiner unverständigen und treulosen Politik nicht noch abwenden lassen. Welch ein Segen lag übrigens darin, daß die Propheten das Wort überall frei zu erheben wagten und in gewisser Hinsicht erheben durften! Vor den mit Blutschuld bedeckten König Ahab tritt Elia furchtlos und verkündet ihm, daß er für seine That den schmählichen Tod leiden soll; der König weist ihn nicht zurück, sondern thut Buße und erlangt dadurch Milderung der über ihn verhängten Strafe. Sind die einzelnen Züge dieser Erzählung auch nicht alle streng geschichtlich, so geben sie uns doch ein treues Bild von dem Auftreten der Propheten gegen die Mächtigen der Erde.

Auch mit den Priestern waren Conflicte nicht immer zu vermeiden. Obwohl einige Propheten aus priesterlichem Geschlecht waren (z. B. Jeremia), so mußten die reineren, geistigeren und doch strengeren Anschauungen der begeisterten Gottesmänner denen mitunter lästig werden, welche sich des ruhigen Besitzes ihrer geistlichen Würde erfreuen wollten und durch die Handhabung des Cultus ihre Heiligkeit gesichert glaubten. Nicht blos der Priester des goldenen Kalbes weist den Propheten Amos zurück, sondern auch die Priester in Jerusalem suchen die Propheten zuweilen fern zu halten.

Bei dem Subjectivismus der Propheten kann es selbst nicht fehlen, daß

gitized by Google

sie bisweilen auch miteinander in Verwicklungen geriethen. Da war jeder von seiner Wahrheit überzeugt und der andere ein falscher Prophet. Allein die großen Grundgedanken, welche allen gemeinschaftlich waren, ließen doch solche Conflicte nicht häufig hervortreten, und wo die Rede von Pseudopropheten ist, haben wir meist eine bloße Ausartung, eine Anwendung prophetischer Art und Rede zu selbstsüchtigen Zwecken anzunehmen. So haben wir auch die Propheten anzusehen, gegen deren unsittliches Leben Jesaia und andere eifern. Die Aeußerlichkeiten des Prophetenthums konnten sich auch Unberufene leicht aneignen, ohne doch von seinem wahren Wesen etwas an sich zu haben.

Auch Propheten der fremden Götter, besonders des Baal, werden im Alten Testament erwähnt. So viel Aehnlichkeit diese mit den hebräischen Propheten haben mochten, so haben wir ihnen doch allen höheren Werth abzusprechen, da den Religionen der Nachbarvölker Israels ethische Grundsätze fehlten. Die Macht des sittlichen Ernstes, welche den hebräischen Propheten antrieb, selbst sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn Gott, d. i. sein Gewissen, ihn rief, konnte unmöglich ein Verehrer des Baal und der Astarte fühlen.

Die Lehr- und Wirkungsart der Propheten war jedenfalls sehr mannigfach. Sie äußerten sich bald in schlichtem Vortrag, bald in erregter Rede. Wenn, wie das Alte Testament es ausdrückt, die Hand Gottes über sie kam, der Geist Gottes sie bedeckte, so mochten sie wohl oft selbst ihrer nicht mehr mächtig sein; dem entschleierten Auge des Sehers zeigten sich im Moment der höchsten Erregung die Gestalten der geheimsten Dinge leibhaftig. Wenn er so in der größten Begeisterung sprach, oder später seine in diesem Zustand gesehenen Visionen schilderte, mögen die Zuhörer oft Mühe gehabt haben, sich den Sinn der Reden zurecht zu legen. Bei den uns erhaltenen Schilderungen der Visionen ist aber nicht zu verkennen, daß diese nie blos das im Geist Geschaute einfach wiedergeben, sondern daß sie stets reflectirte poetische Ausmalungen sind, ja zum Theil geradezu auf Reflexion beruhen. So läuft schon bei einem der ältesten uns erhaltenen Propheten, bei Amos, eine Vision auf ein Wortspiel hinaus (8, 1, 2.), und die seltsamen Gesichte des Ezechiel sind sämmtlich Producte kalter Reflexion. Natürlich spiegeln diese Schilderungen aber einen Vorgang wieder, der dem Geist der Propheten nicht fremd war. Doch unter allen Umständen ist eine solche, immerhin unklare und nur subjectiv wahre Begeisterung nicht das Höchste bei den Propheten; nicht durch sie sind sie die Träger des religiösen Fortschritts in ihrem Volke geworden. Freilich mag bei der phantastischen Erregbarkeit der Semiten und bei der Gewalt der religiösen Gedanken auch der gewöhnliche Vortrag der Propheten etwas Leidenschaftliches, Unruhiges an sich gehabt haben, aber von dieser Erregtheit bis zu jenem eigentlichen Enthusiasmus ist doch noch ein großer Schritt. Die öffentliche Rede der

Digitized by

Propheten war so wenig an eine bestimmte Kunstform gebunden, daß sie sogar auf erhobene Einwände unmittelbar antworteten.

Natürlich mußte bei einem wahren Propheten das ganze Leben mit seinen Gedanken und Lehren im Einklang stehen. Selbst in Aeußerlichkeiten drücken sie aus, was sie beseelt. Jesaia giebt seinen Kindern Namen, welche seine Grundgedanken aussprechen, und oft geben sie ihren Verkündigungen durch begleitende ausdrucksvolle Handlungen mehr Nachdruck. Dies sind die symbolischen Handlungen, deren Schilderung in unserer jetzigen prophetischen Literatur allerdings zuweilen blos eine schriftstellerische Einkleidung ist (z. B. Jer. 13).

Der mündliche Vortrag ist bei den Propheten natürlich das Ursprüngliche, aber schon sehr früh fingen sie an, diesem durch schriftliche Aufzeichnung weitere Verbreitung und Wirksamkeit zu verschaffen. Die ältesten Propheten, von denen wir vollständige Stücke haben, leben ums Jahr 800 vor Chr. Geb., und in den geschichtlichen Büchern sind uns einzelne prophetische Aussprüche in ziemlich authentischer Weise aus noch früherer Zeit erhalten (z. B. 1 Kön. 22, 19 ff.). Natürlich sind die Aufzeichnungen der prophetischen Reden nicht stenographische Berichte, sondern mehr oder weniger freie Reproductionen des früher Gesprochenen. Wenn Jeremia nach seiner eigenen Angabe seine prophetischen Reden im fünften Jahre des Königs Jojakim wiederherstellt, nachdem dieser die kurz vorher (lange Jahre nach dem ersten Auftreten des Propheten) veranstaltete erste Sammlung hatte verbrennen lassen (Jer. 36), so ist an eine wörtliche Wiederherstellung nicht zu denken. So erklärt es sich, daß zuweilen in den uns vorliegenden prophetischen Reden auf Dinge Rücksicht genommen ist, die zur Zeit, wo sie gehalten wurden, noch nicht bekannt sein konnten; die schriftliche Aufzeichnung hat hier nachträglich die spätern Umstände mit berücksichtigt.

Oft mag der Prophet allerdings seine Reden sofort aufgeschrieben oder dictirt haben, aber oft vergingen Jahre zwischen dem Halten und dem Niederschreiben. Secundär ist es, die Reden gar nicht zu halten, sondern blos niederzuschreiben, obgleich dies schon in alter Zeit einzeln vorgekommen sein wird. Namentlich bei prophetischen Aussprüchen über fremde Völker, an die man sich doch nicht unmittelbar mit der Rede wenden konnte, scheint die blos schriftliche Abfassung Regel gewesen zu sein, aber auch sonst möchte ich selbst bei Jesaia manche Reden als rein schriftstellerische Producte ansehen, während sich bei andern wieder deutlich ersehen läßt, daß und unter welchen Umständen sie vorher gehalten sind. Einige spätere Propheten sind ganz Schriftsteller, wie z. B. Ezechiel, während sich wiederum bei den spätesten Propheten deutliche Spuren einer lebendigen Wirksamkeit durch mündliche Rede nachweisen lassen.

Die Kunstform, welche fast von allen Propheten mehr oder weniger beobachtet wird, ist gewiß bei der mündlichen Rede nicht so stark hervorgetreten, wie bei der schriftlichen Aufzeichnung. Sie lehnt sich an die eigenthümliche

Form der hebräiſchen Poeſie, die freie Gliederung der Rede in rhythmiſch parallelen Reihen, deren Darſtellung uns hier zu weit führen würde, bedient ſich aber hier noch größerer Freiheit, als die eigentliche Poeſie, und verwendet durchgehends längere Redeglieder. Zuweilen, jedoch nicht ſehr häufig, gruppiren ſich die Verſe wieder zu Strophen. Der Bilderreichthum, der poetiſche Schwung iſt der prophetiſchen Rede bis in die ſpätere Zeit gewiß immer eigenthümlich geweſen. Schon von dieſer formellen Seite, ſelbſt abgeſehen vom Inhalt, ſind manche Prophetien, z. B. die des Joel und Jeſaia, wahre Meiſterwerke. Zuweilen werden die Propheten ganz Geiſt, z. B. Habakuk 3, und ſelbſt Jeremia hier und da, während anderſeits in den poetiſchen Büchern, wie den Pſalmen, bisweilen Stücke hervortreten, welche ſich der prophetiſchen Redeweiſe nähern. Die poetiſche Form und der ganze Schwung der Rede tritt mit der Zeit mehr und mehr zurück. Bei Ezechiel und ſelbſt bei Jeremia iſt manches ganz proſaiſch ausgedrückt; aus dem Ende des Exils haben wir noch einige prophetiſche Stücke von großer Schönheit, aber dann hört die Kunſtform ganz auf, da auch der alte Geiſt erloſchen iſt.

Die ältern Propheten drücken ſich im Ganzen kürzer, gedrungener, ſchwerer aus, als die ſpätern, welche, auch wo ſie der poetiſchen Redeweiſe treu bleiben, doch leichter, gedehnter und flüſſiger ſchreiben. Dieſelbe Entwicklung des Stils zeigt ſich im Ganzen auch in der eigentlichen Poeſie der Hebräer. Im Ganzen überragen die Propheten der ältern Zeit die der ſpätern an Kunſt der Rede bedeutend, doch gilt das nicht durchgängig, wie man z. B. nicht verkennen kann, daß der alte Prophet Hoſea kein gewandter Stiliſt iſt und Mühe hat, ſeinen Gedanken einen zweckmäßigen Ausdruck zu geben.

Wie der Begriff des literariſchen Eigenthums den Hebräern überhaupt ziemlich fremd war, ſo benutzen auch die Propheten häufig die Reden ihrer Vorgänger mehr oder weniger wörtlich. Ganze Stellen werden citirt (z. B. Jeſ. 15 und 16 eine lange von ihm ſchon als alt bezeichnete Prophetie über Moab), oder ohne weiteres den eignen Reden einverleibt, als wären ſie eignes Gut. Namentlich bei Reden über fremde Völker geſchah dies häufig. So ſehen wir eine ältere Prophetenrede über die Edomiter einerſeits bei Jer. 49, anderſeits bei Obadja benutzt. Schon Amos (1, 21) eröffnet ſein Buch mit einem Spruch des Joel (4, 16), und Jeſaia beginnt eine Rede mit einer Stelle aus einem alten Propheten, welche außer ihm auch Micha benutzt (Jeſ. 22 ff. Micha 4, 1 ff.).

Die Propheten haben es zum Theil nicht verſchmäht, den Sinn ihrer Reden durch hiſtoriſche Zuſätze zu erläutern, welche die Veranlaſſung jener oder die Erzählung von Ereigniſſen enthalten, welche ſich begaben, als ſie dieſelben zuerſt mündlich vortrugen. Solche Zuſätze finden wir bei Amos, Jeſaia und beſonders bei Jeremia. Davon ſind natürlich ſtreng zu unterſcheiden die ge-

Digitized by Google

schichtlichen Zusätze späterer Hand, durch welche die Bücher Jesaia und Jeremia erläutert werden (Jes. 36—39, Jer. 52).

Die uns vorliegenden Prophetien sind zum Theil mit Beischriften versehen, welche den Namen des Verfassers, auch wohl einige Notizen über ihn und über die besondere Veranlassung der Reden enthalten. Diese Beischriften bewähren sich mit wenig Ausnahmen als richtig, auch wo sie nicht von den Verfassern selbst abstammen. Sie geben der Kritik sehr werthvolle Andeutungen über die Entstehung der einzelnen Reden, wie der ganzen Sammlungen.

Aber innere Gründe müssen hinzukommen, um die Echtheit und die nähern Umstände festzustellen, aus denen die einzelnen Theile und die ganzen Bücher hervorgegangen sind. Die Kritik hat durchgängig *nach der Veranlassung, nicht nach der Erfüllung* zu suchen. Eine Rede, in welcher Cyrus mit Namen genannt wird (Jes. 44, 28; 45, 1), eine andere, in welcher die Meder und Perser aufgefordert werden, Babel zu zerstören, weil es die Israeliten unmenschlich behandelt habe (Jes. 13, 1—14, 23), kann natürlich nicht von Jesaia herrühren, der weder die Fortführung des Volks nach Babel, noch die Befreiung desselben durch Cyrus, den König der Meder und Perser, vorherwissen konnte. Eine Erklärungsweise, welche die Erfüllung der Prophetien, und gar im Einzelnen, nachweisen will, verstößt überall gegen die Thatsachen; hoffen wir, daß diese von der deutschen Wissenschaft jetzt doch schon so ziemlich allgemein angenommene Einsicht den Jahrtausende alten kleinlichen Buchstaben- und Wunderglauben in nicht zu ferner Zeit ganz vertreiben möge!

Kommt zu einer genauen Untersuchung der geschichtlichen Veranlassung noch eine sorgsame Erwägung der Sprache, des Stils und der Gedanken, so kann man zwar nicht alle erhaltenen Prophetien, aber doch die große Mehrzahl derselben ziemlich genau bestimmen. Natürlich dürfen hier nicht übertriebene Ansprüche gestellt werden, wie z. B. daß man immer Jahreszahl und Datum auffinden soll. Die prophetischen Reden sprechen aber so zu der Gegenwart aus der Gegenwart, betreffen auch da, wo sie die allgemeinsten religiösen Sätze verfechten, doch so sehr deren specielle Anwendung und wählen die Farben für ihre Droh- und Verheißungsreden so nach den vorliegenden Umständen, daß ihre Zeit durchgängig weit leichter wiedergefunden werden kann als z. B. die eines lyrischen Gedichtes über allgemein menschliche Verhältnisse.

Auf diese Weise werden die prophetischen Schriften für uns historische Quellen von hohem Werthe. Ich meine hier nicht so sehr die zerstreuten geschichtlichen Angaben in ihnen, wie ihr ganzes Eingehen auf das geistige Leben, die socialen Zustände und die ganzen Verhältnisse ihrer Zeit. Sie beleben uns den im Ganzen doch etwas dürren Abriß der Geschichte in den Büchern der Könige und der Chronik und berichtigen ihn oft in wesentlichen Punkten; sie haben eben den Werth von Urkunden. Von einigen Perioden, wie der des

Digitized by Google

Königs Hiskia und besonders der letzten Zeit Jerusalems, haben wir durch die prophetische Literatur besonders genaue Kenntniß. Die geschichtlichen Schriften geben uns über die Propheten, deren Werke wir noch besitzen, übrigens sehr wenig Nachrichten, und auch über andere Propheten haben wir wenig streng geschichtliche Angaben, während allerdings mancherlei Legendenhaftes über sie erzählt wird. Ueber die persönlichen Verhältnisse unserer Propheten sind wir deshalb sehr ungenügend unterrichtet, von einigen wissen wir gar nichts Näheres.

Die Sammlungen der Reden eines Propheten sind theils von ihnen selbst veranstaltet, theils wohl erst nach ihnen. Ersteres ist sicher der Fall mit dem nach einer bestimmten Ordnung disponirten Buch des Ezechiel, während Jeremias Prophetien wahrscheinlich, möglicherweise freilich noch bei seinen Lebzeiten, von seinem Schreiber und Freund Baruch gesammelt sind, dem ich auch die ausführlichen geschichtlichen Nachrichten über die letzte Wirksamkeit des Propheten zuschreiben möchte. Im Lauf der Zeiten haben sich den größeren Büchern anonyme Prophetien angehängt, theils zufällig, theils weil man später glauben mochte, sie stammten von denen ab, in deren Bücher man sie versetzt hat. Sehr zurück treten dagegen die absichtlichen Unterschiebungen, entweder als Zusätze und weitere Ausführungen des Echten (wie Jes. 19, 16—25; 23, 15—18) oder als selbständige Stücke (wie Jer. 50 f.).

Durch Anhängung anonymer und pseudepigrapher Stücke an größere und Vereinigung kleinerer Prophetien mit einander entstanden die jetzigen vier prophetischen Bücher, Jesaia, Jeremia, Ezechiel und das Buch der zwölf oder der kleinen Propheten. Von dem ersten dieser vier Bücher gehört mehr als die Hälfte anderen Propheten, als dem Jesaia; vom Buch Jeremia sind, abgesehen von einzelnen kleineren Zusätzen, nur die letzten drei Capitel unecht, während das Buch Ezechiel uns im Wesentlichen so vorliegt, wie es aus der Hand Ezechiels hervorgegangen ist. Das vierte Buch enthält kleinere prophetische Schriften nebst einer Prophetenlegende (Jona); jene sind sämmtlich von denen verfaßt, nach denen sie benannt sind, nur daß an die Schrift Sacharjas zwei ältere anonyme Anhänge gefügt sind, und daß Maleachi wahrscheinlich kein wahrer Eigenname, sondern blos aus Mißverstand als Bezeichnung des anonymen Verfassers angesehen ist. Die heilige Zwölfzahl ist hier offenbar absichtlich gewählt; die Anordnung der einzelnen Schriften folgt einem chronologischen Princip, aber nicht ohne gewisse leicht erklärliche Fehler.

Wir würden die erhaltenen Prophetien am besten auf vier Perioden vertheilen. Die erste Periode, etwa bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts gehend, umfaßt die bedeutendsten, kräftigsten und poetisch vollendetsten Schriften. Die zweite, welche bis in den Anfang des Exils reicht und die Propheten Sefanja, Habakuk, Jeremia, Ezechiel, Obadja und den einen Anhang zum Sacharja in sich schließt, zeigt im Ganzen schon eine merkliche Abnahme des

Digitized by Google

Schwunges, so hoch auch formell Habakuk und Jeremia in rein geistiger Hinsicht stehn. Die dritte Periode, die des neuen Auflebens der Nation gegen den Schluß des Exils hin, wird durch mehre anonyme und ein pseudonymes Stück in den Büchern Jesaia und Jeremia repräsentirt, welche wieder einen frischen, kräftigen Ton anschlagen und meist gegen das tyrannische Babel gerichtet sind. Die vierte Periode endlich, die nachexilische, aus der wir die Schriften Haggais, Sacharjas und Maleachis haben, zeigt das gänzliche Sinken der prophetischen Kraft. Inhalt und Form ist hier gleich dürftig; für das eigentliche Judenthum, welches in dieser Zeit begründet ward, paßte das alte israelitische Prophetenthum mit seinem hohen, freien, undisciplinirten Geiste nicht mehr.

Kaiser Karl der Fünfte.

Karl der Fünfte und die deutschen Protestanten 1545 bis 1555. Von Wilhelm Maurenbrecher. Nebst einem Anhang von Actenstücken aus dem spanischen Staatsarchiv von Simancas. Düsseldorf, Verlagshandlung von J. Buddeus. 1865. 346 und 184 S. 8.

Die vorliegende Schrift ist die erste Frucht vierzehnmonatlicher Studien in den Archiven zu Simancas, die dem Verfasser Material zu einer Geschichte Philipps des Zweiten von Spanien geben sollten, und gleichsam die Einleitung in diese Geschichte. Einen Gegenstand behandelnd, der von Ranke, dem Lehrer und Vorbild Maurenbrechers, bereits dargestellt ist, entwickelt sie im Ganzen dieselbe Ansicht von der Periode, mit der sie sich beschäftigt, wie jener, doch mußten bei dem größeren Reichthum an Material manche einzelne Partien in anderm Lichte erscheinen als bei dem Vorgänger. An Scharfsinn in der Deutung und Entwickelung der Charaktere und Situationen und in der Kunst klarer und anschaulicher Darstellung kommt der Schüler dem Meister ziemlich nahe. Die kriegerischen Ereignisse sowie überhaupt bekannte Dinge sind nur kurz erwähnt, Hauptsache ist dem Verfasser, auszuführen, in welchen Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen Karls europäische Politik, sein Streben nach der Universalmonarchie zu der kirchlichen Bewegung des deutschen Protestantismus gestanden hat, und dies ist ihm in einer Weise gelungen, die sein Buch warm empfehlen läßt. Die eigenthümliche Mischung verschiedener, sich widerstrebender Motiven

Digitized by Google

und Interessen, aus denen das Gewebe der spanisch-habsburgischen Politik besteht, ist auf vortreffliche Art dargestellt.

Als im Beginn der neuen Zeit nationale Staatswesen sich zu bilden anfingen, erhoben sich gleichzeitig aus dem Kreise der romanischen Nationen zwei Staaten, Frankreich und Spanien, um innerlich erstarkt dem natürlichen Drange einer frischen Volkskraft zur Eroberung zu folgen. Die italienische Halbinsel ist beider Ziel, und so stoßen sie hier feindlich auf einander. Spaniens König, ein echter Realpolitiker, geht auf ein erreichbares Ziel, auf die Vereinigung verwandter und gleichartiger Elemente zu einem großen Romanenreiche aus; die französischen Könige dagegen treiben Universalpolitik und streben die Weltherrschaft an. Da greift in den Kampf um Italien eine neue Macht, eine dritte politische Größe ein, die sich jetzt aus sehr verschiedenen Elementen gebildet hat: die Herrscher von Habsburg-Burgund, die auch die deutsche Kaiserkrone erlangen, werden Rivalen der Könige von Frankreich bei deren Streben nach der Universalmonarchie. Bei Kaiser Maximilian sehen wir mehr kühne und stolze Träume, die consequent festgehalten werden, als Erfolge. Seinem Nachfolger aber sollen, so scheint es, auch diese nicht fehlen, und zwar durch eine wunderbare Fügung der Umstände. Der König, welcher mit praktischem Blick, absehend von unnützer auf Weltherrschaft gerichteter Eroberungspolitik, lediglich ein spanisch-italienisches Reich zu gründen strebte, Ferdinand von Spanien hat zuletzt nur die Mittel geschaffen, welche die verwegnen und phantastischen Ideen des habsburgischen Max der Verwirklichung nahe bringen. Was Max von der Zukunft seines Hauses geträumt, das kann Karl der Fünfte, die habsburgischen Lande mit den Reichen der spanischen Krone durch Erbgang vereinigend, auszuführen unternehmen.

Die Stellung, welche dieser Kaiser gleich zu Anfang einnahm, erlaubte ihm nach allen Seiten hin seine Macht weiter auszubreiten, im Norden von den Niederlanden und Oestreich über das von diesen Ländern umspannte deutsche Reich, im Süden von Mailand und Neapel über das von diesen Punkten eingeengte Mittelitalien. Und dazu kam noch das spanische Reich mit seinem feurigen, stürmisch zu Eroberungen drängenden Volke, seinen die höchste finanzielle Blüthe verheißenden Colonien, seinem schlachtgeübten Heere, seinen durch Ferdinand wohlgeschulten und vielerprobten Diplomaten — in der That, der Weg war wohl geebnet, auf den des Großvaters politisches Ideal Karl hinwies, und da er dieses habsburgische Ideal mit Eifer und Ausdauer verfolgte, so würde er sein Ziel erreicht haben, wenn ihm nicht auf nichtpolitischem Gebiete, in der Reformation ein unübersteigliches Hinderniß entgegengetreten wäre. Der Gegensatz der nationalen Elemente, aus denen sein Weltreich bestehen sollte, ist durch die Bewegung im kirchlichen Leben beträchtlich geschärft worden, der heftigste religiöse Fanatismus hielt die in jenen Organismus zusammenzu-

Digitized by Google

schmelzenden Nationen auseinander, und in Deutschland entstanden aus der religiösen Erhebung dem Kaiser Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, auch für seine politische Stellung. Denn gegenüber der Opposition der Deutschen gegen die mittelalterliche Kirche eine rein politische Haltung anzunehmen und zu bewahren, sie zu seinen politischen Zwecken zu benutzen war für Karl, den spanischen Habsburger, den bigotten Katholiken ein Ding der Unmöglichkeit.

Was für eine Persönlichkeit war Karl der Fünfte? Welcher Art waren seine Tendenzen? Wir antworten darauf mit einem Auszug aus dem elften Abschnitt unseres Buchs.

Am 24. Februar 1500 wurde dem Erzherzog Philipp, dem Herrn der Niederlande, von seiner Gemahlin, der spanischen Prinzessin Juana zu Gent ein schwächliches Kind geboren, welches Karl getauft wurde. Nach dem frühen Tode des Vaters und bei dem gestörten Geiste der Mutter wurde die Erziehung dieses Prinzen von der Tante desselben, der Erzherzogin-Statthalterin Margaretha in die Hand genommen und so lange er in den Niederlanden blieb, geleitet. Wissenschaftlichen Unterricht erhielt er von einem niederländischen Professor, der später als Hadrian der Sechste die päpstliche Tiare trug, in ritterlichen Künsten damaliger Zeit übte ihn sein Hofmeister, der Herzog von Chièvres, der bald Einfluß auf ihn gewann. Als er dann nach Ferdinands des Katholischen Tode nach Spanien ging, war er, der in niederländischer Sitte Erzogne, den Spaniern eine fremde und unwillkommene Erscheinung, und Jahre lang dauerte es, bevor er zu der spanischen Nation in einigermaßen sympathischere Beziehungen trat; von den Fähigkeiten des jungen Fürsten hatte man damals eine ebenso geringe Meinung wie von seiner Willenskraft. Die Umgebung, in der er in Gent und Brüssel gelebt, war bestimmend für seine ganze politische Laufbahn gewesen, nicht die Politik seines spanischen Großvaters, die wir soeben charakterisirten, war es, die er sich zur Richtschnur nahm, sondern die Pläne seines Großvaters väterlicherseits waren es, nach denen seine Regierung verfuhr, zunächst in Spanien, dann in Deutschland und Italien. Auch als er Mann geworden, erfüllten der politische Ideenkreis Maximilians und die Nebelträume eines christlichen Universalreichs alle Räume seiner Seele.

Mit den Jahren entwickelten sich die anfangs verborgenen Anlagen des jungen Herrschers. Schon im Jahre 1525 hören wir, daß er auf die Freuden, denen jugendliche Fürsten sonst nachzugehen pflegen, nicht viel giebt, und daß er fleißig mit seinen Staatsräthen arbeitet. Später berichtet man uns zwar bisweilen von Liebschaften des Kaisers, von übermäßigem Gefallen an den Genüssen der Tafel, aber niemals finden wir, daß solche Dinge den Monarchen beherrscht oder ihn gar einem persönlichen Einfluß unterworfen hätten. Auch an der Jagd, an körperlicher Bewegung, an militärischem Spiel gewann Karl allmälig Interesse, aber ebenfalls nicht in dem Maße, daß Wichtigeres dadurch

Digitized by Google

beeinträchtigt worden wäre. Obwohl frühzeitig von Krankheiten heimgesucht und im Mannesalter hart von der Gicht geplagt, ließ er sich doch von Schmerzen und Leiden nie ganz niederdrücken, sondern war immer zu rascher Thätigkeit bereit, wenn die Stunde es verlangte.

Seine Theilnahme an den Staatsgeschäften wuchs immer mehr. Unter der Leitung seiner Minister studirte er die Lage Europas nach allen Richtungen und erfüllte er sich immer stärker mit den kaiserlichen Tendenzen. Mehr und mehr rüstete sich sein Geist und Wille für zwei große Unternehmungen: die Bewältigung der rivalisirenden Valois und den Kreuzzug des gesammten Abendlandes gegen den Islam. Noch verweilte er eine Zeit lang in Spanien still sitzend und an der Thätigkeit Anderer lernend. Dann, im Jahre 1529, griff er selbst in das große Getriebe der Welt handelnd ein. Zuerst war er von Chièvres beherrscht gewesen, dann hatte ihn Gattinara vollständig geleitet, jetzt wurde er von Cobos und Granvella nur noch berathen; denn seine Lehrzeit war beendet. Von einer unbedingten Leitung Eines Ministers war jetzt nicht mehr die Rede: Karl sah jetzt selbst den Zusammenhang der Dinge und gab die Entscheidung in den vorliegenden Fragen. Von seinen beiden ersten Räthen hat ohne Zweifel Cobos in der ersten Zeit den überwiegenden Einfluß gehabt; mit den Jahren aber kam Granvella in die Stellung des Premierministers, wenn man so sagen darf, und nachdem Karl im Jahre 1543 Cobos in Spanien als vertrauten Rathgeber seines Sohnes zurückgelassen, war Granvella uneingeschränkt der Erste im Vertrauen des Kaisers, eine Situation, in der er geschickt in die Absichten seines Gebieters einzugehen und die große Politik wie seine eigene Sache zu führen wußte, in Betreff deren es aber keinem Zweifel unterliegen kann, daß der Führer und Meister nicht Granvella, sondern Karl selbst war.

Es ist wahr, in den Jahren des Kriegs mit den deutschen Protestanten hat Karl noch manchen Minister mit wichtigen Dingen betraut und noch manchen ergebenen Freund und Diener benutzt, aber auf die wesentliche Entscheidung der verschiedenen Fragen hat niemand von ihnen Einfluß geübt, sie alle waren nur Werkzeuge. Zu den wichtigeren Berathungen wurde nur Alba und der Beichtvater de Soto gezogen, und der Rath des letzteren wird nächst dem Granvellas allein Eingang gefunden haben. Alles Andere, wozu man noch den oder jenen Andern hörte, waren Fragen des Details oder der Ausführung, in denen man sich so oder so entscheiden konnte, Richtung und Ziel dieser Politik aber wurden lediglich mit Granvella und Soto besprochen.

Und wenn Karl, seit er zum Manne gereift, selbst die Seele seiner Regierung, der kaiserliche Staatsmann gewesen ist, so hat er auch an der Ausführung der einzelnen Beschlüsse sehr bestimmten Antheil gehabt.

Allerdings lag es in der Natur eines Reiches, welches aus so vielen und

Digitized by Google

so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt war, daß ein jeder der Theile ein gewisses Maß von Selbständigkeit behaupten mußte. Die locale Regierung in den Einzelheiten der Verwaltung mußte von dem Ganzen unabhängig bleiben; es war eben nicht möglich, aus der Mitte der spanischen Halbinsel oder von einem deutschen Reichstag aus ein straffes Regiment über Spanien oder über Deutschland und hier wie dort zugleich über die andern Länder der Gesammtmonarchie auszuüben, und wir finden in der That, daß die Regierungen jener Einzelländer ziemlich unabhängig verfuhren. Der König Ferdinand in Deutschland und die Königin Maria in den Niederlanden haben in vielen Dingen die Geschicke ihrer Völker nach eigenen Gesichtspunkten bestimmt und von dem specifischen Interesse des ihnen anvertrauten Gebietes aus auch Vorstellungen gegen die Gesammtpolitik zu erheben gewagt und auf die Entscheidungen der Gesammtregierung einzuwirken versucht. Die italienischen Statthalter Karls ferner behaupteten eine ähnliche Stellung. Sehr selbständig und geschlossen war Toledos Regiment in Neapel, und Gonzagas Verwaltung in Mailand erschien manchem Zeitgenossen als eine beinahe unumschränkte.

Einen bedeutenden Antheil hatte Karl sogar an den militärischen Erfolgen seiner Regierung. Nachdem er sich erst in einem Feldzuge geübt hatte, gewann er Fertigkeit und Befriedigung in der Rolle des Feldherrn. Die großen Generale, die ihm im ersten Jahrzehnt seiner Regierung gedient, starben rasch hintereinander, aber er wußte sie zu ersetzen. Wie berühmt Alba und Gonzaga auch zu ihrer Zeit waren, die schärferblickenden Zeitgenossen urtheilten, der größte Feldherr, den Karl besessen, sei er selbst gewesen. Schnell wußte er Vortheile und Nachtheile im Felde zu übersehen, keinen Augenblick zögerte er mit der Ausführung, sobald ein Plan reif war. Er selbst hat den siegreichen Zug nach Tunis geführt, ihm war die Rettung des Heeres vor Algier zu danken, er hat den Einfall in das Herz Frankreichs geleitet, er selbst wohl auch die trefflichen Dispositionen in dem Feldzug gegen die deutschen Protestanten entworfen. Und Karl fühlte sich als Soldat, er konnte keinen Augenblick verbergen, daß er trotz seiner Kränklichkeit in den Dingen des Kriegs lebte und webte. Im Lager war er rührig und aufgeweckt, wollte er alles selbst sehen und selbst leiten, verläugnete er den stolzen Kaiser und that Dienste wie jeder andere General.

Auch in den eigentlichen Geschäften des Politikers, den Conferenzen und Audienzen war Karl bestrebt, seiner Stellung zu genügen. Wie er schon in den Jahren der Ruhe gern an den Sitzungen und Debatten seiner Räthe Theil genommen hatte, so übernahm er es auch später noch häufig, eine wichtige politische Sache zu führen. Bei den persönlichen Begegnungen mit dem Papste erschien er schon 1529 vortrefflich instruirt, auf Fürstencongressen wußte er gut zu sprechen, gern machte er wichtige Verhandlungen mit fremden Gesandten in

Digitized by Google

Person ab. Trotzdem war er eigentlich nicht zum Diplomaten geschaffen, da seine reizbare Natur ihn oft zu Aeußerungen hinriß, die sich weder mit dem Ernst der Sache noch mit seiner Würde vertrugen. 1536 unterbrach er in Rom heftig auffahrend den Papst in seiner Rede. 1541 ersuchte Granvella den päpstlichen Legaten ausdrücklich darum, bei persönlichen Besprechungen mit dem Kaiser dessen Heftigkeit zu entschuldigen und in seinen Berichten an den Papst die von demselben gebrauchten Ausdrücke zu mildern. In allerdings gerechtfertigtem Aerger sagte Karl 1547, als der Papst ihm die italienische Unterstützung entzogen, dem Nuntius desselben sehr bittere Dinge ins Gesicht: er kenne die „französische Krankheit" des Papstes, sein schlechtes Leben sei weltbekannt, wohl werde er fortfahren, den heiligen Petrus zu verehren, nicht aber diesen Papst Paul u. d. m. Und wie nun gar der päpstliche Antrag einlief, auf die Bekehrung Englands mit allen Mitteln hinzuwirken, so äußerte sich der Kaiser noch gereizter: er werde nie mehr eine Sache anfassen, die auf Wunsch oder zum Nutzen dieses Papstes zu geschehen habe, derselbe lasse ihn jetzt im Stiche, aber dennoch hoffe er, auch ohne ihn, auch zum Aerger Sr. Heiligkeit den Sieg in Deutschland zu vollenden, wie er ihn mit Gottes Hilfe begonnen, und wolle der Papst ihm nur Legaten und Nuntien zu seinem Beistande schicken, so werde Karl erproben, was diese Priester, in die erste Schlachtreihe gestellt, mit ihrem Segen gegen die feindlichen Waffen auszurichten im Stande seien. Derartige Aufwallungen waren gewiß nicht der Art, Karls Politik zu fördern, und es scheint, daß man dies am Hofe des Kaisers allmählig eingesehen habe; denn in den späteren Jahren überließ Karl mehr und mehr die Verhandlungen seinen Ministern und trat nur in den außergewöhnlichsten Fällen selbst auf.

Auch im alltäglichen Verkehr zeigte der Kaiser dieses hitzige Wesen bei jedem Anlaß. Die Heftigkeit seiner Natur konnte sich zu furchtbarer Höhe steigern. Leidenschaftlich schimpfend und tobend fuhr er oft seine Gegner an, und dabei war er eigensinnig und hielt zäh an dem einmal gefaßten Gedanken fest. Eine Beleidigung vergaß er nie. Aber im Grunde war er doch ein durchaus ernster Character, dem Tiefe des Gefühls und des Gedankens nicht abzusprechen ist. Er hatte sich ganz mit der Vorstellung erfüllt, daß er ein Kaiser sei wie die großen Herrscher des Mittelalters. Ihm gebührte, wie sein Stolz wähnte, nicht nur der erste Rang in der Christenheit, sondern geradezu die Oberhoheit über alle andern Länder Europas, und sehr ernstlich verbat er sichs 1540, als König Heinrich von England zu ihm als Seinesgleichen redete. Die deutschen Fürsten sah er natürlich nur etwa wie spanische Granden an, die eigenthümlich geartete Natur seiner deutschen Herrschaft wollte ihm niemals in den Sinn.

Aber neben diesem Stolz des Pantokrators ging doch auch noch ein anderes wichtiges Gefühl her. Dieser Herrscher des Abendlandes war bei allem Ehrgeiz

Digitized by Google

im Grunde seiner Seele auch von der Religiösität seines Spanien ergriffen, es ist in ihm die wunderbarste Mischung weltlichen und geistlichen Wesens. Wer in dem Kaiser nur den Eroberer und Gewaltherrscher sieht, hat die Eigenthümlichkeit seiner Natur nicht begriffen, was freilich auch von dem gilt, dem er vorwiegend ein religiöser Eiferer ist. Beide Eigenschaften halten sich vielmehr in dem Charakter Karls die Wage. Als der Kaiser sich zu dem letzten großen Schlage gegen Frankreich erhob, gönnte er dem Sohne einen Blick in seine Seele. Die betreffenden Schreiben Karls sind durchgehends von einem gewissen schwermüthigen Gefühle und einer ernsten Resignation angehaucht, die durch alle seine kunstverständigen politischen Anweisungen hindurchbricht. Er, der die Nebenbuhlerschaft des französischen Mitbewerbers um die Weltherrschaft niederzuwerfen hat, erinnert sich doch auch sehr deutlich, daß ihm die Erhaltung der allein wahren Kirche aufgegeben ist. Durch alle Windungen seiner Politik, trotz seiner Zerwürfnisse mit dem päpstlichen Stuhle, verfolgt er ebenso sehr wie das eine auch das andere Ziel, die Kirche in alter Macht und Herrlichkeit wieder herzustellen und sie unbefleckt aus den Händen des Protestantismus zu retten.

Häufig nimmt Karls kirchlicher Sinn die Farbe des spanischen Fanatismus an: den religiösen Uebungen der katholischen Kirche in devotester Weise zugethan, ist er vom glühendsten Hasse gegen jede Neuerung beseelt; wo er die Macht dazu besitzt, geht er mit den schärfsten Edicten, mit Inquisition und Todesstrafe gegen die Ketzer vor; noch am Abend seines Lebens flammt die fast erloschene Gluth seiner Seele von neuem hoch auf, als er Spuren von Ketzerei in seiner Nähe entdeckt. Und keinen Krieg sehen wir den Kaiser mit solcher Wuth und Leidenschaft führen, als den Protestantenkrieg in Sachsen und Hessen. Gichtkrank und bleich wie der Tod stürzt er sich bei Mühlberg persönlich in den Kampf, zu Gott flehend, daß er seine Beleidiger selbst strafen wolle, und zuletzt den Erfolg mit den Worten feiernd: „Gott hat gesiegt!"

In der That, die Vernichtung der deutschen Ketzer war von Jahr zu Jahr mehr das Losungswort seiner Politik geworden. Hatten zu Anfang seiner Laufbahn als Kaiser die politischen Gesichtspunkte vorgewaltet, hatte er, in Spanien weilend, vielleicht die Bedeutung der Vorgänge in Deutschland unterschätzt, so beherrschte später die hier ihm vorschwebende Aufgabe alle anderen Tendenzen der kaiserlichen Staatskunst. Schon 1538 hatte er im Kriege mit König Franz innegehalten, um einen Versuch zur Beschwichtigung der deutschen Protestanten zu machen, und 1544 bewog ihn ohne allen Zweifel nur die Absicht, diese Gegner der Kirche mit den Waffen niederzuwerfen, zu dem überraschenden Frieden von Crespy.

Aber wie seltsam erscheint dieses geistlich-politische Auftreten Karls, wenn wir Zweck und Mittel seiner Thätigkeit miteinander vergleichen. Keineswegs

Digitized by Google

blos religiöse und kirchliche Mittel waren es, die er hier anwendete, sondern, und zwar weit mehr noch, die Ränke und Künste der Diplomatie. Die deutsche Protestantenfrage wurde von der kaiserlichen Staatskunst wie jede andere Frage behandelt, mit der sich Karl zu beschäftigen hatte. Durch allerlei schlaue Schliche suchte diese Staatskunst die protestantischen Gegner zu bethören und zu betrügen. Um von denselben Beistand in politischen Dingen zu erlangen, gab sie doppelzüngige Verheißungen eines Concils, um von dem protestantischen Bunde einzelne Glieder zu lösen, ertheilte sie zweideutig gefaßte Zusicherungen einer religiösen Toleranz, und in beiden Fällen war sie sich der Hinterhaltigkeit ihrer Aeußerungen wohl bewußt, ja sie rechnete darauf, daß der Gegner sich in der ihm damit gestellten Falle fangen würde. Dann wieder, als alle diplomatischen Ueberlistungsversuche zu nichts geführt hatten, erhob sich die kaiserliche Macht, um mit Heeresgewalt die Reinheit und Einheit der Kirche zu sichern, und das ist so wenig wie jene Reihe diplomatischer Ränke ein Weg, der auf wahre Religiösität des Kaisers schließen läßt. Es war nicht der rechte Weg, und so erreichte Karl eben auch nicht sein Ziel. Wie sehr der Kaiser von dem Geiste der spanisch-katholischen Politik erfüllt sein, wie mächtig ihn andrerseits der Gedanke begeistern mochte, die mittelalterliche Weltherrschaft in Kirche und Staat, den heiligen Weltstaat herzustellen, mit welcher Virtuosität, Energie und Ausdauer er diesem Ziele auf dem Felde der Diplomatie wie auf dem des Krieges nachstreben mochte, es war doch unmöglich, ein solches Ziel mit solchen Mitteln zu erreichen, und an dieser Unmöglichkeit haben alle Erfolge, die Karl im Einzelnen errang, nichts zu ändern vermocht. Namentlich die Deutschen ließen sich auf die Dauer nicht in den Plan des Kaisers einfügen, nicht in sein Joch spannen. Nachdem dieser spanische Habsburger die nationale Entwickelung Deutschlands, die einen so viel verheißenden Anfang genommen, in ihren besten Blüthen geknickt hatte, war er zuletzt, und zwar zum Theil grade durch einen Schüler seiner Politik, den sächsischen Moritz, dahin gebracht, die Unmöglichkeit weiteren Erfolgs mit der deutschen Nation einzusehen und Deutschland den Rücken zu kehren.

Was aber hier nicht gelungen, sollte auf einer andern Seite angefaßt werden. Vergebens hatte der alternde Kaiser seine besten Kräfte auf die Verwirklichung der beiden Ideale seines Lebens gesetzt, er fühlte sich gebrochen von der Last der Aufgabe, aber zäh und hartnäckig wollte er auch jetzt seine Arbeit nicht für immer liegen lassen. Wo die eignen Fähigkeiten ein Ende hatten, sollten frische und unverbrauchte Kräfte dafür eintreten, und wo es auf diesem Gebiete mißlungen war, sollte es auf jenem von neuem versucht werden. Der Sohn und Nachfolger war bestimmt, die Aufgabe, die der Vater sich gestellt, weiter zu verfolgen, aber zunächst auf anderm Wege, und Philipp war dazu entschlossen.

Digitized by Google

Die Einheit der Ziele beider Herrscher steht fest. Es ist ein und derselbe Gedanke, der den Vater wie den Sohn führt und treibt, ein und derselbe Glaube, der beide bei Erfolgen beglückt, bei Niederlagen emporrichtet. Die Leitung der gesammten Christenheit in den Ordnungen der mittelalterlichen Kirche und nach dem mittelalterlichen Staatsideal haben diese spanischen Herrscher mit allen Mitteln moderner Regierungsweise, mit allen Werkzeugen moderner Politik angestrebt. Aber Philipp nahm einen andern Anlauf als Karl, er näherte sich von einer andern Seite seiner Aufgabe. Er griff auf die Politik Ferdinands zurück. Auch bei Karl war die Grundlage und der Kern seiner Macht über Europa die Königsgewalt auf der spanischen Halbinsel. Allein diese spanische Basis tritt bei Philipp, der in Spanien geboren und von Spaniern erzogen war, in weit höherem Grade hervor. Er war von Jugend auf ein Spanier vom Scheitel bis zur Sohle, und er hat sich durchaus keiner andern Denkweise, keiner andern Gefühlsrichtung anzunähern oder gar anzuschließen bequemt.

Und an dieses spanische Reich fügte sich zunächst die Herrschaft in Italien. Wie Karl, mehr und mehr auf die spanische Tendenz in den glorreichen Tagen Ferdinands des Katholischen eingehend, immer deutlicher die Wichtigkeit des oberitalischen Besitzes einsah, so war es für Philipp von Anfang an feststehendes Axiom, daß er sich die Hoheit über Italien zu sichern habe, ein Axiom, das ja schon in den augsburger Verabredungen von 1551 den eigentlichen Kern der spanischen Forderungen ausgemacht hatte. Die Politik der spanischen Krone vertrat ja von Jahr zu Jahr einseitiger die römische Kirche, und schon aus diesem Grunde durfte man der unbedingten Herrschaft über Italien nicht entsagen.

Die vorzugsweise katholischen Theile Europas also strebte der spanische Philipp vor allem zusammenzuschmelzen, und in derselben Richtung arbeiteten die Spanier jenseits des Meeres, auch in dem neuen Welttheil gingen sie als Eroberer und Missionäre für das katholische Europa vor.

Der weitere Besitz dieser sich aufbauenden Universalmonarchie, von dem Karl eigentlich ausgegangen war, das burgundische Erbe in den Niederlanden, gab dann die Stelle ab, auf welcher von Norden her diese Tendenz ihre Hebel ansetzte. Allerdings waren hier schon Symptome des Widerstandes sichtbar geworden, welche die spanische Herrschaft bedrohten. Aber andrerseits hatte die habsburgische Politik hier in der Nachbarschaft in der letzten Zeit eine Handhabe gefunden, sich in ihrer Stellung zu behaupten: die englische Heirath Philipps, die ihm dieses Land unter die Füße legen und mit demselben seine Sicherheit in den Niederlanden verstärken sollte. Von England und den Niederlanden aus den Nebenbuhler in Frankreich von einer andern Seite bedrängen zu können, war für den der Weltherrschaft zustrebenden Spanier ein weiterer

Digitized by Google

Gewinn. In der That, die Uebermacht deſſelben ſchien doch noch eine ſehr bedeutende zu bleiben: die Combination der niederländiſch-engliſchen Kräfte mit denen des romaniſchen Südens mußte, wenn es gelang ſie zu befeſtigen, unfehlbar dem Erdtheil ſeine Geſetze vorſchreiben.

Auf die deutſche Krone wurde es da leichter zu verzichten: die Heimath der lutheriſchen Reformation, dieſen Heerd aller neuen Ketzereien, konnte und durfte der Herrſcher der katholiſchen Welt vorläufig ohne Bedenken fahren laſſen. Wenn Kaiſer Karl bald mit diplomatiſcher Kunſt, bald mit Heeresmacht die deutſche Nation in die Einheit der Kirche zurückzuführen verſucht hatte, ſo ſah Philipp in der erſten Zeit ſeiner Regierung von ſolcher directen Action ab. Aber die Politik der ſpaniſchen Staatsmänner wußte eine Menge andrer Mittel in Bewegung zu ſetzen, um den Katholicismus in Deutſchland zu ſtärken und aufs neue auszubreiten, und wenn die ſpaniſche Politik Karls des Fünften die nationale Entwickelung Deutſchlands gehindert und unterbrochen hatte, ſo war auch jene Abwendung ſeines Sohnes von Deutſchland durchaus nicht der Art, daß jetzt die Nation, von dem ſpaniſchen Drucke befreit, ſich kräftig hätte in ſich ſammeln können. „Auch Philipps von Spanien Politik," ſo ſchließt der Verfaſſer ſein Buch, „hat auf Deutſchland gewirkt — mehr als wir anzunehmen gewohnt ſind."

Neue hiſtoriſche Literatur.

Geſchichte Schleswig-Holſteins. Von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutſchen Volke erzählt von Cajus Möller. 2 Bde. Hannover, Karl Rümpler. 1865.

Unter den drei populär geſchriebenen Werken über die Geſchichte der Herzogthümer, welche die letzten beiden Jahre gebracht haben, iſt dieſes bei weitem das beſte. Der Verfaſſer, unſres Wiſſens Schleswig-Holſteiner, verſteht das Weſentliche herauszufinden, er weiß gut zu erzählen, und er nimmt auch zu den neueſten Ereigniſſen in allen Beziehungen die rechte Stellung ein. Damit ſei dies Buch den Leſern d. Bl. warm empfohlen.

Digitized by

Aus dem Leben des k. bayerischen Obersten Karl Freiherrn v. Ditfurth. Beitrag zur Geschichte der Kriege von 1792 bis 1809, bearbeitet durch Maximilian v. Ditfurth. Mit zwei Plänen. Kassel, 1864. J. C. Kriegersche Buchhandlung. 122 S. gr. 8.

Enthält auf Grund fleißiger und sorgfältiger Bearbeitung schriftlicher und mündlicher Mittheilungen von Zeitgenossen und Mitkämpfern das lebensvolle Bild eines tapfern Soldaten, der, in Hessen geboren, in Bayern rasch von Stufe zu Stufe der militärischen Hierarchie emporstieg, bis er im Jahre 1809 als Oberst im Kampfe gegen die Tiroler den Tod fand. Der Verfasser hatte dabei allerdings die Absicht, „des theuern Vaters hehres Bild den Mitgliedern der Familie zu erhalten", und ein Anderer hätte wohl weniger Licht gesehen als er. Im Ganzen aber macht er den Eindruck der Wahrheitsliebe, und so darf man seine Schrift, die an einer Stelle stark gegen Hormayr auftritt, als Bereicherung der Geschichte ansehen. Im Uebrigen ist er ein entschiedenes Talent in der Schilderung militärischer Vorgänge. Mit großer Anschaulichkeit führt er uns verschiedene Gefechtsscenen vor, mit Spannung folgen wir dem Fähndrich v. Ditfurth bei der für die Hessen so ruhmwürdigen Erstürmung von Frankfurt a. M. im December 1792, mit großem Interesse lesen wir die Darstellung der Gefechte der Division Wrede bei Iglau und Stöcken (1805), in denen der junge Offizier sich als unerschrockener Soldat und intelligenter Truppenführer bethätigt, und der Bericht über die furchtbaren Ereignisse in Innsbruck, von der tödtlichen Verwundung unsres Helden, der vorher schon zweimal getroffen von einer Tragbahre herab den Angriff der bayrischen Musketiere auf die tiroler Bauern leitet, der Rettung desselben vor Ermordung durch die wüthenden Insurgenten und der qualvoll drohenden Todesgefahr, in welcher Frau v. Ditfurth, die ihrem Gemahl ins Feld gefolgt ist, und ihr dreijähriger Sohn wiederholt schweben, gehört zu den Glanzpunkten kriegsgeschichtlicher Schilderung. Seit lange ist uns keine Schrift dieser Art vorgekommen, welche in gleichem Maße wie die vorliegende unser Interesse und unsere warme Theilnahme bis zur letzten Seite in Anspruch genommen hätte.

Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge gehalten im Winter 1862—1863 vor dem Offiziercorps zu Oldenburg. Oldenburg, Verlag von Ferdinand Schmidt. 1865. 133 S. 8.

General Wardenburg (im Jahre 1838 gestorben) war der Begründer der jetzigen Militärformation des Großherzogthums Oldenburg und ist hier noch als wackerer und intelligenter Offizier und edler humaner Charakter in gutem Andenken. In seiner Jugend hatte er ein vielbewegtes Leben geführt, in Italien unter Oestreichs Fahnen die Feldzüge von 1799 und 1800 mitgemacht, dann als russischer Offizier 1805 und 1807 gegen die Franzosen und 1808 und 1809 in Finnland gegen die Schweden, demnächst 1812 unter Barclay de Tolly und Kutusow wieder gegen die Franzosen gefochten, endlich 1815 ein oldenburgisches Regiment nach Frankreich geführt. Die Erlebnisse dieser Feldzüge, während der er sechs Haupt-

Digitized by Google

schlachten, achtundzwanzig größeren Gefechten und fünf Belagerungen beiwohnte, sind hier (von einem Offizier) in gutem militärischen Stil vorgetragen, ebenso die Leistungen des Generals als Organisator des oldenburger Militärs.

Vertrauliche Mittheilungen vom preußischen Hofe und aus der preußischen Staatsverwaltung. Berlin, Verlag von Gustav Neumann. 1865. 210 S.

„Verwandtschaftliche und andere Verhältnisse ließen mich," so sagt der Verfasser in der Vorrede, „mehr als manchen Andern hinter Vorhänge blicken und hinter Vorgänge kommen." Das Resultat der Benutzung dieser Verhältnisse sind sechs Aufsätze, von denen der erste, „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Vierten", eine Anzahl hübscher und unsres Wissens dem größeren Publikum noch unbekannter Anekdoten enthält. Um den zweiten schreiben zu können, der sich „Mordanfälle auf Preußens Könige" nennt, bedurfte es jener hinter Vorhänge am Hofe führenden Connexionen nicht. Der dritte dagegen, „Das schwarze Buch", ist wieder ein interessanter Beitrag zur Geschichte Preußens unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen. Den letzteren selbst charakterisiren die beiden folgenden Aufsätze „Die verunglückten Fontänen" und „Colonie Königsville", von denen jener die sehr komische Geschichte der Fontänen in Sanssouci erzählt, die sich, obwohl ein halb Dutzend angebliche Wasserbauverständige nacheinander sich ihnen widmeten und nach und nach die ungeheure Summe von 399,368 Thaler, 15 Groschen und 7 Pfennigen auf ihre Herstellung verwendet wurde, unter Friedrich durchaus nicht zum Springen bequemen wollten, während sie unter Friedrich Wilhelm dem Vierten in wenigen Monaten dazu gebracht wurden und zwar merkwürdig genug durch die Kraft des Dampfes, welche der große König, als ein Holländer sie ihm genannt, als thörichtes Hirngespinnst verworfen hatte. „Colonie Königsville" ist ein sehr gut erzähltes und vielfach interessantes Beispiel, wie der alte König mit seinen Edelleuten und deren Bauern verfuhr, wenn er sie auf seinen bekannten Inspectionsreisen besuchte. Hier davon nur eine Notiz, wie Friedrich auf solchen Touren zu speisen pflegte. Er war bei einem Herrn v. Blomberg, dem Großvater des Verfassers, eingekehrt, nahm aber seiner Gewohnheit nach von seinem Wirth keine Erfrischungen an, sondern ließ sich von seinem Küchenmeister kochen. „Die Suppe bestand aus sehr kräftiger Bouillon, in welche ein gehäufter Eßlöffel voll feingestoßenem Cayennepfeffer, Muskatblüthe und Ingwer gemischt wurde. Dann folgte ein Stück Rindfleisch in Madeira gedämpft, zu dem eine Tasse stärksten Franzbranntweins gegossen wurde. Sodann gab es eine Polenta, halb aus Mehl von türkischem Weizen, halb aus geriebenem Parmesankäse bereitet; dazu wurden drei Eßlöffel ausgepreßten Knoblauchsaftes gethan und das Ganze so lange in Butter geröstet, bis sich eine harte braune Kruste gebildet hatte. Zuletzt folgte eine große eingemachte Seespinne. Da der König allein speiste, so durfte man voraussetzen, daß er das verzehrt hatte, was an den Speisen fehlte, die man aus seinem Speisezimmer wieder herausbrachte — darnach aber hatte der König dreimal mehr zu sich genommen als ein gewöhnlicher Mensch verzehrt; von der Polenta war fast nichts übrig geblieben." Der

Digitized by Google

längste Aufsatz des Buches ist eine Geschichte der preußischen Marine, die beson... aus der Zeit des großen Kurfürsten eine große Anzahl interessanter Mittheilung... enthält, und aus der wir nächstens einige Auszüge bringen werden.

Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts. Oldenburg, 1865. Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 140 S. gr. 8.

Fünf Aufsätze: Ueber den Einfluß der gezognen Handfeuerwaffen auf die Kriegführung — über den Werth der verschiedenen Feuerarten und über den Gefechtswerth der gezogenen Gewehre — Vergleich der geschlossnen Bataillonslinie mit der Angriffskolonne — Untersuchung der Bedingungen des kriegerischen Erfolgs nebst Betrachtungen über den Werth der Heeresorganisation im Allgemeinen — Betrachtungen über Organisation und Taktik der Infanterie. Der Inhalt nur für Militärs von Fach.

Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. Von Wilhelm Baur. Erster Band. Hamburg, 1865. Agentur des Rauhen Hauses. 439 S. 8.

„Ohne Christus (natürlich den Christus des Rauhen Hauses) ist das deutsche Volk verloren. Nach ihm habe ich gesucht in der deutschen Erniedrigung und Erhebung, das ist die Rechtfertigung meiner Arbeit", sagt der Verfasser, natürlich ein geistlicher Herr, und nach diesem Maßstab verfährt er, indem er uns zunächst „des deutschen Volkes Christenberuf und den Abfall von demselben", dann „Preußens Stolz und Fall" (vgl. Lucifers Stolz und Fall), dann Blücher, Gneisenau, Nettelbeck, York, Scharnhorst, dann Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen, dann eine Anzahl andrer Charaktere der Freiheitskriege schildert. Das vorletzte Capitel des salbungsvollen Buchs heißt „Napoleons Sünde". Der zweite Band wird uns die Echten und Eigentlichen bringen, z. B. Jung Stilling, die Krüdener, F. L. Stolberg, Franz Baader. Wir wünschen Freunden solcher Speise gesunden Appetit.

Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten von J. P. Glöckler. Stuttgart, 1865 Verlag von Albert Koch. 440 S. 8.

Biographien von Katharine Guldenmann (die Mutter Keplers), eine schwäbische Hexengeschichte, der stuttgarter Hofapothekerin Maria Andreä, der Herzogin Magdalena Sibylla, der tapfern Bürgermeisterin Künkelin, welche 1688 als Anführerin der Weiber von Schorndorf diese Festung vor den Franzosen rettete, der Gattin des bekannten Johann Jakob Moser, der Dichterin Magdalene Sibylle Rieger, der Mutter Schillers, der Frau Schubarts, der Malerin Ludovike Simanowiz und der Königin Katharina von Würtemberg. Die Darstellung ist weitschweifig und stark frömmelnd. In der (in Verse gebrachten) Widmung des Buchs wird die Königin Olga „O Gebenedeite" angeredet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 39.

Ausgegeben am 22. September 1865.

Inhalt:

Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oestreichs . . Seite 481
Sprengers Leben Mohammads 498
Vom deutschen Arbeitertag 510
Vermischte Literatur 515

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oestreichs.

Geschichte Oestreichs seit dem wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Zweiter Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band. 774 S. gr. 8.

Mit großer Befriedigung haben wir diesen neuen Band der Hirzelschen Staatengeschichte gelesen. Wenn es auch in unsrer objectiver urtheilenden und durchsichtigeren Zeit überhaupt noch Schwierigkeiten hat, die Geschichte der unmittelbaren Vergangenheit zu schreiben, da für ein solches Unternehmen immer noch nur schwer die nothwendige Unbefangenheit und Freiheit zu gewinnen und noch weniger leicht das erforderliche zuverlässige Material zu beschaffen ist, so müssen die Schwierigkeiten bei einer Geschichte Neu-Oestreichs, die mit diesem Bande eigentlich erst beginnt, sich schon dadurch mehren, daß die Monarchie der Habsburger ein so bunt zusammengesetzter, vielgliedriger und von den verschiedensten Kräften und Interessen bewegter Körper ist, wie kein andrer Staat Europas, und daß das Chaos, in welches dieselbe in der hier behandelten Periode zerfiel, demzufolge besonders wirr und dunkel war. Daß die Aufhellung dieses Chaos gegenwärtig noch mit einigen Hindernissen unüberwindlicher Art zu kämpfen hat, daß eine spätere Zeit, welcher mehr Quellen geöffnet sind, dies und jenes anders auffassen, über das Eine und das Andere strenger oder milder urtheilen und noch mehr Lücken in unsrer Kenntniß ausfüllen wird, als hier geschehen, liegt in der Natur der Sache. Daß aber die Aufgabe, die Springer sich mit diesem Theil seiner Arbeit gestellt, im Großen und Ganzen und selbst in den meisten Details zu lösen war, hat er jetzt glänzend bewiesen.

Wohl vertraut mit der historischen Methode, zwar einen sehr bestimmten politischen Standpunkt einnehmend, aber durch kein Parteiprogramm zu unbilliger Vertheilung von Schatten und Licht verblendet, gründlich bekannt mit der Vorgeschichte seines Gegenstandes und in gleicher Weise mit den nun in Betracht kommenden Zuständen, Vorgängen und Persönlichkeiten, aus Quellen schöpfend, die durchaus wohl gewählt sind, und die namentlich in Betreff der böhmischen und ungarischen Verhältnisse nichts zu wünschen übriglassen, hat

Digitized by Google

er uns ein Bild jenes Chaos geliefert, welches so klar und durchsichtig ist, daß wir alle in demselben durcheinander fluthenden Elemente deutlich unterscheiden und die einzelnen Hauptströmungen vom Ausgang bis zum Endpunkt verfolgen können. Mit Geschick ist gruppirt, was zusammengehört, mit Scharfsinn aufgespürt, was sich verbergen will. Allenthalben beinahe gelingt es dem Verfasser, uns zu den letzten Beweggründen der Handelnden, zu den wahren Ursachen der Ereignisse zu führen, die Dinge vor uns wachsen zu lassen. Dazu eine schöne vornehme Ruhe in der Sprache, Anschaulichkeit der Beschreibung, die Gabe, im Einzelnen gut zu erzählen, an der rechten Stelle kurz oder ausführlich zu sein, hier und da ein starkes Wort ohne Scheu, häufiger ein ironischer Ton in der Farbe der Schilderung, endlich, worauf ganz besonders aufmerksam zu machen ist, ein vorzügliches Talent, dem Leser die Hauptheldeu und die bedeutenderen Nebenpersonen der Handlung in Charakterskizzen oder ausgeführten Porträts zu vergegenwärtigen — in der That, die historische Literatur der letzten Jahre weist nicht viele Bücher auf, welche der Aufgabe, die sie sich gesetzt, nach Inhalt wie Form in dem Grade wie das vorliegende gerecht geworden sind.

Das Ganze zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste die Genesis der Revolution mit Einschluß der ersten Ausbrüche derselben in den Märztagen von 1848, das zweite die kurze Jubelzeit der siegreich gewesenen Parteien und Stämme bis zum großen Slawencongreß in Prag, das dritte die ruhigere Periode, wo die Reichs- und Landtage sich mit der Arbeit der Neugestaltung versuchten, das vierte die Krisis, welche sich in der wiener Octoberrevolution, der Verlegung des Reichstags nach Kremsier und dem ersten Feldzug in Ungarn ausprägte, das fünfte und letzte endlich die Monate zum Gegenstand hat, in denen sich die Rückkehr zum Absolutismus vollzog — gleichsam ein fünfactiges Drama, in welchem Einleitung und Erregung, Steigerung, fallende Handlung, letzte Spannung und Katastrophe deutlich erkennbar sind.

Vortrefflich ist in den drei Abschnitten des ersten Buches der Uebergang aus der Zeit, in welcher das Volk Null, die Regierung vollkommen in den Händen einer kleinen Gruppe Auserwählter ist, die selbständig für dasselbe denken und handeln und die Herrschaft eifersüchtig als ihren unbestreitbaren Besitz wahren, zu der Zeit des erwachten nationalen Bewußtseins und des Drängens nach Mitentscheidung über ihr Schicksal in den einzelnen Stämmen Oestreichs geschildert. Wir sehen zunächst, wie diese Stämme sich neben und durcheinander gelagert haben, die nationalen Gegensätze, die Anfänge der politischen Agitation unter den Czechen, Slowaken und Kroaten, zuletzt das erste Auftreten des Panslawismus. Wir verfolgen ferner in einem zweiten sehr inhaltreichen Capitel die Entwickelung der Parteien in Ungarn seit 1848, die Wirksamkeit Kossuths als Redner und Journalist, den Zusammenstoß mit den

Digitized by Google

Kroaten in der Sprachenfrage, die vielfachen Kämpfe zwischen Opposition und Regierung, Conservativen und Reformern u. a. m. bis zu dem Tage, wo Kossuth erklärte, von nun an gebe es keinen Frieden mehr auf dem Reichstage, es solle ein Kampf bis zum letzten Athemzuge herrschen. Wir beobachten endlich, wie die Niederlagen der metternichschen Politik im Streit mit Sardinien, in Rom und in der Schweiz auf das östreichische Volk wirken und ihm den Glauben an einen baldigen Umschwung der Dinge zu Gunsten des Liberalismus stärken, wie sich in Oberitalien das allgemeine Mißvergnügen zu Demonstrationen steigert, wie die Reformbewegung in Deutschland ihre Wellen über die Grenzen des Kaiserstaats wirft, wie dessen Regierung sich täglich unbehaglicher fühlt, fortwährend haltloser und rathloser wird, während zugleich ein Staatsbankerott vor der Thür steht. Die Februarrevolution wirft ihre Funken in diese Verhältnisse, erst sehr schüchtern, dann kecker wagt die öffentliche Meinung in Prag und Wien ihren Willen der Regierung entgegenzustellen, es kommt zum Conflict in Wien, Metternich fällt, ein neues Ministerium wird gebildet, in Pesth und Mailand bricht die Revolution ebenfalls aus. Das alte Oestreich stürzt zusammen, und Viele zweifeln, ob überhaupt irgendein Oestreich fortbestehen werde.

Das alles ist mit gründlichem Eingehen in die Details, lebendig und wohlgeordnet erzählt. Sehr gut sind die böhmischen und kroatischen Agitatoren, dann Kossuth, der Palatin und Apponyi sowie andere Größen der ungarischen Parteien und die Bestrebungen der letzteren charakterisirt; von besonderem Werth ist die Schilderung der wiener Märztage und der dabei vorzüglich hervortretenden Persönlichkeiten, Körperschaften und Gesellschaftsclassen. Manche Phrase und mancher Nimbus freilich wird dabei zerstört, mehr als eine Parteigröße beträchtlich verkleinert, manche That, welche in den damaligen Zeitungsberichten als ganze oder halbe Heldenleistung glänzte, rückt der Gewöhnlichkeit um ein paar Stufen näher; aber wir haben die Empfindung, daß der Referent, indem er diese Reduction vornahm, ungemein gut unterrichtet war, und daß er die Dinge, die ihm vorlagen, als Historiker, mit bloßen gesunden Augen, nicht durch die oder jene Brille ansah.

Besonders wenig Ursache, sich bei dem Verfasser zu bedanken, daß er die Dinge so giebt, wie sie waren, haben die Wiener. Es liefen in diesen Tagen allenthalben ziemlich viele Karicaturen auf den gesunden Menschenverstand umher, hier aber herrscht doch gradezu die verkehrte Welt, Studenten und verbummelte Existenzen geben den Ton an, und mit der Phrase wird ein Luxus getrieben, der komisch sein würde, wenn er nicht schändlich wäre. Je ungewöhnlicher und abgeschmackter etwas ist, auf desto unbedingtere Billigung hat es zu rechnen und nicht blos bei der Masse. Ein ergötzliches Beispiel ist die Studentenadresse der Märztage. In einer Kneipe der Alservorstadt wurde sie angeregt. Als es zur Abfassung kommen sollte, konnten die Vernünftigeren

Digitized by Google

ihre große Verlegenheit nicht bemeistern, aber „die studentische Ehre war engagirt", und so wurde fortgefahren und die Adresse festgestellt. Sie erzählte dem Kaiser, daß „ein großes Ereigniß den allgemeinen Frieden in Frage gestellt"; sie versicherte die „Bereitwilligkeit der Studenten, das gemeinsame Vaterland gegen jeglichen Feind zu schirmen, mag er drohen von Ost oder West"; sie behauptete von der Freiheit, „daß sie zu großen Thaten befähige und geneigt mache, schwere Prüfungen mit Ausdauer zu bestehen", und sprach die „Meinung" der jungen Herren aus, daß „die Verwirklichung der Freiheit in so kritischer Weltlage ein dringendes Bedürfniß sei". Auf diese Gründe gestützt, forderten die Studenten: Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit, allgemeine Volksvertretung und schlossen mit einer unklaren Phrase über deutsche Bundesreform. Gewicht hatten weder die Adresse noch die Bittsteller; dennoch erschien jene der Regierung bedenklicher als alle andern politischen Demonstrationen.

Dies setzt sich in der Folge fort und steigert sich. Nachdem das zweite Buch gezeigt hat, wie die einzelnen Völkerstämme des Kaiserstaats sich anschickten, den Verband desselben zu lösen, wie die Czechen sich von den Deutschen, die Magyaren sich von Wien, die Südslawen sich von den Magyaren zu trennen strebten, die Romanen besondere Existenz zu gewinnen suchten, führt es uns in dem Abschnitt über die Gründung und den Sturz der Verfassung vom 25. April und in dem Capitel über den prager Slawencongreß die Gipfelpunkte der beiden großen Thorheiten vor, in welche die beiden an sich berechtigten Hauptbestrebungen der östreichischen Völker ausgeartet waren, dort den Gipfel des demokratischen Radicalismus, hier den Gipfel nationaler Maßlosigkeit noch neben jenem. Die Darstellung des Slawencongresses gehört zu den Glanzpunkten des Buches, und so heben wir im Folgenden die Charakteristik dieser wunderlichen Versammlung auszugsweise heraus.

Die slawischen Stämme Oestreichs hatten sich in den ersten Monaten der neuen Zeit nur negativ verhalten. Sie waren dem Streben der Deutschen nach politischer Einigung und den liberalen Tendenzen der Magyaren entgegengetreten. Sie waren aber keineswegs gesonnen, bei der bloßen Verneinung zu beharren, sie wollten durchaus nicht die Fahne der alten politischen Tradition emporhalten; sie wurden vielmehr von einem noch überschwänglicheren Radicalismus beherrscht als alle andern Stämme Oestreichs. Während die letzteren nur das Nächstliegende zu ändern gedachten, phantasirten die Slawen von einer vollständigen Umwälzung des bestehenden Staats- und Volksrechts, dachten an die Gründung einer neuen romantischen Welt, wo die Milch und der Honig der Brüderlichkeit und der Liebe fließt, und verstiegen sich zu der Hoffnung, die Entwickelung der Weltgeschichte an einen neuen Träger zu bannen, an das Slawenthum nämlich. Zu diesem Zweck mußten sie sich als weit zerstreut

Digitized by Google

Wohnende einen Mittelpunkt schaffen, sich selbst erst föderiren; dann erst konnte man an die Föderation aller Völker gehen. Die Slowaken und Kroaten fühlten ihre Isolirung gegenüber den magyarischen Feinden am stärksten, bei ihnen nahm der Gedanke eines slawischen Schutz- und Trutzbündnisses am frühesten greifbare Form an. Wie die Magyaren mit dem frankfurter Parlament Verbindungen anknüpften, so bemühten sich die kroatischen Patrioten, sich mit den Czechen zu verständigen. Iwan Kukuljewic regte in der illyrischen Zeitung die Idee einer allgemeinen Slawenverbrüderung an, der slowakische Prediger Stur wirkte in Prag in der gleichen Richtung.

Am 1. Mai 1848 überraschten die bisher fast nur geheim thätigen Agitatoren die Welt mit einem pomphaften Aufruf an die „Slawenbrüder", welcher aber seine Spitze wesentlich gegen das frankfurter Parlament richtete. „Dieses besteht darauf, daß der östreichische Staat auf seine Souveränetät verzichte, daß das Kaiserreich mit allen seinen nichtungarischen Provinzen dem deutschen Bundesstaat beitrete. Ein solcher Schritt würde nicht nur die Einheit Oestreichs, sondern auch die Selbständigkeit der slawischen Volksstämme vernichten. An uns ist es, männlich zu schützen, was uns das Heiligste ist, uns mit einander zu verständigen und gemeinschaftlich zu berathen, was das Beste unsrer Nation erfordert."

Handelte es sich wirklich nur um eine Verwahrung gegen Frankfurt, so drohte allerdings dem conservativen Interesse durch den Slawencongreß keine Gefahr. Aber konnte das „Beste unsrer Nation" nicht andern Plänen als Deckmantel dienen, nicht eine Slawisirung Oestreichs bedingen? Was hatten die nicht zu Deutschland gehörenden Serben, Kroaten, Ruthenen und Slowaken gegen das frankfurter Parlament zu protestiren? Wie rechtfertigte man die Einladung auch „nichtöstreichischer Slawen" zur Theilnahme am Congresse? Die Czechen, durch die Entwickelung der Verhältnisse mit der Regierungspartei augenblicklich enger verknüpft, fürchteten für den Erfolg ihrer Politik, wenn der Verdacht radicaler Pläne Wurzel faßte. Sie veröffentlichten daher zur Beruhigung der nichtslawischen Oestreicher am 5. Mai ein Glaubensbekenntniß, in welchem sie ihre Anhänglichkeit an die Dynastie versicherten, die Behauptung, als ob sie dem Panslawismus huldigten oder gar im Solde Rußlands ständen, grob zurückwiesen und nichts als die Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Oestreich zu erstreben vorgaben. Der Congreß sollte, wie sie sagten, nur die Integrität und Souveränetät des Kaiserstaates schirmen. Damit gelang es ihnen in der That, namentlich unter dem Adel Böhmens, Anhänger zu gewinnen, zahlreiche Repräsentanten derselben ließen ihre Namen in die Listen des Congresses eintragen, und Graf Leo Thun, der Gubernialpräsident, nahm sogar an der vorberathenden Versammlung theil. Das wiener Ministerium verhielt sich gegen den Slawencongreß gleichgiltig, da er die Verhältnisse der Hauptstadt

Digitized by

nicht berührte, die für die Beschlüsse Pillersdorffs allein maßgebend waren. Nicht so das ungarische, welches zwar überzeugt war, daß der angestrebte allgemeine Slawenbund ein leeres Project bleiben werde, aber zu fürchten hatte, daß der Widerstand der Kroaten hier einen gewissen Halt und Schutz gewinnen könnte. Es rieth in Wien, die Polen durch Zugeständnisse von der Betheiligung an der Sache abzuziehen. Vergebens, und so erfüllte sich, was die Magyaren befürchtet hatten. Die Polen schlossen sich den Uebrigen an, die in den letzten Maitagen aus den böhmischen Landstädten, aus Mähren und Schlesien, aus der Slowakei, aus Kroatien und dem Banat herbeikamen. Auch Posen und das Fürstenthum Serbien stellte ein Contingent, Rußland war wenigstens durch einen Mann, den Flüchtling Bakunin, vertreten.

Am 2. Juni wurde endlich der Slawencongreß eröffnet. Aus Höflichkeit gegen die Czechen hatte man Prag zum Versammlungsorte gewählt. Am Tage der Eröffnung merkte man erst, wie wenig diese halb deutsche Stadt dazu paßte. „Als der lange, seltsam costümirte Zug sich durch die Straßen bewegte, voran ein Sängerchor, zu dessen Liedern Bewaffnete mit den Schwertern den Tact schlugen, dann paarweise die Mitglieder des Congresses, vielfach in Tracht und Körperbildung an den Orient erinnernd, ertönte aus den Reihen der dichtgedrängten neugierigen Zuschauer auch nicht ein freundlicher Zuruf, wurde keine sympathische Begeisterung laut. Die czechischen Studenten, welche das Ehrengeleit bildeten, mußten ihr Lärmen verdoppeln, um die unheimliche Stille nicht allzu bemerkbar werden zu lassen. Auch das konnte als bedenkliches Zeichen gelten, daß im letzten Augenblicke der Präsident des provisorischen Comités, Graf Joseph M. Thun, zurücktrat. Der mehr eitle als ehrgeizige Mann schien zu ahnen, daß der Slawencongreß den Schein östreichischer Loyalität nicht lange wahren, die Theilnahme an demselben keineswegs eine bequeme Stufe, um zur Regierungsmacht zu gelangen, bilden werde. In dem Versammlungslocale wurden nach den einleitenden Worten des definitiven Präsidenten Palatzky noch sieben lange Reden in den verschiedensten slawischen Sprachen und Dialekten gehalten. Boshafte Zungen behaupteten, um sich gegenseitig verständlich zu machen, hätte man sich der Vermittelung der deutschen Sprache bedienen müssen. Das ist erlogen. Kein deutscher Laut wurde, so lange der Slawencongreß dauerte, vernommen. Ob aber die 340 Theilnehmer an demselben, namentlich die 237 Mitglieder der czechischen Section — unter diesen, um den Charakter des Jahres 1848 festzuhalten, auch zahlreiche Studentendeputirte — aller slawischen Sprachen gleichmäßig mächtig waren, muß man freilich bezweifeln. Doch hemmte dies die Wirksamkeit des Congresses nicht, welcher den Hauptnachdruck auf die privaten Ausschußsitzungen legte, die Generalversammlungen als bloße Prunksache betrachtete. In die Hand einiger wenigen Vertrauensmänner war nach der klug ausgearbeiteten Geschäftsordnung die

Digitized by Google

ganze Wirksamkeit gelegt, die große Masse der übrigen Mitglieder mußte sich damit begnügen, heilige Messen auf öffentlichen Plätzen und in Kirchen, nach griechischem und lateinischem Ritus gelesen, zu hören, Ballfesten beizuwohnen und durch schmucke Tracht und reiche Waffe die Aufmerksamkeit, besonders der Straßenjugend, zu erregen."

Die Nichtöstreicher in der Versammlung sollten nach dem Programm nur als Gäste betrachtet werden, in Wirklichkeit aber übten sie auf die Verhandlungen den Haupteinfluß. Die Geschäftsordnung entwarf ein Wende aus der Lausitz, die Grundzüge zu den wichtigsten Denkschriften ein fürstlich serbischer Beamter, Libelt aus Posen und der Russe Bakunin waren die Hauptredner in den vertraulichen Sitzungen der Sectionen.

Die Gegenstände der Berathungen hatte bereits das provisorische Comité festgestellt. Zuerst wollte man die Stellung der Slawen zum östreichischen Staatswesen erörtert haben. „Wir Slawen," sagte das Programm, „dürfen nicht ruhige Zuschauer bei Begebenheiten bleiben, welche die Existenz der Monarchie in Frage stellen und uns am Ende selbst in den Abgrund der Vernichtung reißen, wenn wir nicht außerordentliche Anstrengungen machen. Auf die Minister ist kein Vertrauen zu setzen, sie haben keinen Einfluß bei Hofe, sie hegen eine exclusive deutsche Gesinnung und unterordnen sich einer slawenfeindlichen Partei. Es ist überhaupt zu bezweifeln, ob jetzt dieses oder jenes Ministerium die Monarchie zu retten vermag. Die Rettung liegt allein in einem innigen Anschluß der Völker aneinander. Die Völker müssen erkennen, daß ihre staatliche Existenz wie ihre constitutionelle Freiheit nur gewahrt sei, wenn sie sich zu einem östreichischen Bundesstaate vereinigen. Wir schlagen daher den slawischen Völkern der Monarchie vor, in einen Volksbund zu treten, unter sich ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen und die östreichische Monarchie als Bundesstaat wieder aufzubauen." Das klang nun allerdings, als ob die Slawen allein über Oestreich zu verfügen hätten, und um die Furcht zu beschwichtigen, als wollten dieselben jetzt ihrerseits die Politik der Unterdrückung üben, über die sie sich bisher so laut beschwert hatten, gab der Congreß im zweiten Punkte des Programms Aufklärung über die Art, wie die Slawen ihre Stellung zu den übrigen Völkern des Kaiserstaats auffassen wollten. „Verständigen wir uns auf einem Völkertage in Wien durch eine gleiche Anzahl von Vertretern über unsre gemeinschaftlichen Völkerinteressen." Daß die Magyaren sich zu den Grundsätzen nationaler Gleichberechtigung bekennen und den slawischen Idiomen auf dem Landtage, vor Gericht und in der Schule gleiche Geltung mit dem magyarischen zugestehen müßten, nahm man als selbstverständlich an. „Das Verständniß mehrer Sprachen gehört in den östreichischen Ländern zu den unabweisbaren Bedingungen für jene, welche sich dem öffentlichen Leben widmen. Sollten die Magyaren dieser billigen Forderung wider-

Digitized by

ſtreben, ſollte es zu einem blutigen Kampfe zwiſchen ihnen und den Südſlawen kommen, ſo erklären wir feierlich, daß wir für unſre Stammgenoſſen Partei nehmen werden." Der dritte Punkt des Programms beſchäftigte ſich mit den außeröſtreichiſchen Slawen. Zwiſchen Polen und Ruſſen, ſo hieß es da, handle es ſich vorzüglich um die Gleichſtellung beider Nationalitäten. Sei dieſe bewirkt und auch Rußland zu einer freiſinnigen Politik bekehrt, ſo folge ein innigeres Verſtändniß zwiſchen dieſen beiden Völkern von ſelbſt nach. Der Türkei wurde ihr naher Sturz prophezeit. „Haben die Slawen in der Türkei ihre Unabhängigkeit erkämpft, dann umſchlingt auch ſie das brüderliche Band eines ſlawiſchen Bundesſtaates." Dem „aufgeklärten Sachſenvolke" ſprach man die Erwartung aus, es werde die wendiſche Nationalität*) fernerhin nicht mehr unterdrücken, und an die Preußen wurde daſſelbe Anſinnen geſtellt. Bei dieſer Gelegenheit wurde die Pflege ſlawiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, die Gründung ſlawiſcher Akademien und Univerſitäten und die Einführung ſlawiſcher Gelehrtencongreſſe warm empfohlen. Der vierte Punkt des Programms endlich proteſtirte mit ſcharfen Worten gegen das deutſche Parlament: nie und nimmer wollte man die Souveränetät Deutſchlands über die innerhalb des deutſchen Bundes wohnenden Slawen dulden, nie den frankfurter Beſchlüſſen für dieſe bindende Kraft zuerkennen.

Als die Sectionsberathungen über das Programm begannen, zeigte ſich ſofort, daß daſſelbe völlig unbrauchbar war. Die czecho-ſlowakiſche Section faßte eine volltönende Reſolution, welche bei dem Mangel eines Executivorgans zwar (wie ſpäter und noch heute alle ſolche Stilübungen) die Luft etwas erſchütterte, ſonſt aber nichts bedeutete. „Die verſammelten Abgeſandten der ſlawiſchen Gemeinden und Völkerſchaften treten auf der Baſis der conſtitutionellen Freiheiten in einen Verein zur Wahrung ihrer Nationalität und wollen zu dieſem Zweck alle Mittel gebrauchen, welche einer geſetzlich errichteten Verbindung zum Schutze angeborener Rechte gegen die Bedrücker möglich und giltig ſind." Die ſüdſlawiſche Section verlangte, in den entgegengeſetzten Fehler verfallend, von dem Congreſſe unmittelbare Intervention in dem Streite der Kroaten und Serben mit der ungariſchen Regierung durch Abſendung einer Geſandtſchaft an den Kaiſer in Innsbruck. Der Congreß gerieth durch dieſe Beſchlüſſe in Gefahr, je nachdem er dem einen oder dem andern folgte, ſich entweder in philoſophiſchem Nebel zu verlieren oder einen einſeitig öſtreichiſchen Charakter anzunehmen.

Libelt aus Poſen zerſchnitt den Knoten, indem er am 7. Juni vollſtändige

*) In der Lauſitz, in Sachſen circa 40,000, in Preußen etwa 50,000 Köpfe ſtark. Ein guter Junge baute damals dem harmloſen Bauernvölkchen eine wendiſche (ſerbiſche) Marſeillaiſe, welche uns im Original gedruckt vorliegt, und deren Refrain in deutſcher Ueberſetzung lautet: „Auf, junges Serbenland, erkämpfe dir die Nationalität."

Digitized by Google

Verwerfung des mühsam vollendeten Programms beantragte und ein neues vorlegte. Nach seiner Ansicht kam man der Aufgabe, die Einheit der Slawen und mit dieser ihre weltbeherrschende Macht vorzubereiten, näher, wenn man eine stetige Agitation unterhielt, als wenn man die Bedingungen eines Bündnisses erörterte, zu dessen Abschluß es an Vollmachten, und zu dessen Verwirklichung es an jeder Handhabe fehlte. Er empfahl periodischen Zusammentritt des Congresses und Gründung eines ständigen Ausschusses zu geregelter Verwaltung der Geschäfte. An die Stelle des nichtssagenden Glaubensbekenntnisses sollte ein Manifest an die Völker Europas treten. Wolle man noch ein Uebriges thun, so möge man dem Kaiser eine Petition überreichen, welche die Beschwerden und Wünsche eines jeden slawischen Stammes darlege.

Man sieht, daß Libelt auf größere Uebereinstimmung der Zwecke des Congresses mit den Grundsätzen der allgemeinen europäischen Demokratie hinarbeitete und die prager Versammlung dieser Partei dienstbar machen wollte, die zwar mit den Czechen das frankfurter Parlament haßte, weil es ihr zu monarchisch dachte, und die mit den Kroaten dem ungarischen Ministerium abhold war, weil in ihm das aristokratische Element überwog, die aber das Betonen des nationalen Standpunkts als Beschränktheit betrachtete und sich kosmopolitischen Träumen hingab. In der Skizze, die Libelt von dem Manifest an die europäischen Völker lieferte, kommt nichts vor, was nicht ebenso gut wie die Slawen jeder andere Volksstamm begehren konnte, alle Punkte sind erwähnt, welche der demokratischen Partei des Continents am Herzen lagen, und das Schriftstück mit seiner Betonung der absoluten Volkssouveränetät und seiner Aufzählung der Menschenrechte, welche die ideale Gesellschaft jedem Individuum garantirt, hätte ebenso gut von Mazzini, von Pierre Leroux, Ruge oder Fröbel, als von Libelt verfaßt sein können. Dagegen mußte es dem im Grunde seines Herzens conservativen Palazky, der den libeltschen Entwurf, nachdem er allgemeine Zustimmung gefunden, endgiltig festzustellen beauftragt wurde, ziemlich sauer ankommen, derartige Gedanken zu adoptiren. Stimmten dieselben doch gar nicht mit den ursprünglichen Tendenzen des Congresses überein, und vernichteten sie doch alle Hoffnungen, welche die czechischen Führer auf die Freundschaft des Adels und des Hofes setzten. Allein andrerseits durfte der Welt auch nicht das Schauspiel der Zwietracht gegeben werden, und nachdem die Mehrheit sich einmal dem polnischen Einflusse gefügt hatte, mußten die Bedenken des Einzelnen verschwiegen bleiben. Auch Palazky gab nach, nur fügte er dem Manifest der demokratischen Politiker ein paar czechische Lieblingsmeinungen hinzu, unter denen sich der Ausdruck leidenschaftlichen Racenhasses neben der zu Anfang und zu Ende vorkommenden Phrase von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit besonders komisch ausnahm. Mit demselben Athemzuge wurde die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und das höhere Wesen der slawischen Natur,

welcher der Freiheitssinn angeboren, schnöde Selbstsucht unbekannt sein sollte, ausgesprochen. Diese Widersprüche traten aber gegen den blendenden Schlußsatz in völliges Dunkel, welcher der entschiedensten demokratischen Anschauung huldigte: „Wir, die wir die Jüngsten, doch nicht die Schwächeren, auf der politischen Bühne Europas erscheinen, tragen sofort auf Beschickung eines allgemeinen europäischen Völkercongresses zur Ausgleichung aller internationalen Fragen an; denn wir sind überzeugt, daß sich freie Völker leichter untereinander verstehen, als bezahlte Diplomaten."

Das erwähnte Manifest bildete das einzige officielle Ergebniß des Congresses. Die Verhandlungen über die andern Fragen wurden abgebrochen, bevor sie zum Abschluß gelangten. Die Aufgabe der Versammlung konnte nur dann als vollendet gelten, wenn es gelang, alle Slawenstämme auf eine solidarische Gemeinschaft in ihrem politischen Verhalten zu verpflichten. Die Möglichkeit, als ein Körper aufzutreten, gaben alle Mitglieder zu. Die romantische Träumerei der Einen, die revolutionäre Leidenschaft der Andern ließ die tiefe Kluft, welche das verschiedene religiöse Bekenntniß zwischen Ost- und Weststlawen schuf, und ebenso die sprachlichen Schranken zwischen Kroaten und Polen, Czechen und Serben übersehen, über welche hinweg nur philologisch Gebildete sich verständigen konnten. Dagegen gingen über den Inhalt der slawischen Zukunftspolitik die Meinungen weit auseinander. Nach Bakunins Ansicht war ein slawischer Rath einzusetzen, welcher als höchste Regierung und oberstes Gericht für alle Slawen fungirte, allein das Recht der Kriegserklärung besaß und von den verbündeten Völkern unbedingten Gehorsam zu beanspruchen hatte. Die letztern durften keine Allianz mit fremden Nationen eingehen, slawische Soldaten ferner keiner fremden Macht mehr dienen, die Diplomatie wurde abgeschafft. In allen innern Angelegenheiten sollten sich die einzelnen Stämme ausgedehntester Autonomie erfreuen.

Kein solches Utopien ersann Libelt, aber auch ihm erschienen die politischen Grenzen, welche die slawischen Völker trennten, bedeutungslos, und auch nach seiner Ansicht sollte eine gemeinsame Organisation alle Slawen unterschiedslos umspannen. Dagegen empfahl Zach aus Belgrad, das Interesse des serbischen Fürstenhauses vor Augen, welches sich gern auf eine große benachbarte Schutzmacht gestützt hätte, eine Föderation aller östreichischen Völker, Deutsche und Magyaren eingeschlossen. Man sieht, daß bald revolutionäre Speculation, bald diplomatischer Dilettantismus diese Phantasien eingaben. Welche Partei schließlich gesiegt hätte, ist nicht zu sagen, da keiner der vorgelegten Entwürfe zur Berathung im Plenum gelangte.

Wenigstens einen Schritt dem Ziele näher brachte man es in der Verhandlung über Punkt 2 des Libeltschen Programms. Der Inhalt der Petition an den Kaiser wurde im Ausschuß festgestellt. Nach der einleitenden Betrach-

Digitized by Google

tung, daß „Oestreichs Großmacht insbesondere auf der freien Entwickelung der slawischen Nationalitäten beruhe", ging dieselbe auf die Forderungen der einzelnen Stämme in Oestreich ein. Die Czechen erklärten sich durch das Patent vom 8. April befriedigt und wollten nur noch Unterordnung Mährens unter die böhmischen Centralbehörden und einen gemeinschaftlichen Landtag für Böhmen und Mähren. Den Slawen Nordungarns sollte das Recht, einen Nationalcongreß zu bestellen und die Pflege ihrer Volksthümlichkeit in den Schulen eingeräumt werden. Für die Slawen in Kärnthen, Krain und dem Küstenlande wurde die Errichtung eines Königreichs Slowenien mit der Hauptstadt Laibach erbeten. In Bezug auf die Serben und Kroaten forderte man Bestätigung der carlowitzer Beschlüsse und der von Jellachich getroffenen Anordnungen. Am schwersten einigte sich der Congreß über das künftige Schicksal Galiziens. Man predigte der ganzen weiten Welt Gleichheit und Brüderlichkeit und konnte hier nicht einmal den Zwist in der eignen Familie lösen. Man sprach den Slawen die Freiheitsliebe als Naturgabe zu, und siehe da, hier klagten die Ruthenen über grausamste Bedrückung durch die polnische Aristokratie, und hier schimpften andrerseits die Polen auf die knechtisch gesinnten Ruthenen, deren Anhänglichkeit an die Regierung nicht einmal die Märzstürme erschüttern gekonnt. Wäre es nach dem Herzenswunsche der Polen, die vor allem Revolutionäre, dann erst Slawen waren, gegangen, so hätten die Ansprüche der Ruthenen keine Berücksichtigung erfahren. Theils das Drängen der Czechen, theils die Erwägung, daß es sich zunächst darum handeln mußte, der östreichischen Regierung alle Machtquellen zu verstopfen, bewog die Polen zur Nachgiebigkeit. Sie willigten ein, mit den Ruthenen einen wechselseitigen Vertrag zur Sicherung ihrer Nationalitäten einzugehen. Die Gleichberechtigung der polnischen und ruthenischen Sprache in Schule und Amt wurde anerkannt, die Entscheidung, welche von beiden gelten sollte, in jedem einzelnen Bezirk von der Sprache der Mehrheit abhängig gemacht. Durch diese Zugeständnisse beruhigt, willigten die ruthenischen Abgeordneten ihrerseits in einen gemeinsamen Landtag und verzichteten auf die administrative Theilung Galiziens in eine polnische und eine ruthenische Hälfte. Der Vertrag sollte dem Kaiser zur Bestätigung übergeben und daran die Bitte geknüpft werden, Galizien eine ähnliche Verfassung zu verleihen, wie sie Böhmen durch das Patent vom 8. April besaß, und die gegenwärtigen Beamten durch andere, welche „das allgemeine Vertrauen aller Volksclassen genießen", zu ersetzen.

Die Vertrauensmänner des Slawencongresses waren noch mit der Redaction dieser Schriftstücke für die letzte Generalversammlung beschäftigt, als am 12. Juni der bekannte Aufstand in den Straßen von Prag ausbrach, welcher den Verhandlungen der Herren Abgesandten ein vorzeitiges Ende bereitete. Dieselben flüchteten eilig vom Schauplatz des Aufruhrs oder sahen sich, wie die Polen,

Digitized by Google

von der siegreichen Militärbehörde gewaltsam vertrieben. Zahlreiche Urkunden wurden vernichtet oder confiscirt und der Oeffentlichkeit wohl für immer entzogen. Die unmittelbare Aufeinanderfolge des Congresses und des Aufstandes machte einen inneren Zusammenhang derselben glaubwürdig und ließ in den Augen Vieler die Barrikaden als die Frucht, ja als das Ziel der slawischen Versammlungen erscheinen. Die Czechen widersprachen dem beharrlich und nicht mit Unrecht; denn sie konnten auf den großen Schaden hinweisen, den grade ihre Bestrebungen durch den Aufruhr erlitten. Wurde doch der Slawencongreß in dem Augenblicke gesprengt, wo er im besten Zuge gewesen war, die Welt von allen Vorurtheilen zu bekehren und seine großartige segensreiche Wirksamkeit zu offenbaren. Nur die Feinde der Slawen besaßen ein Interesse, dies zu hindern, nur von ihnen konnte der Aufstand angezettelt sein. Und so war es in der That. Ein junger schmucker Slowak, Marcell Turanski, der durch seine schneeweiße Tracht und seinen üppigen Bart die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sogar die Würde eines Fahnenträgers empfangen hatte, war ein Späher und Verräther, abgesandt von dem ungarischen Ministerium, den Congreß um jeden Preis zu compromittiren. Er reizte zum Angriff auf das Militär, forderte zum Barrikadenbau auf, ließ sich dann fangen und denuncirte die Slawen als Verschwörer. So die Czechen, und das Ergebniß der officiellen Untersuchung scheint damit übereinzustimmen. Gewiß ist, der Slawencongreß hat den Straßenkampf nicht absichtlich hervorgerufen. Ebenso gewiß aber auch, daß ohne ihn, ohne die durch ihn unwillkürlich bewirkte Aufregung und Spannung der Gemüther, Prag das traurige Schauspiel einer rohen, ohne klares Ziel, ohne zureichende Mittel unternommenen Empörung erspart geblieben wäre.

Ungemein reich an interessantem Detail und wohlgelungenen Charakterbildern ist ferner das dritte Buch in allen seinen Abschnitten, vorzüglich aber in dem über den wiener Reichstag, dem über den agramer Landtag und dem über die parlamentarischen Kämpfe in Pesth. Gleichfalls sehr gehaltvoll ist das Capitel über die wiener Octoberrevolution sowie das über die Verhandlungen des Reichstags in Kremsier, und auch die Abschnitte über die Kämpfe in Ungarn enthalten eine beträchtliche Anzahl neuer und werthvoller Aufschlüsse. Besonders gelungen ist hier vor allem die Charakteristik Görgeis. Wir entnehmen dieser letzten Hälfte des Buchs noch einige Porträts aus dem Ministerium Doblhoff und dem wiener Reichstage.

Das Ministerium Pillersdorff hatte vom ersten Tage seines Bestehens an den in Wien herrschenden Radicalen als ein bloßes Uebergangsministerium gegolten, welches man bis zu besserer Gelegenheit dulden müsse. Das Cabinet Doblhoff dagegen, bei dessen Bildung der Sicherheitsausschuß und der demokratische Verein thätig mitgewirkt, durfte auf den Namen einer revolutionären demokratischen Regierung vollen Anspruch erheben. Die Ministerliste befriedigte

Digitized by Google

zwar nicht unbedingt die Wünsche der herrschenden Partei. Außer Doblhoff und Wessenberg waren auch noch Kraus und Latour aus dem alten Cabinet in das neue herübergenommen worden. Das Verbleiben des Finanzministers fand geringen Widerspruch, da niemand ihn um seinen Posten beneidete, die Leitung der östreichischen Finanzen mehr die Sache des verzweifelt Muthigen als des Ehrgeizigen erschien. Desto größeren Anstoß erregte Latours Verbleiben im Amte. Nur die dringendsten Vorstellungen von seiner Unentbehrlichkeit, von der nothwendigen Rücksicht, die man auf die Armee und ihre Führer nehmen müsse, verhinderten den offenen Ausbruch der Parteileidenschaft. Die Radicalen konnten übrigens die Gegenwart der alten Minister im Cabinet leicht dulden, da ihnen die Mehrzahl der Cabinetsmitglieder: Doblhoff, Hornbostel, Schwarzer, Bach eine sichere Gewähr demokratischen Wirkens boten, und da das Ministerium in seinem Programm die „Gründung einer volksthümlichen Monarchie auf Grundlage des gesetzlich ausgesprochenen Volkswillens" versprach und das Bekenntniß ablegte, daß „eine Regierung nur dann kräftig sei, wenn sie im Volke wurzele".

„Doblhoff insbesondre wurde als das Muster eines Volksministers gefeiert. Wenn zu den Merkmalen eines solchen die vollständige Unkenntniß der Staatsgeschäfte, ein schweres Begreifen, ein langsames Sichentschließen, eine unbedingte Zielloſigkeit des Handelns gehört, dann war jene Bezeichnung richtig. Ob aber das Wohl des Staates gefördert wurde, wenn man dem Reichstag einen Mann gegenüberstellte, der im Privatleben allerdings makellos war, im öffentlichen Leben dagegen höchstens zum Präsidenten eines landwirthschaftlichen Vereins taugte, ist eine andere Frage. Doblhoff hatte unter dem alten Regimente die ständische Opposition, die jetzt zu den Conservativen zählte, mitgeführt. Das machte ihn den höhern Kreisen genehm. Er hatte in Innsbruck mit Entschiedenheit einer versöhnenden Politik das Wort geredet und die schleunige Rückkehr des Hofes empfohlen. Das sicherte ihm das Wohlwollen der Liberalen. Diese Verdienste waren nicht unbedeutend, es waren aber die letzten, welche er sich in Oestreich erwarb.

Hornbostel, der neue Handelsminister, ein tüchtiger Industrieller, schwärmte auch als Minister für den allgemeinen Fortschritt, wie er es als Privatmann gethan, blieb aber auch als Minister so harmlos wie früher. Seine Wahlrede — denn auch im Reichstage saß er als Abgeordneter für Wien — hatte mit der Versicherung begonnen, daß er „von Politik und Speculationen dieser Art nichts verstehe". Seine Ernennung schmeichelte dem wiener Lokalpatriotismus, wie überhaupt die Stärke des neuen Cabinets in der reichen Vertretung des wiener Elements ruhte, aber dem Staate selbst trug sie begreiflicherweise geringe Früchte.

Täuschten schon Doblhoff und Hornbostel vielfach die auf sie gesetzten

Digitized by Google

Hoffnungen, so entsprachen Schwarzer, der Minister der öffentlichen Arbeiten, und Alexander Bach noch weniger den Erwartungen, mit welchen ihr Eintritt in das Cabinet begrüßt wurde. In Schwarzers Wahl lag eine Anerkennung der Presse, wie sie noch vor wenigen Monaten auch die kühnste Phantasie nicht geträumt hätte. Gegen seine Persönlichkeit ließ sich manches einwenden. Weder die Stellung, welche er früher eingenommen hatte — zuerst Feuerwerker in einem Artillerieregiment, dann untergeordneter Agent bei verschiedenen Industrie- und Handelsvereinen — noch seine Bildung verliehen ihm hervorragende Ansprüche auf den Ministerposten. Auch die Allgemeine Oestreichische Zeitung, welche jetzt die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, wurde wohl von Schwarzer herausgegeben, aber nicht geleitet, geschweige denn geschrieben. Jedenfalls konnten Bureaukraten, welche sich den Staat als eine unverrückbare Stufenleiter von Aemtern dachten, wo nur ein bedächtiges Klimmen von Sprosse zu Sprosse gestattet ist, konnten die Freunde des ehrwürdigen Herkommens durch Schwarzers Berufung sich verletzt fühlen. Am allerwenigsten ließ sich voraussetzen, daß seine Gesinnungsfreunde, daß die Männer der Presse an der Erhebung eines Journalisten Anstoß nehmen würden. Und dennoch kam es so. Nicht die alten Beamten, sondern die Zeitungsschreiber erklärten das Ministerportefeuille in Schwarzers Händen für eine Herabwürdigung der Regierung; nicht reactionäre, sondern radicale Blätter bespöttelten seine Ernennung mit den Worten: „Nun sitzt das Proletariat im Ministerium". Der Repräsentant der Demokratie im Ministerium wurde von den Demokraten in den Bann gethan, wie umgekehrt wieder der Mann, welchem der Eintritt in das Ministerium gleichbedeutend war mit dem Kampfe gegen die Demokratie, sich von ihnen auf den Schild gehoben sah.

Alexander Bach, durch Vater und Oheim, zwei der geachtetsten Advocaten Wiens, in die Geschäftswelt und die besten bürgerlichen Kreise eingeführt, durch eine große Clientel selbständig gestellt, durch wiederholte längere Reisen der gewöhnlichen Selbstzufriedenheit reicher Wiener entfremdet, nahm bereits vor der Revolution, so weit es die enggezogenen Polizeischranken erlaubten, regen Antheil an allen politischen Bestrebungen. Er pflegte Verbindungen mit gleichgesinnten Männern in den Provinzen, übte einen überwiegenden Einfluß auf die Richtung des juridisch-politischen Lesevereins und stand in genauen Beziehungen zur ständischen Oppositionspartei. In den Märztagen half Bach (der spätere gehorsamste Diener der Reaction) den Adressensturm vorbereiten, den Magistrat vertreiben, die Krisis beschleunigen. Nach der Revolution zog er sich, klüger als seine Freunde, in ein vieldeutiges Halbdunkel zurück. Er geizte nicht nach der Ehre, eine Woche lang von der Aula vergöttert zu werden, um schon in der folgenden Woche in Vergessenheit, wenn nicht gar in schnöde Verachtung zu fallen; ihn lockte auch nicht der Eintritt in das erste Revolutions-

Digitized by Google

miniſterium, über deſſen Dauer er ſich keiner Täuſchong hingab. Seine Zurückhaltung ging aber nicht ſo weit, daß ſie ihn in den Verdacht politiſcher Gleichgiltigkeit brachte; er proteſtirte nicht, wenn ſein Name unter den Vertrauensmännern für den Fünfzigerausſchuß, unter den Candidaten für das deutſche Parlament genannt wurde, nur zu einem bindenden Glaubensbekenntniß mochte er ſich nicht verſtehen. Gab er politiſche Meinungen kund, ſo geſchah es in einer Weiſe, daß er keine Partei verletzte, von jeder zu ihren Anhängern gezählt werden konnte. Er hielt z. B. in dem Gemeinderathe am 10. Juni dem 26. Mai eine Lobrede, ſprach von „leſerlicher Barrikadenſchrift", fand aber die Bedeutung des Tages darin, daß ſich „Wien für den unbedingten Anſchluß an Deutſchland ausgeſprochen habe". Durch dieſe unſchuldige Interpretation entwaffnete er die Conſervativen. So kam es, daß ihm dieſe ihr Vertrauen nicht völlig entzogen und auch die Demokraten Bach vollſtändig gewonnen zu haben ſich rühmten".

Während man ſich in Wien mit dem Sturz und der Wiederaufrichtung von Cabinetten beſchäftigte, vollzogen die Provinzen die Wahlen für den Reichstag. Galizien wurde damit zuerſt fertig, und bereits in den erſten Julitagen „ſaben die erſtaunten Reſidenzbewohner Männer in ihrer Mitte wandeln, deren Aeußeres eine bedenkliche Gleichgiltigkeit gegen die Seife verrieth, welche Kaſernen für Hotels anſahen, in jedem Corporal einen einflußreichen Würdenträger des Staates begrüßten, ihre Lebensbedürfniſſe in eigner Perſon auf dem Markte einkauften und durch vollſtändige Unkenntniß der deutſchen Sprache, der bürgerlichen Sitte, der modernen Bildung glänzten". Es waren die 36 Bauern, durch welche ſich das ſouveräne Landvolk von Galizien vertreten ließ. Auch in den meiſten andern Provinzen (nur das Küſtenland, Tirol, Böhmen und Mähren ausgenommen) trat das bäuerliche Element ſtark in den Vordergrund — „beinahe der vierte Theil des Reichstags wußte mit der Pflugſchaar aus eigner Erfahrung Beſcheid". Es galt, gegen die Bedrückung durch die Gutsherrn zu proteſtiren und die von der Vergangenheit dem Bauernſtand auferlegten Laſten loszuwerden. Die Befreiung der Bauern wurde die erſte Aufgabe, die erſte große That des Reichstags, und die erſte ſollte auch die letzte bleiben.

„Die Revolution blieb nur ſo lange mächtig, als unter dem Landvolk der Glaube beſtand, jene könne und werde ſeine Zuſtände beſſern, ihm die Freiheit verſchaffen. Die Reaction durfte erſt dann offen auftreten, als die Bauernemancipation durchgeführt, das Landvolk von der politiſchen Bewegung losgelöſt war." „So bildete der Bauernſtand den eigentlichen Träger der Revolution, die Robotfrage den Angelpunkt der politiſchen Beſtrebungen. Der guten Meinung der Bauern, hier eifrige Advocaten ihrer Rechte zu finden, verdankten der böhmiſche Nationalausſchuß und theilweiſe auch der wiener Sicher-

Digitized by Google

heitsausschuß ihre Autorität; die Hoffnung, für ihre Interessen wirken zu können, weckte den Eifer für die einzelnen Landtage, die Zuversicht einer liberalen Lösung der Robotfrage begeisterte das Landvolk für den Reichstag, welcher ohne diese Stütze in den ländlichen Kreisen schwerlich zusammengetreten wäre, jedenfalls nur bis zur Lösung der Robotfrage Macht und Bedeutung behielt. Als diese vollendet war, schwebte er in der Luft und stand den Angriffen der Reaction wehrlos gegenüber." Das Bürgerthum machte der letzteren keine Sorge. „Es hatte sich in allen größeren Städten, namentlich in Wien, politisch unreif, unselbständig und kraftlos gezeigt, es ließ sich jetzt von der radicalen Partei terrorisiren, wie es früher die Vormundschaft der Polizei erduldet hatte, und sah in der ganzen Revolution eigentlich nur einen Rausch, von angenehmer Wirkung im ersten Augenblicke, aber von bittern Nachwehen begleitet."

Es klang sehr komisch, als Hans Kudlich, das jüngste Mitglied des Reichstags in der Debatte über die Bauernentlastung eine pomphafte Rede hielt, in welcher „die Lerche der Freiheit ihr Lied schmetterte, der Bauer, ein gefesselter Prometheus, mit seinen Ketten klirrte, der Grundherr, ein adeliger Schnapphahn, ein finstrer Tyrann, die Peitsche schwang", in welcher „dem Landmanne (jetzt, im August) sein Weihnachtsgeschenk werden", „der Reichstag, indem er die Aufhebung der Unterthänigkeit aussprach, als souveränes Volk seine Thronrede halten" sollte. Aber es stand eine große bedeutungsvolle Thatsache hinter diesen Phrasen.

Zum Schluß noch ein paar Porträts von den Bänken der Parteien im Reichstage. Die rechte Seite nahmen die Czechen und die Ruthenen, letztere als Drahtpuppen ihrer geistlichen Führer, ein. Den Haupteinfluß übten hier Palazky und der prager Advocat Pinkas, den Hauptredner machte Ladislav Rieger, „ein junger Mann von entschieden oratorischer Begabung, dessen sonore Stimme man gern klingen hörte, auch wenn man seine Gedanken nicht selten breitspurig fand".

Führer des Centrums, in dem sich die Tiroler und die „Schwarzgelben" aus den altösterreichischen Provinzen niedergelassen hatten, „jeder Einzelne ein ehrenwerther, gebildeter Mann, im Ganzen aber ohne Ansehen und Bedeutung", hätte von Rechtswegen Graf Stadion sein müssen. Er saß aber „einsam, beinahe wie ein Geächteter, auf einer der hintersten Bänke. Murren begrüßte regelmäßig seine Reden, Zischen folgte, sobald er den Mund schloß. Man hielt ihn für politisch todt."

Als einen der Begabtesten im linken Centrum schildert der Verfasser Ludwig Löhner. „Seit den Märztagen der eifrigste Verfechter deutscher Interessen, ließ er hoffen, daß in seiner Person die deutsche liberale Partei ihren Sprecher und Leiter finden werde. Obgleich Arzt, stand er doch dem platten politischen Materialismus, welcher in den wiener medicinischen Kreisen herrschte, vollkommen fern; obgleich Dichter, begriff er doch die positive Natur des Staates

Digitized by

und die Forderungen, welche dieſelbe an die Politiker ſtellte. Dazu kamen eine ſtets ſchlagfertige Dialektik, eine ungewöhnliche Redegewandtheit, leider aber auch ein blinder Slawenhaß, der ihn oft gar weit von ſeinen politiſchen Zielen abbrachte. Den verachteten Czechen ein Schnippchen zu ſchlagen, ſie zu ärgern, war oft der ausſchließliche Zweck ſeiner Theilnahme an den Verhandlungen; das Geſtändniß der Furcht ihnen abzupreſſen, erſchien ihm nicht ſelten werthvoller als der Sieg der eignen Sache. Dieſes leidenſchaftliche Weſen führte nicht allein zu einer bedauerlichen Kraftverſchwendung, ſondern raubte Löhner auch die Mittel, über die Linke des Reichstags zu herrſchen. Statt ihren wilden Fanatismus zu dämmen, ſie politiſchen Gedanken zugänglich zu machen, lieh er, wenn auch nur ſcheinbar, ihrem Programm, das ſich aus lauter Ausrufungszeichen zuſammenſetzte, ſeine Billigung." —

„Die Linke nahm für ſich den deutſchen Charakter und das Recht, das wahre Volk zu vertreten, ausſchließlich in Anſpruch, und wer in Ruge, Fröbel und Genoſſen die Helden Deutſchlands verehrte und in den wiener Studenten und Arbeitern das eigentliche Volk erblickte, mußte dieſer Behauptung zuſtimmen." Sonſt waren die Mitglieder der Linken „unſelbſtändige Leute, welche bald von den liſtigen Polen, bald von den fieberhaft erhitzten Zeitungsſchreibern als Werkzeug benutzt wurden. Sie waren unfähig, den Abſtand zwiſchen einer Clubberathung und der Reichsverſammlung zu ermeſſen, den Unterſchied zwiſchen der März- und der Juliſtimmung zu begreifen. Sie waren eitel und wollten die Volksthümlichkeit, welche ſie ſich durch politiſche Declamationsübungen errungen hatten, feſthalten. Sie waren unreif und unwiſſend in demſelben Maße wie die wiener Bevölkerung, aber keineswegs (wie ſpäter behauptet wurde) in ihrer privaten Sittlichkeit anders geartet als die conſervativen Abgeordneten. Wie oft geſchah es, daß Violand, ſeines Zeichens k. k. Landrechtsauſcultant, oder Goldmark, ein (jüdiſcher) Spitalarzt, während der Verhandlungen in den Vorſaal des Reichstags eilten und ſich hier Raths erholten, für welchen der ſchwebenden Anträge ſie zu ſtimmen hätten. „Nur recht radical" verlangten ſie den Rath und rieben ſich freudig die Hände, wenn ſie glaubten, den radicalſten Vorſchlag in die Debatte werfen zu können." Beſonders toll und abgeſchmackt geberdete ſich Umlauft, ein ehemaliger Polizeiagent, der jetzt den Demokraten ſpielte, wogegen der „grundehrliche, ſtets elegiſche Schuſelka, der öſtreichiſche Venedey" zu vermitteln ſtrebte. „Fiſchhof lebte noch ſo ſehr in Maiphantaſien, daß er bei den grammatikaliſchen Streitigkeiten, die häufig im Reichstage vorkamen, von „ſtiliſtiſchen Barrikaden und einem ſtiliſtiſchen Windiſchgräz" zu ſprechen pflegte." Füſter, der Univerſitätsprediger, ein feiſter Pfaff, der ſich mit den Studenten duzte, führte den Wahlſpruch im Munde: „Der ſtudirende Jüngling iſt der lebensfriſche Ausdruck des Zeitgeiſtes" und hielt allen Ernſtes den Reichstag für eine Art von Collegium, zu welchem den

Digitized by Google

Studenten freier Zutritt gebühre. Einen solchen Brutus hatte kein Cäsar zu fürchten, ebenso wenig als ein Marat oder Robespierre unter den Helden der Reichstagslinken wieder geboren war, mochten dieselben immerhin mit der Erinnerung an Ludwig den Sechzehnten ihre Gegner schrecken und dem Märchen gläubig horchen, daß die französische Revolution in der östreichischen, wie Paris in Wien sich wiederhole."

Sprengers Leben Mohammads.

Das Leben und die Lehre des Mohammad. Nach bisher größtentheils unbenutzten Quellen bearbeitet von A. Sprenger. 3 Bände. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Schon an sich eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, hat der Islam für den Historiker noch das besondere Interesse, daß wir über seine Entstehung und seinen Propheten eine beträchtliche Anzahl zuverlässiger Nachrichten besitzen, welche, in der rechten Art verarbeitet, indirect auch dem Verständniß der Entwickelung anderer Religionen und Religionsstifter förderlich sein können, deren Anfänge sich mehr vom Nebel der Mythe umhüllt finden. Der Islam ist im vollen Tageslicht entstanden. Die Anfänge des Buddhismus, des Judenthums und des Christenthums sind von Dunkelheit umgeben, die des Muhammedanismus können wir fast Schritt vor Schritt verfolgen, und wenn auch nicht alle Religionen denselben Ursprung haben — da die Völker, aus denen sie hervorgehen, zwar als Glieder der großen Menschenfamilie in wichtigen Zügen, nicht aber in allen sich gleichen — so ist es doch ein großer Vortheil, wenigstens von einer unter ihnen die Entstehungsgeschichte urkundlich nachweisen zu können. „Der Islam," sagt der Verfasser treffend, „wird dadurch für die Religionsgeschichte, was das Planetensystem der Sonne für die Astronomie der Fixsterne ist."

Namentlich von diesem Standpunkte aus heißen wir das jetzt zum Abschluß gelangte große Werk Sprengers willkommen und doppelt willkommen, da es sich nicht blos — wie die Regel unter den deutschen Orientalisten — vornehm an den engen Kreis der Fachgenossenschaft wendet, sondern so einge-

Digitized by

richtet ist, daß auch die profane Welt der Nichtgelehrten die Hauptergebnisse der Forschungen des Verfassers ohne Anstoß verstehen und sich aneignen kann.

Aber auch für die im innersten Vorhof Dienst thuenden Kreise ist diese Arbeit von ungewöhnlicher Bedeutung, ja nach einer Seite hin gradezu epochemachend. Allerdings wird man am Ganzen infolge des Bildungswegs, den Sprenger beschritten hat, den Mangel vollkommner Geschultheit zu constatiren haben, im Einzelnen bisweilen ziemlich barocken Ansichten begegnen, ja offenbare historische Irrthümer aufzeigen und selbst Lücken in der Bekanntschaft des Verfassers mit der Grammatik nachweisen können — Ausstellungen, die neben einem sonst nur bei Autodidakten und Dilettanten so kräftig sich ausprägenden, unsrer Empfindung nach mitunter sogar über die Grenze des Erlaubten sich erhebenden Selbstgefühl, wie es die Vorrede zeigt, und neben einem damit verbundenen Herabsehen auf Mitstrebende, die auf anderm Wege zum Ziele zu gelangen suchten, noch ein besonderes Recht erlangen, ausgesprochen und betont zu werden. Allein diesen Mängeln stehen doch so bedeutende Vorzüge gegenüber, daß wir das Werk als Ganzes wirklich als einen sehr verdienstlichen Beitrag zur Geschichte der Religionen bezeichnen dürfen.

Der Verfasser hat zunächst eins vor den bisher aufgetretnen Biographen Mohammads voraus: in seinem Buche weht die Luft, in welcher der Islam entstand, er kennt den heutigen Orient, der in den wesentlichsten Zügen die Physiognomie bewahrt hat, welche er zur Zeit der Hidschra trug, aus langjähriger Anschauung, er hat geraume Zeit mit Muslimen aller Classen, vom Gelehrten bis herab zum rohen Beduinen verkehrt, er vermag sich so aus lebendiger Erfahrung heraus leicht vollständig in die Denkweise der Morgenländer zu versetzen, was ihm bei der Untersuchung schwieriger psychologischer Fragen vielfach zu Statten kommt. Die äußere Lebensweise des Arabers, seine Sitten, seine Zustände sind auch aus Büchern zu erfahren und zwar, bei dem Reichthum der hierüber existirenden Literatur alter und neuer Zeit, ungefähr gleich gründlich; bei Beurtheilung der Art aber, in welcher fremde Völker im Unterschiede von uns denken und empfinden, bei Feststellung der Hauptbeweggründe, nach denen sie im Allgemeinen handeln, wird der, welcher nach Augenzeugenschaft entscheidet, ohne Zweifel im Vortheil vor dem sein, der nur aus Büchern schöpft. Jedenfalls wird man zugestehen, daß jener, falls er überhaupt gut beobachtet hat, hier in vielen Fällen rascher zu einem Urtheile gelangen und immer anschaulicher schildern kann als dieser, selbst wenn er die betreffende Literatur sehr genau kennt.

Dies bringt uns zu einem zweiten Vorzug Sprengers. Er verbindet mit einer durch weite Reisen im Morgenlande, langen Aufenthalt in muhammedanischen Städten, scharfen Blick und vortreffliches Gedächtniß erlangten ungemein gründlichen Kenntniß des innern und äußern orientalischen Wesens eine

Digitized by

Beleſenheit in der einſchlagenden ſehr umfangreichen Literatur des Islam, welche auch eine große Anzahl wenig oder gar nicht in Europa bekannter Schriften umfaßt, und als Mann von Geiſt weiß er auch dieſen Beſitz von Wiſſen zu beherrſchen und geſchickt zu verwerthen. Daß ihm dabei bisweilen, beſonders bei Fragen der Wortdeutung, Menſchlichkeiten paſſiren, iſt ſchon erwähnt; hier mag dazu noch bemerkt werden, daß er hin und wieder (ſo namentlich im erſten Bande, der überhaupt der ſchwächſte iſt) von ſeinem Reichthum an Detailkenntniß mehr als zur Erklärung des Gegenſtandes nöthig iſt, ausbreitet und dadurch faſt den Eindruck hervorruft, es komme ihm auch darauf an, zu zeigen, wie viel er ſich vor Andern erworben, und daß er Mohammad mitunter aus Quellen ſchöpfen läßt, deren er ſich ſchwerlich bedient haben kann.

Als andere lobenswerthe Eigenthümlichkeiten des Werkes heben wir noch ſeine durchaus realiſtiſche Auffaſſungsweiſe und die gründliche Verachtung hervor, die der Verfaſſer vor allem Pfaffenthum empfindet.

Betrachten wir den Inhalt des Buchs in der Kürze, ſo verbreitet ſich der erſte Band zunächſt in einer Einleitung, die vorzüglich für Nichtorientaliſten beſtimmt iſt, über die im weitern Verlauf beobachtete Orthographie, über arabiſche Namen, Chronologie und Quellenſchriften. Dann folgt ein ſehr intereſſantes, wenn auch im Einzelnen hier und da anfechtbares Capitel über die theils aus heimiſchem Boden entſproſſenen, theils durch das Judenthum und das Chriſtenthum hervorgerufenen religiöſen Bewegungen, die in Nordarabien vor Mohammads Auftreten ſtattfanden, und die Propheten, welche den Mittelpunkt derſelben bildeten. Ein zweites Capitel behandelt die Jugend Mohammads bis zu der Zeit, wo der religiöſe Trieb in ihm erwachte. Ein drittes ſucht aus dieſem Triebe und andern Seeleneigenthümlichkeiten, namentlich einer ſtarken Anlage zu hyſteriſchem und viſionärem Weſen die nun ſich vorbereitende Thätigkeit Mohammads als Religionsſtifter zu erklären und wirft ſodann einen Blick auf das damalige arabiſche Heidenthum. Die weiteren Abſchnitte dieſes Bandes führen die Geſchichte des Propheten bis zu dem Jahre 616 fort, wo ein Theil ſeiner Anhänger vor den ihr Leben bedrohenden Korayſchiten nach Abyſſinien auswanderte. Alle dieſe Dinge waren bisher ſehr ſchwankend, und wenn Sprenger hier auch nicht Alles über jeden Zweifel feſtgeſtellt hat und Manches von ſeinen Behauptungen ſich mit Grund anfechten läßt, ſo iſt doch Vieles von ihm in das rechte Licht geſtellt worden, was bis jetzt unklar oder ganz unbekannt war.

Der zweite Band bewegt ſich ſchon mehr auf hiſtoriſchem Boden, indem er die Ereigniſſe von der erſten Auswanderung der Muslime nach Abyſſinien bis zur Flucht Mohammads nach Madyna erzählt. Als das bedeutendſte Ereigniß vor der Flucht hebt der Verfaſſer mit vollem Recht die Bekehrung Omars hervor, die dem Islam, deſſen Charakter bis dahin mehr ſchwärmeriſche Ent-

Digitized by Google

ſagung und Aufblick nach dem Jenſeits war, jenen ſtolzen männlichen Zug gab, mit dem er alle Hinderniſſe überwand und ſchließlich die halbe Welt eroberte. Außerdem werden hier die beiden Auswanderungen nach Abyſſinien geſchildert, die Feinde der im Entſtehen begriffenen neuen Religion charakteriſirt und die verſchiedenen Einflüſſe ins Licht zu ſtellen geſucht, die auf dieſelbe einwirkten. Die bei weitem größere Hälfte des Bandes aber hat es mit der Lehre Mohammads zu thun, die der Verfaſſer aus zahlreich mitgetheilten Koranſtellen entwickelt.

Der dritte Band endlich führt uns, die letzten zehn Jahre der Wirkſamkeit des Propheten ſchildernd, auf ein Gebiet, wo nur Nebenſachen noch unſicher ſind und die Hypotheſe wenig mehr zu thun findet, und hier hat der Verfaſſer durch geſchickte Zuſammenſtellung des ihm zu Gebote ſtehenden reichen Materials ein Bild geliefert, welches unſre Kenntniß von Mohammad und ſeiner Zeit ganz entſchieden und in den wichtigſten Beziehungen vermehrt. Während das Vorhergehende mehr aus einer Reihe von Monographien beſteht, als aus einer fortlaufenden Lebensbeſchreibung, haben wir hier ein einheitliches wohlgeordnetes Ganze vor uns. Während Mohammad in der makkaniſchen Periode nur Denker und Redner und ſein Bild ein ſchwankendes, mehr oder minder verſchwommenes iſt, tritt er uns hier als Herrſcher und Feldherr und namentlich auch als Diplomat handelnd entgegen, und wir haben einen feſten Anhalt für unſer Urtheil über ſeinen Charakter. Zu loben iſt, daß Sprenger hier von ſeiner im Vorhergehenden befolgten Methode abweicht, knapper und mehr als Hiſtoriker, wie als Sammler verfährt, aber wenn man im Auge behält, daß er nicht blos für Fachgenoſſen ſchreiben will, wird er zuweilen zu knapp, ſo daß wir, während die erſten Bände zu viel Excurſe enthielten, hier den Wunſch hegen können, mehr Detail zu bekommen.

Höchſt werthvoll für den Fachmann iſt die Vorrede dieſes Bandes, welche zunächſt eine Geſchichte des Korans giebt und ſich dann mit den Gebieten der islamitiſchen Prophetenbiographie und der Sunna beſchäftigt, auf welchen der Verfaſſer in einem Grade zu Hauſe iſt, wie kaum ein Gelehrter neben ihm. Aehnliches gilt von dem Abſchnitt der Vorrede über Korancommentare. Wir ſehen in dieſen Erörterungen klar das Verfahren der muhammedaniſchen Patriſtik und der theologiſch-juriſtiſch-hiſtoriſchen Schulweisheit des Islam und namentlich ihr eifriges Bemühen, auch die kleinſten Brocken der Tradition zu ſammeln und zu bewahren, andrerſeits aber auch alles, was unbequem iſt, umzudeuten, ja offenbare Thatſachen durch Erfindungen zu erſetzen, was freilich anderswo auch geſchehen iſt. Gleichfalls ein zu betonender Gewinn für die Wiſſenſchaft iſt, was Sprenger über die Genealogien ſagt, von denen er nachweiſt, daß ſie, wo ſie über die engere Familie hinausgreifen, entweder erdichtet ſind oder wenigſtens kein Verwandtſchaftsverhältniß, ſondern politiſche Beziehungen, Ver-

Digitized by Google

bindungen durch Verträge u. d. m. bedeuten, eine Ansicht, die hinreichend begründet ist. Sehr lehrreich endlich sind in diesem Bande die Excurse über Handel, Münzen und andere Tauschmittel der Araber, über ihre Kampfweise, über die Ausbildung ihrer Taktik und über die Normen der Verwaltung unter Mohammad.

Der Nichtgelehrte wird sich hier mehr an die Darstellung der Ereignisse halten, die fast in jedem Capitel wesentliche neue Züge des Propheten und seiner Muslime enthält. Von besonderem Interesse sind die Schilderung der Schlacht bei Badr, das neunzehnte Capitel, welches das unglückliche Treffen am Berge Ohod und die Belagerung Madynas durch die Makkaner unter Abu Sofyan beschreibt, das zwanzigste, welches die grausame Vertilgung des Judenstammes der Banu Korayza und die Pilgerfahrt bis Hodaybiya zum Gegenstande hat, die Darstellung des siegreichen Einzugs des Propheten in Mekka und die Berichte über das weitere Anwachsen der Macht Mohammads. Auch die Mittheilungen über die religiösen und politischen Einrichtungen, welche sich in Madyna von der Flucht bis zur Schlacht bei Badr allmälig ausbildeten, und die Abhandlung über die Frauen Mohammads werden von diesen Kreisen mit Interesse und Nutzen gelesen werden. Besonders werthvoll wieder für den Historiker von Fach ist, was über die letzte Pilgerfahrt des Propheten und über Entstehung und Wesen des Pilgerfestes, dessen Verwandtschaft mit dem Osterfest u. d. m. bemerkt wird.

Eine große Anzahl von Dingen, Personen und Zuständen erscheinen hier klarer, manche fast völlig anders als in den bisherigen Darstellungen, erhebliche Lücken werden ausgefüllt, und alles hat Leben und Farbe, bei allem empfinden wir, daß ein Mann von Geist uns berichtet, der nur in einigen Punkten bizarren Einfällen unterliegt.

Fragen wir nun, was ist das Gesammtergebniß der Untersuchung Sprengers, so weit sie den Propheten selbst betrifft, wer war Mohammad, und was hat er geleistet, so antwortet das Buch darauf zunächst: er war weder, wie Muir meint, vom Teufel besessen, noch, wie Carlyle schwärmt, ein Heros. Und was dann? Auf den ersten Blick, wenn wir von seiner träumerisch-dämmernden Vorgeschichte in Makka absehen und ihn nach seinem Eintritt in Madyna, welcher sein Eintritt in die Welt des Handelns und damit in die Weltgeschichte war, beobachten, ein Räthsel. Er läßt sich von Gott geschlechtliche Excesse erlauben, die selbst eifrige Anhänger mit Murren aufnehmen, er bricht heilige Bündnisse auf Befehl Allahs, er veranlaßt eine Anzahl Meuchelmorde, meist nur, weil er die bösen Zungen der Betreffenden fürchtet, er befiehlt an einem Tage sechshundert unschuldige Menschen (die Banu Korayza) hinzurichten. Andrerseits weiß er selbst in der Zeit seiner höchsten Machtfülle sich zu mäßigen, verschmäht er Pracht und reichen Besitz, bewahrt er den Freunden warme Liebe, vergißt

Digitized by Google

er Beleidigungen, wählt er einsichtige Rathgeber, befolgt er deren Vorschläge, benutzt er stets den rechten Augenblick, handelt er immer im Geiste seines Volks und unterwirft er sich damit in wenigen Jahren ganz Arabien.

Fragen wir weiter: wie gelang es ihm, seiner Lehre Eingang zu verschaffen? Die Muslime erwidern: durch die Macht des Wortes und der Wahrheit, was andere dadurch ausdrücken, daß sie sagen: durch die Macht seines Genies. Sprenger hält Ansichten dieser Art für „krankhaft und jeder historischen Grundlage entbehrend". Es sei wahr, fährt er fort, unter Mohammad habe sich ganz Arabien zu seiner Lehre bekehrt, nach seinem Tode aber seien drei Viertel der Halbinsel abtrünnig geworden, und zwar weil der Prophet Häuptlinge sich erkauft habe, die er hätte zu Boden treten sollen, und weil er in seinem theokratischen Dunkel gegen die Heuchelei von Stämmen blind gewesen sei, deren verrätherische Gesinnung am Tage gelegen. Wären seine Nachfolger nicht klüger und energischer verfahren, so hätte sich der Muhammedanismus aufgelöst oder wäre eine unbedeutende Secte geblieben. „Omar", sagt Sprenger, „ist der eigentliche Stifter der moslimischen Macht. Omar steht in meinen Augen in jeder Beziehung höher als der Prophet. Er ist frei von den Schwächen und Ausschweifungen, welche den Charakter des letzteren beflecken, und ein Mann voll männlichen Ernstes und Thatkraft. Nach dem Tode des Propheten hat er sich das Zutrauen aller Parteien und aller Stämme durch seine Uneigennützigkeit, seine Offenheit und seinen gesunden Blick erworben, und sein Wort war das Wort der Gesammtheit. Schon während der Lebzeit Mohammads hatte er größere Verdienste um den Sieg des Islam, ja um die Reinheit der Lehre, als der Prophet selbst. Er hat seinen Meister vor vielen groben Mißgriffen durch energisches Einschreiten bewahrt, und sein überlegener Geist mußte auf das wenn auch zähe, doch schwache hysterische Gemüth des Mohammad einen ununterbrochenen Einfluß üben."

Aber auch Omars Thatkraft erklärt die ungeheuren Eroberungen des Islam nicht ganz. Er war todt, als der neue Glaube Spanien, Sind und Transoxanien sich unterwarf. Und in den folgenden Jahrhunderten wurden die Horden Centralasiens von diesem Glauben entzündet, um aus den Steppen herauszubrechen, Indien und das europäische Gebiet der byzantinischen Kaiser zu erobern und bis Wien vorzudringen. Besehen wir uns, sagt der Verfasser, dieses mit Staunen erfüllende Phänomen, die weite Ausbreitung und die daraus hervorgehende Dauer des Islam, so erblicken wir darin die Summe der Kräfte aller nomadischen Nationen. Es ist ein schon von dem moslimischen Geschichtsphilosophen Ibn Chaldun entwickeltes Gesetz, daß die Nomaden von Zeit zu Zeit ackerbauende Länder überfluthen und Dynastien gründen. Es giebt keinen Gott außer Allah! war das Feldgeschrei der erobernden Söhne der Wüste, aber der Glaube war nicht das einzige Movens in ihrer Bewegung. Selbst jener

Digitized by Google

Ibn Chaldun erblickt in der Religion nur das Einigungsmittel der arabischen Stämme zum Kampfe gegen das Ausland.

Man wird nun einwerfen, sagt der Verfasser, allerdings habe Mohammad Konstantinopel nicht erobert und Wien nicht belagert, aber er habe die Lehre gepredigt, die den Orient zu solchen Thaten entflammt, es sei also doch in ihm etwas Uebermenschliches gewesen. Dagegen Sprenger: Der Islam ist ganz vorzüglich die Religion nomadischer und halbnomadischer Völker. Im ackerbauenden Persien nahm er schon früh eine eigenthümliche Form an, und selbst unter den seßhaft gewordenen Nomaden verlor er sehr bald seine Einfachheit. In Arabien dagegen, seiner Heimath, wurde er noch in neuester Zeit (durch Abd al Wachab) zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt. Es scheint also etwas im Boden zu sein, was seiner Entwickelung günstig ist. Jeder Reisende, welcher so glücklich gewesen ist, einige Zeit in der Wüste zuzubringen, schwärmt über den Einfluß der Luft auf die geistige Stimmung. Man fühlt sich von Wonne berauscht und von jeder Bürde des Lebens befreit. Ein solches Klima kann nicht ohne mächtigen Einfluß auf die geistigen Eigenschaften derer sein, die unter ihm wohnen. Allerdings wächst der durchsichtige Monotheismus, den wir im Islam finden, aus dem Boden hervor und paßt ganz für die Idiosynkrasie der Nomaden. Allein selten beschäftigen sich die Araber mit Speculationen über höhere Dinge. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es unter ihnen schon in den ältesten Zeiten den einen und den andern Melchisedek oder Jethro gegeben, der an *einen* Gott glaubte. Aber der Monotheismus ist an sich noch keine Religion. Das Volk bedarf Feste, und zur Veranstaltung derselben ist der Aberglaube, der ungeachtet des Bodens und der Luft unter den Massen im Ueberfluß vorhanden ist, besser als eine ungreifbare Idee. So huldigten nicht nur die handeltreibenden Stämme, welche so entartet waren, daß sie jüdischen Etnographen für Kuschiten galten, sondern auch die reinen Araber Jahrtausende lang einem formenlosen Polytheismus, und die, welche bessere Ueberzeugungen hatten, sahen keinen Grund dagegen zu protestiren, so lange nicht ein anderes Moment hinzutrat, ohne welches, wie Mohammad meinte, die Religion für die Araber ein Spiel und Zeitvertreib geblieben wäre.

Dieses neue Moment, welches dem Glauben einen düstern Ernst verlieh, kam von außen. In der Zeit, in welcher der Prophet lebte, gab es überall im Morgenlande Einsiedler und Büßer, und eine große Anzahl von Menschen schien einzig und allein darauf bedacht zu sein, sich diesseits für das Jenseits vorzubereiten. Die Furcht vor der ewigen Strafe bewegte die Gemüther derselben noch mehr als die Aussicht auf die Freuden des Paradieses, und obschon die Araber viel schwächere Ahnungen von einem Fortleben nach dem Tode haben als andere Nationen, so wurden doch auch sie von dieser Furcht ergriffen. Die Aufgeklärten unter ihnen wurden nachdenklich und sannen auf Vorsichts-

Digitized by Google

maßregeln für den Fall, daß es wirklich eine Vergeltung nach dem Tode geben sollte. Man wollte sich aber nicht Pflichten und Entsagungen auferlegen ohne sichere Bürgschaft, daß man sich auf dem rechten Wege befinde, und so erwachte das Bedürfniß nach einer „Leitung", arabisch Hoda.

Einige, die sich mit Industrie beschäftigten, Andere, die vermöge ihrer geographischen Lage oder ihrer socialen Stellung viel mit Fremden in Berührung kamen, schlossen sich dem Judenthum oder dem Christenthum an. Das waren jedoch nur Nothbehelfe; denn jene beiden Religionen waren zu complicirt, zu gelehrt, zu mysteriös und so, wie sie damals bekannt wurden, zu unrein für den einfachen Sinn und Verstand des Arabers. Nächst der Dreieinigkeit war von den christlichen Dogmen die Lehre von einem Mittler für denselben am anstößigsten; denn nach der Empfindung, die sich in dem Koranspruch, daß Gott dem Menschen näher ist als seine Herzader, ausdrückt, war jede Intercession überflüssig. In abgelegneren Orten gab es wahrscheinlich schon in frühen Zeiten Eklektiker, welche das Princip des Monotheismus festhielten, aus den positiven Religionen, deren oberflächliche Kenntniß ihnen durch mündliche Mittheilung zugekommen war, das ihrem Bedürfniß Entsprechende auswählten und sich dann auf alle Propheten von Noah und Abraham bis auf Jesus beriefen, um für ihr Gemisch von Vorstellungen göttliche Autorität nachzuweisen, was sich recht wohl thun ließ. Denn es leuchtet ein, daß diese Religionslehrer, wenn sie alle von demselben Gotte gesandt und inspirirt sind, auch im Grunde alle dasselbe gelehrt haben müssen, oder daß wenigstens das allen Gemeinsame das Wesentliche ist. Dennoch konnte ein solches Verfahren nur vor der Vernunft, nicht aber vor der historischen Theologie bestehen, und kein solcher Eklektiker vermochte seine Ansichten vor den Rabbinern oder Bischöfen zu vertheidigen; denn die geschriebenen Urkunden, auf die er sich berief, ohne sie zu kennen, sprachen gegen ihn. Solche religiöse Begriffe waren Erzeugnisse der Zeit, und wenn sie auch nie festen Boden fassen konnten, so tauchten sie doch immer von neuem wieder auf, so daß die Makkaner dem Mohammad, als er ihnen derartiges vortrug, entgegnen konnten: Das haben wir und unsere Väter alles schon gehört. Sie konnten nur unter der Bedingung, daß eine neue göttliche Autorität dafür bürgte, Bestand und weitere Ausbreitung gewinnen.

Das Bedürfniß war übrigens nicht sehr dringend; denn nur Wenige fühlten dasselbe, die Massen lebten in sorglosem Indifferentismus dahin. Die Verbreitung des Islam in Arabien und die Religionskriege Mohammads haben daher einen ganz eigenthümlichen Charakter. Der Kern der Gemeinde des Propheten bestand auch in den letzten Jahren Mohammads aus kaum mehr als tausend Menschen. Diese aber waren Zeloten, und so schüchterten sie die indifferente Bevölkerung Madynas ein und verbreiteten dann den Glauben durch das Schwert. Bei der Zerfahrenheit der politischen Zustände des Landes

Digitized by Google

war diese geringe Zahl von eifrigen Gläubigen hinreichend, dem Islam die Siegeslaufbahn zu eröffnen. Sie kämpften mit den benachbarten Stämmen, und wenn diese Widerstand leisteten, so geschah es lediglich aus Liebe zur Unabhängigkeit, nicht aus Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Alle Religionskriege, welche Mohammad führte, zusammengerechnet, waren unter seinen Gegnern keine zwanzig Menschen, welche den Märtyrertod gestorben sind, ausgenommen einige Christen und die allerdings große Anzahl von Juden, die, zwischen den Tod und Abfall vom Gesetz gestellt, den erstern wählten. Die meisten Andern verhielten sich zur Religion gleichgiltig; wo sich aber unter den Arabern eine Ueberzeugung äußerte, war sie immer zu Gunsten des Islam; denn diejenigen, welche überhaupt ein Interesse für religiöse Dinge empfanden, waren mit Mohammads Lehre befriedigt. Erst nach seinem Hingang, als die Nation durch die Kriege gegen das Ausland in ein neues Stadium eingeführt wurde, nahm die Gährung überhand, und fast jedes Individuum wurde von Glaubenseifer erfüllt; der Islam erlitt aber jetzt auch eine bedeutende und zeitgemäße Umgestaltung.

Ueberseben wir, sagt der Verfasser weiter, die religiöse Bewegung vor, während und nach Mohammads Zeit, so überzeugen wir uns, daß er seinen pathologischen Zuständen, d. h. seiner Hysterie und den damit verbundenen geistigen Störungen seine welthistorische Bedeutung verdankt. Weder der Ascet Zayd, der Johannes Baptista des Islam, noch der Dichter Omayya Ben Aby Salt waren die rechten Männer für ihre Zeit, obschon jener Mohammad an Sittenreinheit, dieser ihn an Genie übertraf. Die Araber bedurften eines Propheten, und die hysterischen Anlagen Mohammads erfüllten ihn selbst und jenen Kern seiner Gemeinde mit dem zuversichtlichen Glauben, daß er ein solcher Gottgesandter sei.

„Ohne seine Verdienste läugnen zu wollen", fährt Sprenger fort, „halte ich es doch für einen groben Irrthum, die Gründung des Islam seinem Genie zuschreiben zu wollen. Das oberflächlichste Studium der Entwickelung seiner Lehre zeigt, daß er sich unverzeihlicher Mißgriffe schuldig gemacht hat, welche uns, wenn nicht an seiner Aufrichtigkeit, so doch an seiner Kühnheit zweifeln lassen, und welche seine Aufgabe sehr erschwerten. Den Götzendienst wagte er anfangs gar nicht offen anzugreifen, und noch im Jahre 616 erklärte er, daß die Götzen Fürsprecher bei Gott seien, wodurch er viele seiner aufrichtigen Anhänger zum Wanken brachte, ohne seine Gegner zu gewinnen. Der Gedanke, der seine ganze Seele erfüllte, war die Vergeltung nach dem Tode. Das Vernünftigste wäre gewesen, an den heidnischen Glauben, nach welchem die Seelen der Frommen in den Körpern grüner Vögel fortlebten, anzuknüpfen und die Unsterblichkeit in einer reineren Gestalt zu lehren. Statt dessen hielt er die in den Augen seiner Mitbürger höchst lächerliche Auferstehungstheorie fest,

Digitized by Google

und wie es scheint, predigte er sie anfangs sogar in einer ziemlich unreinen Form. Er sagt nämlich nicht, daß die Seele ein eignes Leben habe, auch nach dem Tode des Körpers fortbestehe und am Gerichtstage wieder mit demselben vereinigt werde, sondern (ganz wie die altchristliche Kirche), daß die Menschen in der Auferstehung wieder zum Leben erweckt werden. Nach ihrer zweiten Geburt leben sie allerdings ewig fort. Sein Glaube an „das Buch" und an die Identität aller geoffenbarten Religionen verleitete ihn, auf die Form des Cultus, insofern er nur dem Allah dargebracht werde, kein Gewicht zu legen. Wie schön auch diese Lehre ist, so ist sie doch unpraktisch, und seine Religion wäre wie frühere derartige Versuche zerronnen, wenn ihn die Umstände nicht genöthigt hätten, ihr einen exclusiven Charakter zu geben. Sein Augenmerk war einige Zeit besonders darauf gerichtet, die Anerkennung der Juden und Christen zu gewinnen, während, wie der Erfolg zeigte und er hätte voraussehen können, sein natürlicher Wirkungskreis unter den Arabern lag. Nach seiner persönlichen Ansicht war Behutsamkeit (Takwa), furchtsames Ausweichen und wohl auch Gottesfurcht die Haupttugend eines Gläubigen. Die Umstände haben ihn gezwungen, kriegerischem Unternehmungsgeist und kühner Todesverachtung die Märtyrerkrone und die höchste Belohnung im Paradiese zuzusprechen. Ohne diesen Umschwung wäre der Islam nie die Religion der erobernden nomadischen Völker geworden, denen er seine Größe verdankt. Kurz, in allen seinen Lehren, sofern sie die Frucht seines eigenen Genius sind, vermag ich weder Originalität, noch Genie, noch kluge Berechnung zu erblicken. Der Geist der Schule, aus der er hervorgegangen, und deren Einfluß ihm bis an sein Lebensende anhing, ist mönchische Entsagung und Schwärmerei, der Geist der Schule, welche er stiftete, ist siegesgewisse Kraft und Klarheit. Nicht ihm, sondern thatkräftigen Männern wie Omar, Hamza und Abd al Rahman ben Awf, deren es in Arabien so viele giebt, noch mehr aber den äußern Verhältnissen verdankt seine Lehre diesen Umschwung, und es wäre ein großes Glück für sie, wenn er seine frühesten Offenbarungen mit wenigen Ausnahmen hätte unterdrücken können. Es ist allerdings ein Verdienst, daß er die Bedürfnisse der Zeit beredt und kräftig aussprach, aber wahrscheinlich hätte der Dichter Omayya ben Aby Salt dasselbe zu leisten vermocht.

Wenn sich einmal das Bestehende überlebt hat und eine gänzliche Umänderung noththut, so hängt der Erfolg des Reformators nicht von der Form seines Programms (denn dieses macht sich im Verlauf der Sache von selbst), sondern von ganz andern Dingen ab. Es gehe ein Mann nach Deutschland mit einem tadellosen Project des heißersehnten Bundesstaates, so wird er doch nichts ausrichten. Wenn aber ein patriotischer Fürst wie Victor Emanuel, ein kluger Staatsmann wie Cavour und ein enthusiastischer uneigennütziger Haudegen wie Garibaldi aufständen, so würde sich das Erreichbare auch ohne ein

Digitized by Google

philoſophiſch, hiſtoriſch, etnographiſch, ſtaatsrechtlich, politiſch, nationalökonomiſch ausgearbeitetes Programm finden.

Die hyſteriſchen Anlagen ſtempelten den Mohammad aber nicht nur zum Propheten, ſondern gaben ihm auch andere Eigenſchaften, welche unter den obwaltenden Umſtänden einem Führer ſehr nützlich, faſt unentbehrlich waren. Aber wohl gemerkt: dieſe Eigenſchaften ſind meiſtens negativ. Der hyſteriſche Prophet unterſchied ſich nur wenig von einer gewiſſen Claſſe hyſteriſcher Frauen. Seine Begriffe waren weder klar noch ſcharf beſtimmt, floſſen aber alle aus einer Idee oder vielmehr aus einem Gefühle. Dieſe Idee erfaßte er mit Wärme und ſprach ſie mit weibiſcher Ueberſchwänglichkeit und prophetiſcher Verwirrtheit aus. Er war ſo zäh, aber auch ſo abhängig von ſeinen Freunden wie eine Frau, und infolge der divinatoriſchen Empfindſamkeit, welche der Hyſterie eigenthümlich iſt, nahm er den leiſeſten Hauch der öffentlichen Meinung wahr; dazu kamen eine oft hervortretende Selbſttäuſchung und die damit verwandte Verſtellungsgabe und Gewandtheit in Ausflüchten. Ein paſſenderer Führer für eine Gemeinde voll Thatkraft und ein geeigneteres Organ für die zeitgemäße Geſtaltung und Verkörperung der national-religiöſen Gefühle iſt nicht denkbar. Wenn der Geiſt der Araber der Vater des Islam war, ſo iſt Mohammad die Mutter. Seine Größe liegt in ſeinen Schwächen."

Wir haben dieſes Räſonnement des Verfaſſers ausführlich mitgetheilt, um eine Probe zu geben, wie er ſich die Dinge zurechtlegt. Vieles davon iſt ohne Zweifel begründet, anderes widerſpricht vorhergehenden Behauptungen, einiges iſt mehr brillant geſagt, als wahr. Namentlich ſtellt Sprenger Mohammad tiefer als erlaubt iſt, und wir können bei aller Anerkennung der Vorzüge des Werkes nicht umhin, zu geſtehen, daß uns vorkommt, als ob dieſes geringſchätzige Urtheil nicht ſo ſehr das Ergebniß ſeiner Studien, als vielmehr ſchon fertig zu dieſen Studien mitgebracht ſei und die Gruppirung der Thatſachen (vgl. das Capitel über die Frauen des Propheten) mitunter beeinflußt habe.

Gewiß iſt Mohammads Charakter ein Gemiſch aus edlen und unlautern Elementen, erhabnen und niedrigen Eigenſchaften, begeiſtertem Glauben und Neigung zu Betrug. Unzweifelhaft treten bei ihm weibiſche Züge hervor. Vortrefflich iſt die Bemerkung Sprengers, daß der ſtolze aggreſſive Geiſt des Islam nicht von ſeinem Stifter, ſondern von dem Kreiſe der Jünger Mohammads, von Abu Bakr, Hamza, vor allem aber von Omar ſtammt, die den Schwärmer nöthigten, ſich in einen weltlichen Fürſten und Krieger zu verwandeln. Dagegen müſſen wir Nöldeke beipflichten, wenn er meint, Sprenger unterſchätze den Propheten in Betreff ſeiner Weltklugheit und Politik. Allerdings hatten, wie dieſer Beurtheiler des Buchs in den Gött. Gelehrt. Anzeigen bemerkt, Omar, Abu Bakr und Andere großen Einfluß auf die Politik Mohammads, und häufig lenkten ſie ſelbſtändig die Angelegenheiten der Muslime; allein weder war der

Digitized by Google

Prophet so ganz abhängig von dem Willen seiner Freunde, noch zeigte er sich, wo er seinen besondern Intentionen folgte, als ungeschickten Staatsmann.

Ein Beispiel ist der Friedensschluß von Hodaybiya, der nach Sprengers Ansicht ein Mißgriff gewesen wäre, nach den von Sprenger mitgetheilten Thatsachen aber vielmehr eine sehr zweckmäßige Maßregel war, und der von Mohammad gegen den Wunsch und Rath seiner Umgebung durchgesetzt wurde. Namentlich Omar war ganz entschieden gegen diesen Vertrag mit den Korayschiten, der seinem ungestümen, energischen Wesen viel weniger zusagen mußte, als der stets zu Compromissen hinneigenden Natur des Propheten. Dieser aber blieb fest und sah sich bald durch glänzende Erfolge belohnt. „Wer aber in einer so überaus wichtigen Sache selbständig handelt," sagt Nöldeke treffend, „der wird auch sonst in Staatsangelegenheiten nicht ohne Willen gewesen sein."

Ein anderes Beispiel ist das Verfahren des Propheten bei Gewinnung der Korayschiten und der ferner von Makka und Madyna wohnenden Araberstämme für seine Lehre. Auch hier müssen wir auf die Seite Nöldekes treten, wenn er meint, Mohammad habe wenigstens nicht vollständig den harten Tadel verdient, den Sprenger gegen ihn ausspricht, weil er sich mit einer blos oberflächlichen Bekehrung und Unterwerfung jener Stämme begnügt habe, statt seine Feinde zu zermalmen, einen Tadel, den der Biograph durch den allgemeinen Abfall der Genannten nach Mohammads Tode erhärtet. „In manchen Fällen," sagt Nöldeke hier, „mag Sprenger Recht haben, aber im Allgemeinen war vom Standpunkte des Propheten die Annahme der Unterwerfung, wenn sie auch nur äußerlich war, gewiß das Zweckmäßigste. Mit dem Zermalmen hätte es gute Wege gehabt. Hätte er nicht so manchen Häuptling und so manchen Stamm zunächst durch ihre weltlichen Interessen an sich und seine Religion gefesselt, so hätten seine Nachfolger die Aufstände nimmermehr unterdrücken können. Man bedenke, was aus dem Islam geworden wäre, wenn er bei der Einnahme von Makka den Abu Sufjan und die andern Aristokraten hätte hinrichten lassen, wenn er alle die Führer der großen Nedschdstämme auch nur rauh abgewiesen hätte, welche sich ihm mit halbem Glauben oder aus bloßem Eigennutz nahten: spätestens bei seinem Tode wäre der Islam auf Medina und ein paar Nachbarstämme beschränkt gewesen. Nur durch dieses Zuvorkommen des Propheten war es möglich, daß der Glaube selbst in den Herzen weitentfernter Stämme Wurzel faßte." Nur durch die Hilfe vieler Treugebliebenen wurde es möglich, die Abgefallenen zu besiegen und wieder unter die Fahne des Islam zu zwingen. Allerdings war jene Politik des Propheten mehr klug als heilig, und für die Religion hat sie keine guten Früchte getragen. Aber um diese handelt es sich hier ja nicht.

Uebrigens trifft der Tadel Sprengers in diesem Fall, sofern er überhaupt berechtigt ist, nicht Mohammad allein; denn Abu Bakr und selbst Omar

Digitized by

billigten dieſes Transigiren mit der egoiſtiſchen Heuchelei, wie es ſcheint, durchaus. Auf die treue Anhänglichkeit dieſer beiden Kernmänner edelſter Art iſt überhaupt bei der Schätzung des Propheten das größte Gewicht zu legen, und was auch Sprenger nach ſeinen Quellen für ſeine geringe Meinung von den moraliſchen Eigenſchaften Mohammads anführen mag, das Verhältniß Omars, dieſes ebenſo klugen, als edelgeſinnten und redlichen Charakters, zu jenem wirft ein Gewicht in die andere Wagſchale, welches für uns entſcheidet. „Ein Mann, den ein Omar, obwohl er ihn durch und durch kannte, beſtändig aufs innigſte verehrte, muß doch etwas Großes in ſich gehabt haben."

Vom deutſchen Arbeitertag.

Aus Schwaben, 15. September.

Ueber die Verhandlungen des dritten deutſchen Arbeitercongreſſes in Stuttgart haben die Tagesblätter Bericht erſtattet. Ich komme nicht ausführlich auf dieſelben zurück. Folgendes ſoll nichts Anderes ſein als die Wiedergabe empfangener Eindrücke, Randbemerkungen, die ſich mir während derſelben aufgedrängt haben.

Die Wichtigkeit und das Zeitintereſſe der verhandelten Gegenſtände geht ſchon daraus hervor, daß ſie wenigſtens zum Theil faſt gleichzeitig von vier verſchiedenen Congreſſen, zu Stettin, Nürnberg, Bern und hier zu Stuttgart beſprochen worden ſind. Vielleicht wäre es nicht unintereſſant zu vergleichen, wie dieſelben Probleme von der Elite der deutſchen Volkswirthe, von den deutſchen Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften, von dem internationalen Socialcongreß und endlich von den deutſchen Arbeiterbildungsvereinen angegriffen worden ſind. Ohne Zweifel würden an ſachlichem Intereſſe, an innerem Werth die Debatten der letztgenannten Vereine zurückſtehen müſſen. Folgen ſie doch einestheils weſentlich den Impulſen, welche ihnen die Wiſſenſchaft oder fremdes Beiſpiel gegeben, wie denn die ganze Aſſociationsbewegung zunächſt nicht von den Arbeitern ausgegangen, ſondern von Männern der Theorie, welche die Arbeiter für ſich gewannen, angeregt worden iſt. Sodann iſt es unausbleiblich, daß manche Gegenſtände, ſo geſund die leitenden Grundſätze im Allgemeinen ſind, doch in einer Verſammlung von Arbeitern ziemlich ein-

Digitized by Google

seitig behandelt werden; für manche Fragen fehlt hier entschieden die nöthige Reife und was z. B. in Stuttgart über die Frauenarbeit gesprochen worden ist, kann schwerlich den Anspruch erheben, neue Wege gezeigt oder auch nur zu einer richtigen Beurtheilung der vorhandenen Zustände beigetragen zu haben. In sachlicher Beziehung also darf man sich keiner Ueberschätzung hingeben. Aber auf der andern Seite ist es doch auch wieder von besonderem Interesse, die selbstthätigen Regungen eines Standes, für welchen so viele Redner, Schriftsteller und Agitatoren thätig sind, zu verfolgen. Und da ist es erfreulich zu sagen, daß die günstigen Eindrücke weit überwiegen. Die Einsicht in die volkswirthschaftlichen Grundbedingungen der Gesellschaft verbreitet sich in immer weitere Kreise, die Ergebnisse der Theorie setzen sich um in praktische Institute, die Organisation, welche sich die Vereine vor drei Jahren gegeben, ist eine gesunde, lebensfähige und bewegt sich im Allgemeinen in einem geordneten, wohlbemessenen Bette. Die Gefahr von Verirrungen ist zur Zeit eine verschwindende gegen die Vortheile einer parlamentarischen Selbsterziehung und Disciplin, welche belebend und anregend auf die praktische Thätigkeit zurückwirkt.

Was am meisten charakteristisch ist und auch die Aufmerksamkeit der Ausländer besonders auf sich gezogen hat, ist das Institut des Arbeitertags selbst. In der That ist diese Einrichtung bis jetzt dem deutschen Genossenschaftswesen allein eigen. Unstreitig sind wir in manchen Zweigen seiner praktischen Ausbildung noch sehr zurück; was die Consumvereine z. B. und besonders die Productivgenossenschaften betrifft, sind wir von Engländern und Franzosen weit überflügelt, während unsre eigentliche Domäne bisher das Vorschuß- und Creditwesen ist. Aber nirgends ist noch dieser Aufbau und Zusammenschluß der einzelnen Verbände, diese nationale Organisation versucht worden. Seltsam! während sich unsrer politischen Einigung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, ist es nicht nur überall die Tendenz der Privatassociationen, sich über den ganzen vaterländischen Boden zu verbreiten, sondern sie finden ihre Befriedigung nur in einem gegliederten Verband, in einem einheitlichen Abschluß, ein Beweis doch wohl, daß es in der Nation nicht an den Elementen der Einheit fehlt und der Atomismus nicht das letzte Wort unsrer Geschichte ist.

Insofern wird man neben anderen Aeußerungen des Associationstriebs, in welche sich zur Zeit der Einheitsdrang flüchtet, auch dem Arbeitertag eine gewisse nationale Bedeutung nicht absprechen können. Es ist nicht blos eine Wanderversammlung, auf der die Angehörigen der verschiedenen Stämme sich zusammenfinden, sondern es ist eine Organisation, welche ganz Deutschland umfaßt. Die Unterschiede von Nord und Süd treten wohl nirgends weniger hervor als auf diesen den materiellen Fragen gewidmeten Congressen. Oestreich dagegen fehlt gänzlich. Auf wirthschaftlichem Gebiet, kann man sagen, ist Kleindeutschland eine fertige Thatsache. Die Arbeitervereine sind in diesem Sinne

Digitized by

eine ſociale Ergänzung des Zollvereins. Sie ſind vielleicht ein noch ſprechenderes Symptom als dieſer, ſofern ſie aus dem Volk ſelbſt hervorgehen und keine politiſche Abſicht, keine politiſche Intrigue mit im Spiel iſt. Die wirthſchaftliche Einigung iſt jetzt ſchon die ſolide Baſis für die politiſche Einigung.

Aber ein Anderes iſt die directe Einmiſchung der Arbeitervereine in die Politik. Man hat es ihnen oft geſagt, daß ihr eigenes Gedeihen gefährdet wäre, wenn ſie ſich auf ein Gebiet verlocken ließen, welches außerhalb ihrer Aufgabe liegt. Bekanntlich haben ſie die Verſuchung, die in der laſalliſchen Agitation an ſie herantrat, ſiegreich zurückgewieſen. Allein es iſt klar, daß, je ungeſunder und unfertiger unſere politiſchen Zuſtände ſind, um ſo eher immer wieder dieſe Verſuchung an ſie herantritt. Die inneren Wirren in Preußen haben ihre unvermeidliche Rückwirkung auf den Geiſt der Arbeiter. In der Haltung der preußiſchen Delegirten war das unſchwer zu erkennen. Sie machten kein Hehl aus ihrem Groll über die Volksvertretung, bittere Worte konnte man hören insbeſondere über die Fortſchrittspartei, welche „nichts gethan“, und bei den nächſten Wahlen es zu empfinden haben werde, und das Wegbleiben von Schulze-Delitzſch iſt, wie verlautete, kein zufälliges geweſen. Man weiß, daß unter den Berathungsgegenſtänden auch „das allgemeine, gleiche und directe Stimmrecht“ figurirt, und zwar war es in der Vorverſammlung gleich als zweiter Gegenſtand auf die Tagesordnung geſetzt worden. Dieſe Frage, führte der Berichterſtatter aus, ſei allerdings eine politiſche, aber ſie habe nicht länger zurückgedrängt werden können; was jedem auf der Zunge ſchwebe, gezieme ſich auch öffentlich auszuſprechen, die Arbeiter ſeien politiſch rechtlos, ſie bedürfen einer Vertretung in den Kammern u. ſ. w. Die Anträge auf Tagesordnung, die Warnungen, nicht in das politiſche Gebiet überzugreifen, zumal in einem Moment, wo vielleicht eine allgemeine Reaction drohe, fanden keinen Beifall. Der von Berlin aus geſtellte Antrag, daß es Pflicht aller Arbeiter*vereine* ſei, für das allgemeine und directe Wahlrecht in die Schranken zu treten, wurde zwar abgeworfen, aber bei Stimmengleichheit nur durch Stichentſcheid des Präſidenten. Dagegen wurde die allgemeinere Faſſung, welche dieſe Pflicht einfach den Arbeitern zuſchob, einſtimmig angenommen. Damit war allerdings dem Antrag die bedenklichſte Spitze abgebrochen.

Uebrigens ſind es nicht am wenigſten die geiſtigen Leiter der Vereine ſelbſt, welche die Schuld tragen, wenn den Arbeitern der Appetit nach politiſcher Beſchäftigung wächſt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die „geiſtigen Arbeiter“ vornehmlich an den Debatten ſich betheiligen und faſt ausſchließlich den Aufwand an Tiſchberedſamkeit bei den Feſtbanketen decken, und es iſt natürlich, daß bei den Toaſten die Politik ein Recht hat mit darein zu reden. Aber man kann des Guten zu viel thun, und es iſt namentlich von den anweſenden Fremden bemerkt worden, daß der Inhalt der Tiſchreden doch von den Zwecken

Digitized by Google

des Arbeitertags ziemlich weit sich entfernte. Dazu kommt, daß die oft gerügte Sünde wider den guten Geschmack, die Unart, bei solchen allgemeinen Festlichkeiten einen schroffen Parteistandpunkt herauszukehren, auch hier nicht vermieden wurde. Die Koryphäen der föderalistischen Demokratie hatten sich zusammengefunden, lauter runde, wohlgenährte Gestalten, wie man mit Vergnügen zu bemerken Gelegenheit hatte, und mit weithin herrschenden Organen ausgestattet, welche unterstützt von verwegenem Geberdenspiel ihren Eindruck nicht verfehlen konnten. So blieb uns denn nicht erspart das confuse Decentralisationsgerede des Einen, das verzweifelte Mittelstaatenpathos eines Anderen, endlich die Hammelheerdenklage eines Hamburgers, der im Namen Schleswig-Holsteins sprach. Es ist ein ganz artiger Vorwurf für einen eleganten Tischredner, auszuführen, wie das Princip der Selbsthilfe auch auf politischem Gebiet angewandt werden müsse. Wenn aber solche Worte mit demagogischem Pathos und unter der Maske politischen Ernstes in eine halbgebildete Menge hineingeschleudert werden, so ist dies ebenso eine schlechte Tischrede als eine schlechte Politik, und die Folge ist nur die, daß die Arbeiter, bethört durch leichtsinnig hingeworfene Zweideutigkeiten, an den gesunden Grundsätzen ihrer Bewegung irre werden.

Noch haben wir eine Eigenthümlichkeit dieses Arbeitertags zu erwähnen, welche folgenreich zu werden verspricht. Frankreich war stärker vertreten als je auf einer ähnlichen deutschen Versammlung. Der Grund lag theils in der örtlichen Nähe überhaupt, theils in der Bequemlichkeit, mit welcher die Theilnehmer des berner Congresses den Rückweg über die stuttgarter Versammlung nehmen konnten. Allein man gefiel sich gegenseitig, und wir sind überzeugt, daß wir von nun an bei ähnlichen Veranlassungen auf den regelmäßigen Besuch überrheinischer Gäste zu rechnen haben. Es waren zum Theil Namen von anerkanntem Gewicht, wie der Nationalökonom Horn, der Statistiker Moritz Block, Jean Macé, der Begründer der Gemeindebibliotheken im Elsaß, dem wir unlängst in diesen Blättern einige Seiten gewidmet haben, dann Vertreter der französischen Presse, Elsässer, welche mit den Arbeiterfragen schon praktisch sich beschäftigt haben. Seinguerlet, der bekannte Mitarbeiter des Temps, der durch seine journalistische Thätigkeit wie durch sein Buch über die deutschen Volksbanken wesentlich dazu beigetragen hat, diesem Zweig des Associationswesens in Frankreich Eingang zu verschaffen, konnte in der Anrede, zu welcher er sich vor dem Schluß des Congresses das Wort erbat, äußern: bisher sei er in deutschen Versammlungen stets der einzige Vertreter der pariser Presse gewesen, diesmal freue er sich, von einem Kranz von Vertretern des französischen Journalismus umgeben zu sein, und er begrüßte dies als ein Zeichen der wachsenden brüderlichen Gesinnung beider Völker. In der That waren außer

Digitized by Google

dem Temps noch vertreten: der Avenir national, die Presse, der Courrier du Bas-Rhin, das Journal des Economistes, die Association.

Es lag darin eine erfreuliche Anerkennung des Werths der disrheinischen Bestrebungen auf diesem Gebiet, und wie die Franzosen kamen, um zu lernen, so können ohne Zweifel auch wir durch häufigere Berührung lernen in den Stücken, in welchen unsre Nachbarn überlegen sind. Noch mehr. Es ist zum Gemeinplatz geworden, daß unsere Versammlungen und Feste hauptsächlich den Sinn haben, die Deutschen verschiedener Landschaften einander näher zu bringen und dadurch zur Aufhebung trennender Vorurtheile und Mißverhältnisse beizutragen. In ähnlicher Weise werden nun auch häufigere Begegnungen von Volk zu Volk dazu beitragen, hergebrachte Urtheile zu berichtigen und gegenseitiges Verständniß zu fördern. Aber es knüpft sich hieran noch eine ernste Bemerkung.

Es kann dem aufmerksamer Beobachtenden nicht entgehen, daß das internationale Element eine immer größere Rolle zu spielen berufen ist. Die Weltausstellungen haben das Signal gegeben. Selbst die kolossalen Kriegsmittel der Nationen müssen in unsern Tagen zu friedlichen Schaustellungen dienen. Bei nationalen Festlichkeiten gewöhnt man sich daran, die Vertretung befreundeter Völker als einen unentbehrlichen Schmuck zu begrüßen. Auch auf unsern deutschen Festen tritt dies mit jedem Jahre deutlicher hervor, und wir werden um einer kleinlichen Empfindlichkeit willen nicht auf die Länge den Italienern den Eintritt in unsere Festhallen verwehren können. Es mag diese Mischung der Völkerindividualitäten nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber sie ist unvermeidlich, sie hängt eng zusammen mit der Entwicklung, welche das moderne Völkerleben überhaupt genommen hat, sie ist nur ein Ausdruck der unbestreitbaren Wahrheit, daß die abendländischen Völker sich als eine Gemeinschaft fühlen, die, wenn auch die Zeit vorübergehender Störungen sicher nicht vorbei ist, dennoch jetzt schon durch ein Band gemeinsamer geistiger und materieller Interessen zusammengehalten ist, welches eben solche Störungen nur als vorübergehende empfinden läßt und die Nachwirkungen vergangener Kriege und Erschütterungen immer unschädlicher machen wird. Da stößt nun aber die seltsame Anomalie auf, daß eine Nation in diesen Völkerverkehr einzutreten berufen ist, welche selbst noch keine Nation ist. Während die anderen Völker uns zu gemeinsamer Arbeit an den Aufgaben der Menschheit aufrufen, sind wir gefesselt durch das Bleigewicht unsrer eigenen Unfertigkeit, und der Geist der internationalen Völkerassociation pocht an unsere Pforte, bevor wir den eigenen Bau unter Dach und Fach gebracht haben. Es ist dies nicht blos eine Anomalie, sondern eine Gefahr. Nur ein im Staate gefestigtes Volksthum vermag in dem Wettstreit der Nationen das Recht seiner Individualität zu

Digitized by Google

behaupten und seinen legitimen Beitrag zu stellen in dem freien Austausch von Land zu Land. Womit man uns zuweilen für den Mangel der Einheit zu trösten versucht hat, auch unsre kosmopolitische Aufgabe, leidet Noth darunter, daß wir in der Ausbildung unsrer Nationalität zurückgeblieben sind. Denn diese ist der feste Grund, von welchem aus erst die gemeinsamen Aufgaben mit ebenbürtigen Händen können gefördert werden. Nur dann hat die Völkerassociation einen Sinn, wenn sie fertige, selbstbewußte, ebenbürtige Völker umschließt, und ebenbürtig sind wir so lange nicht, als uns die Einheit fehlt. *γ.*

Vermischte Literatur.

Dante Alighieris Leben und Werke. Von Dr. Franz X. Wegele. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Dantes Bildniß nach Giotto. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1865. 604 S. 8.

Das treffliche Werk, welches zuerst den Versuch machte, Dante aus dem Kreise blos ästhetischer Betrachtung herauszuheben und in die Reihe historischer Probleme einzuführen, erscheint hier in einer Gestalt, in welcher es seinen Werth auch neben den vielen neuen Beiträgen behält, welche die deutsche, die französische und die italienische Wissenschaft seitdem zum Verständniß des Lebens und der Dichtungen Dantes geliefert hat. In jedem Capitel treffen wir auf Aenderungen, wenn auch die Grundansicht des Verfassers im Wesentlichen dieselbe geblieben ist. Besonders wichtig sind die Umgestaltungen des Abschnitts, welcher die Vita nuova bespricht, und die in dem Capitel, in welchem der Verfasser seine Deutung der Allegorien in Gesang 1 und 2 der göttlichen Komödie niedergelegt hat. Jene betreffen den Wendepunkt in Dantes Leben, und zugleich einen Wendepunkt in der ganzen Liebespoesie des Mittelalters, den Uebergang von dem Thema sinnlicher, irdischer Liebe zu einer vergeistigten, geheiligten, die Verschmelzung von Religion und Liebe, von der seine Vorgänger, die Provenzalen nichts wissen. Diese tragen wesentlich zum Verständniß des Hauptwerkes des Dichters bei.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Walther von der Vogelweide. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864. 338 S.

Für die große Mehrzahl der gebildeten Welt sind die Dichtungen des deutschen

Digitized by

Mittelalters verschlossne Bücher. Grund davon ist nicht so sehr Gleichgiltigkeit des Publikums gegen diesen Theil unsrer Literatur; denn man kauft und liest Uebersetzungen dieser Dichtungen, die doch niemals das Original ersetzen, als vielmehr, daß die Fachgelehrten nichts oder wenig gethan haben, dieselben dem Publikum durch die zum Verständniß der Originale nothwendigen Mittel zugänglich zu machen. Im Hinblick hierauf heißen wir dieses Unternehmen aufrichtig willkommen. Zwar glauben wir, daß der Mehrzahl der Deutschen die Dichtungen der antiken Welt immer näher liegen werden, als die des Mittelalters, aber eines Versuchs, die letzteren in der Gegenwart wieder mehr einzubürgern, sind wenigstens einige der großen und viele der kleinen Poesien mittelhochdeutscher Zeit unzweifelhaft werth, und Professor Pfeiffer hat hier jedenfalls den rechten Weg eingeschlagen, auf dem Erfolg zu hoffen ist. Die Charakteristik Walthers und seiner Zeit und die Bemerkungen über Aussprache des Mittelhochdeutschen, über die Regeln der alten Verskunst, Betonung, Hebung und Senkung, Auftact und Reim, die er in der Einleitung giebt, sind durchaus zweckentsprechend, und die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten räumen alle Schwierigkeiten hinweg, die sich dem Laien bei der Lectüre entgegenstellen. Die Ausstattung dieses Probebandes ist elegant, der Preis verhältnißmäßig wohlfeil. Die Sammlung soll zunächst 12 Bände von ungefähr gleicher Stärke umfassen und nächst Walthers Gedichten: Das Nibelungenlied von K. Bartsch, Kudrun von demselben, die Werke Hartmanns von der Aue (in zwei Bänden) von F. Bech, Wolframs von Eschenbach Parzival und Gottfrieds von Straßburg Tristan (je zwei Bände) von R. Bechstein, Geistliche Dichtungen des zwölften Jahrhunderts von J. Diemer, Rudolfs von Ems Wilhelm von Orleans von dem Herausgeber der Sammlung und ein „Buch der Schwänke und Erzählungen" von demselben bringen.

Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. Von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Von Dr. A. Pichler. München, Verlag der Matth. Riegerschen Universitätsbuchhandlung. 1. Band, 36 Bogen gr. 8.

Der Verfasser, der früher schon in den Monographien „Der Patriarch Lukarius und seine Zeit" und „Die orientalische Kirchenfrage nach ihrem gegenwärtigen Stande" Hierhergehöriges in interessanter Weise behandelt hat, besitzt eine reiche Gelehrsamkeit und schreibt über seinen Gegenstand als katholischer Theolog (er ist Privatdocent der Theologie in München) mit merkwürdiger und sehr anerkennenswerther Unbefangenheit. Er hat sich fleißig in die kirchliche Literatur der orientalischen Kirche, für die meisten römisch-katholischen und sehr viele protestantische Theologen bisher ein fast ganz unbeachtetes Gebiet, hineingearbeitet, sich auch über die Dinge, welche mehr in die profane Geschichte gehören, z. B. über das Verhältniß des Papstthums zum Kaiserthum, gut orientirt und sich so eine selbständige Meinung gebildet, mit der man vielfach übereinstimmen kann, und die man, da sie sich in gebildeter und rücksichtsvoller Sprache äußert, auch da bereitwillig anhört, wo man ihr nicht beizupflichten vermag. Auch die Darstellung ist als gewandt und lichtvoll zu loben. Die Frage nach der Veranlassung des Schismas beantwortet die Schrift freimüthig dahin, daß die Schuld bei beiden Theilen zu suchen sei; die Frage, ob eine Wieder-

Digitized by Google

vereinigung wahrscheinlich, glaubt der Verfasser verneinen zu müssen. Doch erinnert er in Betreff des Gedankens einer Ausgleichung der Gegensätze aller Bekenntnisse überhaupt an ein gutes Wort Döllingers, welches jeder Theolog sich zur Richtschnur dienen lassen sollte: „Der Anerkennung und folgerechten Durchführung des Gesetzes der historischen Entwickelung in der Lehre darf fortan kein wissenschaftlicher Theolog sich entschlagen."

Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte von Fr. Kreyßig. Berlin, 1865. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 528 S. 8.

Zehn Essays über französische Dichter und Schriftsteller der neuesten Zeit, die zugleich gewisse Momente des französischen socialen und politischen Lebens in dieser Zeit repräsentiren. Béranger, Scribe und seine Schule, de Maistre und Lamennais, Chateaubriand, Frau v. Staël, Guizot, Lamartine, George Sand, Victor Hugo in der Verbannung, endlich Louis Napoleon. Mehr und mehr wird in unsern Tagen die eigentliche Bedeutung und das Wesen der ungeheuren Erscheinung begriffen, welche man die französische Revolution nennt. Wir wissen jetzt, daß sie nicht sowohl ein Kampf um die oder jene Staatsform, als vielmehr das sich Emporringen des Mittelstandes zu der ihm gebührenden Stellung bedeutet. Zwei Umstände vorzüglich gaben, wie der Verfasser im Vorwort auseinandersetzt, der Bewegung ihre gewaltige Expansivkraft, hinderten aber gleichzeitig, daß sie die politischen Ziele erreichte, welche ihre ersten Führer erstrebten, und nach welchen jetzt schon die dritte Generation hinarbeitet. Der dritte Stand in Frankreich sah sich, ohne selbst fest organisirt zu sein, einer mächtig entwickelten Staatsmaschine gegenüber, er bemühte sich also naturgemäß, diese Maschine für sich umzugestalten, sie sich dienstbar zu machen. Das war die erste Gefahr. Dazu aber kam eine zweite: der gegen die privilegirten Inhaber der Gewalt anstürmende Rechtsgedanke trat, da er keine Organe vorfand, welche seine concrete Erscheinung hätten vermitteln und mäßigen können, als nackte Abstraction der thatsächlichen Welt gegenüber und wirkte auf diese wie eine entfesselte Naturkraft. „Die Lehre von den Menschenrechten," sagt der geistvolle Essayist, „ergriff die Gemüther wie der Sturm das Meer und thürmte aus den Tiefen der Gesellschaft in einem Nu die Wogen in die Höhe, deren erstem Anprall die Bollwerke der bevorrechteten Stände erlagen. Und als dann am Tage nach dem Siege das Princip, welches ihn erfochten hatte, naturgemäß zu wirken fortfuhr, als die Masse der Einzelnen, deren Kraft sich nicht hinlänglich entwickelt erwies, um die ihnen gewährte theoretische Rechtsgleichheit wenigstens annähernd in eine thatsächliche Gleichheit der Lebensbedingungen zu übersetzen, sich gegen die Grundlagen auch des neuen Zustandes wandte, als die pulverisirten Massen sich in die bedenklichen Kategorien der „Befriedigten" und der „Unbefriedigten" theilten, mußte wohl die centrale Staatsgewalt, das einzig unversehrt gebliebene Organ der Gesellschaft, sich als letzten Rettungsanker erweisen, mußte jede neue Phase der Bewegung dazu dienen, ihre Uebermacht zu mehren und die Heranbildung eines selbständig von unten auf wachsenden politischen Lebens mehr und mehr zu erschweren. Hierzu rechne man die chevalereske Grundlage des gesammten französischen Volkes, seine Freude am Wagniß, sein Bedürfniß nach Aufregung, seinen Durst nach äußerer Anerkennung und Geltung,

Digitized by Google

endlich den nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß einer Jahrtausende alten katholischen Erziehung und Gewöhnung, und man wird einen sichern Leitfaden in Händen haben, um sich in den Wirren der neuesten französischen Geschichte zurechtzufinden. Diese jähen Uebergänge vom Massen- zum Militärdespotismus, die vergeblichen Anstrengungen der um die Begründung des Rechts- und Verfassungsstaats ringenden Mittelparteien, die abwechselnde Herrschaft eines hochfliegenden Idealismus und einer leidenschaftlichen, jede Rücksicht abwerfenden Selbstsucht, und auf rein geistigem Gebiet das nur allmälige und mühsame Aufkommen einer von gründlicher Erfassung und allseitiger Verarbeitung des Wirklichen ausgehenden Weltbetrachtung gegen die Einseitigkeit der Ueberlieferung und gegen die der phantastischen Systeme: alle diese Erscheinungen des überrheinischen Lebens verlieren, so gesehen, vieles von ihrer blendenden, das Urtheil verwirrenden Wirkung. Sie verwandeln sich aus Gegenständen der Bewunderung oder des Abscheues in eine Reihe von ermunternden oder warnenden, immer aber belehrenden und in hohem Maße anziehenden Vorgängen, in ein historisches Drama, das uns um so mehr fesselt, als wir keineswegs nur als unbetheiligte Zuschauer ihm beiwohnen."

Damit ist der Standpunkt bezeichnet, von welchem der Verfasser bei Entwerfung seiner Charakteristiken ausblickte. Diese Literar- und Culturbilder sollen Beiträge zum Verständniß jenes großen historischen Dramas sein, sie sollen die Grundzüge der neuesten französischen Entwickelung in den Arbeiten und Erfolgen einer Anzahl hervorragender Träger des französischen Geistes nachweisen, und diese Absicht ist in sehr anerkennenswerther, bisweilen in glänzender Weise erreicht. Die Auswahl, die der Verfasser getroffen, ist durchaus zweckentsprechend, die Reihenfolge, in der er uns die Gegenstände und Ergebnisse seiner Studien vorführt, verdient das gleiche Lob. Mit Béranger nnd Scribe wird begonnen, weil ihre Betrachtung ganz besonders geeignet ist, dem Leser eine deutliche Vorstellung von den hauptsächlichen Neigungen und der durchschnittlichen Bildung der französischen Mittelclasse bis hinab zu dem einigermaßen denkenden und strebenden Theil der Blousenträger zu verschaffen. Weiterhin repräsentiren Joseph de Maistre, Lamennais vor seinem Uebertritt zur revolutionären Partei und Chateaubriand die letzten großen geistigen Anläufe des alten Frankreich, oder doch seiner Traditionen, gegen die Ideen der Revolution. In der Frau v. Staël und Guizot sodann sehen wir den germänisch-protestantischen Rechtsgedanken gemischt mit französischem Wesen in der Form mit demselben Gegner den Kampf aufnehmen. Lamartine, der nun folgt (und der allerdings als Dichter nicht mit Béranger, als ästhetischer Schriftsteller nicht mit der Staël und als Politiker nicht mit Guizot und de Maistre auf eine Stufe gestellt werden darf), vertritt die bedenkliche Rolle eines von unklaren Stimmungen hin und hergeworfenen, nach Aufregung verlangenden und doch ernster Kämpfe nicht fähigen, hochfliegenden, aber weichlichen Dilettantismus, der in der Zeit der Februarrevolution für einen Augenblick das Ruder in die Hände bekam. In George Sand ferner begrüßen wir eine von der krankhaften Strömung der Zeit allerdings stark berührte, aber innerlich nicht verdorbene echt poetische Aeußerung des neufranzösischen, von germanischen Bildungselementen befruchteten Geistes. Dann läßt der Verfasser den Victor Hugo der fünfziger Jahre, den Dichter der demokratischen Revolution für die Träumereien

Digitized by

derſelben das Wort ergreifen, um ſchließlich in einer Charakteriſtik der Werke Louis Napoleons die geſchichtlich nothwendige wirkliche Erſcheinung dieſer Revolution dem Leſer nahe zu bringen. Man kann die Frage aufwerfen, warum der Verfaſſer dieſer Eſſays den angegebenen Zweck derſelben, zum Verſtändniß des allgemeinen Charakters der heutigen franzöſiſchen Culturepoche beizutragen, durch Betrachtung nur von Schriftſtellern erſten Ranges verfolgt, da doch der Genius ſtets eine weſentlich individuelle Seite hat. Aber man wird zufrieden ſein müſſen, wenn das Vorwort darauf antwortet, daß es hier auf keine vollſtändige Culturgeſchichte, ſondern nur auf Herbeiſchaffung von Material zu einer ſolchen abgeſehen ſei, und daß dieſe „Studien" nicht blos von culturgeſchichtlichem, ſondern zugleich von literar-hiſtoriſchem Intereſſe eingegeben wurden.

Iffland und Dalberg. Geſchichte der klaſſiſchen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargeſtellt von Dr. Wilhelm Koffka. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 561 S. 8.

Ein aus beſter Quelle, d. h. aus den Acten des mannheimer Theaters, geſchöpfter, ſehr werthvoller Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Bühne, der über weſentliche Punkte in derſelben neues Licht verbreitet und namentlich über den zweiten der beiden vom Haupttitel genannten Namen Mittheilungen bringt, welche das bisher über denſelben gefällte Urtheil beträchtlich zu modificiren nöthigen. Nach der Darſtellung Koffkas war Dalberg ein ſehr tüchtiger, ja muſterhafter Intendant, der die von ihm geleitete Bühne gegenüber mannichfachen Hinderniſſen, finanziellen Nöthen und Sorgen, bureaukratiſchen Einmiſchungen, üblem Geſchmack des ſtädtiſchen Publikums mit Intelligenz, Begeiſterung für die Kunſt und großer Opferbereitſchaft leitete, und der namentlich das Prinzip, nach welchem nur im Einklang der ausübenden Kräfte mit der oberſten Leitung die Intereſſen einer Bühne wahrhaft gefördert werden kann, überall anerkannte und zur Richtſchnur ſeines Handelns machte. Seine Geſellſchaft war für ihn zugleich ſein Rath in Sachen der Kunſt, in dem er ſich nur den Vorſitz vorbehielt, alle Fragen des Theaters wurden gewiſſermaßen parlamentariſch feſtgeſtellt. Jahrzehnte hindurch (ſeit 1781, wo Dalberg ſelbſt die Direction übernahm) kamen die mannheimer Schauſpieler regelmäßig zuſammen, um ſich mit ihm über das Repertoir zu verſtändigen, ihre Wünſche und Meinungen über neue Stücke und über die Beſetzung der Rollen kundzugeben und andere Fragen von Wichtigkeit zu beſprechen. Mit Geſchmack und Einſicht kritiſirte der Vorſteher dieſer Gemeinde von Künſtlern die einzelnen Vorſtellungen in ſchriftlichen Mittheilungen an die Betreffenden. Mit edler Hingebung und großer Liberalität half er, jede Beſoldung ablehnend, auch in pecuniärer Beziehung das ihm anvertraute Inſtitut fördern. In den erſten beiden Jahren des Beſtehens der neuen Bühne trug er aus ſeinen Mitteln gegen ſiebentauſend Gulden zur Subvention derſelben bei, und als Iffland ſpäter, wie der Revolutionskrieg die Exiſtenz des Kurfürſten und damit die dem Künſtler verſprochene Penſion bedrohte, bezahlte Dalberg nicht nur zunächſt eine beträchtliche Summe, die Iffland der Kaſſe des Theaters ſchuldete, ſondern ſicherte ihm auch eine Penſion von achthundert Gulden bis zu ſeinem Tode zu. Auch über das Verhältniß Schillers zu Dalberg gewinnt man (S. 111 bis 130, dann 140 und 141) eine Meinung, die dem letzteren günſtiger iſt als die, welche

Digitized by Google

bisher die herrschende war. Dafür hatte er aber auch die Freude, bei den Mitgliedern seiner Anstalt einer hohen Auffassung der Kunst und reinster Begeisterung für dieselbe zu begegnen, wovon Koffka verschiedene glänzende und gegen heutige Theaterzustände sehr vortheilhaft abstechende Proben mittheilt. Es wird heutzutage sicher einige, aber ebenso sicher nicht viele Schauspieler geben, die sich wie Iffland gelobt haben, „die Möglichkeit auf eine Volksversammlung zu wirken, niemals anders als für das Edle und Gute zu gebrauchen", und wie würde Iffland, der damals an den Geistlichen, der seinem Freunde Beck die Grabrede gehalten, schrieb: „Ich erkenne die Schauspiele, in denen der Sinnlichkeit geschmeichelt, der Beifall auf Kosten der Sittlichkeit und Zucht dem schwachen Zuschauer abgebuhlt wird, für das schändlichste Gift, das ausgestreut werden kann" — wie würde Iffland und die damals mit ihm Strebenden über die meisten unsrer jetzigen Theater urtheilen?

Claudius und Hebel nebst Gleichartigem und Gleichzeitigem. Von Hermann Kahle. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben, 1864. 358 S. gr. 8.

Das Buch ist vorzüglich für Seminaristen und Lehrer, dann für „alle Freunde der Volksstimme, Volkssprache und Volksschrift" bestimmt und will „ein Hilfsbuch zum Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Literatur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben" sein. Der Verfasser hat sich da eine Aufgabe gestellt, der er als offenbarer Dilettant nicht gewachsen ist. Hätte er sich auf die beiden Dichter beschränkt, die der Titel der Schrift zu Anfang nennt, so hätte er Befriedigenderes liefern können, obwohl sein stark zu neumodischer Gottseligkeit hinneigendes Wesen unbefangener Auffassung im Wege gestanden haben würde. So ist sein Buch ein Reden de omnibus rebus et quibusdam aliis, ein stetes Abspringen von der Stange und ein Durcheinander von guten, halbrichtigen und falschen Notizen, weitschweifigen Excursen und gelehrten und trivialen Bemerkungen.

Zur deutschen Literaturgeschichte. Kleine Schriften von J. W. Schäfer. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1864. 296 S. 8.

Vierzehn Abhandlungen: Die Epochen der deutschen Literatur — die Anfänge des deutschen Dramas — Gottsched im Wendepunkte der deutschen Literatur (stellt den Betreffenden viel zu tief) — Hinrich Janßen, der Bauernpoet (ein Zeitgenosse Hagedorns im Butjadingerland) — Mosers Gefangenschaft in Hohentwiel — Klopstocks Verhältniß zu der Literaturentwicklung des achtzehnten Jahrhunderts — Herder in seiner Jugend und im Aufgang des Ruhms — Goethe, ein Lebens- und Charakterbild — Goethes Geistesentwicklung während der frankfurter Jugendepoche — Goethe und Reinhold Lenz (enthält einiges Neue über den letzteren) — Goethe und Plessing (ein Aufsatz, in welchem uns Schäfer Düntzer gegenüber nicht das Rechte zu vertreten scheint) — Ueber Goethes römische Elegien und venetianische Epigramme — Schiller und Margarethe Schwan — endlich: Erinnerung an Ludwig Uhland. Die Form nicht übel, der Inhalt nicht bedeutend.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 40.

Ausgegeben am 29. September 1865.

Inhalt:

Zur Genesis des Zollvereins. 1. . . . . Seite 521
Der Stand der Dinge in Kurhessen 536
Aus Baden 547
Die Föderativrepublikaner 553
Vermischte Literatur 558
Schinkel-Denkmal zu Neu-Ruppin 560

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by

Zur Geneſis des Zollvereins.

Aus der Vorzeit des Zollvereins. Beitrag zur deutſchen Geſchichte von Karl Ludwig Aegidi. Hamburg, 1865. Verlag von Boyes und Geisler.
Correſpondenzen und Actenſtücke zur Geſchichte der Miniſterconferenzen von Karlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834. Von Fr. v. Weech. Leipzig, 1865. Verlag von F. C. W. Vogel.

1.

Indem wir auf die obigen beiden Schriften als auf werthvolle Bereicherungen der Geſchichte Deutſchlands aus bisher noch nicht benutzten archivaliſchen Quellen aufmerkſam machen, bemerken wir zunächſt, daß die zweite demnächſt im Buchhandel erſcheinen wird. Eine weſentlich andere Auffaſſung der Ereigniſſe, auf welche ſie Bezug nehmen, gewinnt man zwar aus ihnen nicht; wohl aber laſſen ſie das diplomatiſche Treiben, aus dem jene Ereigniſſe hervorgingen, die Stimmung und Denkweiſe der betheiligten preußiſchen, öſtreichiſchen und mittelſtaatlichen Politiker, ihre Sympathien und Antipathien, ihre Minen und Gegenminen vielfach in neuem Lichte ſehen. Aegidi beſchränkt ſich auf die Darſtellung der Verhandlungen, in welchen man 1818 bis 1820 in Karlsbad und Wien eine deutſche Zoll- und Handelsverfaſſung zu ſchaffen verſuchte, und der Urſachen, aus denen dieſe Bemühungen mißglückten, wobei er ſehr in die Details eingeht, welche ihm gewiſſe Geſandtſchaftsberichte lieferten. v. Weech ergänzt und berichtigt durch ſeine Mittheilungen über die wiener Conferenzen von 1819 und 1820 das von Aegidi Gegebne in mehren Punkten; außerdem aber liefert er in den von ihm zuſammengeſtellten Aktenſtücken lehrreiche Beiträge zum tiefern Verſtändniß der Geſchichte des deutſchen Bundes überhaupt und namentlich des Verhaltens der deutſchen Großmächte zu dem in den Mittel- und Kleinſtaaten in den genannten Jahren erwachten Streben nach conſtitutioneller Freiheit.

Wir geben im Folgenden einen Abriß der Vorgeſchichte des Zollvereins vorzüglich nach Aegidi mit den nothwendigen Berichtigungen und Zuſätzen nach der Weechſchen Schrift. Die Moral wird ſein, daß, wie die Dinge lagen und noch liegen, auf dem Bundeswege in dieſer wie in jeder andern allgemeinen

Digitized by

deutschen Angelegenheit Fortschritte zum Bessern absolut unmöglich sind, und daß daher der Weg der Separatverträge zu betreten ist, wenn man vorwärts kommen will; daß zweitens Separatbündnisse der kleinern deutschen Staaten unter einander, zu denen Furcht oder Haß gegen Preußen gelegentlich hindrängen, vor der Macht der Thatsachen stets zerfallen müssen, und daß drittens ein entschlossener und unerschütterlicher Egoismus Preußens, wie sehr er auch auf den ersten Blick die Interessen der übrigen Bundesstaaten zu verletzen scheine, schließlich immer zum wahren Heile der ganzen Nation ausschlagen wird.

Das Gesetz vom 26. Mai 1818 schuf für Preußen ein neues Zoll- und Steuersystem, welches, alle Binnenzölle aufhebend, die Zolllinien an die Landesgrenzen verlegend, jede Beschränkung des Gewerbebetriebes auf bestimmte Ortsclassen wegschaffend, eine vollkommen neue volkswirthschaftliche Aera begründete, dem Staate reiche, stets wachsende Einnahmen sicherte und die verschiedenen Theile desselben, die bis dahin eine Herrschaft gebildet, zu einer Lebensgemeinschaft umgestaltete.

Dieser neuen nationalökonomischen Einheit gab dasselbe Gesetz eine durchaus neue Stellung zum Auslande. England hatte nach dem Kriege unsre Märkte mit seinen Waaren überschwemmt, unsrer Industrie verhängnißvolle Concurrenz gemacht und durch die Korngesetze von 1815 unsre Urproduction von seinen Grenzen ausgeschlossen. Frankreich und Holland waren in ähnlicher Weise gegen unser wirthschaftliches Leben vorgegangen. Alle Länder Europas hatten ihre Zolllinien, nur Deutschland stand jeder fremden Waare offen. Das wurde jetzt für Preußen anders. Zollgrenze trat der Zollgrenze gegenüber, und der preußische Gewerbfleiß war fortan geschützt gegen die Länder, welche uns von ihrem Markt ausschlossen und den unsern mit ihren Producten überflutheten. Damit sollte jedoch keineswegs die Zahl der mit Prohibitivgesetzen verschanzten Staaten um einen neuen vermehrt, keineswegs das Merkantilsystem, das man in den innern Einrichtungen verlassen, an den Grenzen festgehalten werden. Das genannte Gesetz war im Princip verschieden von dem Prohibitivsystem, es hatte die offenkundige Tendenz, den allgemeinen Handel zu entfesseln und zu fördern, es ließ alle fremden Erzeugnisse mit alleiniger Ausnahme von Salz und Spielkarten einbringen, verbrauchen und durchführen, alle inländischen frei exportiren, die nothwendigen Zölle endlich, welche von den importirten Waaren erhoben wurden, waren mäßig und nach rationellen Grundsätzen bestimmt.

Nur einen Fehler schien das treffliche Gesetz zu haben: es war ein Gesetz für den preußischen Staat, und Preußen war nicht Deutschland. Es trennte daher in handelspolitischer Beziehung die Bevölkerung der nichtpreußischen Staaten des letzteren von der preußischen ganz ebenso wie die Bevölkerung der nichtdeutschen Länder, und es traf damit selbstverständlich jene viel härter als

Digitized by Google

dieſe. Das Geſetz, ein Segen für Preußen, ſchien ein Fluch für das übrige Deutſchland werden zu ſollen. Und dazu trat noch ein anderes Moment. Dreizehn deutſche Staaten hatten Landestheile, die von preußiſchem Gebiet umſchloſſen waren. Letzteres gegen unbeſteuerten Eingang fremder Erzeugniſſe zu ſchließen, war auch hier Aufgabe der neuen Geſetzgebung, wenn ſie ein allgemein durchgreifendes Verbrauchsſteuerſyſtem einführen ſollte. Andrerſeits aber, wie konnte Preußen ſich daran wagen, ſolche Enclaven, ſolche Theile unabhängiger Nachbarſtaaten in ſeine Zollgrenzen einzuſchließen, den Verkehr derſelben mit den übrigen Gliedern ihrer Staaten zu unterbrechen, die Unterthanen andrer deutſcher Souveräne ſeiner Verbrauchsbeſteuerung zu unterwerfen? War die Benachtheiligung der Völker in der Störung ihrer natürlichen Handelsverbindungen durch das neue preußiſche Syſtem vom Uebel, ſo war dieſe Kränkung der Fürſten geradezu empörend. Ein Schrei der Entrüſtung, des Entſetzens über ſolche Anmaßung, ſolchen doppelten Frevel am Nützlichen und am Heiligen, an den Intereſſen des Volkes und am Hoheitsrecht ſeiner Fürſten wiederhallte durch das ganze nichtpreußiſche Deutſchland.

Freilich waren ſchon längſt alle großen Staaten mit Zolllinien umgeben, und Oeſtreich huldigte ſogar dem ſtrengſten Prohibitivſyſtem. Freilich entſagte Preußen jetzt allen Prohibitivmaßregeln und befreite Ein- und Ausfuhr wie kein zweiter Großſtaat. Aber indem es dieſen großen Fortſchritt in ſeinem wirthſchaftlichen Leben machte, bewirkte ſeine Lage und ſein ganzes Verhältniß zu Deutſchland, daß dieſes in ſeinen Intereſſen auf das empfindlichſte verletzt wurde. Auch gute Patrioten ſtimmten in jenen Schrei des Unwillens ein; denn dieſe nur auf Bereicherung der preußiſchen Staatskaſſe berechnete, nur das Intereſſe des preußiſchen Handels und Gewerbes im Auge habende Politik ſtand im ſchroffſten Gegenſatz gegen die Aufgaben einer deutſchen Handelspolitik, welche Aufhebung aller Mauthlinien im Innern Deutſchlands und Verlegung der Aus- und Eingangszölle an die Grenzen des Bundes gebot. Wenn jemals ſo mußte dieſes Ziel jetzt, Angeſichts der neuen Scheidewand, welche Preußen errichtet, der Nation zum Bewußtſein kommen. Und ſo geſchah es denn auch. Aber allerdings ließ ſich an der Ausführbarkeit dieſer Idee zweifeln. Denn wenn die deutſchen Staaten ihre Zölle aufgaben, wo fanden ſie Erſatz für die Einbuße ihrer Finanzen? Nahm der Handel eine größere Freiheit als die bisherige in Anſpruch, ſo waren andrerſeits auch die Bedürfniſſe der Staaten geſtiegen und forderten eine größere Summe indirecter, nicht ohne Beläſtigung aufzubringender Abgaben. Schon jeder Einzelſtaat hatte mit dieſem Widerſtreit zu kämpfen, aber noch weit weniger leicht ließen ſich die Intereſſen verſöhnen, wenn etwas Gemeinſames geſchehen ſollte. Eins jedoch ſchien feſtzuſtehen: zunächſt mußte der Eigenwille Preußens gebrochen und in ſeine Schranken zurückgewieſen werden, und zwar hatte dies, da es ſich um allgemein

Digitized by Google

deutsche Interessen handelte, durch den Bund zu geschehen. Dazu aber schien Artikel 19 der Bundesacte, in dem sich die Bundesglieder eine gemeinschaftliche Berathung über Handel und Verkehr vorbehalten hatten, eine passende Handhabe zu bieten. Man übersah indeß dabei, daß nur von einer Berathung die Rede sein konnte, und daß der Bund nicht das Recht hatte, die Einzelstaaten in Betreff ihrer innern Politik zu hemmen und zu zwingen, daß die Bundesversammlung eben keine wahre Centralgewalt, sondern lediglich die Summe gewisser staatlicher Individualexistenzen war. Die Zeit, wo der Wunsch der deutschen Patrioten Hoffnung auf Erfüllung hätte haben können, war vorüber. Die wiener Schlußacte hatte der „Unbestimmtheit oder Verkennung der der Bundesversammlung zustehenden Befugnisse" ein Ende gemacht, die Abhängigkeit des Bundestags von den Einzelregierungen besiegelt, den Bund für einen „völkerrechtlichen Verein" erklärt, und zwar, wie die Dinge damals lagen, zur Zufriedenheit aller. Wenn das jetzt unbequem fiel, so hatten die Klagenden sich selbst die Schuld beizumessen.

Am Schlusse der neunten karlsbader Conferenz, 16. August 1819, setzte der badische Minister v. Berstett unter den Mitgliedern der Versammlung einen Aufsatz in Umlauf, der, von Nebenius verfaßt und früher bereits den badischen Kammern mitgetheilt, den freien Verkehr unter den deutschen Bundesstaaten zum Gegenstand hatte und eine Zolleinigung der letzteren vorschlug, wie sie im Wesentlichen jetzt im Zollverein verwirklicht ist. Berstett sprach dabei den Wunsch aus, daß diese Sache jetzt ernsthaft ins Auge gefaßt werde, um darzuthun, wie weit sie ausführbar und ob wenigstens vor der Hand wohlthätige Abänderungen des jetzigen Systems eintreten könnten, auch welches die Hindernisse seien (Anspielung auf das preußische Gesetz von 1818), die sich dem Einen oder dem Andern bestimmt entgegenstellten. Der würtembergische Minister v. Winzingerode unterstützte diesen Antrag mit dem Hinzufügen, nach den Verabredungen der Conferenz werde die Angelegenheit an den Bundestag zu bringen sein. Andre Stimmen dagegen meinten, daß die Sache zu verwickelt sei, um in der Conferenz entschieden werden zu können; sie müsse auf Grund von Artikel 19 der Bundesacte am Bundestage vorgenommen werden. Dem Würtemberger leuchtete das nicht ein; in der zwanzigsten Conferenz, 28. August, gab er eine Erklärung ab, in der er auf Berstetts Anregung zurückkam. Er ging davon aus, daß „die Regierungen in dem Augenblicke, in welchem sie ernste Anmaßungen zurückwiesen, gerechte Beschwerden aufmerksam zu prüfen hätten; zu letzteren rechne der König von Würtemberg unter anderem die gegenwärtigen Ausdehnungen der Beschränkungen des Handels in den Bundesstaaten (Anspielung wie oben) und habe deshalb dem Grafen befohlen, zu beantragen, daß unter die Gegenstände, die von Karlsbad aus zu erledigen oder anzuregen und zur Instructionseinholung für die Bundestagsgesandtschaften in Vorschlag zu bringen wären,

Digitized by Google

auch eine Erleichterung der bestehenden Handelsbeschränkungen bezweckende Interpretation des 19. Artikels aufgenommen werde.

Diese Erklärung blieb nicht ohne Wirkung. In der zweiundzwanzigsten Conferenz, 30. August, verbreitete sich Fürst Metternich darüber, indem er sagte: Er verkenne die Wichtigkeit dieser Frage nicht, halte die Aufgabe aber für äußerst schwierig. Deutschland bestehe aus einer Verbrüderung souveräner Staaten, welche in ihrer Gesammtheit in dem europäischen Staatensystem als eine Macht erscheinen. Der Handel, seine Ausdehnung wie seine Beschränkung gehören zu den ersten Befugnissen der souveränen Gewalt. In Deutschland könne demnach die Handelsfrage nicht allein in Beziehung auf die deutsche Gesammtmacht aufgenommen und erwogen werden, sie könne vielmehr nur in Erwägung gezogen werden, wenn die erste, die vorläufige Bedingung, die Handelsverhältnisse, unter den deutschen Staaten zu gedeihlicher Verständigung gereift sein würde. Die hier versammelte Conferenz könne das Geschäft nicht beginnen, sich demselben nicht einmal nähern, weil sie es nicht beendigen könne. Dagegen werde man sich auf den demnächst zu eröffnenden Conferenzen in Wien mit Beleuchtung der Frage beschäftigen können. „Seine k. k. Majestät würden nicht nur mit Vergnügen der möglichsten Einigung entgegensehen, sondern an Allerhöchstdemselben dürfte es wohl nicht liegen, wenn Sie durch die klarste und unbefangenste Aussprechung jedes von Ihnen als wahr erkannten Grundsatzes, unter specieller Berücksichtigung der Souveränetätsrechte der den Bund bildenden Staaten, deren eigenthümlicher Lage und Verhältnisse zu einem definitiven Verständnisse nicht beizutragen vermöchten." In der letzten Conferenz, 31. August endlich, bezeichnete Metternich als eine der Aufgaben für die Verhandlungen in Wien: „Die Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, um den Artikel 19 der Bundesacte möglichst zur Ausführung zu bringen, so viel die Verschiedenartigkeit der Localitäten und besonders die Steuersysteme der einzelnen Bundesstaaten solche zulassen können."

Die wiener Ministerconferenzen wurden am 25. November 1819 eröffnet. Die Frage über Handel nnd Verkehr sollte nach Metternichs Plan den zehnten Berathungsgegenstand bilden, die Vorarbeit von einem Comité vorgenommen werden, welches aus Graf Bernstorff (Preußen), v. Berstett (Baden), v. Zentner (Bayern), v. Falck (Luxemburg), Graf Einsiedel (Sachsen), Hach (freie Städte) und v. Berg (Anhalt, Oldenburg, Schwarzburg) zusammengesetzt wurde. Dieses Comité kam indeß wochenlang nicht dazu, die Sache anzufassen. Dagegen wurde fleißig „hinter dem Vorhang gearbeitet", Privatbesprechungen fanden statt, Aufsätze wurden gewechselt, und es begann sich unter den Vertretern mehrer Staaten eine Art Einverständniß gegen Preußen zu bilden, welches stets versicherte, daß es sein neues Zollsystem nicht aufgeben, dem Bunde hierauf keinen Einfluß gestatten werde. Freudige Zuversicht, diesen Eigensinn brechen

Digitized by Google

zu können, wechselte mit völliger Verzagtheit dieser Opposition. Ein „mitteldeutscher Gesandte“ bei Aegidi (warum nicht deutlicher bezeichnen?) schreibt am 4. Januar 1820: „Ueber Freiheit des Handels scheint man Zeit gewinnen zu wollen; man spricht, diese Angelegenheit bedürfe langer und reiflicher Erwägung“. Doch belebt sich ihm bis zum 8. Januar der Muth, und er schreibt: „Für Handel und Wandel geht ein entfernter Hoffnungsstrahl auf; mehre der hier Anwesenden haben sich das Wort gegeben, sehr stark sich darüber vernehmen zu lassen und zu versuchen, ob Preußen wanke.“

Der Hoffnungsstrahl scheint dem würdigen Herrn aus einer Denkschrift hervorgeleuchtet zu sein, welche sich „über die Vollziehung des 19. Artikels der Bundesacte“ verbreitete, und in welcher der nassauische Minister v. Marschall, ein besondrer Liebling Metternichs, sich allerdings sehr stark gegen Preußen vernehmen ließ. „Während der 19. Artikel der Bundesacte unvollzogen bleibt, durchschneidet man Deutschland mit neuen Douanenlinien, trennt, was die Natur vereinigt hat, gewaltsam und greift in die Eigenthumsrechte von hunderttausenden deutscher Familien ein.“ Durch solche „Verbote“ werde das Eigenthum angegriffen, der Besitz vermindert. „So und nicht anders sind die neuen Zolleinrichtungen in Deutschland empfunden worden, nur eine Stimme hat sich gegen diese Neuerung erhoben und vorzugsweise, ja man muß es offen sagen, mehr als alles andere eine allgemeine Unzufriedenheit erregt und erhöht, und zwar grade in einem Zeitpunkte, wo Congresse und deutsche Bundesacte allen Bewohnern der deutschen Staaten die feierliche Versicherung gaben, ihr Zustand werde in dieser Beziehung nicht verschlimmert, sondern verbessert werden.“ „Denjenigen, die zu Karlsbad sich mit den Maßregeln beschäftigten, der Entwickelung der Keime einer sich äußernden gefährlichen Gährung in einem großen Theile Deutschlands Schranken zu setzen, mußten daher auch die neuen Zolleinrichtungen in einzelnen deutschen Staaten als eine der Hauptquellen der Unzufriedenheit und als eines der Haupthilfsmittel erscheinen, dessen sich die revolutionäre Partei in Deutschland mit Erfolg wirklich bediente. Es wurde daher (wir lesen zwischen den Zeilen dieser charakteristischen Stelle: vor allem) aus diesem Grunde und (wir setzen hinzu: nebenher) wegen der engen Verbindung dieser Angelegenheit mit dem Wohlstand der einzelnen deutschen Bundesstaaten beschlossen, sie den gegenwärtigen hier eröffneten Cabinetsberathungen zu unterwerfen.“ So v. Marschalls Denkschrift, die zuletzt vier Vorschläge machte, von denen die beiden ersten direct nach dem preußischen Zollsystem ausschlugen. Diese Sätze lauten: „1. Neue Zoll- und Mauthanstalten, Ausfuhr- und Einfuhrverbote sollen von einzelnen Bundesstaaten an ihren Grenzen mit andern Bundesstaaten nicht errichtet werden. 2. Die nach dem ersten Jänner 1814 neuerrichteten Mauthen und eingeführten Zölle sollen aufgehoben werden.“ Man sieht, an Deutlichkeit ließ es der nassauische Minister

Digitized by Google

nicht fehlen, und an Courage mangelte es ihm auch nicht; denn er stellte sein Elaborat dem preußischen Minister Bernstorff zu, von dem es jedoch „zurückgegeben" wurde.

Inzwischen war die Handelsfrage von zwei verschiedenen Seiten außerhalb der Conferenz lebhafter angeregt worden, vom Herzog von Cöthen, der Mitte December nach Wien gekommen war, um in der Hoffnung auf östreichische Unterstützung gegen die „preußischen Zoll- und Steuerbedrückungen" zu protestiren, „ein einsichtsvoller, trefflich gesinnter Herr", der an v. Berg „wahrhaftig einen muthigen Kämpfer" zur Seite hatte, dann von den rührigen Vertretern des deutschen Handelsvereins*), die, Friedrich List an der Spitze, am 6. Januar in der östreichischen Hauptstadt eingetroffen waren. Die Vertrauensseligkeit und Gutmüthigkeit der letzteren wirkt, wenn man sie mit der Stimmung in der Conferenz zusammenhält, überaus komisch. „Sämmtliche Regierungen," will List am 10. Januar durch Privaterkundigungen in Erfahrung gebracht haben, „mit Ausnahme von Oestreich, Preußen und Hannover, werden sich unumwunden für unsre Sache (Aufhebung der Zollinien im Innern Deutschlands) erklären, und auch von jenen ist noch das Beste zu hoffen." Und um dieselbe Zeit schrieb er an seine Frau: „Wir sind auf dem Wege, die östreichische Regierung auf andere Ansichten zu bringen und uns geneigt zu machen; unsre Sache macht gewaltiges Aufsehen sowohl am Congreß als in der Hauptstadt; der Congreß hat zu unsern Gunsten schon einige Beschlüsse gefaßt." — Dagegen sagt der Bericht eines der Conferenzmitglieder vom 10. Januar (wohl zu bemerken, der Berichterstatter gehörte zu den Freisinnigsten unter den versammelten Herren): „Die Ankunft der Abgeordneten des Handelsvereins gab dem Fürsten Metternich die Veranlassung zu der Anfrage, welcher Bescheid ihnen zu ertheilen sei. Man bemerkte, daß ein Verein von Handelsleuten verschiedener Bundesstaaten keineswegs als Corporation, als verfassungs- und gesetzmäßige Genossenschaft zu betrachten sei. Der Handelsstand jedes einzelnen Landes habe sich an seinen Landesherrn zu wenden und dessen Vertretung zu erbitten — ein Verein deutscher Handelsleute sei ebenso wenig anzuerkennen als jeder andere Verein, der nicht die Sanction des Landesherrn erhalten und von diesem vertreten werde. Infolge dieser Bemerkungen wurde beschlossen, den angeblichen Bevollmächtigten anzudeuten, daß man sie nicht anerkenne, ihre Anträge nicht aufnehmen könne. Fürst Metternich übernahm es, ihnen diese Eröffnung zu machen." Ein anderer Gesandtschaftsbericht meldet hierüber Genaueres: „Endlich regte der Fürst noch an, daß hier Deputirte des sogenannten deutschen Handelsvereins

*) Es waren Kaufleute des südlichen und mittleren Deutschland, welche auf der Frühlingsmesse von 1819 zu Frankfurt a. M. zusammentraten, Nürnberg zu ihrem Mittelpunkt wählten, sich zuerst mit einer Bittschrift an den Bundestag wandten, dann Abgeordnete an verschiedene deutsche Höfe sandten und zuletzt auch in Wien mit einer Deputation erschienen.

Digitized by Google

angekommen wären, welche sich unfehlbar bei ihm melden würden. Er sei nicht zweifelhaft, was er ihnen als kaiserlich östreichischer Minister zu antworten habe; indeß wünsche er zu vernehmen, ob die Versammlung mit seinen Ansichten einverstanden sei. Es scheine ihm, daß man so wenig einen Verein deutscher Kaufleute als einen Verein deutscher Professoren, Studenten, Tischler oder dergl. anerkennen könne. Ein deutscher Verein, der nirgends eigentlich zu Hause gehöre, sei überdies nicht denkbar, allenfalls ein bayerischer, ein badischer u. s. w., wenn die Regierung dazu autorisire. Aus diesen und andern Gründen halte der Fürst dafür, daß den Deputirten zu erklären sei, man könne mit ihnen in keine Verhandlung treten." „Niemand, selbst nicht der großherzoglich und herzoglich sächsische Gesandte, widersprach dieser Ansicht, vielmehr äußerten sich Einige noch härter über das Treiben des Vereins und über die angemaßte Benennung."

Selbstverständlich ist daraus nicht zu schließen, daß der Fürst die Herren List und Genossen schroff abgewiesen habe; denn von ihm bis auf Halbhuber war es Regel für den östreichischen Beamten, die deutschen Brüder mit bezaubernder Liebenswürdigkeit zu behandeln und dadurch zu verblenden. Derselbe Metternich, der am 10. Januar so geringschätzig über den Handelsverein redete, verschaffte wenige Wochen nachher dem Professor List eine Audienz bei Kaiser Franz. Natürlich blieb niemand den Listschen Ideen, so feindselig sie gegen Preußen waren, und obwohl sie eigentlich auf Ausdehnung des östreichischen Schutzsystems auf ganz Deutschland hinausliefen, fremder als Metternich. Aber der Kaiser sprach zu List als ein wahrer Vater des deutschen Vaterlandes und wollte sogar die ihm überreichten Acten prüfen. Kein Wunder, daß die Deputirten des Handelsvereins bei ihren mitleiderregenden Illusionen über den guten Willen Oestreichs verblieben.

In der Plenarsitzung vom 8. Januar endlich wurde beschlossen, daß der zehnte Ausschuß wegen der Handelsverhältnisse sich als constituirt betrachten könne, und vier Tage später fand bei Graf Bernstorff, dem Präsidirenden, die erste Sitzung desselben statt. Bernstorff eröffnete sie damit, daß er den Mißgriff des vorigen wiener Congresses beklagte, aus einer gewissen Liberalität mehre das Bundesverhältniß nicht berührende Gegenstände zur künftigen Berathung verstellt zu haben. Insbesondre gehöre dahin Handel und Verkehr, welcher auf der Autonomie der Einzelstaaten beruhe und mit deren eigenthümlichen Steuersystemen genau zusammenhänge. Preußen könne von seinem Systeme durchaus nicht ablassen, der Bund als solcher keine Erleichterung gewähren. Nur durch Verträge einzelner Staaten unter einander lasse sich helfen. Es sei überflüssig, hier über die Angelegenheit weiter in Berathung zu treten, und er glaube, daß man sich begnügen könne, dies der Plenarversammlung anzuzeigen. Hierauf erwiderte Berstett, wenn der Ausschuß diese Ansicht theile, werde er sich dagegen

Digitized by Google

in der Plenarsitzung feierlich zu Protokoll verwahren müssen; es sei möglich, und man sei verpflichtet, „wenigstens etwas" zur Erleichterung des Handels und Verkehrs zu thun. Bernstorff versuchte zu widersprechen, als aber die übrigen Mitglieder des Ausschusses sich über die Verbindlichkeit des Bundes mit seinem Gegner einverstanden erklärten, erkannte er dieselbe auch an, fügte aber sein Bedauern hinzu, daß man in Karlsbad einen Beschluß gefaßt, den man als unausführbar werde widerrufen müssen.

Zu weiterer Begründung seiner Ansicht las nun Berstett einen Aufsatz vor, in welchem er die großen Erwartungen schilderte, welche die ganze Nation auf eine segensreiche Entwickelung des Artikel 19 setze, mit düstern Farben die Gefahren ausmalte, die eine Enttäuschung in dieser Frage im Gefolge haben müsse, und schließlich darauf antrug, am Bundestag eine Commission niederzusetzen, welche die Regulirung der Handelsangelegenheiten in befriedigender Weise übernehme. Bernstorff begnügte sich darauf zu sagen, daß die Gefahr, welche aus der Nichterfüllung des Artikel 19 entspringen könne, bei weitem nicht so groß sei, als Berstett sie dargestellt. Es stehe ja jedem Staate frei, seine Interna ohne Dazwischenkunft des Bundes zu ordnen und mit Nachbarstaaten Separatverträge zu schließen. Preußen sehe solche Verträge sogar gern und sei nicht abgeneigt, sich mit den paciscirenden Staaten gleichfalls auf Handelsverträge einzulassen. Berstett entgegnete, daß die paciscirenden Staaten in dem Fall nicht mehr in der Lage seien, vortheilhafte Handelsverträge mit Preußen einzugehen. Von dem Augenblick an, wo sie sich durch den Nichtbeitritt des letzteren zu einem Handelssystem für ganz Deutschland gezwungen sehen würden, unter sich, also für ein kleineres Gebiet, ein Uebereinkommen zu treffen, müßten sie aus der Grenzlinie gegen die nichtbeitretenden Staaten einen Ersatz zu ziehen suchen, um den Ausfall zu decken, der durch die Aufhebung der Grenz- und Binnenzölle für sie entspränge.

v. Falck bemerkte, Preußen habe allerdings erklärt, Handelstractate mit den Bundesstaaten abschließen zu wollen, es gedenke aber die Bedingungen vorzuschreiben, und das mache jedes Uebereinkommen unmöglich. v. Globig ging noch über Berstett hinaus, er wollte, daß man hier sofort über allgemeine Grundsätze, wie die Erleichterung des Handels zu bewirken sei, übereinkomme. v. Zentner war der Meinung, „daß alle Bundesglieder bereits die Verpflichtung übernommen hätten, etwas zur Erleichterung des Handels und Verkehrs zu thun." Senator Hach aus Hamburg endlich verlas den Aufsatz eines Sachverständigen, der sich besonders deshalb gegen das allgemeine Handelssystem aussprach, weil es unzertrennlich sei von einer an die Grenzen Deutschlands zu verlegenden Douanenlinie. Die Sitzung endigte mit dem Beschluß, es solle jeder Gesandte für die nächste Zusammenkunft seine Ideen zu Papier bringen und vorlegen.

Digitized by Google

Dies geschah in der zweiten Sitzung des Ausschusses, 19. Januar, insofern als Bernstorff hier den Entwurf eines Vortrags an das Plenum verbunden mit einigen „Sätzen" vorlegte und Marschalls obenerwähnte Denkschrift verlesen wurde. Bernstorffs Entwurf entwickelte die Lage der Sache und die Schwierigkeiten, auf Grundsätze wie die Nebeniusschen einzugehen; die Sätze beschränkten sich darauf, die Angelegenheit an die Bundesversammlung zu verweisen, welche durch einen Ausschuß, der Sachkundige zuziehen könne, den Gegenstand zu bearbeiten, allenfalls Verträge benachbarter Staaten zu vermitteln und vor allem die früher angeregte Verhandlung über die Freiheit des Verkehrs mit Lebensmitteln wieder aufzunehmen habe. Auf Marschalls Denkschrift erklärte Bernstorff, daß er es für unmöglich halte, auf diese mit der Autonomie deutscher Staaten unvereinbaren Anträge einzugehen. Im Uebrigen benahm er sich möglichst entgegenkommend und war überall bestrebt, die Geneigtheit seines Königs, „allen billigen, ausführbaren und mit der Selbständigkeit der preußischen Gesetzgebung verträglichen Vorschlägen entgegenzukommen, auf unzweideutige Weise zu beurkunden." Aber der Feldzug gegen die preußische Zollreform dauerte offen und versteckt fort; es blieb das fest ins Auge gefaßte Ziel derer, welche unter dem Banner des Artikels 19 der Bundesacte die deutsche Handelsfreiheit verfochten, vor allen Dingen die preußische Handelspolitik zu Falle zu bringen, und Berstett und Marschall blieben die Führer dieser Partei in Wien.

Sehr lehrreich ist die leidenschaftslose Betrachtung der damaligen Parteinahme für und wider: wer für Deutschland ist, der ist wider Preußen, wer den großen deutschen Zollverein will, der muß gegen die „unglückselige" preußische Zollgesetzgebung sein. Aber stand denn der Verwirklichung jenes deutschen Ideals Preußen allein im Wege? Wer dem Gange der wiener Verhandlungen folgt und namentlich Marschalls und Berstetts Verhältniß zu Metternich ins Auge faßt, der kann geneigt sein, zu glauben, Oestreich begünstige jene Pläne Badens und Nassaus oder sehe sie mindestens als willkommene Handhaben einer Politik an, durch welche die Stellung Preußens zu den übrigen deutschen Staaten immer mehr für die Nothwendigkeit einer östreichischen Vermittelung zugerichtet würde. Aber aus einer Aeußerung v. Stahls, des Präsidenten der k. k. Commerz-Hofcommission, geht, wenn man das nicht aus andern Gründen schon mit Bestimmtheit wüßte, ziemlich deutlich hervor, daß man die Sache in Wien als unlösbares Problem ansah, und daß Oestreich das Haupthinderniß gewesen sein würde, wenn nicht Preußen schon das Odium übernommen gehabt, dieses Hinderniß zu sein. Doch da Preußen das Odium trug, mochte Oestreich die Miene annehmen, als stünde es auf Seiten der „Patrioten". Es hatte von deren Bestrebungen, die ja Preußen vereitelte, nichts für sein Prohibitivsystem zu fürchten, und ihm erwuchs daraus von selbst der reine Gewinn, daß

Digitized by Google

Preußen sich damit verhaßt machte. So zeigte Metternich, ohne zu sagen, wie er dachte, eine theilnehmende Miene und ließ sich Gutachten vorlegen, so begünstigte er, ohne sich zu engagiren, die Anstrengungen derer, welche, um Deutschland einig zu machen, rastlos bemüht waren, die Zolleinheit der zehn Millionen Deutschen im preußischen Staat aufzulösen.

Am 10. Februar fand wieder eine Sitzung des Ausschusses wegen des Handels und Verkehrs statt, in der man die Sätze, welche früher Bernstorff, und andere, welche später Berstett aufgestellt, verglich: der bekannte Gegensatz war darin formulirt. Da Bernstorff die Unmöglichkeit weiter zu gehen erklärte, als er in seinen Sätzen gegangen, und da man jetzt zu der Erkenntniß gekommen war, „daß auch wegen Oestreichs eine dem Handel günstigere Bestimmung nicht zu erreichen sei", da man ferner dafür hielt, daß es der Bundesversammlung zu überlassen sei, wie sie mit dem ihr zu ertheilenden Auftrag zu Stande kommen werde, so vereinigte man sich dahin, daß nur von einer allgemeinen Instruction der Bundesversammlung und von einer Vereinbarung zu gleichförmigen Entschließungen wegen des freien Verkehrs mit Lebensmitteln die Rede sein solle. Wie tief hatte man bereits seine Ansprüche gegen Preußen herabgestimmt, und wie deutlich kündigte sich schon dessen Sieg in der Sache an!

Bernstorff ersuchte Berstett, die Abfassung des Vortrags an die Plenarversammlung zu übernehmen, dieser aber lehnte ab, indem er äußerte, wenn man nun einmal der Ansicht sei, daß in dieser Sache nichts geschehen könne, so scheine es zweckmäßiger, lieber gar nichts zu sagen als Unbefriedigendes. Darauf übernahmen v. Globig und v. Berg die Arbeit, die indeß weder v. Bernstorffs noch v. Berstetts Billigung erwarb. Letzterem schien es nach den Bemerkungen, die er in der Ausschußsitzung vom 2. März dazu machte, besonders daran zu liegen, daß sein früherer Vorschlag einer Zolleinrichtung für ganz Deutschland gegen das Ausland als gar nicht existirend angesehen werde. „So weit war es gekommen," sagt Aegidi hierzu, „Berstett schämte sich, im Sinne seines Nebenius vorgegangen zu sein. Den praktischen Staatsmann reut ein Unternehmen, welches scheitert." Hatte Berstett sich hauptsächlich gegen die Motivirung der Artikel des Vortrags gekehrt, so wandte Bernstorff sich gegen diese Artikel selbst, die ihm noch zu weit gingen, und schlug eine neue Redaction vor, die in der nächsten Sitzung des Ausschusses, 3. März, in der Hauptsache angenommen wurde. Bernstorff hatte durchgesetzt, was er gewollt.

Am 4. März versammelte sich das Plenum der Conferenz, und Bernstorff verlas darin die Arbeit des zehnten Ausschusses. Als der Vortrag begann und der erste Satz, der diese Sache an den Bundestag verwies, abgelesen wurde, „da platzte einer der Anwesenden in Lachen aus, dem fast Unanimia nachfolgten."

So faßten schon am 4. März 1820 die Vertreter der deutschen Fürsten

Digitized by Google

die Bedeutung des Bundestags auf. Weil die Regierungen die Aufgabe für unmöglich ansahen, verwiesen sie die Lösung derselben an die frankfurter Instanz.

Der Vortrag des zehnten Ausschusses lautete in der Hauptsache wie folgt: Dem Ausschuß sei der Auftrag geworden, der Versammlung gutachtliche Vorschläge darüber vorzulegen, wie dem Artikel 19 der Bundesacte durch solche Einrichtungen des Handels und Verkehrs zwischen den einzelnen Bundesstaaten Genüge geschehen könne, als die Verschiedenheit örtlicher Verhältnisse und zumal die besondern Steuersysteme der einzelnen Staaten zulassen möchten. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe, schon von Anfang an erkannt, sei bei näherer Beleuchtung des Gegenstandes noch mehr hervorgetreten, und nach sorgfältiger Prüfung der verschiedenen von den Bevollmächtigten vorgelegten Wünsche und Ansichten sehe sich der Ausschuß genöthigt, „seine Anträge auf folgende, mehr vorbereitende als entscheidende, keinen künftigen bundesförderlichen Beschlüssen vorgreifende Bestimmungen" zu beschränken:

1) Die Bundesversammlung hat die Erleichterung des deutschen Handels und insonderheit auch des Verkehrs zwischen den einzelnen Bundesstaaten nach Anleitung des 19. Artikels der Bundesacte als einen der Hauptgegenstände ihrer Aufmerksamkeit anzusehen und sich fortwährend zu bestreben, die diesem Zweck entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. 2) Sie hat zur Bearbeitung dieser Gegenstände einen Ausschuß zu bestellen mit der Befugniß, sich durch Sachverständige zu verstärken, welche einzelne Regierungen zu dem Ende etwa abordnen. 3) Sie hat ihre Bemühungen zunächst und vorzugsweise dahin zu richten, daß die in ihrer Mitte früher eingeleitete Unterhandlung wegen des freien Verkehrs mit Lebensmitteln wieder angeknüpft und eine Vereinbarung darüber befördert und zur Ausführung gebracht werde. 4) Ein Gleiches soll in Betreff der durch die wiener Congreßacte zugesicherten Erleichterung der Flußschiffahrt geschehen. 5) Die infolge der vorstehenden Bestimmungen den Gesandten am Bundestage zu ertheilenden Instructionen sind denselben binnen kürzester Zeit zuzusenden.

Kein Zweifel: der Artikel 19 war hierdurch seiner Erfüllung nicht näher gekommen, der für diese Erfüllung gegen die preußische Zollreform unternommene Feldzug war verunglückt. „Am wenigsten tröstlich," schreibt am 6. März ein mitteldeutscher Staatsmann, „ist das Resultat der Handelscommission, in welcher tapfer und viel gestritten ist, bis die Kämpfer für die Freiheit ermüdeten und ein ziemlich unbedeutendes Opus hervortrat." „Der zehnte Ausschuß," klagt am 8. März ein Mitglied desselben, ist für das Wohl Deutschlands und die Befestigung des Bundes ohne allen Erfolg geblieben. Die Geschichte wird es nicht verschweigen, daß Preußen allein sich jedem bessern Resultat widersetzte." „Preußen," ließ sich die Stimme eines Patrioten tiefernst vernehmen, „verkennt, was es groß machen kann; es verscherzt Zutrauen und Neigung der Bundes-

Digitized by Google

ſtaaten und wird es einſt bereuen." Eines „Patrioten" Stimme, wie geſagt, nicht eines Propheten.

Einigen von der Partei, welche den Rückzug angetreten, ſcheint übrigens während des Kampfes eine nüchternere Auffaſſung des bisher ſo hoch gehaltenen Artikels 19 aufgegangen zu ſein. In dem Bericht eines norddeutſchen Mitgliedes des zehnten Ausſchuſſes vom 11. Februar heißt es mit dürren Worten: „Der 19. Artikel enthält nicht einmal die Verpflichtung zu einer Berathung, ſondern nur einen Vorbehalt und folglich auf keine Weiſe irgendeinen Rechtsgrund, die Vereinigung ſämmtlicher Bundesglieder zur Beförderung des deutſchen Handels in Anſpruch zu nehmen." Hiermit aber war dem Vorgehen gegen Preußen die bisherige Grundlage entzogen.

Auf den Vorſchlag des zehnten Ausſchuſſes in der Conferenz vom 4. März hatte Marſchall den Antrag geſtellt, lieber gar keine Sätze aufzuſtellen, ſondern rund heraus zu erklären, man habe ſich nicht vereinigen können. Die folgende Plenarſitzung fand am 8. ſtatt, aber die Handelsſache blieb darin unerörtert, weil Metternich darauf nicht vorbereitet zu ſein erklärte. In Wahrheit ſuchte er noch nach einem Ausweg. Es hieß, er habe darüber ein Gutachten beſtellt, welches nach Einigen Adam Müller liefern ſollte. Auch Graf Münſter beſchäftigte ſich mit einem Vorſchlag, der, wie gute Leute behaupteten, „von ſeiner deutſchen Geſinnung, ſeinem Vaterlandsſinn und ſeiner Kraft den Beweis ablegen" würde. Es war aber nichts Neues, ſondern der alte Nebeniusſche Plan: gemeinſchaftliches Handelsſyſtem gegen das Ausland, Freiheit im Innern. Vortrefflich, nur die Kleinigkeit fehlte hier wie dort: das Wie der Realiſirung. Andere von den Herren bereiteten für die Debatte über die Handelsfrage „ſtarke Vota" vor, man hoffte in Bezug auf ſie „ſehr lebhafte Scenen". Grade aus dieſem Grunde aber ſuchte Metternich die Sache möglichſt hinauszuſchieben.

Am 29. März verſammelte ſich das Plenum wieder, aber bis auf einen Scandal, den v. Berg wegen der cöthenſchen Enclaven erregte, kam auch hier die Handelsangelegenheit nicht zur Sprache. Endlich erſchien der große Tag, und wie jetzt die Geiſter aufeinanderplatzten!

Es war am 11. Mai 1820, als im Plenum der wiener Conferenzen die Anträge des zehnten Ausſchuſſes zur Debatte gebracht wurden. Marſchall wiederholte den ſchon am 4. März von ihm gegebenen Rath, die Sache ganz auf ſich beruhen zu laſſen und ſie nicht an den Bundestag zurückzuweiſen, wenn man nicht mehr bewilligen könne. Bernſtorff erwiderte nichts. Da begann der Freiherr v. Fritſch den eigentlichen Angriff. Er ſchlug vor: „daß man hier beſtimmt ausſprechen möge, man wolle im Innern der einzelnen Staaten ſolche Einrichtungen treffen, daß ein gegenſeitiger freier Verkehr der Bundesſtaaten erreicht werde; 2) daß der unbeſchränkte Handel mit Lebensmitteln unter denſelben beſtimmt verabredet werde; 3) daß über die zur Sprache gekommene Be-

Digitized by Google

legung enclavirter Staaten mit den Steuern der enclavirenden hier irgendeine Norm festgesetzt und die Sache nicht ohne alle nähere Bestimmung an den Bundestag verwiesen werde.

Ehe sich die eigentliche Debatte entspann, hielt Metternich einen Vortrag, der Oestreichs Stellung zu der Sache beleuchtete. Lists Pläne seien unausführbar. Jeder größere Staat habe sein eignes Handelssystem, kleinere angrenzende Staaten könnten ein gemeinschaftliches verabreden. Das östreichische System des geschlossenen Handelsstaates habe sich als ganz verwerflich gezeigt, doch könne man es nur allmälig aufgeben. Schon jetzt könne früher ganz Verbotenes gegen Zoll eingeführt werden, an einer den Transit erleichternden Verordnung werde gearbeitet, der Zoll überhaupt solle herabgesetzt werden. Könne Oestreich jetzt nicht viel zur Befriedigung der laut ausgesprochenen Wünsche thun, so dürfe man doch über die selbst von den Zeitungen so viel besprochenen hiesigen Berathungen wegen des Handels nicht gänzlich schweigen. Ueber den Antrag, den freien Handel mit Lebensmitteln gleich auszusprechen, wolle er sich in nächster Sitzung erklären. Im vierten Satze der Ausschußvorlage wünsche er statt „Erleichterung" der Flußschiffahrt „Freiheit" zu setzen. Das Letztere wurde gleich zugestanden. Als Marschall dabei äußerte, der vierte Satz des Ausschußantrags sei ein Rückschritt im Vergleich mit der Congreßacte, entspann sich darüber zwischen ihm und Bernstorff ein lebhafter Wortwechsel.

Die Beziehung auf das Votum von Fritsch gab dem Streite neue Nahrung. Ueber den ersten Punkt desselben schien man sich allenfalls einigen zu können, den zweiten nahm Bernstorff beifällig auf, während Metternich erst noch Rücksprache mit den betreffenden Behörden nehmen wollte, der dritte Punkt wurde Ursache zu einer sehr entschiedenen Erklärung Bernstorffs und zu herbem Zwist zwischen diesem und Marschall. Letzterer stellte den Satz auf, daß die Beschwerden über Verletzung der Congreßacte, namentlich in Beziehung auf die Vorschriften wegen der Flußschiffahrt, an den Bundestag gebracht werden könnten. Bernstorff dagegen erklärte, zum allgemeinen Erstaunen der Versammlung, wie ein Gesandtschaftsbericht meldet, „daß Rechte, welche einzelne Bundesglieder aus einer andern Quelle als der Bundesacte selbst, wie z. B. aus der Congreßacte herleiteten, niemals Gegenstand der Entscheidung des Bundes werden könnten. Hier ständen sich zwei Bundesglieder als Souveräne europäischer Staaten gegenüber, die den Streit völkerrechtlich miteinander auszugleichen hätten und nicht vor der Bundesversammlung. Nie habe Preußen die Bundesacte anders verstanden, nie werde es in eine solche Beschränkung seiner Souveränetät willigen und von dem Bunde Recht nehmen." „Ein solches Glaubensbekenntniß des königlichen Cabinetsministers war im höchsten Grade unerwartet. Man suchte das hier offenbar vorliegende Mißverständniß zu beseitigen. Man bemerkte dem Grafen, daß, wenn sein Satz richtig wäre, Strei-

Digitized by Google

tigkeiten zwiſchen Bundesgliedern am Ende mit den Waffen ausgeglichen werden müßten, gegen den 11. Artikel der Bundesacte, der dies unterſage und vorſchreibe, daß Bundesglieder ihre Streitigkeiten bei der Bundesverſammlung anzubringen hätten. Alle dieſe Gründe machten auf den Grafen keinen Eindruck. Er behauptete fortwährend, in ſolchen Fällen ſei nach Anſicht des preußiſchen Hofes die Bundesverſammlung incompetent. Als man weiter anführte, daß die Annahme dieſes Satzes die Auflöſung des Bundes zur nothwendigen Folge haben müßte, daß bei Streitigkeiten zwiſchen Bundesgliedern die Bundesverſammlung über ihre Competenz zu erkennen, nicht aber der Angeklagte (wie es der Graf für die Fälle verlange, wo ein Bundesglied gegen Preußen Beſchwerde zu führen aus andern Titeln als der Bundesacte in der Lage ſein ſollte) darüber zu entſcheiden habe, ob die Sache vor den Bund gehöre oder nicht — war der Graf dennoch nicht dazu zu bewegen, ſeine Anſicht zu berichtigen. Er blieb mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit bei ſeiner Behauptung ſtehen, daß Preußen als unabhängiger europäiſcher Staat in ſolchen Fällen betrachtet werden müſſe und dieſes nicht aufgeben könne."

Metternich war dieſe ganze Discuſſion ſehr unbequem, er gab ſich alle Mühe, die aufgeregten Gemüther zu beſchwichtigen, redete von Mißverſtändniſſen, ſuchte zu berichtigen und zu vermitteln, und da weiterer Streit zu nichts führen konnte, ſo ließ man endlich die Sache auf ſich beruhen.

Während dieſes leidenſchaftlichen Wortwechſels hatte Hach, der Vertreter der freien Städte eine andere Faſſung des vierten Artikels der Ausſchußvorlage entworfen, die, von Metternich Bernſtorff vorgelegt, von dieſem bis auf einen Ausdruck gutgeheißen wurde. Wiederholt erfolgte dann die Umfrage, ob man die Angelegenheit auf ſich beruhen oder auf dem Bundestag verhandeln laſſen wolle. Man verſchob den Beſchluß auf die nächſte Sitzung, in welcher Oeſtreich über den Verkehr mit Lebensmitteln ſich ausſprechen werde. Dies geſchah am 13. Mai, indem Metternich anzeigte, daß alle öſtreichiſchen Behörden ſich für Freigebung dieſes Verkehrs geäußert, daß man aber erſt noch die Entſchließung des nach Prag verreiſten Kaiſers einholen müſſe. Derſelbe werde ſich indeß gewiß beifällig erklären. Am 20. war der an den Kaiſer deshalb geſchickte Courier noch nicht zurück, und die letzte Plenarſitzung, 24. Mai, verging, ohne daß die erwartete Antwort eingetroffen wäre. Wer jedoch nach Schluß der Conferenzen den Kaiſer Franz in Prag ſah, vernahm, daß Se. Majeſtät noch Bedenken getragen, ſich für den freien Verkehr mit Lebensmitteln wegen der Verhältniſſe zu Ungarn auszuſprechen. Die einzige damals mögliche Erleichterung des deutſchen wirthſchaftlichen Lebens war durch Oeſtreich hintertrieben. Es war in Betreff der Handels- und Verkehrsfrage auf den Conferenzen gar nichts erreicht worden. Natürlich trug Preußen die Schuld, das böſe, hartnäckige, unpatriotiſche Preußen; denn die Kleinigkeit, die Oeſtreich nicht zugeſtehen wollte,

ſtand ja in gar keinem Verhältniß zu den großen nationalen Hoffnungen, die aufgegeben werden mußten, weil Preußen ſeine Zollgeſetzgebung nicht rückgängig machen wollte.

Der Stand der Dinge in Kurheſſen.

Wer die Lage Kurheſſens recht begreifen will, muß ſich zunächſt die Thatſache vergegenwärtigen, daß die Volkszahl nach der im Februar 1864 ſtattgehabten Zählung — 745,063 Einwohner — noch immer nicht wieder den Stand vom Jahre 1849 mit 759,816 Einwohnern erreicht hat, daß in der Periode einer mit den Anforderungen der Zeit und den Bedürfniſſen des Landes fortſchreitenden Geſetzgebung und Verwaltung, wie in den Jahren 1848 und 1849, die Bevölkerung raſch bis auf den im Jahre 1849 erreichten Standpunkt emporwuchs, dann aber von 1850 bis 1861, in der Zeit der erneuten Haſſenpflug-Scheffer'ſchen Verwaltung, des Verfaſſungsumſturzes, der proviſoriſchen Geſetzgebung ꝛc. auf 738,476 Einwohner, alſo um 21,000 Menſchen in runder Zahl, zurückſank. Nach Mittheilungen der (amtlichen) ſtatiſtiſchen Commiſſion in Kaſſel ſind ausgewandert 1852: 6044 Perſonen, 1853: 6121, 1854: 9130, 1855: 3307, 1856: 3875, 1857: 5663, 1858: 2498, 1859: 2241, 1860: 3282, 1861: 1966, 1862: 1927; alſo in den Jahren 1852—1862 zuſammen 38,854 Perſonen, welche ein Vermögen von 4,539,391 Thlr. mitnahmen. Vom Jahr 1861 bis heute hat ſich der Bevölkerungsſtand erſt wieder um etwa 7000 Menſchen erholt. Das kennzeichnet wie nichts Anderes den Stand der Dinge in Kurheſſen.

Dieſes jammervolle Ergebniß bedarf indeß weiterer Beleuchtung und Begründung. Bekanntlich wurde durch die den Bundesbeſchluß vom 24. Mai 1862 ausführende landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni deſſelben Jahres die Verfaſſung vom 5. Januar 1831 wiederhergeſtellt, jedoch nur die Verfaſſungsurkunde und das Wahlgeſetz und nicht der ganze von ihr erheiſchte Verfaſſungszuſtand des ganzen Landes in Gerichts-, Verwaltungs-, Finanzweſen und Grundrechten des Volkes (Preßfreiheit, Religionsfreiheit ꝛc.), es blieb ausdrücklich die proviſoriſche Geſetzgebung der Zeit des Verfaſſungsumſturzes in Geltung. Danach geſtaltet ſich ein jetzt zu entwerfendes ſtaatliches Bild von Kurheſſen

etwa folgendermaßen. Einiges ist seit der Wiederherstellung der Verfassung wieder besser geworden, auch wollen wir hier von vornherein gegen eine vielfach außerhalb Kurhessens anzutreffende Anschauung ankämpfen, als ob die Bevölkerung im drückendsten Elend lebte, als ob dahin kein Geschäft zu machen sei, als ob eine Reise in das vielfach reizende Landschaften bietende hessische Berg- und Hügelland den Fremden sofort in die störendsten Conflicte mit einer türkischen Polizei nach altem Stile brächte, als ob man kein freies Wort, keine unbefangene Unterhaltung sich erlauben dürfe und was dergleichen Vorstellungen mehr sind. Es ist zwar recht schlimm mit Kurhessen bestellt, aber die Kurhessen selbst sind mit seltnen Ausnahmen biedern Sinnes, und wer die gewöhnliche Vorsicht des Fremden braucht, sich seinen Mann etwas genauer anzusehen, ehe er sich tiefer mit ihm einläßt, der kann oben und unten, bis zu den Dienern der politischen Polizei hinab ein ungenirtes Wort sprechen, ohne verrathen zu werden; es ist eben das Bezeichnende für Kurhessen in seiner heutigen Lage, daß die Zufriedenen dort zu den seltenen Ausnahmen gehören. Wohl hat auch der Lebensgenuß in Kurhessen seine bescheidenen Grenzen, reich ist das Land nicht von Natur, und reich ist es auch nicht geworden durch Beförderung von Handel, Industrie und Gewerben von oben her; das ist ja die Klage — aber solid ist der geschäftliche Verkehr, und frisch und froh hat sich immer wieder der Sinn der Bergbewohner aus dem ihm gebotenen Elend zu gutem Humor erhoben. Was seit Wiederherstellung der Verfassung wieder besser geworden, ist hauptsächlich das wieder unter den Schutz der Verfassung und der Gerichte gestellte Verhältniß und die Besoldung der Staatsdiener, die Besoldung der Volksschullehrer, die staatsseitige Unterstützung der durch Gemeindeeinkommen zu schlecht gestellten Pfarrer. Die Gemeinden sind wieder in die durch die Gemeindeordnung von 1834 ihnen gewährleisteten Rechte eingesetzt. Im Gerichtswesen ist eine zum Theil musterhafte neue Ordnung eingetreten, und die kurhessische Justiz, bis auf die allerdings auszunehmende Spitze, in den Stand gesetzt, ihren alten Ruf wieder zu behaupten. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist nunmehr im bürgerlichen wie im Straf-Proceß durchgeführt, das Strafverfahren vor willkürlicher Einmischung der Regierung geschützt, in der untersten Instanz sitzen dem Richter vom Volke gewählte Schöffen zur Seite, von den Gerichten der mittlern Instanz, den Obergerichten, ist eine genügende Zahl vorhanden, um zum Vortheil des Recht suchenden Publikums die Processe rascher als bisher zu erledigen, bei dem Schwurgerichtsverfahren ist die Competenz erweitert; der Competenzgerichtshof ist wieder gefallen und die Entscheidung über ihre Competenz den Gerichten zurückgegeben. Nur, wie gesagt, die Spitze des kurhessischen Gerichtswesens, das Oberappellationsgericht harrt noch seiner richtigen und gesetzlichen Zusammensetzung durch Wiederherstellung des durch das provisorische Gesetz vom 29. Juni 1851 außer Wirksamkeit gesetzten Gesetzes

Digitized by Google

vom 17. Juni 1848, welches der Ständeverſammlung das Vorſchlagsrecht bei der Beſetzung der Richterſtellen giebt und die Unverſetzbarkeit der Mitglieder dieſes Gerichts feſtſtellt. Hier aber hängt eben die Entwickelung in Kurheſſen feſt.

Der entſcheidende Wille gedenkt nicht den Faden aus der Hand zu geben, der es ihm immer wieder möglich machen ſoll, die freie Bewegung des Lebens auf allen Gebieten nach Belieben zurückzuſtemmen. An Englands vielgerühmter Verfaſſung iſt bekanntlich das gerühmteſte Moment, daß ſeine höhern Richter vorzugsweiſe als Träger nicht des Privatrechts, ſondern des öffentlichen Rechts aufgefaßt werden. Deshalb ſind dieſe Richter außer ihrer Unabſetzbarkeit und Unverſetzbarkeit mit denſelben Gehalten verſehen wie die Miniſter und erzwingen Gehorſam gegen das Geſetz auch wider das Beamtenthum, alſo eben die Miniſter. Eine ſolche Stellung aber will man in Kurheſſen dem oberſten Gerichtshof, obwohl er nach der Verfaſſung zugleich Staatsgerichtshof iſt, nicht einräumen, und man will ihn nach ſeinen Wünſchen zuſammenſetzen. Bis jetzt hat noch kein Miniſter, obwohl die Anklagen bis zum Dutzend ſchon verſucht worden ſind, mit Erfolg angeklagt werden können; wie anders aber will in dem kleinen, von größeren Bundesſtaaten abhängigen Staate eine Ständeverſammlung die Miniſter zwingen, ihren Regierungspflichten fleißig obzuliegen, und den Regenten nöthigen, pflichtvergeſſene Miniſter zu entlaſſen! Dies iſt aber lange nicht der einzige Punkt, auf dem die beſprochene proviſoriſche Geſetzgebung der Haſſenpflug-Scheffer der Entwickelung des Landes entgegenſteht. Die ganze Verwaltung des Landes iſt noch auf dem Fuße dieſer Octroyirung.

Die Gemeinden ſind auch nach der Gemeindeordnung von 1834 dadurch von der Staatsregierung abhängig, daß dieſe durch ihre Organe die Beſtätigung der Bürgermeiſterwahlen verſagen kann, bei den Städten durch die Provinzialregierung, bei den Landgemeinden durch den Landrath, ferner dadurch abhängig, daß beſtimmte Ausgaben und Veränderungen nicht ohne Genehmigung der vorgeſetzten Regierungsbehörde vorgenommen werden können*) und die Rechnungsabhörung durch Regierungsbeamte ſtattfindet. Die Ortspolizei wird unter beſtändiger Aufſicht und Einmiſchung der Landräthe gehandhabt, die Landespolizei iſt ganz in den Händen unmittelbarer Staatsbeamten. Der Vorſtand der Kreiſe iſt ein ganz vom Miniſterium abhängiger Landrath mit einem Kreisſecretär und einem Bezirksrath zur Seite, welcher letztere aber nur berathende Stimme hat. Die Zwiſchenbehörde zwiſchen Landrath und Miniſterium ſind Regierungscollegien mit einem Regierungsdirector an der Spitze. Sie entſcheiden

*) Die Stadt Kaſſel kann weder zum Bau einer für den Verkehr äußerſt nothwendigen Brückenwaage, noch zum Niederreißen des holländiſchen Thores, durch welches bedeutende Maſchinenfabriken nur mit Gefahr für das Leben ihrer Arbeiter ihre Transporte bewerkſtelligen, die höhere Genehmigung erhalten.

in rein bureaukratiſchem Sinne, mehr mit dem Geſicht nach oben, als nach unten auf die Bedürfniſſe des Landes gerichtet. Dazu kommt, daß neben der öffentlichen Verwaltung des Landes eine geheime beſteht, welche für das Land im Obercommando des Gensdarmeriecorps, einer der Aufrechterhaltung der Landespolizei gewidmeten Mannſchaft, für die Stadt Kaſſel in dem Polizeidirector ihre Spitze hat. Dieſe geheime Verwaltung beſteht in der politiſchen Ueberwachung des Landes, ſeiner Bevölkerung und der Beamten; der Bezirkscommandant der Gensdarmerie empfängt die Berichte von der Mannſchaft und verſendet ſie an den Obercommandanten in Kaſſel, der neben dem Polizeidirector von Kaſſel unmittelbaren Vortrag bei dem Regenten hat.*)

Man ſieht, daß mit dieſer Organiſation der Regent ein unmittelbares Auge auf alles haben möchte und auf vieles auch wirklich hat. Wo irgendeinmal ein Beamter die von ihm beanſpruchten Prärogative hintangeſetzt hat, kommt es leicht zu ſeiner Kenntniß, und er rechnet unter ſeine Prärogative obendrein noch vieles, was geſetzlich nicht dazu gehört und was ihm verantwortliche Miniſter niemals zugeſtehen würden; die vielbeſprochene Bachenfeldſche Reitbahnangelegenheit hat ein Beiſpiel davon geliefert. Baupläne unterliegen allerdings, wie im ganzen Lande, ſo auch in Kaſſel der Genehmigung der betreffenden Regierungsbehörde, der Regent aber behält ſich in Kaſſel die Schlußentſcheidung vor, woraus, da ihm das Miniſterium nicht kräftig entgegentritt und er ſich nicht raſch zu entſcheiden pflegt, die größten Nachtheile für den Privatmann erwachſen. Man hat ſich daher des Ausdrucks bedient, in Kaſſel würden die Häuſer oft in die Höhe geſtohlen, d. h. die Häuſer fertig gebaut, ehe die Genehmigung des Bauplanes eingetroffen ſei; es ſind aber auch ſchon Beiſpiele vorgekommen, wo angefangene Bauten gehemmt und fertige wieder niedergeriſſen wurden. Ein weſentliches Prärogativ iſt in den Augen des Landesherrn auch noch die Entſcheidung über Aufnahme in den Unterthanenverband, und das hat in Kurheſſen ſchon ſehr häufig zum Gegentheil von Freizügigkeit geführt. In Preußen geſchieht z. B. die Aufnahme in den Unterthanenverband durch Aufnahme Seitens der Gemeinde und Beſtätigung der Aufnahme durch die Bezirksregierung. Dafür daß der neue Unterthan dem Könige und dem Geſetze gehorſam bleibt, wird dann ſchon geſorgt; in Kurheſſen iſt Mißtrauen und Beſorgniß größer. Ferner iſt auch die Genehmigung der Feſtſtellung oder Abänderung der Eiſenbahnfahrpläne aus den Händen der betreffenden techniſchen Behörde in die Prärogative des Landesherrn übergegangen, wovon

*) Die Ausweiſung des zum Deutſchkatholicismus übergetretenen Pfarrers Biron aus Hanau erfolgte ſeiner Zeit auf Gensdarmeriecommandobericht über dem Manne in Hanau nach Rückkehr aus dem Gefängniß zu Mainz bereitete Ovationen und daraus erwachſende Volksbewegung. Das Schlimme iſt, daß ſich die öffentliche Verwaltung, wie auch hier geſchehen, der geheimen fügt.

Digitized by Google

die Folgen in Form von Stockungen im Eisenbahnverkehr schon durch ganz Deutschland oder gar Europa hindurch verspürt worden sein sollen. Endlich erwähnen wir noch, daß eine seit 1855 nicht erfolgte allerhöchste Entscheidung Schuld ist, daß die Verleihung von silbernen Denkmünzen an Schüler der Akademie der bildenden Künste seit jenem Jahre nicht stattgefunden hat, weil die zur Anfertigung der Denkmünzen beschlossenen Stempel bis jetzt die Genehmigung nicht zu erhalten vermochten.

Zu den zweifelhaften Fällen der Prärogative kommen nun aber noch die formell unzweifelhaften und die formell und materiell unzweifelhaften, welche die Stockung in der Entwickelung des Landes vermehren. Zu den formell unzweifelhaften gehört die noch aus der Zeit des Verfassungsumsturzes herrührende Wiederherstellung der durch Gesetz vom 26. October 1848 beseitigten Ausnahmestellung des Regenten als obersten Militärchefs dem verantwortlichen Kriegsminister gegenüber durch Verordnung vom 1. Juli 1851. Jenes Gesetz von 1848 strich aus §. 107 der Verfassung die Worte: „soweit solches (das Kriegswesen) nicht für den Landesherrn als obersten Militärchef ausschließlich gehört". Die Verordnung von 1851 stellte die Worte wieder her. Auch kann man zu den formell unzweifelhaften Prärogativen noch die Einrichtung rechnen, daß durch Verordnung vom 1. Juli 1851 die nach §§. 51, 60, 61 der Verfassung nothwendige Beeidigung der Offiziere als Staatsdiener auf die Verfassung und Verantwortlichkeit derselben für jede Amtshandlung aufgehoben ist, wodurch das kurhessische Heer viel entschiedener als früher unter den alleinigen Befehl des obersten Kriegsherrn gestellt ist. Diese Prärogative sind natürlich der Sache nach lediglich auf Verfassungsbruch gestützt, allein sie gelten, so lange sie nicht wieder auf gesetzlichem Wege beseitigt sind, als vollziehbar. Zu den ganz unzweifelhaften Prärogativen gehört aber unbedingt die landesherrliche Genehmigung der Gesetzesvorlagen sowie die landesherrliche Unterschrift zur Verkündigung der durch alle Factoren der Gesetzgebung gegangenen Gesetze. An dieser Genehmigung zu den nothwendigsten Gesetzesvorlagen und der Sanction schon fertig berathener Gesetze hängt nun aber eine ganze Reihe von traurigen Stockungen in der materiellen Entwickelung des Landes.

Daß wir sofort mit dem Gebiet des geschäftlichen Verkehrs beginnen, so fehlt die Freizügigkeit, wie wir oben bei dem Falle der Aufnahme in den Unterthanenverband erwähnten, in Kurhessen nicht blos für den Ausländer, sondern auch für den Inländer; die Polizei kann jeden Kurhessen da ausweisen, wo er nicht in der Gemeinde Bürger oder Beisitzer ist. Außerdem lahmt das Handwerk an einer höchst einseitigen Zunftverfassung. Beiden Uebelständen hätte längst durch Ausführung des schon ausgearbeiteten Gesetzes über Einführung der Gewerbefreiheit abgeholfen werden müssen, welche letztere bereits in allen deutschen Staaten bis auf Mecklenburg, Lübeck (wo sie eben vorbereitet

Digitized by Google

wird), Schleswig-Holstein (wohin sie Preußen bald bringen wird), Hannover (wo sie beantragt ist) und Altbayern (wo sie angebahnt ist) besteht. Jetzt ist die Concessionspflichtigkeit der Gewerbe in Kurhessen nur noch eine Waffe in der Hand der Regierung, mißliebige Geschäftstreibende zu maßregeln. Das deutsche Handelsgesetzbuch ist zwar endlich mit diesem Jahre eingeführt, aber ohne die Zusätze der nürnberger Commission, die ebenfalls fast in allen deutschen Staaten verkündigt sind. Es gehört vorzugsweise in dieses Gebiet die unerklärlich lange Verzögerung der nothwendigsten Eisenbahnbauten, die noch ausstehende Genehmigung zur Einführung des Einpfennigtarifs für Kohlen auf den kurhessischen Staats- und Privatbahnen, zur Herstellung eines Telegraphennetzes für den Privatgebrauch, zum Bau eines bessern Locales für die höhere Gewerbeschule.

Gehen wir nun auf das Gebiet der Landwirthschaft über, so ist diese bei einigen der vorstehend erwähnten Mißstände grade so gut betheiligt als Handel, Industrie und Gewerbe; daneben aber leidet sie an dem Mangel eines schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts angeregten Verkoppelungsgesetzes, eines Gesetzes über Ablösung der Feldbuten, über Theilbarkeit des Grundbesitzes in den Provinzen Fulda und Hanau, über Landwegebau, über Gewährleistung des Handels mit Hausthieren, über Beseitigung des Verbots des Verkaufs der Früchte auf dem Halme, über richtige Vertheilung der Grundsteuer. Vor allem schädigt den kleineren Landwirth die Aufhebung des Gesetzes vom 1. Juli 1848, durch welches die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden beseitigt und den berechtigten Eigenthümern des Grund und Bodens und den Gemeinden zugewiesen war, durch die Verordnungen vom 22. September 1853 und 26. Januar 1854. Diese Jagdverordnungen werden fortwährend aufrecht erhalten, trotzdem sie schon durch mehre obergerichtliche Entscheidungen als ungiltig festgestellt worden sind und das Oberappellationsgericht demnächst in der Lage sein wird, die obergerichtlichen Erkenntnisse in letzter Instanz zu bestätigen.

Ganz Kurhessen hat ein Interesse an einer Verbesserung der mit den beiden Kammern der beseitigten Verfassung vom 13. April 1852 vereinbarten Steuergesetzgebung, an Erlaß eines Gesetzes über Verwerthung der Forstnutzungen, eines Schulgesetzes, eines Gesetzes über anderweitige Regulirung der Beitragspflicht zu den Kirchen- und Schulbauten, über Ausgleichung der durch die Bundesexecution vom Jahre 1850—1851 verschiedenen Landestheilen erwachsenen Kosten (einzelne Gemeinden tragen schwer an der ihnen aus der Execution erwachsenen Schuldenlast), eines Einquartierungsgesetzes, an der raschern Besetzung der erledigten Staatsdienerstellen. Endlich verlangt die öffentliche Meinung die Beseitigung der Bundesbeschlüsse vom Jahre 1854 betreffend das Verfahren wider die Presse und das Vereinsrecht und der dazu in falscher Inter-

Digitized by

pretation der Bundesbeschlüsse und verschärfter Ausdehnung derselben ergangenen Verordnungen vom Jahre 1854 und Wiederinkraftsetzung lediglich der betreffenden Gesetzgebung vom Jahre 1848. Die zu den Bundesbeschlüssen ergangenen Verordnungen enthalten Bestimmungen, welche nur durch Gesetz Giltigkeit erlangen können.

Schließen wir hiermit das immer noch unvollständige Register der Stockungen in der Entwickelung Kurhessens; es wird auch in seiner Unvollständigkeit hinreichend darthun, was es darthun soll, besonders wenn wir hinzusetzen, daß die meisten der vorerwähnten Gesetze, von dem Ministerium als nothwendig anerkannt, entweder im Entwurf fertig, aber ohne die landesherrliche Sanction erhalten zu können daliegen. Das Ministerium macht aus ihrer raschen Erledigung keine Cabinetsfrage, und wenn einmal ein einzelner Minister die Verantwortung zu schwer trägt, so lassen ihn seine Collegen allein; denn sie wollen den Parlamentarismus nicht selbst beim Ministerium beginnen.

Ohne diesen aber, das sieht jeder ein, ist es kein Wunder, wenn Landesvertretung und Volk in Kurhessen der Lage gegenüber rathlos dastehen; wo sollen sie die Hebel suchen, das Hinderniß zu beseitigen?

Die jetzigen Minister hätten den Hebel in der Hand, wenn sie wollten; hinter ihnen stehen keine andern Minister mehr, die sie ersetzen möchten; sie brauchten nur hartnäckig auf ihrer Entlassung zu bestehen, und der Staatskarren müßte weiter gehen, wenn nicht alles aufhören sollte.

Allein auch hier hapert es, wie schon erwähnt. Jüngst hat ein Abgeordneter des kurhessischen Landtages, welcher dem Ministerium in aller Geschwindigkeit 31 der schwersten Gravamina auftischte, sich sehr diplomatisch dahin ausgedrückt: es scheine der Zweifel gewiß am Platze, ob nicht vielleicht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen der Unzugänglichkeit der Regierung in Bezug auf die gerechten Rechtsforderungen des Landes und der gleichzeitigen Unthätigkeit derselben gegenüber den materiellen Landesinteressen bestehe, ob nicht am Ende diese beiden Seiten des Verhaltens der Regierung nur als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Krankheitszustandes im kurhessischen Regierungsorganismus anzusehen seien. So diplomatisch sollte sich unseres Erachtens ein kurhessischer Abgeordneter vom heutigen Schlage nicht mehr ausdrücken; er hätte einfach sagen sollen: der Krankheitszustand im kurhessischen Regierungsorganismus besteht darin, daß man die materiellen Landesinteressen zu fördern nicht liebt, weil man auch auf diesem Wege der Bevölkerung die Kraft nicht geben will, die gerechten Rechtsforderungen des Landes zur gehörigen Geltung zu bringen. Man spielt vielfach auf einen andern Krankheitszustand an, der mehr in unbewußter Weise den Fortschritt der Regierung hemme; aber man täuscht sich und lähmt die Kraft der Opposition, wenn man jenem Krankheitszustand zu viel Gewicht beilegt, indem damit der Gegner unter-

Digitized by Google

ſchätzt oder gar entſchuldigt, aus einem bewußten Plane eine unbewußte Stumpfheit gemacht wird. Wo gewiſſe zwei Augen wirklich eng verſchränkt blicken ſollten, werden ſie durch andere Augen unterſtützt, und es iſt der beſte Beweis dafür, daß die Regierung Kurheſſens trotz alledem von einem bewußten Gedanken durchdrungen iſt, daß die perſönlich unbeliebte Richtung der Vilmarianer noch immer als Mittel zum Zwecke benutzt wird und auch ſelbſt benutzt, indem ſie mit verſchiedenen Zugeſtändniſſen an der Hand behalten wird. Dieſe Richtung aber ſagte in dem Munde Scheffers — und das iſt nun ſchon vor ſechs Jahren ſattſam hervorgehoben worden — „die Noth iſt gut und heilſam, damit die Menſchen den Herrn Jeſum erkennen lernen," und in dem Munde Bickels: „es iſt recht gut, wenn es dem Menſchen ſchlecht geht, denn das Wohlleben gebiert die Sünde." Wir ergänzen in jener Herren Namen noch den Satz: Die größte Sünde aber iſt die Auflehnung wider die Obrigkeit, die die Gewalt hat von Gott, und das ganze Syſtem iſt gezeichnet comme il faut, nach der Seite der materiellen Landesintereſſen wie nach der der gerechten Rechtsforderungen hin. Es ſind nur einzelne politiſche Gedankenſpähne aus den Köpfen jenes Syſtems heraus geweſen, wenn von den Eiſenbahnen als einem Teufelswerk die Rede geweſen iſt, deren Bau man hindern müſſe, oder wenn geſagt worden iſt, Kurheſſen brauche als ackerbautreibender Staat keine Induſtrie; im ackerbautreibenden Staate gedachte man nämlich die Idylle eines der von Gott eingeſetzten Obrigkeit ſtarr unterthänigen Volkslebens der ſpäten Nachwelt zu erhalten. Die jetzigen Miniſter, die Herren Abée, Pfeiffer, Rohde, v. Jehn, Rothfelſer unterſcheiden ſich nur dadurch von den Meiſtern des geſchilderten Syſtems Haſſenpflug, Scheffer, Vilmar, daß ſie die letzten Epigonen jener ſind; die Heldenzeit iſt dageweſen und die Zeit der mehr geſchäftlichen Ausbeutung des Syſtems gekommen, wie auf das Ritterepos Homers das Epos des Tagewerkes Heſiods gefolgt iſt. Sonſt iſt die Sache ganz dieſelbe, wie ſie ehemals war. Haſſenpflug überwarf ſich noch jedesmal, wenn er der Landesvertretung gegenüber Sieger geblieben, in ſeinem Uebermuthe mit dem Landesherrn. Vilmar ſtürzte, als er den letzten Schritt auf den lutheriſchen Papſtſtuhl Kurheſſens thun wollte, von ſeiner Stellung in der unmittelbaren Nähe des Kurfürſten herab. Scheffer ging mit der Ständeverſammlung um wie ein Paſcha mit den Rajahs, wenn ſie nicht ſtimmten, wie er wollte. Kurz und gut, alle hatten etwas Dämoniſches in ihrer Amtsführung, die jetzigen Miniſter haben aber etwas Gutmüthiges; ſie ſteifen ſich in ganz anſtändigen Formen dem Andrängen der Landesvertretung gegenüber auf die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862, welche in dem Beſtehenlaſſen der proviſoriſchen Geſetzgebung von 1851 den continuirlichen Rechtsbeſtand der Verfaſſung von 1831 aufhebt und den gerechten Rechtsforderungen des Landes einen zur Zeit noch feſten Damm entgegenſetzt, und tröſten ſich in Betreff der gerügten Unthätigkeit der Regierung

Digitized by Google

gegenüber den materiellen Landesintereſſen mit dem Satze, daß das Wohlleben die Sünde gebiert, und eine Auflehnung wider die Obrigkeit, die Gewalt hat von Gott, zumal bei Miniſtern, die größte Sünde iſt.

Die Stellung gegenüber dieſer Unterthänigkeit nach oben und der Hartfelligkeit nach unten hat denn aber auch die Lage der Führer und Vertreter des Volkes zu einer ſchwierigen gemacht, es iſt in dem erneuten Kampf um die Verfaſſung, über deren doch nur ſcheinbare volle Wiederherſtellung man im Jahre 1862 auch auf Seiten der Führer zu früh frohlockt oder zu gutmüthig gedacht hat, ein Stadium eingetreten, wo jene Führer verlegen nach weitern Mitteln des Kampfes umherblicken, während die Regierung in ihrem gedeckten Lager einſtweilen ruhig dieſe Mittel an ſich herankommen laſſen kann.

Wir wollen uns indeſſen nicht tiefer auf die Kritik des Verhaltens der Volksführer einlaſſen, wir müßten dabei etwas weiter in die Vergangenheit zurückgreifen und würden im beſten Falle mit einer vorzeitigen Kritik der Sache des Rechts nichts nützen. Nur ſo viel muß hier der Gerechtigkeit wegen bemerkt werden, daß, wenn die Einſicht, die man heute in den Stand der Dinge in Kurheſſen erlangt hat oder erlangt haben muß, die Handlungsweiſe der Landesvertretung ſofort nach dem Erſcheinen der landesherrlichen Verkündigung vom 21. Juni 1862 geleitet hätte, dann die Verlegenheit, in der man ſich jetzt befindet, früher zu Tage getreten wäre und zwar zu einer Zeit, wo das Syſtem Bismarck in Preußen noch nicht ſo dominirte wie heute. Die außerhalb Kurheſſens wirkenden Chancen ſind für die Verfaſſungspartei in Kurheſſen ungünſtiger geworden, und es wird wahrſcheinlich nichts Anderes übrig bleiben, als günſtigere Zeiten abzuwarten oder auf einen deus ex machina zu hoffen. Wäre doch die der Wiederherſtellung der Verfaſſung innewohnende Krankheit ſofort auf die Haut getrieben worden zum Beiſpiel zu jener Zeit, wo Herr v. Bismarck in einer Depeſche vom 15. October 1862 an den preußiſchen Geſandten, Herrn v. Uſedom, in Frankfurt ſchrieb, nachdem die Einberufung des Landtags auf den 27. October erwähnt iſt: „Es iſt alſo jetzt der entſcheidende Augenblick gekommen, in welchem es gilt, in Kurheſſen einen wirklichen und dauernden Friedensſtand durch die vollſtändige und rückhaltloſe Erfüllung aller in der Verordnung vom 21. Juni v. J. gemachten Zuſagen Seitens der Regierung und durch eine gemäßigte und entgegenkommende Haltung Seitens der Ständeverſammlung herbeizuführen ꝛc.!“ Es war eine der Zuſagen der landesherrlichen Verkündigung vom 21. Juni 1862, daß die proviſoriſchen Geſetze und Verordnungen von den Jahren 1851 ff. den Ständen zur Zuſtimmung vorgelegt, bezüglich bei verweigerter Zuſtimmung das Nöthige gewahrt werden ſolle und der richtige Sinn dieſer Zuſage, daß die proviſoriſchen Geſetze vor dem Willen der Ständeverſammlung ſtehen und fallen. Gegenüber der Nichterfüllung dieſer Zuſage mit den Conſequenzen iſt offenbar das Ver-

Digitized by Google

halten der Ständeverſammlung bisher zu „gemäßigt und entgegenkommend“ geweſen. Das wird ſelbſt Herr v. Bismarck anerkennen müſſen.

Das Verhalten der Ständeverſammlung und ihrer hervorragenden Mitglieder hat übrigens keinerlei Kluft zwiſchen ihr und der Stimmung des geſammten Landes hervorgerufen. Friedrich Oetker ſteht in dem alten verdienten Anſehen; in reinen Rechts- und Verfaſſungsfragen bleibt er immer der Leiter, und in der allgemeinen deutſchen Frage hat er gegenüber einigen gar zu kurheſſiſch-loyalen Anwandlungen von Collegen im Landtage ſtreng den deutſch-nationalen Standpunkt gewahrt. Kränklichkeit hindert ihn nur an einer noch energiſcheren Thätigkeit. Die große Mehrheit der Ständeverſammlung ſteht auf ſtreng verfaſſungsmäßigem Standpunkte und entbehrt vielleicht etwas zu ſehr der agitatoriſchen Kraftentwickelung. In dieſer Beziehung iſt ein nimmer ruhendes Element der eine Abgeordnete der größten Fabrikſtadt des Landes, Trabert, der übrigens in rein praktiſchen Fragen auch eines nicht unbedeutenden Anhangs unter den Abgeordneten ſich erfreut. Es ereignet ſich dann auch wohl, daß er, der demokratiſchſte Abgeordnete, in der Abſtimmung mit den Abgeordneten der Ritterſchaft zuſammentrifft. Dieſe helfen übrigens dem Miniſterium hier und da die Aufrechthaltung der proviſoriſchen Geſetzgebung erleichtern, während ſie in reinen Zweckmäßigkeitsfragen meiſtentheils einen geſunden Standpunkt innehalten. Eine ſehr kleine Minderheit von ultramontanen Abgeordneten hat ſich in der Abſtimmung über den deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrag, gegen deſſen Genehmigung ſie in öſtreichiſch-concordatlichem Intereſſe ſtimmte, am entſchiedenſten gekennzeichnet. Sie hat ihr Daſein offenbar mit der durch das Wahlgeſetz von 1849 eingeführten directen Wahl zu danken, welche in den rein katholiſchen Wahlbezirken den Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit mehrt. Die Vilmarſche Richtung hat bislang ſeit 1862 keinen Vertreter in den Landtag durchgeſetzt, ihrem Organ, der Heſſenzeitung, wird übrigens in der Preſſe eine zu große Bedeutung beigelegt. Vilmar ſelbſt iſt nur beiläufig für das Blatt thätig, das zum größeren Theil von einigen ſeiner untergeordnetſten Geiſter beſorgt wird.

Im Ganzen bemerkt man in der kurheſſiſchen Bevölkerung in politiſcher Richtung keine größere Thatkraft als in ihrer Vertretung im Landtage. Etwas Stumpfheit iſt nicht zu verkennen; auch in geſchäftlicher Beziehung, in Handel, Induſtrie und Gewerbe wäre unten im Volke eine größere Rührigkeit zu wünſchen, deren Mangel offenbar mit an der Stockung oben Schuld trägt. Dem ganzen Lande wäre aber geholfen, wenn der Rechtszuſtand, wie er ſich in den Jahren 1848 und 1849 durch die derzeitige Geſetzgebung herausgebildet, einfach wiederhergeſtellt würde. Es fehlt zu dieſer Wiederherſtellung nur noch Folgendes. Die oben geſchilderte Verwaltungseinrichtung wäre zu ver-

Digitized by Google

tauſchen gegen die durch das Geſetz vom 31. October 1848 eingeführte, wonach als einzige Zwiſchenbehörde zwiſchen dem Miniſterium des Innern und den Gemeinden neun Bezirksdirectionen, an der Spitze der Bezirke der Director, ihm zur Seite einige Referenten über Bau- und Schulangelegenheiten u. dergl., und ein vom Volke gewählter Bezirksrath mit entſcheidender Stimme in beſtimmten Angelegenheiten ſtanden. Die Ortspolizei war ganz in die Hände der Gemeindebehörden übergegangen und die Landespolizei in unterſter Inſtanz ebenfalls von Gemeindebeamten, in der höhern Inſtanz von den Bezirksbehörden ausgeübt. Mit dieſer Einrichtung war die miniſterielle Willkür ausgeſchloſſen und der Anfang zur Beſeitigung der bureaukratiſchen Verwaltung gemacht, ebenſo der Gebrauch der Polizei und ihrer Mannſchaft zu andern als Sicherheitszwecken beſeitigt. Die Gemeindeverwaltung konnte zu größerer Selbſtſtändigkeit und Tüchtigkeit gelangen, und der Miniſter des Innern fand ſeine Verantwortlichkeit erleichtert.

Um dem ſonſt vorzüglichen Gerichtsweſen die richtige Spitze zu geben, ſollte der Kurfürſt auch das Geſetz vom 17. Juni 1848 wieder in Geltung ſetzen, wonach die Ständeverſammlung bei Beſetzung erledigter Stellen des Oberappellationsgerichts der Krone drei Candidaten vorzuſchlagen hat, von denen einer zu wählen iſt, und die Unverſetzbarkeit der oberſten Richter ausgeſprochen ward.

Zur freien Entfaltung der Volkskraft wird die alleinige Geltung des noch beſtehenden Geſetzes vom 26. Auguſt 1848 wider Preßvergehen, welches alle Cenſur, Cautionen, Conceſſionen namentlich ausſchließt und feſtſtellt, daß alle Beſchlagnahme, Unterdrückung oder Vernichtung einer Druckſchrift lediglich durch die Gerichte erfolgen dürfe, das Weſentlichſte beitragen. Es iſt nur dem Beiſpiel Sachſens und Würtembergs zu folgen, welche die Bundesbeſchlüſſe von 1854 in Bezug auf Preſſe und Vereinsweſen außer Wirkſamkeit geſetzt haben; damit würden die Vollzugsverordnungen von ſelbſt fallen. Außer den vorſtehenden erwähnen wir von den Geſetzen der Jahre 1848 und 1849 noch die Geſetze über Einführung der Civilehe, freie Religionsübung und Vereinsrecht. Dann ſchließen wir.

Es iſt eine Täuſchung der Krone, wenn ſie glaubt, daß mit dem bisherigen Regierungsſyſtem ihrem Intereſſe gedient ſei; wie der Zuſtand jetzt iſt, kann er nach dem Geſetze aller natürlichen Entwickelung nicht lange mehr bleiben und die Bewegung wird ſich Bahn brechen auf die eine oder die andere Weiſe; es bleibt der kurheſſiſchen Bevölkerung nur die Alternative: entweder es wird ihr geholfen durch ihre eigene innere Entwickelung und zwar durch Zurückgehen auf die eben dargeſtellte Verwaltung des Landes nach der Geſetzgebung der Jahre 1848 und 49, oder es wird die Verzweiflung ſie auf eine Hilfe von außenher hintreiben, und dieſer zweite Fall findet ſchon jetzt ſeinen Ausdruck

Digitized by

in den Aeußerungen derer, welche von einem Aufgehen in Preußen ſprechen, und nicht grade in Aeußerungen von Doctrinären in Kurheſſen, ſondern von Geſchäftsleuten, denen der jetzige kurheſſiſche Geſchäftsbetrieb geſundheitsgefährlich wird. Alle ſind doch nicht in der Lage auszuwandern!

Der letztere Fall, die Verzweiflung an der Kleinſtaaterei, kann natürlich für den Regenten von Kurheſſen nur der weniger erwünſchte ſein; wenn ihm die Wahl lediglich zwiſchen zweien bleibt, wird er unbedingt den erſteren nehmen, bei dem er höchſtens gewinnen kann — und zwar an Popularität — und nicht verlieren kann, was doch nicht zu retten iſt.

Wird aber der Rechts- und Verwaltungszuſtand Kurheſſens wieder auf den geſetzlichen Stand der Jahre 1848 und 1849 zurückgeführt, dann macht ſich die übrige Entwickelung von ſelbſt. Die oben erwähnten Stockungen werden dann verſchwinden wie die Spreu vor dem Winde.

Aus Baden.

Ende September.

Seit ich Ihnen zuletzt geſchrieben, haben ſo große und weittragende Vorgänge auf dem Gebiete der großen Politik die Aufmerkſamkeit derjenigen, welche den Entwicklungen des öffentlichen Lebens in Deutſchland mit ernſterem Antheil folgen, gefeſſelt, daß die Bewegung, die ſich indeß auch bei uns vollzog, auswärts ziemlich unbeachtet vorübergegangen iſt. Wir haben eigentlich weder Recht noch Urſache, darüber zu klagen. Kein Recht; denn die Zeiten ſind vorbei, da man einen Kleinſtaat berufen glaubte, als Muſter und nachahmungswerthes Beiſpiel dem ganzen deutſchen Vaterlande voranzuleuchten, und leider auch jene beſſeren und vernünftigeren, wo wir in Baden glauben durften, mit der Politik unſerer liberalen Regierung in ihren Beziehungen zum Lande und zu der deutſchen Verfaſſungsfrage in einem Fahrwaſſer zu ſegeln, in das naturgemäß auch die Kiele der übrigen Staatsſchiffe und Schifflein hineinſteuern oder hineintreiben müßten. Keine Urſache; denn wie die Dinge jetzt liegen, iſt der beſte Wunſch für unſere innern Verhältniſſe das archimediſche nolite turbare circulos meos! Laßt uns in unſerem ſüdweſtlichen Winkel Deutſchlands unſere Reformen ruhig und ungeſtört durchführen. Wir wollen kein Muſterſtaat für

Digitized by

Euch sein. Wir sind zufrieden, wenn wir uns selber musterhaft vorkommen! Und in dieser Richtung haben wir in Baden seit dem Frühling dieses Jahres einen entschiedenen Fortschritt gemacht. Daß er mit großem Pomp und vielem Lärm in Scene gesetzt wurde, verdankt die liberale Partei ihren Gegnern, den Ultramontanen.

Die Schulfrage gab zunächst, nachdem die Ortsschulrathswahlen vollendet waren, nachdem trotz den zahlreichen Petitionen der „wandernden Kasinos" die beiden Kammern der Regierung ein Vertrauensvotum ertheilt und die Wühlereien und Angriffe der Schwarzen ruhig, aber sehr entschieden zurückgewiesen hatten, keinen Anlaß zu einer Fortsetzung der klerikalen Agitation. Die unermüdlichen Agitatoren fanden bald einen neuen Gegenstand, an den sie ihre Bestrebungen anknüpfen konnten, und wenn sie selbst den Kampf in der Schulfrage uns als ein Scharmützel, als ein Vorpostengefecht bezeichnet hatten, so traten sie in dem neuen Feldzuge mit dem ganzen Apparat, der ihnen zu Gebote steht, mit regulären Truppen und mit dem „schwarzen Landsturm", wie der Volkswitz ihre Anhänger in den großen Massen nannte, auf. Diesmal war es eine Angelegenheit, die nicht nur mit der Religion, sondern, im strengen Sinne des Worts genommen, eigentlich auch mit der Politik nichts zu thun hat, an welche die ultramontane Hetzerei und Wühlerei sich herandrängte — die Wahl zu den Kreisversammlungen.

Durch die neue Organisation der innern Verwaltung ist in Baden der Grundsatz der Selbstverwaltung zum ersten Male in Deutschland mit einer Consequenz durchgeführt worden, die nur der verständigen und redlichen Mitwirkung der ganzen Bevölkerung bedarf, um auf allen Gebieten des staatlichen Lebens die segenreichste Wirkung zu erzielen und das gesammte öffentliche Leben erst recht mit der Verfassung in Einklang zu bringen, die eigentlich seit ihrem Bestehen diese Gestalt der Landesverwaltung voraussetzte, der wir uns nun seit einem Jahre erfreuen.

Eines der wichtigsten Glieder in dem Gefüge dieser Organisation ist die Kreisgemeinde, welcher für einen größeren Complex eine ähnliche Aufgabe zufällt, wie sie die eigentliche Gemeinde und die Bezirksgemeinde in ihrem Wirkungsgebiete zu erfüllen haben. Diese Kreise bilden körperschaftliche Verbände, besorgen ihre Angelegenheiten selbständig, können Vermögen erwerben und besitzen und haben die Aufgabe, über solche Einrichtungen und Anstalten zu beschließen, welche die Entwicklung, Pflege und Förderung der Interessen des ganzen Kreises betreffen. Die Kreisangehörigen werden durch die Kreisversammlung vertreten; für Verwaltung der Kreisangelegenheiten besteht ein Kreisausschuß. Die Kreisversammlungen werden durch die Großgrundbesitzer des Kreises, durch Vertreter der Gemeinden und endlich durch Mitglieder gebildet, welche von gewählten Kreiswahlmännern mit geheimer Stimmgebung (die auch

Digitized by Google

bei den Urwahlen stattfindet) gewählt werden. Als die hauptsächlichsten Berathungsgegenstände der Kreisversammlungen werden in dem Verwaltungsgesetze bezeichnet: Anlegung von Straßen, Brücken und Kanälen, Errichtung von Sparkassen, Kreisschulanstalten, Waisen-, Armen- und Krankenhäusern, Aufnahme von Anlehen u. s. w.

Die ersten Urwahlen zu diesen, wie wir sahen, lediglich mit Verwaltungsangelegenheiten betrauten Versammlungen, die am 4. September gleichzeitig für das ganze Land stattfanden, benutzten also die Ultramontanen, um ihre Agitation neu zu beleben, welche nach dem völligen Mißlingen der Kasinobewegung einige Monate lang geschlummert hatte.

Sie war vorbereitet worden durch Flugblätter, welche Auflösung der Kammern und Abänderung des ziemlich conservativen Wahlgesetzes von 1818 forderten. Als der Wahltermin heranrückte, folgten diesen wenig bemerkten Tirailleuren in Eilmärschen die geschlossenen Colonnen und das schwere Geschütz. Keine Vorspiegelung war dieser Partei zu verwerfen, um nicht aus dem wohlassortirten Arsenal hervorgeholt und auf den Wahlplatz geschleudert zu werden. Zunächst wehten plötzlich wieder auf allen Straßen die Fahnen einer drohenden Religionsgefahr. Um diese wahrscheinlich zu machen, wurde die Competenz der Kreisversammlungen betont, Kreisschulanstalten zu errichten, natürlich aber verschwiegen, daß darunter schlechterdings keine Volksschulen, sondern höhere Bürger- und Fortbildungsschulen allein verstanden sein können. Dann aber ging die Verdrehung der Wahrheit noch einen Schritt weiter. Es wurde dem Landvolk (denn nur auf dem platten Lande und in den kleinsten Städten versuchte die Partei diesmal ihr Glück) vorgespiegelt, daß die Kreisversammlungen im Stande sein würden, einen Wechsel im Regierungssystem und in der Gesetzgebung des Landes herbeizuführen. Es wurde förmlich darauf hingearbeitet, 11 Gegenkammern in den 11 Kreisen des Landes zu organisiren, mit ihrer Hilfe zunächst die Abgeordnetenkammer zu sprengen, dann das Ministerium zu stürzen. Die Führer hätten bedenken müssen, daß bei der Stellung, welche die Regierung nach dem Gesetze zu den Kreisversammlungen einnimmt, dies Resultat absolut nicht erreichbar sei. Die Landescommissäre und die Kreishauptleute wohnen nämlich den Sitzungen bei und haben vor allem Sorge zu tragen, daß die Kreisversammlungen ihre Competenz nirgends überschreiten. Also selbst durchaus klerikale Kreisversammlungen hätten allerdings die Interessen ihrer Kreise den Befehlen ihrer Parteihäupter opfern, aber auf die Regierung selbst durchaus keinen Einfluß ausüben können. Aber diese Einsicht war entweder nicht vorhanden, oder sie wurde — was wahrscheinlicher ist — gewaltsam zurückgedrängt, und es handelte sich eigentlich für die Ultramontanen, die nun plötzlich unter der Maske der „conservativen Opposition" den Schauplatz betraten, nur darum, Unruhen anzustiften, den Boden zu unterwühlen, der Re-

Digitized by Google

gierung Verlegenheiten zu bereiten. Das Streben der biedern Religionswächter ſchlug ins grade Gegentheil um.

Vor allem die Art und Weiſe ihrer Agitation begann jeden halbwegs anſtändigen Mann anzuekeln. Dieſes Appelliren an den ſouveränen Unverſtand in ihren Flugſchriften, in den kleinen Zeitungen der Partei, die plötzlich wie Pilze aus dem Boden ſchoſſen, in den Verſammlungen, die ſie landauf und ab veranſtalteten und überall durch dieſelben paar großmäuligen Redner haranguiren ließen, mußte jeden Mann von politiſcher Einſicht, auch wenn er zu den Gegnern des jetzigen Miniſteriums gehörte, mit Bedenken erfüllen. Noch mehr die vollendete Verachtung der beſtehenden Geſetze, die ihre Führer allenthalben trotz einer zur Schau getragenen „Geſetzestreue" verriethen. Wahlbeſprechungen der Wahlberechtigten, erklärt das Vereinsgeſetz, dürften nie als Volksverſammlungen gelten. Die Ultramontanen dachten dieſen Satz zur Wiederbelebung des Kaſinos zu benutzen. Allenthalben beriefen ſie Volksverſammlungen, aber nirgends beſchränkten ſie die Zahl der Theilnehmer auf die Wahlberechtigten. Unter der Führung der Geiſtlichen zogen, wie einſt zu den Kaſinos, ſo jetzt zu den Wahlverſammlungen neben den Männern auch Frauen und Kinder herbei. Statt Wahlbeſprechungen zu pflegen, wurde das Kreuz gegen die Regierung gepredigt. Und wenn nun der Bezirksbeamte ſolche Verſammlungen auflöſte, die eben zu Volksverſammlungen geworden waren, ohne die für ſolche vorgeſchriebenen Beſtimmungen erfüllt zu haben, dann ſchrie die fromme Partei über den entſetzlichen, unerträglichen Druck, der auf den Katholiken dieſes Landes laſte. „Unter Blittersdorff waren wir freier" — behauptete mit kecker Stirne das Hauptblatt der Partei, der „Badiſche Beobachter". In der That, es erinnern dieſe Klagen an den Schmerzensſchrei, den die Demokraten unter dem Miniſterium Bekk über die „ſchmachvolle Unterdrückung" des Volkes ausſtießen, in einer Zeit, in welcher der Mißbrauch der Preſſe und des Vereinsweſens den Höhepunkt erreicht hatte.

Das Parteitreiben der Ultramontanen entbehrte keineswegs einer vortrefflichen und unermüdlichen Leitung. In Freiburg ſitzt eine Art „geheimer Nationalregierung" (die Herren haben ſich in den „Köln. Blättern" ſelbſt ſo genannt), welche ihre Circulare, Anweiſungen, Flugblätter und Wahlprogramme im Lande ausſtreut, die kleinen der Partei dienſtbaren Localblättchen mit geſinnungstüchtigen Artikeln verſieht und die Verbindung der rudis indigestaque moles der fanatiſirten Landbevölkerung mit der Curie des Erzbiſchofs in allen den Fällen erhält, in welchen die Kirchenbehörde ſich nicht ſelber an die Spitze der Agitation ſtellen kann.

Es ſind das ſeltene Fälle; denn das Kirchenregiment hat ſich nicht geſcheut, in dieſem Kampfe ganz offen der Regierung den Fehdehandſchuh hinzuwerfen. Es erſchien ein ſog. Hirtenbrief des alten, perſönlich ſehr wohlwollenden, aber

nie geiſtig hervorragenden und darum doppelt leicht zu beeinfluſſenden Erzbiſchofs von Freiburg. Der Ton, in dem dieſes Machwerk abgefaßt war, für deſſen Urheber man mit gutem Grunde den Hofcaplan Streble, einen bekannten jeſuitiſchen Intriguanten, den Kanzleidirector Maas, einen getauften Juden, und den Pfarrer Weickum, einen übergetretenen Proteſtanten, hält, wird am beſten durch die Bezeichnung charakteriſirt, welche ihm die liberalen Blätter gegeben haben, die ihn regelmäßig ſtatt Hirtenbrief nur den Brandbrief des Erzbiſchofs nannten. Es ſpricht in der That aus dieſem Actenſtück, welches die Lage der Dinge ſo hinſtellt, als ob in Baden die grauſamſte Chriſtenverfolgung wüthe, welches mit den pathetiſchen Worten ſchließt, die Kirche könne ſich vor den Verfolgungen der Gegner wieder in die Katakomben flüchten, aber zur Dienſtmagd des Staates könne ſie ſich nie erniedrigen laſſen, es ſpricht daraus eine vollſtändige Mißachtung der Regierung, des Landesherrn, der Landesgeſetze. Die entſchiedenſten Gegner des alten aufgeklärten Abſolutismus haben nicht umhin gekonnt, nach der Lectüre dieſes Actenſtückes die Wiedereinführung des Placet als ſehr wünſchenswerth zu bezeichnen.

Aber damit war es nicht genug. Die Geiſtlichen der Diöceſe wurden zu einer Conferenz nach Freiburg berufen und faßten dort Reſolutionen, welche ihre offene Auflehnung gegen die Staatsgewalt mit nackten Worten proclamirten. Sie richteten, ganz im Geiſte der polniſchen revolutionären Kleriker, das Geſuch an den Erzbiſchof, an einem beſtimmten Tage im ganzen Land einen feierlichen Gottesdienſt „um Erhaltung der katholiſchen Kirche in Baden“ anzuberaumen. Und, damit dem aufrühreriſchen Gebahren auch die komiſche Seite nicht fehle, ſie erſuchten den Erzbiſchof, den deutſchen Bund um „Schutz für die badiſchen Katholiken“ anzurufen. Den in dieſem Sinne agitirenden Prieſtern, welche die Kanzel urplötzlich in eine Tribüne verwandelten, von der im Tone des reinſten Jacobinerthums gegen die „Stadtherrn“, die „Geldprotzen“, die Bourgeois, die kein Herz für das Volk hätten, die Fabriktyrannen u. ſ. w. gepredigt wurde, ſchloſſen ſich da und dort ultramontan geſinnte Adelige an. Es war ein ſonderbares Schauſpiel, da und dort die ſtolzen Junker plötzlich an der Spitze von Verſammlungen zu ſehen, in denen die unterſte Schichte der Bevölkerung den wohleinſtudirten Reden ihrer Leithammel mit plebejiſchem Wohlbehagen Beifall zubrüllte.

Dieſer Verbindung der Junker mit den Pfaffen hätte es kaum mehr bedurft, um den Mittelſtand noch feſter als bisher an das Syſtem der Regierung zu knüpfen. Daß das ganze Geſchrei von bedrohter Religion nichts weiter bezweckte, als auch auf dem ſtaatlichen Gebiete die Reaction zurückzuführen, lag auf offener Hand für jeden, der hören und ſehen wollte.

Trotzdem hielt es die liberale Partei nicht für unnöthig, auch ihrerſeits eine Wahlagitation zu eröffnen, die ſich aber überall in den geſetzlichen Grenzen

Digitized by Google

hielt und nur ein paar Mal zu handgreiflichen Conflicten führte, die bei solchen Anlässen, wo derbe und aufgeregte Landbewohner feindselig aufeinanderstoßen, nun einmal unvermeidlich sind.

Am 4. September war der Kampf an den Wahlurnen, welche für alle selbständigen Männer, die über 25 Jahre alt und seit einem Jahre im Bezirk ansässig waren, überall von Morgens 8 bis 12 Uhr offen standen, ein überaus lebhafter. Nicht nur in den größeren und kleineren Städten, auch auf dem platten Lande traten oft mehr als zwei Drittel der Wahlberechtigten an die Urnen. So lange die Bevölkerung Badens an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil hat, also seit beinahe 50 Jahren, war eine solche Betheiligung noch nicht erlebt worden. Und dies erfreuliche Resultat hatte man lediglich den Ultramontanen zu verdanken. Ohne ihre aufs Aeußerste getriebene Agitation hätte vielleicht nicht die Hälfte der Männer, die am 4. September wählten, dies politische Recht ausgeübt. Der drohenden Gefahr einer Reaction gegenüber, welche freilich ein ultramontaner Ausfall dieser Wahlen nicht unmittelbar gebracht, aber doch möglicherweise eingeleitet hätte, betrachtete jeder urtheilsfähige Bürger das ihm zustehende Recht zu wählen als eine unerläßliche Pflicht. Und das ist gewiß ein Fortschritt im politischen Leben, den wir jetzt den Rückschrittsmännern verdanken, wenn sich die Ueberzeugung immer mehr und mehr Bahn bricht, daß eigentlich jedes von dem Volke erworbene politische Recht auch die Pflicht es auszuüben für den Patrioten involvirt, und daß das Unterlassen der Ausübung geradezu eine Pflichtverletzung ist.

Die Wahlen der Wahlmänner zu den 11 Kreisversammlungen sind in überwiegender Mehrzahl liberal ausgefallen. In den größeren Städten sind die Klerikalen mit einer ganz gewaltigen Majorität geschlagen worden, vor allem bedeutungsvoll in Karlsruhe selbst, wo die ultramontan-conservative Partei die Keckheit gehabt hatte, auf ihre Wahlliste fast den ganzen Hofdienst des Großherzogs und eine Menge hoher Beamten zu setzen — eine wahre Proscriptionsliste, wie uns ein hochgestellter Mann gesagt hat, unzuverlässiger und zweifelhafter Anhänger des herrschenden Systems. Auf dem platten Lande dagegen hat die ultramontane Partei einige Wahlsiege zu verzeichnen, hauptsächlich in ganz kleinen, vom Verkehr entlegenen Dörfern, dann in solchen Ortschaften, in denen noch heute die finstern Wirkungen des alten bischöflichen Regiments nicht vernichtet sind, selbst in ein paar kleinen Städten, wo der Einfluß der Priester stärker war als das gesunde Urtheil der Bürger. In einem solchen Städtchen hat es sich zugetragen, daß, nachdem der liberale Ausfall der Wahlen im ganzen Lande bekannt geworden war, die Erwählten der Klerikalen sich plötzlich ihrer Patrone schämten und es für eine Beleidigung erklärten, wenn man sie ultramontan nenne.

Die protestantischen Gemeinden haben durchschnittlich im Sinne des Fort-

Digitized by Google

ſchritts gewählt, und die Geiſtlichen dieſer Confeſſion, mit etlichen, über Schenkel zürnenden Ausnahmen, ſich ſehr rühmlich vor ihren katholiſchen Collegen ausgezeichnet.

Ziehen wir die Summe der ganzen Wahlbewegung, ſo finden wir: Es galt eine Wahl zu Verſammlungen, die lediglich einen adminiſtrativen Charakter haben. Niemals war eine Parteiſpaltung unnöthiger. Die Ultramontanen, auf die vermeintliche Stärke ihres Anhanges pochend, haben die Wahl zu einer großen politiſchen Demonſtration machen wollen, welche der Regierung ein mächtiges Mißtrauensvotum entgegenſchleudern ſollte. Grade das Gegentheil iſt geſchehen. Ohne es zu ſuchen, hat die Regierung durch eine Volksabſtimmung, wie ſie in Baden bisher unerhört war, ein unbedingtes Vertrauensvotum aus allen Theilen des Landes erhalten.

Die Föderativrepublikaner.

Bis gegen Ende des Jahres 1863 ſtand unter den Gegnern des vernünftigen deutſchen Einheitsgedankens die großdeutſche Partei im Vordertreffen, ihre radicalen Bundesgenoſſen hielten ſich mehr zurück. Allein was dem Fürſtentage folgte, die Unfähigkeit Oeſtreichs ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden über Preußens Widerſtand gegen eine Bundesreform im conſervativen Sinne Herr zu werden, die Entlarvung ſeines zur Schau getragenen deutſchen Patriotismus während der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung, entzog der großdeutſchen Partei allen Boden im Volk. Das ſich entwickelnde preußiſch-öſtreichiſche Doppelregiment über Deutſchland ſchuf dagegen Stimmungen, wie ſie ſich der Radicalismus nicht beſſer wünſchen konnte. So löſt denn jetzt im Lager der ſüd- und mitteldeutſchen Preußenfeinde der linke Flügel den rechten ab. Während es wohl noch ſehr zweifelhaft iſt, ob die im vorigen Jahre ſchon ausgeſetzte Generalverſammlung des Reformvereins diesmal zu Stande kommt, hat ſich die ſogenannte „deutſche Volkspartei“ am 18. September in Darmſtadt zum erſten Mal förmlich geſammelt.

Das „deutſche Volk“ nahm ſich in Darmſtadt allerdings etwas ärmlich

Digitized by Google

und beschnitten aus: Der vorsichtige Stuttgarter „Beobachter“ sagt ganz allgemein, es seien Leute aus zehn Bundesstaaten beisammengewesen; aber die Neue Frankfurter Zeitung, weniger weise oder weniger wohlwollend, verräth, daß „Preußen nur durch Briefe und Telegramme vertreten war“. In der That eine kostbare Vertretung! Wenn der Gedanke Beifall findet, so wetten wir, Herr v. Bismarck befreundet sich mit der Idee eines deutschen Parlaments, gebildet auf der Grundlage brieflicher und telegraphischer Vertretung. Aber nicht allein Preußen, auch Bayern und Hannover scheinen durch völlige Unvertretenheit geglänzt, ja schändlicherweise nicht einmal Briefe und Telegramme abgelassen zu haben. Vielleicht indessen, denkt der gutmüthige Leser, ersetzt das Gewicht, was die Zahl und der räumliche Rückhalt zu wünschen übriglassen. Wir wollen sehen. Der bekannteste Mann unter den Darmstädtern vom 18. September war eine dortige locale Celebrität von allerdings nicht unangefochtenem Werthe, Dr. Louis Büchner, Verfasser von „Kraft und Stoff“. Seit ihm in Paris einmal von jungen französischen und deutschen Weltverbesserern ein Ständchen gebracht worden ist, hält Dr. Büchner, der bis dahin zufrieden war, über Metz und Lassalle gleichsam die Achseln zu zucken, seine Zeit offenbar für gekommen. Ihm zunächst an öffentlicher Bekanntheit stand Dr. Ludwig Eckardt, der vormalige Bibliothekar des Großherzogs von Baden. Im vorigen Herbste suchte dieser mehr eitle als ehrgeizige Schönredner an der Spitze des äußersten linken Flügels des Nationalvereins einen Platz in dessen Ausschuß zu erobern; aber der Ausschuß glaubte genug Nachgiebigkeit bewiesen zu haben, indem er seine Anträge radicalen Gaumen genießbar machte, und überging im Aerger über den impotenten Frondeur bei der Cooptation Eckardt gegen alle Praxis und Tradition, um sich dafür von dreien seiner Genossen Körbe zu holen. Diejenigen Ausschußmitglieder, welche von jeher bemüht gewesen sind, keine radicale Partei neben dem Nationalverein aufkommen zu lassen, sehen sich nun durch Eckardts unermüdliche Betriebsamkeit schließlich doch um diesen Theil ihres Anhangs verkürzt. Indessen bedurfte es auch noch einiger anderer Dinge als Eckardtscher „Kreisschreiben“ und Leitartikel, um den Tag von Darmstadt am Ende möglich zu machen. Hinzukommen mußte jene Nachblüthe des Particularismus, welche wir heutzutage in Würtemberg und in Schleswig-Holstein erleben. Die einzigen bedeutenderen Namen, welche neben Büchner und Eckardt aus den Berichten der frankfurter Blätter noch hervortreten, sind Oesterlen aus Stuttgart und R. v. Neergaard aus Kiel. Grade so hatten sich bereits auf dem bremer Schützenfest Mayer aus Stuttgart und May aus Altona gefunden, der verkörperte Preußenhaß aus Süden und Norden. R. v. Neergaard, seit Mays gewaltsamer Abführung der Lenker der schleswig-holsteinischen Vereine, ist nach Darmstadt gegangen, um denjenigen den Staar

Digitized by Google

zu ſtechen, welche in der ſchleswig-holſteiniſchen Agitation gegen Preußen keinerlei unberechtigte, antinationale Elemente wahrnehmen wollen. Und zwar wird die Parteileitung in Zukunft noch mehr in den Vordergrund treten als bisher, da das „herzogliche“ Cabinet um ſeiner ſelbſt willen mehr zurückzuhalten genöthigt iſt. Mit ihrem rechten Flügel, dem Altonaer Jeſſen, klammert ſich dieſe Geſellſchaft noch an den Nationalverein — mit dem linken reicht ſie den ſüddeutſchen Radicalen die Hand, zumal den ſchwäbiſchen. Würtemberg, wiewohl überwiegend proteſtantiſch, hat dem Anſchluß an Preußen von jeher am leidenſchaftlichſten widerſtrebt. Aber bis vor etwa zwei Jahren folgte das Volk einigen gereiften und verſtändigen Führern, deren weiterer Blick keine allzu naiven Regungen des Sondergeiſtes aufkommen ließ. Ludwig Seegers Tod, Adolph Seegers unheilbare und jetzt ebenfalls in frühen Tod ausgegangene Krankheit, der Uebrigen Schwerfälligkeit hat eine Lücke geſchaffen, in welche ſich zwei Flüchtlinge mit Emigrantenpolitik, Karl Mayer und Ludwig Pfau, und ein bisher verdunkeltes jüngeres Licht, Oeſterlen, alsbald einzudrängen verſtanden haben. Dies iſt die durch den Letztgenannten in Darmſtadt repräſentirte Beobachterpartei, gegen welche Hölder und die andern Geſinnungsgenoſſen der Gebrüder Seeger einen bis jetzt ziemlich unglücklichen Kampf zu beſtehen haben. Ehe da nicht die neue Generation neue Talente und Charaktere emporträgt, wird man ſich daran gewöhnen müſſen, Würtemberg als die Heimath der politiſchen Schwabenſtreiche anzuſehen.

Die darmſtädter Partei hat noch keine deutlich erkennbare Farbe aufgepflanzt. Sie ſchillert noch trotz einer Eckardtſchen Rede. Daß ſie, als die „Männer der That“ in ſich ſchließend, ſtatt des Programms gleich mit einer Action hervortreten werde, können wir dem ſchauluſtigen Publikum leider nicht in Ausſicht ſtellen. Hinſichtlich des Programms aber ſtehen die Herren vor einem Scheidewege, der ihre Herkulesrolle faſt in die des „Peter in der Fremde“ zu verkehren droht. Die Würtemberger nämlich ſcheinen ihre Sehnſucht nach der deutſchen Föderativrepublik vorläufig noch bezwingen und als Männer, die in ihrem Lande Einfluß, ja ſogar ein paar Kammerſitze innehaben, ein Ziel aufſtecken zu wollen, welchem man ſich auf parlamentariſchem Wege nähern kann. So wenig ihnen Herr v. Varnbüler auch zu Willen iſt, ſo ſehr ſie im Grunde die Dynaſtien ſammt ihrem ariſtokratiſchen Schweif haſſen, ihr Marſch geht einſtweilen doch auf die Trias los. Es iſt aus innern Gründen wahrſcheinlich, daß der ähnlich ſituirte Herr v. Neergaard ihnen dazu die Hand reicht. Anders aber die Herren Eckardt und Büchner, die, da ſie zu Hauſe völlig in der Luft ſteben, am liebſten auch auf Luftſchlöſſer den Flug ihrer Gedanken richten. In ihnen werden wir die Verfechter der Idee der deutſchen Föderativrepublik verehren dürfen.

Digitized by Google

Welche Fahne wird schließlich zur Standarte der Partei erhoben werden? Wenn sie als Partei beisammenbleibt, früher oder später — das däucht uns unzweifelhaft — die Föderativrepublik. Die Trias, ein Homunculus aus der Retorte des Preußenhasses, hat das künstlich-scheinbare Leben, das die Erhebung für Schleswig-Holstein ihr im Anfang des Jahres 1864 gab, schon lange wieder ausgehaucht. Der schwäbischen Beobachterpartei war Schleswig-Holstein sehr gleichgiltig, ja langweilig, so lange es aus den dänischen Klauen zu reißen war — aber in den Triasgedanken hat sie sich damals mit allem ihren antipreußischen Fanatismus verbissen und kann noch heute nicht davon zurück. Im Uebrigen denkt niemand mehr an dieses phantastische Geschöpf, dem selbst der nürnberger Correspondent, einer seiner Väter, nur höchst geheime Huldigungen zu widmen wagt. Nicht einmal in Bayern, dem es soviel Glanz und Größe in Aussicht stellt, hat es die Anfänge einer halbwegs dauerhaften Partei für sich zu Stande bringen können. Als der pfälzer Abgeordnete Umbscheiden einen derartigen Versuch unternahm, protestirte im Namen seiner Freunde der ebenfalls bayerische Abgeordnete Brater. Und jetzt, wo sich ähnliche Gelüste an die bevorstehende Abgeordnetenversammlung knüpfen könnten, haben Brater und seine Freunde wiederum eine Vorbesprechung der zur bayerischen Fortschrittspartei gehörenden Abgeordneten nach Nürnberg ausgeschrieben, von welcher der dortige „Correspondent" wohl nicht mit Unrecht vermuthet, daß sie bestimmt sei, Triaspläne in der Geburt zu ersticken. Das Triasproject — sagt die unter Braters Auspicien erscheinende Erlanger Autographische Correspondenz — „will die Nation ablenken von dem einzigen Ziel, das ihres Strebens werth ist, das sie treu und fest im Auge behalten muß, um nicht abermals, wenn die günstige Stunde kommt, an ihrer eigenen Rathlosigkeit und Zerfahrenheit zu scheitern."

Man darf hiernach wohl bezweifeln, ob die in Aussicht genommene zweite Versammlung der „deutschen Volkspartei" in Nürnberg die Ergebnisse liefern wird, welche die schwäbischen Triarier von ihr hoffen. Es ist ein richtiger Instinct, was von Darmstadt nach Nürnberg weist. Nürnberg ist die liberalste Stadt Bayerns; der Radicalismus findet in ihr einen gewissen Boden. Wenn es dort nicht gelingt, der neuen politischen Secte Bekenner zu werben, so muß sie auf Bayern mehr oder weniger verzichten. Ohne Bayern aber, was wäre die Trias? Dasselbe, was „Kleindeutschland ohne Preußen," d. h. Trias, d. h. Unsinn. Aber ob Nürnberg Bekenner liefern wird — Nürnberg, in welchem Brater und Krämer mit allen gegen eine Stimme zu Abgeordneten erwählt sind, wo die Fortschrittspartei ihr Hauptquartier und ihr stärkstes Lager hat, das möchte doch sehr fraglich sein. Herr Dr. Büchner ist allerdings neulich dort gewesen und hat das Terrain studirt, allein daß er außer Ludwig Feuerbach,

Digitized by Google

dem verſchollenen Anthropomorphen, noch verwandte Seelen dort gefunden hätte, iſt nicht bekannt geworden.

So nehmen wir denn bis auf Weiteres an, daß der Ausgang ein ſtillſchweigendes Bekenntniß zur Föderativrepublik und ein für die Oeffentlichkeit beſtimmtes Programm mit ein paar radicalen Lieblingsideen, als namentlich Abſchaffung der ſtehenden Heere, und mit ein paar Lockmitteln für den Arbeiterſtand ſein wird. Zur Einfangung des Arbeiterſtandes haben die Gründer der neuen Partei auch bisher ſchon Schweiß genug vergoſſen. Dr. Louis Büchner war der Vorſitzende verſchiedener Arbeiterverſammlungen, in denen Laſſalle auftrat. Dr. Ludwig Eckardt, Agitator um der Agitation willen, hat ſeine wohllautenden Phraſen von jeher ebenſo gern an die „Brüder" aus den Fabriken und Werkſtätten als an einen Kreis ſtrebſamer Damen verſchwendet. Von ihnen könnte auch das nöthige Kokettiren mit dem Socialismus, um einmal erregte Maſſen zu reizen, erwartet werden, wogegen die ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen abgeſagte Feinde deſſelben ſind und nichts wollen, als gründlichen politiſchen Umſchwung. Wir ſind neugierig, wie man ſich aus dieſer Schwierigkeit am Ende herauswickeln wird.

Ein Bündniß mit den mißvergnügten Genoſſen des Arbeiterſtandes wäre jedenfalls das Einzige, was der Partei nördlich vom Main einen leidlich der Mühe werthen Anhang verſchaffen könnte. Es würde ſie wenigſtens in einzelnen größeren Städten und in den rheiniſch-weſtphäliſchen Fabrikbezirken beglaubigen. Ohne einen ſolchen zur Hilfe genommenen Leiter wird man — was ohnehin der Erfahrung andrer auf ganz Deutſchland berechneter Parteien entſpricht — über den urſprünglichen Kreis nicht erheblich hinausdringen. Reichlich zwei Drittel von Deutſchland werden dann ganz außerhalb ſtehen bleiben. Die deutſche Föderativrepublik, eine Ausgeburt verzweifelnder Abwehr, nicht eines urſprünglichen ſchöpferiſchen Gedankens, wird mehr und mehr zuſammenſchrumpfen, bis ſie ihre geſchwornen Anhänger eines Tags vor die furchtbare Alternative ſtellt: Abfall vom Vaterland oder Unterwerfung unter die von der Mehrheit gewollte Form des deutſchen Reichs.

Digitized by Google

Vermiſchte Literatur.

Bayeriſches Seebuch. Naturanſichten und Lebensbilder von den bayeriſchen Hochlandsſeen. Von Heinrich Noë. Drei Bändchen. München, Verlag der Lindauerſchen Buchhandlung. 1865.

Der Verfaſſer hat ein ſehr hübſches Talent für die Schilderung von Land und Leuten, einen geſunden Humor, gute Kenntniß ſeines Gegenſtandes und die Gabe, die Sprache des Volkes getreu zu reflectiren. Er hat endlich den großen Vorzug, daß er verſchmäht, nicht ſelbſt Geſehenes und Unterſuchtes zu geben. Seine Mittheilungen ſind darum beſonders in Betreff von Sitte und Sage des Volkes durchaus neu und friſch und ſomit auch neben Steubs anziehenden Bildern aus dem bayeriſchen Gebirge der Berückſichtigung des Publikums zu empfehlen.

Handwerkslieder geſammelt von Oskar Schade. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1864. 280 S. 12.

Wie die deutſchen Volksſagen und der deutſche Aberglaube allmälig ausſterben, ſo ſind auch die deutſchen Handwerksburſchenlieder im Abblühen begriffen. Namentlich die eigentlichen Zunftlieder werden nicht lange mehr im lebendigen Geſange bleiben. So war eine Sammlung deſſen, was von dieſem bunten luſtigen Stück deutſchen Lebens noch übrig iſt, ein ſehr dankenswerthes Unternehmen, und der Erfolg iſt ebenfalls gut geweſen. Die hier gebotenen 141 Lieder — in drei Gruppen: Zunft- und Preislieder, Handwerksburſchenlieder und Balladenartiges und Spottlieder getheilt — ſind großentheils aus dem Munde von Meiſtern und Geſellen ſelbſt, dann aus geſchriebenen Liederbüchern, aus gedruckten Sammlungen und alten Handſchriften genommen. Bei jedem Liede iſt die Quelle und was dem Texte verwandt iſt, angegeben, ſo daß die Sammlung auch gelehrten Zwecken dienen kann.

York und Pauluzzi. Actenſtücke und Beiträge zur Geſchichte der Convention von Tauroggen. Aus dem Nachlaß Garlieb Merkels herausgegeben von Julius Eckardt. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1865.

Die vorliegenden Actenſtücke ſind aus dem Nachlaß des Livländers Merkel genommen, jenes wunderlichen Kritikers und Läſterers Goethes und der Romantiker, der, nachdem er in Deutſchland in den Kreiſen der ſchönen Literatur eine wenig glänzende Rolle geſpielt, ſich als Publiciſt durch tapferes Auftreten gegen Napoleon Verdienſte erwarb. Der Sieg Napoleons über Preußen trieb Merkel nach Rußland zurück, wo er ſeine Polemik gegen den franzöſiſchen Eroberer eifrig fortſetzte und namentlich auf Anregung des Generalgouverneurs Pauluzzi die Stimmung der mit

Digitized by Google

Napoleons großer Armee nach Rußland gekommenen preußischen Truppen zu bearbeiten suchte. Mit Pauluzzi vertraut geworden, erhielt er von diesem Abschrift von der Correspondenz, welche hier nebst einem Lebensabriß Merkels und einer Biographie Pauluzzis mitgetheilt wird. Jene Correspondenz besteht aus 38 auf die Unterhandlungen und Ereignisse, welche zur Convention von Tauroggen führten, bezüglichen Briefen Pauluzzis an York, den Kaiser Alexander, den Grafen Wittgenstein, Fürst Kutusow, mehren Briefen Yorks, Alexanders u. s. w. Dieselben sind im französischen Original und zugleich in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, welche letztere wegen der an Unverständlichkeit streifenden Eigenthümlichkeiten der Pauluzzischen Schreibweise erforderlich war. Die erste Hälfte der Sammlung kann als Commentar zu Droysens Bericht über die Convention dienen, die zweite bezieht sich auf Vorgänge im russischen Hauptquartier, die Droysen nur kurz andeutet, ohne auf ihre Einzelheiten einzugehen, die aber insofern von Interesse sind, als sie zu Verwickelungen führten, welche von Einfluß auf die Ereignisse des Januar 1813 waren. Außerdem hat die kleine Schrift besondern Werth durch das ausgeführte Porträt Pauluzzis, der nächst York die Hauptrolle in der vielverschlungenen Geschichte der Convention spielt, und der auch sonst Anspruch auf unser Interesse hat, von dem man aber gleichwohl bei Droysen und andern Historikern wenig mehr erfährt, als was sich auf seinen Antheil an jener weltgeschichtlichen Uebereinkunft bezieht. So ist das Buch Eckardts, welches beiläufig in den von ihm selbst gelieferten Stücken sehr wohl geschrieben ist, als werthvolle Ergänzung des classischen Werks von Droysen nach verschiedenen Seiten hin zu empfehlen.

Topographischer Volkshumor aus Schleswig-Holstein. Gesammelt von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwersche Buchhandlung. 1866.

Der Verfasser, Docent in Kiel und vielfach verdient um die Sammlung von Sitten, Sagen und anderen Aeußerungen des schleswig-holsteinischen Volkslebens, bietet hier in alphabetischer Uebersicht die Sprichwörter, Neckreime, Schnacken und Schnurren, welche sich an die einzelnen Städte und Dörfer, sowie an ganze Landschaften der Herzogthümer heften. Die Neigung, den Nachbar scherzend zu schrauben, ihm eins anzuhängen, Orte durch ein bezeichnendes Wort wie durch ein Wahrzeichen zu individualisiren, war bekanntlich im deutschen Mittelalter allenthalben verbreitet und hat eine ganze Anzahl von Spitznamen und Stichelreden geschaffen. Jetzt existirt sie vorwiegend noch im Landvolk, und wo dieses in einem Landstrich stark überwiegt, leben jene Scherze noch besonders kräftig fort und werden auch wohl noch vermehrt. So haben vor allem Schwaben, die deutsche Schweiz und Schleswig-Holstein einen großen Reichthum an derartigen Volkswitzen aufzuweisen. Aber auch hier wird man täglich weniger aufgelegt zu solcher Neckerei, und so ist es sehr willkommen zu heißen, wenn das noch Vorhandene von verständiger Hand zusammengesucht und vor dem Vergessenwerden in Sicherheit gebracht wird. Viel Geist ist freilich in diesen Sachen nicht, und manches läuft nur auf Klangspiele hinaus, wie wir sie in Kinderreimen antreffen; indeß sind diese Sprichwörter und Reime doch ein Beitrag zur Kunde der Denkweise und Sprache des niedern Volkes, und in einigen derselben birgt sich selbst ein ernster historischer Kern.

Digitized by Google

Dante Allighieris Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Mit einem Titelbilde in Photographie. Berlin bei Rudolph Ludwig v. Decker. 1865.

Witte ist wohl der beste Kenner Dantes in Deutschland, seine Uebersetzung (in nicht gereimten fünffüßigen Jamben, was wir im Hinblick auf den Charakter des Italienischen und des Deutschen vollkommen gerechtfertigt finden) giebt wohlklingend alles was möglich vom Original wieder; eine einleitende Charakteristik des Dichters und seines Werkes und zahlreiche Anmerkungen vervollständigen, was zum Genusse der Dichtung erforderlich ist.

Schinkel-Denkmal zu Neu-Ruppin.

Schon lange war es die Absicht, Schinkel, dem Manne, der seinen und Ruppins Namen so weit hin getragen, als die Kunst menschliche Herzen gewonnen, ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu setzen. Das lebhafte Interesse, daß sich auch in weiteren Kreisen immer schon dafür kundgegeben und noch jüngst den berliner Architektenverein zu einer Anfrage deshalb hierher veranlaßt hat, hat den Magistrat der Stadt Neu-Ruppin bestimmt, die Sache jetzt in die Hand zu nehmen und zunächst zur Einleitung der nöthigen Schritte ein städtisches Comité für das Schinkel-Denkmal in der Person der Unterzeichneten zu wählen.

Es wird beabsichtigt vor dem Gymnasium, der ersten Bildungsstätte Schinkels, gegenüber der Statue Friedrich Wilhelm des Zweiten, zu der Schinkel ja auch selbst den Entwurf gefertigt, des Meisters Denkmal aufzustellen. Zur endgiltigen Entscheidung über die Ausführung wird das Comité sich noch durch Sachverständige verstärken, namentlich sofort den berliner Architektenverein ersuchen, eines seiner Mitglieder in das Comité zu deputiren.

Zunächst kommt es darauf an, die Theilnahme für die Sache zur allseitigen Bethätigung zu wecken. Deshalb ergeht an alle Freunde des großen Meisters der Aufruf, sowohl selbst dazu beizusteuern, als auch Sammlungen dazu anzuregen, damit das Denkmal würdig ausgeführt werden könne. Die Unterzeichneten sind zur Entgegennahme von Beiträgen bereit, über die sie zunächst im hiesigen Anzeiger Rechnung legen werden.

Neu-Ruppin, den 17. September 1865.

Das Ruppiner Schinkel-Comité.

W. Ebell, Fabrikbesitzer und Stadtverordneter.
A. Genß, Kaufmann und Stadtrath.
von Schulz, Bürgermeister.
Dr. W. Schwartz, Gymnasialdirector.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by

XXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 41.

Ausgegeben am 6. October 1865.

Inhalt:

Briefe eines Offiziers an seine Frau aus den Jahren 1807—1813. Seite 561
Zur Genesis des Zollvereins. 2. 577
Erntesitten in der Schweiz 591
Literatur 600

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1865.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Briefe eines Offiziers an seine Frau aus den Jahren 1807—1813.

Die Briefe, welche in diesen und den folgenden Heften abgedruckt werden, enthalten nur an einer Stelle einen erwähnenswerthen Beitrag für die Kriegsgeschichte jener Jahre, aber sie werden doch den Lesern d. Bl. unterhaltend und lehrreich erscheinen. Der Schreiber, ein Herr von Bose, war zuerst Hauptmann, dann Major in dem Contingent, welches Sachsen-Meiningen 1807 zur Rheinbundarmee stellen mußte. Dieses Contingent, das mit den Compagnien der andern Herzoge von Sachsen ein besonderes Regiment bildete, nahm 1807 an der Belagerung Kolbergs, 1809 am Krieg in Tirol, 1810 an dem in Spanien Theil, rückte 1812 über Hamburg und Danzig nach Polen und kehrte im Juni 1813 heim.*)

Der Schreiber der folgenden Briefe hat die Belagerung von Kolberg, einen Zug nach Spanien, den Zug gegen Rußland und die Belagerung Danzigs auf französischer Seite mitgemacht. Als sein Regiment 1807 zur französischen Armee auszog, war es für ihn nicht die erste Campagne, er hatte schon im Feldzug von 1793 gegen Frankreich blutige Arbeit gesehen und eine Wunde erhalten. Er war ein honnetter Edelmann, vor seinen Leuten und unter seinen Kameraden ein beliebter Offizier, er hatte sich auch nach dem Feldzuge, so lange er lebte, civiler Achtung und Liebe zu erfreuen, in seiner Familie erwies er sich als liebevoller Gatte und Vater, als ein einfaches, ehrliches Gemüth; der Leser wird für alle diese guten Eigenschaften in den folgenden Mittheilungen genügenden Beweis finden. Wenn der Briefschreiber in seiner Correspondenz nicht grade geniale Ansichten ausspricht und in seiner Erdenstellung als Regimentsoffizier nicht überreiche Gelegenheit hat, die Geschicke seiner Zeit gestalten zu helfen, so ist dem späten Leser vielleicht um so eher möglich, aus seinen Mittheilungen Gemeingiltiges zu entnehmen und zu erkennen, wie im

*) Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen, S. 72. Näheres in der ausführlichen Geschichte des Regiments vom Kammerherrn und Major von Eelking.

Digitized by

Anfange unſeres Jahrhunderts ein Offizier des Rheinbundes war und dachte, der offenbar ein wenig über dem mittleren Durchſchnittsmaß damaliger Regimentsbildung ſtand. Und wie zu hoffen, wird nach dieſer Richtung dem Gedächtniß des braven, jetzt längſt geſchiedenen Herrn von Boſe alle Ehre geſchehen.

Aber die Wahrheit zu ſagen, die Briefe werden hier nicht nur abgedruckt, um zu zeigen, was der Schreiber derſelben beſaß, ſondern auch was ihm — ohne ſeine Schuld — fehlte. Er hatte kein Vaterland, das Thal von Meiningen ausgenommen, in dem er ſeinen Offiziersrock trug, und er war Soldat in einem kleinen Contingent des Reiches. Das Regiment der ſächſiſchen Herzogthümer gehörte zu den beſſeren der kleinen Territorien des römiſchen Reiches. Es hat Bravour bei mehren Gelegenheiten erwieſen. Und doch zeigen dieſe Briefe, wie ſchwer auch einem tüchtigen Offizier wurde, in den Verhältniſſen eines Kleinſtaates kriegeriſchen Sinn in ſich lebendig zu erhalten. Dem Schreiber war im Ganzen gleichgiltig, auf welcher Seite er kämpfte, die Preußen waren im Reiche nicht beliebt und die Oeſtreicher auch nicht, beim Kaiſer von Frankreich war vielleicht noch die beſte Ausſicht, er war wenigſtens ein genialer Feldherr; aber die Campagne war überhaupt eine ſaure, unwillkommene Pflicht. Die Trennung von Weib und Kind, die Unterhaltung und die gute Pfeife Tabak im heimiſchen Kaſino, die kleine Wohnung, welche die Frau ſo freundlich eingerichtet, und die gute Koſt, die ſie ihrem Mann zu bereiten weiß, haben übergroße Wichtigkeit gewonnen, die Grüße und die Werthſchätzung der Bürger, die Händel mit irgendeinem Gegner bei der Regierung und die gnädigen Worte der lieben Frau Herzogin*) werden auch von einem Mann von Charakter ſchmerzlich entbehrt. Er thut im Felde gewiß in allen Stücken ſeine Pflicht, er erträgt die Strapazen geduldig und mit guter Laune, er iſt mannhaft bemüht, ſeiner Gattin guten Muth zu erhalten, ja auch der Ehrgeiz des Soldaten flammt zuweilen in ihm auf, er fühlt ſich zuletzt ſtolz, eine kriegsharte Compagnie zu commandiren. Aber der Gedanke an die Heimath und ſeine kleinen Kinder, an die Freunde, die gute Küche und das Schweinchen, das zu Haus gemäſtet wird, ſind in ihm doch die ſtärkſten Gefühle. Das erkennt man nicht daraus, daß er in Briefen an ſeine Gattin dergleichen hervorhebt; denn das wäre natürlich, ſondern aus dem ausführlichen Behagen und der tiefen Sehnſucht, womit er dabei verweilt.

Er kehrt glücklich zurück, wer mag es ihm verdenken, daß er in dieſem Krieg nichts fand was ſein Herz erhob. —

Die Mittheilung ſeiner Correſpondenz, welche hier folgt, enthält die Cam-

*) Louiſe Eleonore, Prinzeſſin von Hohenlohe-Langenburg, regierte ſeit 1803 durch 18 Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Georg, als Vormünderin.

Digitized by Google

pagne von 1807. Ueber die Belagerung von Kolberg wird man nichts Neues erfahren, und es ist natürlich, daß der Schreiber sowohl aus Vorsicht, als weil er an eine Frau schreibt, die militärischen Operationen nur kurz erwähnt. Dagegen ist vieles andere, die Urtheile des Briefschreibers über die fremden Gegenden und die Mittheilungen über die eigene Compagnie ergötzlich. Die Sorge um Desertion, der persönliche Haß gegen die Deserteure, die gemüthliche Weise, in welcher er durch seine Frau Rapporte an sein Ministerium sendet, Zahlungen an die Frauen seiner Soldaten besorgen läßt, dies und anderes giebt einen guten Einblick in die militärischen Verhältnisse der kleinen Contingente in jener Zeit. Die folgenden Briefe werden hier so mitgetheilt, daß alles, was nicht irgendwie charakteristisch schien, weggelassen ist.

Schwallungen, 11. März 1807, morgens 5 Uhr. — Glücklich und gesund bin ich, mein theures Weib, gestern hier angekommen und marschire in einer Stunde wieder ab. Es war ein schrecklicher Abmarsch für uns aus Meiningen wegen des Gedränges des Volks, besonders für mich, der ich allein alles in Ordnung halten sollte, doch hatte ich den Vortheil davon, daß ich das Schmerzliche der Trennung im Augenblick weniger fühlte. Meine Compagnie hat sich im Ganzen weit besser betragen, als ich es geglaubt hätte, nur der einzige Butz war ein Schwein. Gott gebe, daß ich nur recht bald von Deinem und der Kinder Wohlsein Nachricht bekomme. — Ewig der Deinige.

Standquartier Sundhausen bei Gotha, 13. März 1807. — Heute Mittag um 12 Uhr, mein theures Weib, bin ich hier eingerückt, wo ich wenigstens bis den künftigen Montag liegen bleibe, ehe wir weiter marschiren. Unser Marsch war heute und gestern sehr gut, meine Compagnie führt sich recht sehr gut auf, und noch ist nicht die kleinste Klage eingelaufen. Denke Dir, meine Beste, meine Freude — ich habe noch nicht einen Deserteur! — Hier kam mir gleich ein Offizier von Gotha entgegen, der mir von Seiten des Regiments das Willkommscompliment brachte, und zu gleicher Zeit Donop, der mir Deinen lieben Brief brachte, aus dem ich sehe, daß Du und die Kinder gesund sind, und mich wirklich ganz glücklich machte.

Standquartier Sundhausen bei Gotha, 13. März 1807. — In diesem Augenblick — es ist 5 Uhr — empfange ich Deinen lieben Brief, und es ist mir ein wohlthätiges Gefühl zu denken, daß Du vielleicht eben auch jezo meinen gestrigen empfängst. — Du bist in Sorgen gewesen wegen meiner Gesundheit? mein gutes Weib, ich befinde mich recht sehr wohl, wie konnte es in Meiningen die letzten Tage anders sein, als daß ich blaß aussehen mußte, da keine Stunde ohne Sorgen und Aerger mir verging. Gott sei gedankt, daß diese Tage glücklich überstanden sind. — Es freut mich sehr, daß ich in Meiningen so viele gute Freunde habe, auch bei meinem Ausmarsch haben mich Leute mit

Thränen umarmt, von denen ich dieſe Theilnahme wirklich nicht erwarten konnte. Allein jedermann mußte auch mein Schickſal intereſſiren, einen ſolchen Marſch anzutreten, wo erſt wenig Tage zuvor mein ſo geliebtes Weib in die Wochen gekommen war! Doch um ſo fröhlicher ſoll unſer Wiederſehen ſein. — Ich muß Dir auch ein Commando bei der Compagnie anvertrauen, nämlich der Feldwebel Criſten und der Sergeant Krell haben ihren Weibern täglich 15 Kr. ausgemacht, dieſes Geld will der Herr Lipfert jeden Monat nebſt Deinen 50 fl. zuſtellen. Du biſt dann ſo gut und läßt die Weiber zu Dir kommen und zahlſt ihnen das ihrige aus. Beide Unteroffiziers laſſen Dich bitten, daß Du ſo gnädig wärſt und thäteſt ihnen dieſes zu wiſſen. — Auch ſei ſo gut und ſchreib dem Herrn Major in einem verſiegelten Billet, daß ich vergeſſen hatte ihm zu ſchreiben, daß in Gotha noch kein Exercierreglement fertig wäre und wir alle noch im Dunklen tappten. — In Gottes Schuß Dich liebes Weib. —

Sundhauſen, 14. März 1807. — Heute morgen, gleich nachdem ich meinen Brief an Dich von geſtern abgeſchickt hatte, bekam ich die für mich ſo unangenehme Nachricht, daß 4 Mann dieſe Nacht deſertirt waren. Zu gutem Glück waren es gerade 4 der elendeſten Kerls in aller Rückſicht, und wäre mir ſehr leid, wenn einer davon wiedergekriegt würde. Allein es iſt doch ein böſes Beiſpiel, und nur um ſo ärgerlicher, da ich geſtern noch mit frohem Herzen nach Meiningen ſchreiben konnte, es wäre mir noch keiner deſertirt, und nun bin ich auf der Stelle dafür beſtraft worden. Sage dem P..., nichts ſei Schuld an dieſer und noch mancher Deſertion, die folgen wird, als daß man denen neugeworbenen Leuten nicht hinlänglichen Unterricht über ihre Löhnung gegeben habe; wie Du aus meinem Tagebuche erſehen wirſt, war geſtern ein Aufſtand in meiner Compagnie (während ich abweſend war), ſie wollten die gewöhnliche Löhnung nicht nehmen, ſondern viele behaupteten, ihnen wäre in Meiningen mehr verſprochen worden. Sobald ich dieſes in Gotha erfuhr, kehrte ich ſchnell zurück und ſtellte durch Ernſt die Sache wieder her, indem ich die ganze Compagnie zuſammenrief und ſehr ſcharf gegen ſie verfuhr. — Einem jeden Offizier iſt es nicht gegeben, mit dieſer Art Menſchen umzugehen. — Schicke mir doch ja jedesmal die Wochenblätter mit; denn die ganze Compagnie freut ſich ſie zu leſen. — NB. Einen Deſerteur habe ich wieder, nämlich den Fiſcher, den ich nicht mitnehmen wollte, weil ſeine Frau ein Kind hatte. —

Marſchquartier Allſtett, 20. März 1807. — Heute, mein theures Weib, haben wir hier in einem allerliebſten Städtchen Raſttag, beſonders habe ich ein ganz vortreffliches Quartier. Die Frau Räthin Holdefreund iſt die Tante meiner Frau Hauswirthin, und der Sohn vom Hauſe, der Hofadvocat iſt, erinnert ſich mit vielem Vergnügen ſeiner ehemaligen Bekanntſchaft mit Lottchen. — Unſere Märſche bis hieher ſind ſehr ſtark und beſchwerlich geweſen, beſonders

Digitized by Google

der gestrige, wo wir vom Anfang schlecht Wetter hatten und die Leute mehre Stunden in tiefem Koth waten mußten, auch wurden sie so mißmüthig, daß viele Unordnungen passirt sind und in zwei Dörfern mit sehr unanständiger Gewalt Wagens beigetrieben wurden. Meine Compagnie ist zwar nicht ganz unschuldig gewesen, doch hat sie am wenigsten gesündigt. Ich für meine Person befinde mich so wohl und marschire so leicht, daß ich mich nach keinem Wagen noch habe umzusehn brauchen. — Alles wäre ja wohl nach denen Umständen so weit sehr gut, wenn ich nicht die erschreckliche Desertion hätte, bis heute habe ich 28 Mann verloren. Als die schönste Compagnie schloß ich mich an das Bataillon an, und jezo habe ich die unansehnlichste, stecke darin, daß man mich kaum gewahr wird, und bin ganz muthlos geworden, denn wenn wir nunmehro in das preußische Land einrücken, dann fürchte ich sehr, werden meine Preußen auch davon laufen. Ich vermuthe, daß viele in der Dummheit nach Meiningen zurückgelaufen sind, wenn nur keiner davon wieder zu meiner Compagnie kommt, denn nimmermehr kann ich so einem schlechten Kerl diese Desertion verzeihen, zu der sie gar keine Ursache hatten, denn noch bis jezo haben sie die besten Quartiere gehabt und können sich über nichts beschweren. — Noch hat mich die gute Laune nur auf Augenblicke verlassen, wollte Gott dies wäre auch der Fall bei Dir. —

Magdeburg, 24. März 1807. — Soeben, mein gutes liebes Weib, kommen wir in dieser so berühmten Festung an, und haben morgen Rasttag hier. — Der heutige Marsch war zwar sehr stark und für mich um so verdrießlicher, weil der große Krech (der bei unserm Becker wohnte) gestern ein Complot mit 3 andern gemacht hat, und diese Nacht von der Wache desertirt ist. Du kannst leicht denken, wie kränkend dieses für mich sein muß, da ich nun schon 32 Mann verloren habe, wovon die meisten aus unserm Land sind. —

Wir haben nun schon 5 Tage in einem vortrefflichen, reichen und schönen Lande marschirt, wo alles im Ueberfluß ist, nur kein Holz, die Wege sind zwar wegen Mangel an Steinen und wegen des fetten Bodens, wenn es regnet, ganz fürchterlich schlecht, allein heute haben wir beinahe den ganzen Marsch auf Chaussee gemacht. — Hier in Magdeburg liegt eine wahre Mustercharte der französischen Armee, da giebt es weiße, blaue, graue etc. Soldaten, Depots von aller Sorte, Leute, die erst in Stand gesetzt werden, Durchmarschirende, Rasttag Haltende, kurz, niemand weiß, was hier liegt, als der Commandant allein. Uebrigens ist es eine sehr schöne Stadt und unbegreiflich wird es stets bleiben, wie der preußische Commandant v. Kleist diese vortreffliche Festung auf eine solche feige Art hat übergeben können d. 25. März. Die Musterung ist zu meiner großen Zufriedenheit vorbei, weil ich dabei den Dolmetscher habe machen müssen, indem ich leider der einzige Offizier des Bataillons bin, der Französisch kann. Der General und Gouverneur hier ist schon ein alter Mann

Digitized by Google

und sehr zufrieden mit meiner Compagnie gewesen, o ich hätte heute vieles darum gegeben, wenn ich meine bösen 32 Deserteurs dabei gehabt hätte. Wir marschiren denn nun gerade auf Stettin los. — Nun lebe recht wohl, liebes einziges Weib, bleibe mit Deinen lieben Kindern immer recht gesund und schone Dich ja auf alle Art und Weise für mich und Deine Würmer. Gott wird es ja geben, daß ich recht bald in Deine Arme zurückkomme. —

Berlin, 30. März 1807, Mittags 12 Uhr. — In diesem Augenblick komme ich in Berlin an und steige bei unserm Oberstallmeister ab. Der Geheime Rath von Thümmel von Gotha, der auch hier wohnt, will gleich einen Courier nach Gotha schicken und mit dieser Gelegenheit wollen diese Herrens mir erlauben, ein kleines Briefchen an Dich beizulegen. Vor allen Dingen muß ich Dir sagen, daß ich mich noch außerordentlich wohl befinde. — Heute macht das Bataillon einen Weg von 11 Stunden, ich für meine Person bin mit dem Major v. Kessel, der uns commandirt, in einer Chaise voraus und habe dem hiesigen Gouverneur General Clarke unsere Ankunft melden müssen. — Allein der Herr General waren nicht sehr gnädig auf uns zu sprechen, weil uns unterwegens so viele Mannschaft desertirt war, es ist wahr, die Desertion war erschrecklich, besonders bei der Compagnie des Hauptmann von Bünau. Wir haben beinahe 200 Mann verloren, davon ich 45. Morgen haben wir hier wieder Musterung, und dann geht es über Küstrin nach Stettin los. — Ewig der Deine. —

Landsberg an der Warthe, 7. April 1807. — Du wirst Dich wundern, von hier aus von mir Nachricht zu bekommen, da ich Dir doch von Berlin Nachricht gab, daß wir nach Stettin kämen, allein noch denselben Tag wurde ich zu dem Gouverneur von Berlin, General Clarke, gerufen, der mir sagte, daß er Befehl vom Kaiser erhalten habe, uns nach Landsberg zu schicken, um die beiden Flüsse die Warthe und die Netze zu decken, auch, daß das Contingent von Weimar, welches schon in Stettin stand, hier zu uns stoßen würde. Wir mußten zwei Tage in Berlin bleiben, die wir Offiziers denn so gut als möglich benutzten, um alles Merkwürdige in der Geschwindigkeit zu besehen. Vormittags hatten wir zweimal Musterung bei dem General Clarke und bei dem Commandanten Hulin, dann wurde das Offizierscorps zum Mittagessen bei dem Gouverneur gebeten. — Berlin ist eine wunderschöne Stadt und gewiß die erste in Europa; vom Krieg wird man dort nichts gewahr als eine Menge fremder Soldaten, sonst erblickt man nichts als Luxus und Freude. Alle Lebensmittel sind gut und für eine solche große Stadt in einem sehr billigen Preise, jeder Marktplatz mit allem, was man zur Nothdurft, zum Nutzen und Vergnügen braucht, überladen. Ganze Berge Obst, lange Reihen blühender Rosen-, Levcoyen-, Lack-, Nelken- und andere Stöcke, alle Arten Geflügel, Wildpret, Backwerk u. dergl., dazwischen unabsehbare Reihen von Menschen von allen Classen

Digitized by Google

und Ständen, geputzte Damens und Herren, schmutzige Lastträger und liederliche Weibsbilder, Offiziers in der Staatsuniform und Sansculotten mit der Knellerpfeife im Munde, alles dieses wechselt und drängt sich stets unter und durcheinander im bunten Gewühle. Die Stadt selbst ist von Palästen erbaut, selten und nur in denen Endgäßchens erblickt man einmal ein kleines Häuschen, alle Straßen breit, meistens gerade und rechtwinklig durchschnitten, wie ein Theil von Erlangen. Aber das Sittenverderbniß in dieser Stadt ist auch über alle Beschreibung. Man ist am hellen Tage nicht im Stande über die Straßen zu gehen, ohne der Anfälle einer Menge Freudenmädchen ausgesetzt zu sein. Abends und Nachtszeit kann man sich nur durch starke Arme und herzhafte Rippenstöße den verwünschten Zudringlichkeiten dieses Auswurfs des menschlichen Geschlechts entziehen. Die fürchterlichsten Krankheiten haben schrecklich über Hand genommen, und eine große Anzahl Soldaten, Franzosen und Deutsche, liegen in den dortigen Hospitälern an unheilbaren Krankheiten darnieder und verfaulen im eigentlichsten Verstande bei lebendigem Leibe. Du kannst leicht denken, in welchen Sorgen wir um unsere ehrlichen Meininger und Altenburger waren, denen dieses alles neue Erscheinungen waren, die nicht begreifen konnten, daß in Seide gekleidete und in bloßen Haaren mit großen Shawls angethane Damen ihnen zuriefen, sie in schöne Häuser zogen und an hellem Tage mit der größten Frechheit anredeten. Unsere Warnungen halfen zum Theil. — Von Berlin bis hieher haben wir eine äußerst traurige Gegend durchreist, eine elende Sandwüste, die noch dazu durch den Krieg schrecklich mitgenommen worden ist. Da war kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett, kein Fenster. Fleisch und Brod nahmen wir aus den nächsten Städtchens mit, damit wir nicht verhungerten, bis wir dann hier an der polnischen Grenze anlangten. Landsberg ist an und vor sich ein recht angenehmes Städtchen, grade in der Größe von Meiningen, nur daß die Vorstädte es größer machen. Ich für meine Person habe durch Zufall das beste Loos getroffen. Mein Quartier liegt an dem Thore der Stadt, ein sehr schönes Haus, dessen hintere Seite an die Warthe dicht angebaut ist; dieses ist ein schöner schiffbarer Fluß, und den ganzen Tag gehen unzählige Schiffe mit Segel unter meinem Fenster vorbei, die nach Küstrin (welches nahe bei uns liegt und durch das wir gekommen sind) mit Kriegsbedürfnissen gehen oder daher kommen. Aus allen preußischen, polnischen und andern Provinzen kommen täglich bei meinem Hause Schiffe an oder gehen ab. Da Du nun weißt, welcher Freund von einem schiffbaren Flusse ich von jeher war, da Du Dir das geschäftige Gewühl dieser Menschen grade unter meinem Fenster und die herrliche Aussicht Stunden lang über diesen Fluß leicht denken kannst, dazu noch, daß die eine Seite des Hauses an die Gärten der Stadt stößt, die jetzo grade bestellt werden, so kannst Du Dir einen kleinen Begriff machen, mit welcher Zufriedenheit ich hier von den Strapazen ausruhe. Zu

Digitized by Google

diesem allen nimm noch, daß mein Herr Hauswirth in der untern Etage eine Art Kaffeehaus mit einem Billard hat, wo alle Nachmittag sämmtliche Offiziers unseres Bataillons, wie auch die von Weimar, die jetzo auch hier angekommen sind, zusammenkommen, daß meine Hausleute die bravsten Leute, die man treffen kann, sind, daß sie alles thun, was in ihren Kräften stebt, um mich zufrieden zu stellen, daß sie zufrieden sind, endlich einmal eine deutsche Einquartirung zu haben, daß ich jede Mahlzeit einen Fisch aus der Warthe bekomme, weil ich mich verlauten ließ, daß dieses ein Leibgericht von mir sei, und daß ich diese Wohnung mit meinem besten Freund vom Bataillon, dem Hauptmann von Spiller (Schwager vom Hinkeldey) theile, so kannst Du Dir denken, daß meine Lage für diesen Augenblick beneidenswerth ist. Da aber keine Freude ungetrübt genossen werden kann, so geht es auch hier: es hüpft seit meinem Eintritt ins Haus ein lieber Knabe, grade wie Ferdinand, immer an meiner Hand herum, sitzt in diesem Augenblick zu meinen Füßen und spielt — ach und erinnert mich den ganzen Tag schmerzlich an meine lieben Zurückgelassenen, oft rührt es mich zu stark und ich muß alles verlassen und mich auf eine Zeit lang einschließen. — Das Unangenehmste von unserer Lage ist, daß es scheint, daß der Herr Oberst von Eggloffstein von den Weimarischen, unter dessen Commando wir stehen, uns zu chikaniren sucht, er plagt uns nicht allein gewaltig mit Exerciren, ohngeachtet wir erst seit zwei Tagen hier stehen, sondern hat auch heute befohlen, daß zwei Compagnien von uns morgen wieder ausmarschiren müssen, um die Städte Driesen und Friedeberg zu besetzen, wodurch nun unser freundliches kleines Bataillon zerrissen wird und die zwei Compagnien, die hier bleiben, sehr viel Garnisondienst thun müssen. Sein Bataillon behält er schön zusammen und macht einen großen Unterschied zwischen uns und ihnen, dieses macht uns alle sehr mißmüthig, und ich glaube immer, die beste Zeit haben wir verlebt, bis wir wieder von diesem lieben jungen Mann wegkommen. Ich für meine Person genieße noch immer die größte Achtung und Freundschaft vom ganzen Bataillon, vom Major an bis zu dem letzten Tambour, wozu hauptsächlich meine französische Sprache beiträgt, welche ich überhaupt jetzo um keinen Preis dahingäbe, denn erstlich thue ich damit dem Bataillon stets den größten Gefallen und ich habe Gelegenheit, eine Menge berühmter französischer Generale zu sprechen und kennen zu lernen. Vom Krieg erfährt man hier in der Nähe von den Armeen weniger als bei Euch, wir haben hier in der Gegend nur einen kleinen Feind, dieses ist ein Apotheker aus der hiesigen Gegend, der die Deserteurs von den Preußen und von unserer Armee auffängt und mit diesen eine ordentliche Räuberbande bildet, die den Bauern die Pferde aus dem Stalle stehlen und sich beritten machen und nun suchen, wo sie etwas zu rauben bekommen. Diese Woche ließen sich etliche 20 Mann dieser Menschen bei einem Transport sehen, den unsere Leute (die nicht so stark waren) zu Land nach

Digitized by Google

Küſtrin führten, allein ſchon bei dem erſten Feuer, das unſere Leute machten, nahmen ſie die Flucht. Doch haben ſie ſchon einigen Schaden den Franzoſen auf dem Fluſſe gethan, jetzo wird täglich nach dieſem Geſindel patrouillirt. Grüße und küſſe alle Freunde und Bekannten und Verwandte, und ſei verſichert, daß kein Augenblick vergeht, daß ich nicht mit derſelben ſchmerzlichen Empfindung an Dich und die lieben Jungens denke, wie am erſten Tage des Marſches. Ganz gewiß hoffe ich auf baldigen Frieden. — Bis Berlin habe ich 45 Deſerteurs gehabt, von daher keine mehr. Leider haben die andern Compagnien noch mehr, aber Weimar nicht ſo viel. Leb wohl, liebe Seele und bleib recht geſund, fürchte für mich nichts, noch bin ich auf kein Pferd noch Wagen gekommen, immer geſund geweſen und auch an Polens Grenze brave Leute getroffen, es wird ferner auch gut gehen. —

Feldlager vor Kolberg, 14. Mai 1807. — Vor allen Dingen laſſe ich mich und alle Soldaten unſeres Contingentes unſerer gnädigſten Frau Herzogin zu Füßen legen und verſichere, daß wir ſämmtlich jeden Tag mit Freuden für ihren Dienſt ins Feuer gehen und ihr Name jedesmal unſer fröhliches Feldgeſchrei iſt, daß bis heute noch jeden Tag wir im Angeſicht des Belagerungscorps mit Ehre uns geſchlagen haben, wovon ich die Beweiſe ſtets beibringen werde. Ja, daß man mit Mühe die jungen Leute, beſonders die Schützen, in ihrem Dienſteifer zurückhalten muß, auch hat Gottes Hand ſichtbarlich über uns gewaltet — noch iſt kein Mann bleſſirt, geſchweige getödtet worden, ohngeachtet rechts und links neben uns dieſes oft geſchehen iſt. Zum kleinen Gewehrfeuer bin ich für meine Perſon noch nicht gekommen, ſondern blos Lieutenants, allein mehre von uns haben ſich in allen Gefechten beſonders ausgezeichnet. Wir ſtehen im Angeſicht von Kolberg und der Oſtſee, die nahe vor uns liegt, in einem Hüttenlager von Raſen aufgebaut, nur ſchade, daß wir auf einem moraſtigen Grund liegen und es noch immer fürchterlich kalt iſt. — Wir müſſen oft 10—12 Stunden weit nach Lebensmitteln ſchicken, die dann theuer kommen, denn näher hierher iſt das Land ganz aufgezehrt und die paar Dörfer ſtehen ohne Einwohner verheert da. Um Mitternacht geht gewöhnlich die Kanonade an, wo wir bis der Tag anbricht ins Gewehr treten. Dann rücken wir in unſere Hütten ein und ſehen mit einer Pfeife ſchlechtem Taback denen zu, die ſich ſchlagen müſſen, welches ſo nahe bei uns geſchieht, daß wir deutlich alle Leute erkennen können. — Heute fangen wir an die Feſtung mit großen Kanonen ernſthaft zu beſchießen, von dieſem prächtigen Feuer iſt keine Beſchreibung zu machen, wir ſind es ſchon ſeit ein paar Stunden ſo gewohnt, daß kein Soldat mehr deswegen aus der Hütte ſieht. —

Feldlager der Belagerung vor Kolberg, 18. Mai 1807. — Treues liebes Weib. Nur wenige Zeilen ſchreibe ich Dir von hier, nicht daß ich Zeit genug hätte, ſondern ich ſchreibe auf einem Stück Raſen knieend. — In wenig Tagen

Digitized by Google

mehr. Sehr gesund — oft vergnügt — aber nie zufrieden. — Zwar, liebes Weib, sind wir hier auf keinem Rosengarten, doch ist es erträglich. — Kein Geheimniß kann ich, wie Du weißt, nicht mehr vor Dir haben. Also, gutes Weib, wir stehen stark vor dem Feind, seit heute 3 Wochen hat man auf uns mit Kanonen geschossen. Gottes Hand hat über uns gewalten, kein Todter, kein Blessirter, gestern hatten wir ein Schützengefecht der Schützen unsers Regiments, welche im Angesicht des ganzen Corps, welches hier steht, brav fochten. —

Feldlager vor Kolberg, 4. Juni 1807. — Von der Freude, die alle Leute des Regiments haben, wenn Briefe aus dem Vaterland kommen (und wir alle haben jetzo nur ein Vaterland), kann sich kein Mensch, der es nicht sieht, einen Begriff machen. Ueberhaupt ist es jetzo oft rührend anzusehen, mit welcher Innigkeit Offiziers und Soldaten dieses so zusammengesetzten Regiments sich anschließen; so oft Leute von einem gefährlichen Posten oder aus einem Gefecht zurückkommen, so eilt das ganze Lager, welches zurückgeblieben ist, immer mit Freudengeschrei ihnen entgegen und führt sie fröhlich zurück, meistens haben dann schon die Zurückgebliebenen nothdürftig für sie gekocht, etwas für sie aufgehoben, ihre Baracken in Ordnung gebracht, Wasser geholt oder sonst alle kleine mögliche Dienste für sie im voraus besorgt. Wenn wir vor unsern Augen unsere Kameraden im Feuer der Kanonen oder des kleinen Gewehrs sowohl im Gefecht als an der Schanzarbeit sehen, dann versichere ich Dir, daß die Zuschauer mehr in Sorgen sein als die Theilnehmer. Gottes allmächtige Hand hat noch immer über mir und den mir anvertrauten Soldaten gewaltet, noch hat uns kein Unglück gerührt. Den ersten Pfingsttag hatten wir des Nachts eine sehr ernsthafte Attaque auf eine preußische Schanze. — Den dritten Pfingstfeiertag hatten wir wieder einen harten Stand, wo ein Mann vom gothischen Contingent getödtet, einige blessirt und gefangen wurden. Ich für meine Person commandirte diesen Tag in einer Redoute, die mit Leuten unseres Regiments besetzt war und einige große Kanonen hatte, diese Kanonen ließ ich dann fleißig zur Unterstützung unserer Leute auf mehre Punkte gebrauchen. Vermuthlich mochte dies den Preußen wichtig scheinen, denn in Zeit von 2 Stunden zog ich das Feuer mehrer Batterien der Festung auf mich, welches von 2 Uhr bis 6 Uhr des Nachmittags dauerte und ziemlich heftig war. — Besonders großen Schaden thun uns zwei feindliche Schiffe, wovon eines 36 und das andere 20 große Kanonen führt, diese legen sich jeden Tag nahe an das Ufer, wo grade unsere Arbeit ist und machen ein fürchterliches Feuer, welches mit Wahrheit zu sagen gräßlicher aussieht und lautet, als es in der Wirklichkeit ist, doch stört es oft unsere Arbeit. Dieses, mein liebes Kind, sind die Unannehmlichkeiten meiner Lage, übrigens hat sie sich seit meinem letzten Brief an Dich sehr gebessert. Ich lebe jetzo in meiner hübschen geräumigen Hütte, habe hinlänglich trocknes Stroh zum Lager, sitze auf einer Bank, habe

Digitized by Google

ein großes Brett zum Tisch und esse mich jeden Tag recht satt in Eierspeisen oder Seefische, trinke jeden Tag $1^1/_2$ Bouteillen mittelmäßiges Bier und mit meinen 4 Herren Tischgenossen, die ich Dir in meinem letzten Brief genannt habe, eine Bouteille Wein, welche wir glauben unserer Gesundheit schuldig zu sein, da das Wasser aus einem schmutzigen Morast geschöpft wird. — Unsere Freistunden wenden wir auf vielerlei Art an. So haben die Unteroffiziers meiner Compagnie unter meiner Aufsicht ein schönes großes Monument zu Ehren unserer Frau Herzogin, von Erde vor der Front unseres Lagers errichtet, wo auf einem großen Postament ein Würfel steht, dessen 4 Seiten wir mit den Namen und Vivat der Frau Herzogin, des Prinzen und der beiden Prinzessinnen mit Seesteinen, (die meistens durchsichtig sind und wir alle aus der See geholt haben) besetzt haben. Dieses Denkmal steht grade vor Kolberg im Angesicht der ganzen Belagerung und ist so groß, daß sich die Offiziers vom ganzen Regiment darauf setzen und alles was geschieht beobachten können, eine schlechte Zeichnung davon will ich Dir schicken, sobald ich von hier erlöst bin und in eine Stube komme. Den 1. Mai haben alle meine Herren Kameraden meinen Geburtstag gefeiert und unter großem Jubel einen großen runden Kuchen (nur leider von Rasen gestochen) mit 37 Seeblumen besteckt auf meine Hütte gesetzt. —

Feldlager vor Kolberg, 22. Juni 1807, Nachts 11 Uhr. — Mein geliebtes theures Weib, soeben komme ich wieder gesund und glücklich aus den Laufgräben, die wir gegen die Stadt eröffnet haben, zurück. — Zwar Dein Brief hat mich ein wenig erschüttert, indem Du mir die Sonne meines geliebten Ferdinands in dem englischen Garten so rührend geschildert hattest, und in Wahrheit, ich ging nicht ganz mit meinem sonstigen muthigen Herzen ins Feuer, allein das Vertrauen zur Vorsehung, die gewiß das Gebet der Unschuld und der lallenden Lippen erhört, stärkte mich in der ersten Stunde schon wieder so, daß ich vollkommen heiter wurde, und hatte auch das Glück, meine 150 Mann alle wieder gesund und glücklich ins Lager zurückzuführen. — Den 24. Ein starkes Regenwetter, welchem mein Hüttchen nicht widerstehen konnte, hat mich verhindert weiter zu schreiben und Weinreich ist heute früh fort, ohne daß ich ihm einen Brief mitgeben konnte. — Dieser Mann hat mich die zwei ersten Tage außerordentlich genirt, indem er mein Hüttchen so einnahm, daß ich ganz daraus vertrieben war, zwei Stabsoffiziere von uns nehmen nicht so viel Platz ein als dieser Mensch allein, der sich noch so wenig Bequemlichkeit versagen kann. Da ich ihm es ein wenig merken ließ, so schien ihn dieses zu verdrießen, und sein Betragen war überhaupt nicht ganz das anständige eines Offiziers; so z. B. sahe er einer Affaire von weitem zu, wo wir auch 150 Mann dabei hatten, leider hatten wir einige Todte und Blessirte. Unter andern einem sehr braven Lieutenant von Henning (dessen Vater, unser braver Oberst, erst zwei

Digitized by

Tage vorher war gefangen genommen worden) war der rechte Arm von einer Kanonenkugel gänzlich weggerissen worden. Alles von uns stand in der tiefsten Traurigkeit unter dem Gewehr und beseufzete das unglückliche Schicksal unseres braven Kameraden, nur er, Weinreich, stolzierte mit spanischen Schritten vor der Front auf und ab und versicherte einem jeden Offizier, der ihn anhören wollte, daß er sich freue, grade zu der Zeit einer so schönen Affaire zu kommen; da mehre von uns ihm ihren Schmerz über unsern Verlust laut merken ließen, war er unvorsichtig genug hiervon keine Notiz zu nehmen und sich dadurch die Verachtung von jedermann zuzuziehen. Doch stille von einem Menschen, den nur übelgesinnte Leute zu uns schicken konnten und der ihnen mit der größten Unordnung gedankt hat, die nur ein Kaufmann begehen kann, der sich ins Militär melirt. — Alle Nachrichten, die wir bekommen, scheinen darin einstimmig zu sein, daß der König von Preußen Frieden schließen wird und muß. Eine fürchterliche Niederlage der Russen und Preußen, wovon wir gestern officielle Nachricht erhalten, wird gewiß der Sache den Ausschlag geben. Unsere Festung wehrt sich zwar äußerst tapfer, allein dieser kleine Fleck Erde wird im Ganzen keinen Grund zur Verzögerung des Friedens geben, und nach meinen wenigen Kenntnissen bin ich überzeugt, daß in wenigen Tagen die Festung über ist, so gewiß bin ich dieses, daß ich mit meinem braven Major um eine Feldflasche voll Wein gewettet habe, daß sie in Zeit von 8 Tagen erobert ist. Aus der andern Welt erfahren wir gar nichts. — Auf unserer morastigen Anhöhe erfahren wir so wenig und sehen so wenig was sonst passirt, daß mir vor einigen Tagen ein komischer Zufall passirte. Eine Bauersfrau trug einige junge Gänse zum Verkauf ins Lager; ich, der vergessen hatte, daß wir schon 9 Wochen hier stehen, wunderte mich, daß ein Offizier von uns darum handelte und lachte ihn aus, weil ich glaubte, daß es alte wären. Endlich erklärte sich der Irrthum, und weil ich nun versicherte, daß ich die letzten Gänse als kleine gelbe Geschöpfe gesehen hätte, und seit dieser Zeit keine wieder, mir also dieses eine neue Erscheinung sei, so ist eine lustige Anekdote daraus im Regiment entstanden. Hier sehen wir nichts von blühenden Bäumen, von reifenden Saatfeldern, von fröhlichen Heuerntern, nur den ewigen Anblick einer todten Ostsee, den Rauch der Kanonen und Feldwachten; unsere einzige Musik (außer der freundlichen Lerche) ist der Kanonendonner, kleines Gewehrfeuer, Trommel, Abends entfernte Feldmusik, dazwischen des Nachts das einförmige Getön eines Wachtelkönigs und etlicher wenigen Frösche, die die benachbarten Italiener am Leben gelassen haben, welche sie alle fressen, die sie haben können, so wie auch die Pferde, die vom Feinde todtgeschossen werden. — Für Deinen übersendeten Schinken und die Knackwurst danke ich Dir recht sehr, zwar erweckt mir der Schinken, wenn ich ein Stückchen herunter schneide, allemal die traurige Rückerinnerung, wie sehr Du, bestes Weib, Dich freutest, das kleine Schweinchen zu schlachten und

Digitized by Google

wie wenig wir es uns jenes Mal träumen ließen, in welcher traurigen Trennung wir es verzehren würden. — Die Unteroffiziers des Transports werden Dir es sagen, wie wohl ich bin und daß ich einer der Wenigen bin, die noch munteren Geistes sind. —

Feldlager vor Kolberg, 14. Juli 1807. — Freue Dich, mein gutes treues Weib, Gott hat unser aller Gebet erhört und zeigt uns den nahen Frieden. — Groß ist unsere Hoffnung, daß wir jezo das Ende unseres Elendes erlebt haben und bald wieder in den Schooß unserer Familie, in unser liebes — liebes Vaterland zurückkehren werden. Vorgestern schlugen wir uns schon den dritten Tag mit unserm tapfern Feind, zwei Tage unaufhörlich, bombardirten die Stadt, die von allen Seiten brannte und ein schreckliches Schauspiel darbot, von allen Seiten würgte der Tod — 1000 Mann von unserer Seite gingen im Kampfe zu Grunde — der Kanonendonner (dessen wir gewiß in 10 Wochen gewöhnt worden sind, wo er schon ohne Aufhören schallte) betäubte unsere Ohren, unsere Gefühle waren beinahe abgestumpft für das Geschrei der Verwundeten, für das Aechzen der Sterbenden; und schon geschahe bei unsern jungen Leuten alles mit einem Stumpfsinn, der unbegreiflich ist, als auf einmal in dieser schrecklichen Periode einer doppelten Schlacht der Engel des Friedens in Gestalt eines Couriers, einer Menge Adjutanten und Offiziers unter den Kämpfenden pfeilschnell erschien und in Zeit einer halben Stunde dieses gräßlichen Jammers ein Ende machte. Waffenstillstand — Waffenstillstand — schrie es von allen Seiten, und im Augenblick liefen die Soldaten, die sich den Augenblick vorhero erbittert auf den Tod schlugen, zusammen, tranken zusammen, gaben sich die Hände, halfen sich einander die Verwundeten besorgen, kurz es bot sich ein Schauspiel dar, das keine Feder je wird beschreiben können. — Soeben kommen einige Bürger aus der Festung, um mit unserm commandirenden General Loison zu reden, diese armen Menschen können uns den Jammer, der in der Stadt durch das Bombardement ist angestellt worden, nicht genug beschreiben, da ist kein Haus, welches nicht gänzlich ist ruinirt worden, da ist kein Mann, der nicht arm oder unglücklich geworden ist. Selbst Kindern sind die Beine weggeschossen worden. Gott erbarme sich und gebe einen baldigen festen Frieden, die Greuel des Krieges sind zu schrecklich; man liest so oft in Zeitungen und Romanen flüchtig alle diese Unglücke ohne gewisses Nachdenken, aber welch ein Unterschied, wenn man an Ort und Stelle ist und diese Schrecknisse mit Augen sieht. Nach Aussage dieser Männer wäre dieses Unglück nicht geschehen, wenn ein Lieutenant des infamen Schillschen Corps seine Schuldigkeit gethan hätte und den einen Theil des Hafens gehörig vertheidigt hätte, denn es stand ein Schiff mit Nachrichten für uns und die Preußen in der See, konnte aber nicht landen, weil wir es würden haben zu Grunde geschossen; so kam die Nachricht zu Lande und leider für die Stadt 48 Stunden zu spät.

Digitized by Google

Altwerder bei Kolberg, 16 Juli 1807. — Gestern waren die beiden Majors und ich zum Commandanten nach Kolberg gebeten. Wir ritten früh hinein und wurden sehr gut aufgenommen, alles was man uns zu Gefallen thun konnte geschah. Wir mußten bei dem Commandanten speisen und wurden herrlich tractirt, was uns aber am meisten freute, war, daß wir wieder wie andere Menschen an einem ordentlichen Tisch saßen, auf Stühlen, und Löffel, Messer und Gabeln hatten, kurz, so manche Bequemlichkeit, deren wir in 10 Wochen ganz entwöhnt waren. Der Commandant, ein charmanter Mann, alle Offiziers, die vornehmen Bürger, kurz jedermann behandelte uns auf das Artigste, und es wurde so viel vom Belagerungsdienst geredet, daß wir etwas Mühe hatten, den Weg nach Hause zu finden, ohngeachtet es heller Tag war. Heute kommen mehre preußische Offiziers zu uns, und wir haben für etwas kalte Küche und kalten Punsch gesorgt, womit wir ihnen eine Ehre erweisen wollen. —

Wollin, 11. August 1807. — Wir treiben uns hier in Pommern und auf dieser Insel von einem Ort zu dem andern herum und sehen jeden Augenblick der unglücklichen Ordre entgegen, mit zu der Belagerung von Stralsund zu müssen, die jetzo heftiger als je betrieben wird. Der Himmel behüte uns davor, denn das halbe jetzige Regiment würde gewiß desertiren, so satt haben sie des Belagerungskrieges noch von Kolberg her, und haben sich schon so sehr auf den Rückmarsch nach Hause gefreut. Hierzu sieht man aber bei uns nicht die mindesten Anstalten und es scheint wir sollen die Letzten sein, oder noch mit den Schweden uns messen. — Gestern bin ich erst hier wieder bei dem Regiment eingerückt, nachdem ich mit 150 Mann auf Commando in Swinemünde gestanden habe. Dieses ist eine kleine allerliebste Stadt mit einem Hafen, der durch den Ausfluß der Swine, welches ein Arm von der Oder ist, gebildet wird; hier halten einige schwedische und englische Schiffe, sperren den Hafen und drohen immer mit einer Landung. Noch zur Zeit sind sie zu schwach, um dieses bewerkstelligen zu können; allein man muß doch immer auch gegen eine kleine Partie auf seiner Hut sein. — Alles ging sehr ruhig ab, ausgenommen den 3ten d. M. wurde die Küste, die wir besetzt hatten, durch ein schwedisches und zwei englische Schiffe derb beschossen, doch ohne den mindesten Schaden zu thun. Nachdem ich 14 Tage dort gestanden, wurde ich durch einen Kameraden abgelöst und mußte hierher marschiren, wo unterdessen mein Bataillon eingerückt war, vorhero standen wir in Camin. Swinemünde ist das schönste Städtchen im preußischen Lande und liegt äußerst romantisch. Lauter schnurgerade Straßen und rechtwinklig durchschnitten, alle Häuser nur ein Stockwerk hoch und von rothen Backsteinen aufgebaut, vor einem jeden Hause ein Paar Linden, welche regulär beschnitten sind und eine fortlaufende Allee bilden, der Hafen voller Schiffe, so daß man sagen kann, man sieht einen Wald von Mast-

gitized by Google

bäumen, und der Strom wimmelt ſtets von kleinen Fahrzeugen und Kähnen, die theils Waaren führen, theils fiſchen und Leute über den Fluß ſetzen. Am jenſeitigen Ufer fängt eine ſchöne ſtarke Waldung an, worin eine Menge kleiner Häuschen vorſchimmern, die zerſtreut darin liegen und Fiſchern und Schiffern gehören. — Hier habe ich ein ſehr gutes Quartier bei einem Herrn Superintendenten, mit einer ſehr liebenswürdigen gebildeten Familie. Wie wohl es thut, wenn man wieder unter Menſchen kommt, mit denen man vernünftigerweiſe umgehen kann, kann nur der empfinden, der wie ich dieſes Vergnügen Monate lang hat entbehren müſſen. Da ſie wiſſen, daß ich jetzo an Dich ſchreibe, ſo trägt mir alles Empfehlungen an Dich auf. —

Einliegenden Rapport ſchicke oder bringe dem Major v. Türk.

Wollin, 30. Auguſt 1807. — Womit aber, liebes braves Weib, mache ich Dir denn eine Freude für alles Gute, was Du mir überſchickſt? Ich armer Mann komme da in große Schulden. — Doch auch der Arme kann zu Zeiten ein Geſchenk machen, welches man werth hält, meines ſoll denn ein Kieſelſtein ſein, aber von einer Art, die Dir allein wichtig ſein kann. Nämlich vor Kolberg badete ich mich in der See und bewunderte das Farbenſpiel der wunderſchönen Seeſteine, endlich fällt mir ein ordinärer brauner Kieſel in die Augen, den ich blos deswegen aufhebe, weil er allein ſo unſcheinlich unter ſeinen ſchimmernden Kameraden da liegt, und ſiehe da — wie dieſes ſo oft der Fall in der Welt iſt — indem ich ihn betrachte, wird er mir unſchätzbar, weil die Natur ein wahres Vergißmeinnicht, nur von weißer Farbe, tief eingedrückt hatte. Halt, dachte ich, welch ein herrlich Andenken an dich kann dies für dein Hannchen werden. Und ſo ſchickte ich ihn nach Gotha und beſtellte, daß er dort zu einem Ring für Dich gefaßt würde. — Im Fall ich geblieben wäre, hatte ich beſtellt, daß er Dir gewiß wäre eingehändigt worden. — Mich haben ſie hier zum Stadtcommandanten gemacht, ein Poſten, der mir viel Arbeit und Verdruß macht. Die Herbeiſchaffung der Lebensmittel, die Einquartirung, die Durchmärſche der Truppen, die Ertheilung der Päſſe, die Beſorgung der großen und kleinen Schiffahrt, die, wenn Du die Karte anſiehſt, Du gleich ſehen wirſt, von großer Wichtigkeit iſt, die Arbeit, die Stadt in einigen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, alles dieſes giebt mir viel zu thun, welches oft mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft iſt, allein das gute Zutrauen, welches das Regiment in mich ſetzt, beſonders der Gemeine, der da glaubt, ich werde ihn, wenn es wieder dahin kommen ſollte, ins Feuer führen, belohnt mich ſehr. Die hieſige Stadt war ein offener Flecken, von der einen Seite von der Oder beſpült, die nicht weit von hier in die See fällt. Dieſe iſt auf einige Weiſe befeſtigt worden, und ich habe ſie ſo in Stand geſetzt, daß, wenn die Engländer wagen würden hier einen Verſuch zu machen, um einen Vortheil zu gewinnen, die Frau von Boſe in Meiningen wohl Gelegenheit haben

würde etwas in den Zeitungen zu lesen, was ihr eine wahre Freude machen würde. —

Wollin, 27. Septbr. 1807. — Sollte ein Mann von meiner Compagnie, Namens Stoll, der gefangen war, nach Hause kommen, möchten sie ihn ja recht gut behandeln, indem er sich sehr edel gegen seine Kameraden benommen hat. Auch gieb mir doch in Deinem nächsten Briefe Nachricht, wie es mit dem Lorenz ist gehalten worden. Treffe ich diesen Schurken in Meiningen an, so geht es nicht gut, denn er ist mir in einem Zeitpunkt desertirt, wo kein ehrlicher Kerl davonläuft und hat von mir sehr viel Gutes genossen wie fast keiner vom ganzen Contingent.

Wollin, 28. Octbr. 1807. — Es ist die höchste Zeit, daß wir dies Land verlassen, es ist fürchterlich, wie groß die Noth und der Jammer gestiegen ist, sie können uns nicht mehr ernähren, denn sie sind selber blutarm. — Wie groß die Contributionen sind, und wie ehemals hier Wohlstand herrschte, kannst Du daraus abnehmen, daß in Stettin unter andern 2 Kaufleute sind, wovon der Eine 120,000 Thlr. — der Andere 80,000 Thlr. zu erlegen haben. —

Wollin, 8. Nvbr. 1807. — Es ist die höchste Zeit für uns und die ganze hiesige Gegend, diese ist völlig aufgezehrt und der Jammer unbeschreiblich, mit der größten Noth treiben wir noch mit Gewalt magere Kühe und etwas Korn zusammen, um den Soldaten zu verpflegen, ohngeachtet dieser doch nur die halbe Portion seiner Verpflegung bekommt; und auch auf diese muß er manchmal wochenlang Verzicht thun, an ein Glas Bier, Branntwein oder eine Pfeife Tabak ist bei Vielen gar nicht zu denken. Wo sollte es auch herkommen? verdienen kann so ein armer Teufel nichts, von 13 Pfennigen, die er den Tag hat, geht ihm alles für Putzzeug, Wäsche, Schuhschmiere u. dergl. auf. — Für meine Person bin ich noch immer recht gesund und liege noch immer in meinem alten Quartier, wo es mir zwar recht wohl geht, aber durch die Länge der Zeit falle ich doch diesen braven Leuten zur Last, denn eine jede Einquartirung, man mache es wie man wolle, ist mit Kosten verknüpft, und die ewigen Klagen über die harte Bedrückung des Landes, über die übermäßige Contribution, starke Lieferungen u. s. w. (welche Klagen man hier gewiß jedermann verzeihen kann) machen einen oft sehr mißmüthig und traurig. Mit dem besten Willen kann man nicht helfen und diese ewigen Klagelieder und Seufzer hören nicht auf, zwar machen es die Franzosen auf dem Lande umher mit Erpressungen sehr bunt, aber der Hauptumstand bleibt immer die große Armuth der hiesigen Gegend, die dann nur nahrhaft ist, wenn Schiffahrt und Handlung frei sind. —

Leipzig, 28. Novbr. 1807. — Gestern, meine Theuerste, sind wir hier eingerückt. — Unsere Märsche sind fürchterlich stark gewesen, vier Meilen des

Digitized by Google

Tags ſind die kleinſten und nur auf dieſer langen Tour zwei Raſttage, davon der eine in Berlin, der andere hier. —

Sonnenberg, 6. Decbr. 1807. — In größter Eil ſchmiere ich dieſe paar Zeilen. Uebermorgen umarmt Dich Dein glücklicher Mann Boſe.

Zur Geneſis des Zollvereins.

2.

Die Vollziehung des Artikels 19 der Bundesacte war, wie wir ſahen, auf den wiener Miniſterconferenzen nicht erreicht worden. Dagegen hatte man durch Verhandlungen außerhalb der Conferenzen etwas Anderes zu Stande gebracht, was als eine Art von Erſatz gelten konnte, indem es wenigſtens einen Theil Deutſchlands nach dem Sinn jenes Artikels einigte: die wiener Präliminar-Handelsconvention vom 19. Mai 1820.

Die Initiative hierzu hatte Baden ergriffen. Als deſſen Vertreter in Wien (vgl. Weech S. 81) ſah, daß allgemeine Handelsfreiheit wegen der zwei großen Mächte noch nicht zu erlangen ſei, entſtand in ihm der Gedanke, wenigſtens mit den Staaten einen Vertrag zur freieren Bewegung des Handels und Verkehrs zu ſchließen, welche dieſem Syſtem nicht abgeneigt wären. Er wandte ſich deshalb ſchon um die Mitte des December 1819 an die Vertreter von Naſſau, Würtemberg, den beiden Heſſen, den ſächſiſchen Häuſern, fand ſie geneigt, auf ſeinen Plan einzugehen, und erſuchte ſie, ſich von ihren Höfen Inſtructionen zu erbitten, um womöglich ſchon in Wien „die Grundzüge eines wechſelſeitigen Uebereinkommens aufſtellen zu können, die vielleicht auch Bayern am Ende noch zur Theilnahme bewegen.“ „Wenn infolge davon,“ ſo ſchließt ſein Bericht nach Karlsruhe, „von Ulm bis Baſel, von Baſel den Rhein abwärts bis unterhalb Bingen, dann rückwärts bis in das Herz des nördlichen Deutſchland das Gebiet des freien Verkehrs ſich ununterbrochen ausdehnen wird, ſo ſteht zu hoffen, daß dadurch mildere Einrichtungen auch in den anderen Staaten erfolgen dürften.“

Drei Wochen ſpäter äußert v. Berſtett ſich ſchon mit größerer Zuverſicht auf den Erfolg ſeines Plans. In Betreff der Handelsfreiheit, ſchreibt er am

9. Januar 1820, sei das Zustandekommen eines Vertrags mit den früher genannten Staaten sicher zu erwarten. Selbst Sachsen und Luxemburg würden sich vielleicht diesem Verein anschließen. Als er in der ersten Sitzung des zehnten Ausschusses (12. Januar) die Ueberzeugung gewonnen, daß Preußen nicht zu beugen sein werde, ging er sofort allen Ernstes ans Werk. Er setzte sich mit dem nassauischen Minister v. Marschall in Verbindung, arbeitete mit demselben eine Note und Punctationen aus und verschickte diese am 15. Januar an die Minister Bayerns, Würtembergs, der beiden Hessen und der großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser. Besondere Rücksprache nahm er mit dem bayerischen Minister v. Zentner, der ihm sagte, er habe Befehl, Berstetts Propositionen zu vernehmen und nach München zu schicken, und der ihn überhaupt in Betreff Bayerns Gutes hoffen ließ. Auch der würtembergische Minister v. Mandelsloh erklärte sich angewiesen, Berstetts Anträge sogleich an seine Regierung einzusenden und weitere Weisungen einzuholen. Der Vertreter Hessen-Darmstadts, du Thil, erwartete, daß sein Hof auf Berstetts Vorschläge, die er persönlich billigte, eingehen werde. v. Fritsch ferner bezeichnete die Zustimmung seiner Höfe als wahrscheinlich, vorausgesetzt, daß das benachbarte Kurhessen seinen Beitritt nicht verweigerte — eine Voraussetzung, an deren Erfüllung Berstett nicht zweifelte. Auch der königlich sächsische Minister v. Globig war mit den Ansichten des badischen Collegen für seine Person völlig einverstanden, doch konnte er demselben nicht verhehlen, daß sein Souverän in derartigen Angelegenheiten nicht gern der Erste sei, indem er Collisionen jeder Art zu vermeiden suche. Dagegen sicherte der Prinz Philipp von Hessen-Homburg den Beitritt des Regierenden seines Hauses im Voraus zu. Berstett begnügte sich zunächst mit diesen Erklärungen und mit der sichern Hoffnung, „irgendeinen Erfolg, sei er auch noch so gering, zu erreichen." Mit Bestimmtheit glaubte er wenigstens auf Hessen-Darmstadt und Nassau rechnen zu können, und diese Staaten waren ihm mit Baden zusammen „eine hinlängliche Ländermasse, um die Freiheit des Handels und Verkehrs einstweilen unter sich zur Ausführung zu bringen und sodann ruhig von dem mächtig wirkenden Gang der Zeit abzuwarten, bis daß die übrigen Nachbarstaaten sich nach und nach an sie anschließen werden."

Gleichzeitig setzte Berstett Metternich und Bernstorff von diesen seinen Plänen und Schritten in Kenntniß. Jener erklärte, daß Oestreich durchaus nichts dagegen haben könne; „überhaupt betrachte er die östreichische Monarchie als gar nicht in die Handelsfrage befangen, indem sie ein in sich abgeschlossenes Handelssystem besitze und von demselben nicht abgehen könne, dies auch nicht zum Vortheil der übrigen Bundesstaaten nothwendig sei." Bernstorff billigte Berstetts Unternehmen „aufs vollkommenste und fügte sogar hinzu, wie er nicht zweifle, daß bei den dermaligen Umständen dies der einzige Weg sei, auf

Digitized by Google

welchem man nach und nach zu einer Vereinigung aller Bundesstaaten zu einem gleichen Zweck gelangen dürfte."

Die Hoffnungen, die Berstett aus seinen bisherigen Besprechungen mit den Vertretern süd- und mitteldeutscher Staaten geschöpft, schienen sich erfüllen zu wollen. Der würtembergische Minister theilte ihm mit, daß er beauftragt sei, einstweilen im Allgemeinen zu erklären, man sei gesonnen, sich auf alles Mögliche einzulassen, wodurch Handel und Verkehr erleichtert werden könne, und werde so bald als thunlich nähere Instructionen nachschicken. v. Zentner äußerte sich ähnlich. v. Fritsch antwortete schriftlich auf Berstetts Note, daß seine Höfe sich den Separat-Handelsverträgen so bald anschließen würden, als ihr Gebiet mit einem der mitpaciscirenden Staaten zusammenstoßen werde. Auch du Thil und Marschall hatten die nöthigen Weisungen erhalten, und da Fritsch sich für hinreichend bevollmächtigt erklärte, um sich auf eine vorläufige Uebereinkunft einzulassen, so veranstaltete Berstett am 31. Januar 1820 einen Zusammentritt des weimarischen, des großherzoglich hessischen und des nassauischen Bevollmächtigten in seiner Wohnung, bei welcher man sich über die Hauptpunkte eines Vertragsentwurfs besprach und dieselben zu Papier brachte.

Kurz darauf eröffnete ihm v. Zentner, daß er angewiesen sei, über die ihm früher mitgetheilten Punctationen mit ihm zu unterhandeln, und daß er dieselben mit wenigen Abänderungen anzunehmen ermächtigt sei. Dem Gesandten Würtembergs waren gleiche Befehle zugegangen. Alles schien im besten Zuge zu sein, und so lud Berstett Zentner, Mandelsloh und Münchhausen (Kurhessen) ein, sich am 9. Februar bei ihm mit Du Thil, Fritsch und Marschall zu besprechen, damit er ermessen könne, inwiefern eine Vereinigung ihrer Ansichten mit den bisher von ihm und den Letztgenannten aufgestellten möglich sei. Zentner und Münchhausen erschienen, nicht so Mandelsloh, der sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigte. Der wahre Grund war aber, daß er die Weisung seines Hofes, an diesen Verhandlungen theilzunehmen, aus Furcht vor den Ministern der beiden Großstaaten nicht zu befolgen wagte. Die übrigen Herren beriethen sich über die obenerwähnte Punctation in der von Berstett beabsichtigten Weise. Die Tendenz des Letzteren aber ging nicht mehr auf Durchführung der Rebenius'schen Ideen, sondern darauf, so viele Staaten als möglich in die Verhandlungen wegen Abschluß eines Separatvertrags zu verflechten, weshalb er sich immer bereit zeigte, auf Vorschläge von Aenderungen an den Punctationen einzugehen. Zentner erklärte, er könne vor Eröffnung der bayerischen Ständeversammlung nicht unbedingt beitreten, doch hoffe er für den Ueberrhein schon jetzt mitpaciciren zu können, und jedenfalls werde er an der im 6. Artikel der Punctationen verabredeten Zusammenkunft der Commissarien theilnehmen können. Münchhausen hatte zwar noch keine bestimmten Instructionen, zweifelte aber nicht an der Zustimmung des kurhessischen Hofes. Fritsch kündigte den Anschluß

Digitized by

der reußiſchen und anhalliſchen Höfe, der Fürſt Philipp von Heſſen-Homburg den ſeines Hauſes an. Die Beſorgniß einiger Bevollmächtigten, daß der projectirte Zoll- und Handelsverein den großen Bundesſtaaten Stoff zu Mißtrauen geben könnte (eine Beſorgniß, die nach Aegidi S. 70 hinſichtlich Preußens nicht ganz unbegründet war), beruhigte Berſtett, indem er eine Erklärung Metternichs mittheilte, daß in den ihm vorgeleſenen Artikeln der Punctationen Berſtetts nichts enthalten, womit er nicht einverſtanden ſein müſſe, und indem er eine gleiche Erklärung Bernſtorffs in Ausſicht ſtellte.

Nachdem man mit den Separatverhandlungen ſo weit gediehen war, ruhten dieſelben bis zur Mitte des März, nach Weech, weil man erſt in den allgemeinen Verhandlungen über Artikel 19 der Bundesacte etwas heller ſehen zu können wünſchte. In der Zwiſchenzeit aber hatten ſich die Ausſichten Berſtetts wieder verdunkelt, indem Kurheſſen ſich abfällig erklärt hatte, eine Erklärung, welche, wie Fritſch am 19. März ſchreibt, vielleicht die großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Lande von jenem Verein ganz trennte, wenn nicht durch den Hinzutritt von Bayern die Verbindung wiederhergeſtellt wurde. Bayern aber wollte wohl beitreten, indeß nur nach ſtarken Modificationen der Vorſchläge Badens. Sobald es die Situation beherrſchte, ließ es die Wahl, entweder den Verein ganz aufzugeben oder den Anſchluß Bayerns mit Einräumungen zu erkaufen, durch welche der Verein ſeinen eigentlichen Gehalt preisgab. In einer Note vom 22. März legte Zentner dem Vertreter Badens die Anſichten ſeiner Regierung vor. Dieſer antwortete am 28. einlenkend, da ihm, wie erwähnt, alles daran lag, wenigſtens etwas zu erreichen und möglichſt viele Staaten für den Verein zu gewinnen. Er ließ ſich ein Zugeſtändniß nach dem andern abringen, bis er ſchließlich auch in dem Techniſchen der Frage ſehr weit von den urſprünglichen Ideen entfernt ſtand. Kam ihm dieſer Contraſt einmal recht grell zum Bewußtſein, ſo tröſtete er ſich damit, „daß der Verein durch die Ausdehnung der theilnehmenden Staaten dasjenige gewinne, was an Liberalität der Principien verloren gehe.“ Er betrieb die Sache auf das eifrigſte, nicht nur in München, ſondern auch in Stuttgart, und endlich kam er zum Ziel, freilich zu einem nur mittelmäßig befriedigenden. Zuerſt ſtimmte Bayern, dann Würtemberg zu, letzteres unter mancherlei Beſchränkungen. Der Vertrag war jetzt nur darauf gerichtet, daß die beitretenden Staaten die thunlichſte Erleichterung des Handels ihren Unterthanen gewähren und nach Verlauf dreier Monate zu Darmſtadt durch Bevollmächtigte und auf der Baſis einer bis dahin unverbindlichen Punctation verhandeln wollten. Am 19. Mai wurde er zu Wien unterzeichnet, und zwar von Zentner für Bayern, Mandelsloh für Würtemberg, Berſtett für Baden, du Thil für Heſſen-Darmſtadt, Fritſch für die großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſer, Marſchall für Naſſau und Reuß. —

Digitized by Google

Der Genügsame freut sich auch über Kleines, und hier schien immerhin Großes, wenn auch noch nicht erreicht, doch nahe gerückt. Die jetzt zusammengetretenen Staaten bilden einen ziemlich ausgedehnten und zusammenhängenden Länderstrich. Die Wasser- und Landstraßen vom Rhein, Main und Neckar, sowie die über den thüringer Wald sind in ihren Händen, und so besitzen sie recht wohl die Mittel, von den nicht beigetretenen Mächten günstige Handelsverträge zu erlangen und zur Noth gegen Preußen Retorsionsmaßregeln anzuwenden. Der Handelsverein, der nun bald aus den darmstädter Conferenzen hervorgehen wird, wie imponirend wird er auftreten, wie wird der „patriotische" Freiherr v. Marschall triumphiren! „Bayern, Baden und Würtemberg werden vorzüglich die Handelsverhältnisse mit der Schweiz, Baden, Bayern und Hessen die mit Frankreich, Nassau, Hessen und die sächsischen Häuser die mit Preußen und dem Norden Deutschlands zu prüfen und zu beurtheilen haben." „Es steht zu hoffen, daß, wenn das Größere, die Vollziehung des 19. Artikels der Bundesacte, nicht für diesmal durchgeführt werden kann, doch wenigstens ein Theil von Deutschland nach dem Sinn jenes Artikels sich einigt."

„Des Artikels 19?" fragt Aegidi und antwortet: der war ja doch am 19. Mai offenbar aufgegeben worden. Denn lagen die Zollschranken, die man in Darmstadt aufzurichten im Begriff war, nicht ebenfalls mitten in Deutschland, ganz ebenso wie die „bundesrechtswidrigen, völkerrechtswidrigen, reichsstaatsrechtswidrigen" Zollschranken Preußens? „Erstrebten diese Staaten mit ihrer handespolitischen Verbindung etwas Anderes als eine Gesammtmacht zu bilden, die dasselbe zu thun hatte, was der preußische Staat gethan, und womit Preußen sich nach der Ansicht jener Staatsmänner, welche jetzt in seine Fußtapfen traten, so stark gegen den Artikel 19 versündigt hatte? Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Wenn Preußen die Lebensinteressen eines bestehenden Staatswesens wahrnahm, so verletzte es den vermeintlichen Inhalt des Artikels 19; aber wenn im Interesse einer erst noch zu bildenden Staatengruppe derselbe politische Egoismus, jedoch ein collectiver Egoismus, sich geltend machte, so war dies — die „Patrioten" sagten's ja — ein Fortschritt in der Richtung des Artikels 19." O Logik und alle neun Musen!

Aber echauffiren wir uns nicht über diese Logik der „wahren Freunde des Vaterlandes". Es kam anders als sie gerechnet. Während die Gegensätze sich bis zur Unversöhnlichkeit steigern zu wollen schienen, begann sich unmerklich schon die Lösung vorzubereiten.

Die schlimmste Seite der preußischen Einrichtungen von 1818 schienen die Eingriffe in die Hoheitsrechte andrer deutscher Landesherrn in Betreff der Enclaven zu bilden. Preußen hielt hier sein Recht entschieden fest, war aber, wie Bernstorff schon im Februar 1820 gegen Fritsch sich äußerte, sehr bereit zu jeder billigen und mit den bestehenden Verhältnissen verträglichen Ausgleichung. Es

Digitized by Google

wendete sein Zoll- und Verbrauchssteuergesetz gegen die Bewohner der von seinem Gebiet eingeschlossenen anhaltischen Enclaven wie gegen seine eigenen Unterthanen an, aber es war bereit, den Herzogen eine Geldentschädigung zu bewilligen, und gestand den betreffenden anhaltischen Unterthanen gleich den preußischen völlige Freiheit des Verkehrs im Innern Preußens zu. Und dasselbe war andern Nachbarn dargeboten, ja mehr noch: eine Verbindung mit dem preußischen Zollsystem auf Grundlage völliger Gleichheit der Rechte und Pflichten und einer Theilung des Einkommens nach der Anzahl der Einwohner.

Aber freilich, die Zeit, wo ein solches Anerbieten allgemein Gehör finden konnte, war noch nicht da. Wer konnte einem deutschen Souverän zumuthen, ein fremdherrliches Zollsystem anzunehmen? Und noch dazu das Zollsystem Preußens, welches mit diesem System drohte, mit ihm zwingen wollte. Ja, wenn Deutschland, das ganze Deutschland ein solches Verlangen stellte, das wäre etwas Anderes!

Man hatte ein Beispiel des Einlenkens einzelner Souveräne gehabt, noch vor Beginn der wiener Conferenzen, freilich ein sehr winziges. Am 25. October 1819 hatte Schwarzburg-Sondershausen einen Staatsvertrag mit Preußen abgeschlossen, wodurch die Verhältnisse des größeren Theils seiner Besitzungen, welcher vom preußischen Gebiet enclavirt ist, hinsichtlich des Zolls und der Verbrauchssteuer auf preußischen Fuß gesetzt wurden. Ein würdeloser Vertrag, dem man nur der Verzweiflung eines Zwergstaates verzeihen konnte! Was heute gegen die Einverleibung der Armee eines deutschen Souveräns in das Heer des Königs von Preußen gesagt wird, wurde damals gegen den Eintritt in die Zoll- und Steuergemeinschaft mit Preußen gesagt, und mit demselben Recht; denn, wie Metternich sich in Karlsbad (vgl. den ersten Artikel) hatte vernehmen lassen: „Der Handel, seine Ausdehnung und Beschränkung gehören zu den ersten Befugnissen der souveränen Gewalt."

Niemand glaubte damals, daß der Schritt Schwarzburg-Sondershausens Nachfolge finden würde, und in der That, die nächsten drei Jahre bestätigten diesen Unglauben. Erst im Juni des Jahres 1822 folgte Schwarzburg-Rudolstadt dem Beispiele des Nachbarländchens in Bezug auf die Enclave Frankenhausen. Am 27. Juni 1823 schloß dann Weimar einen Vertrag wegen der enclavirten Aemter Allstädt und Oldisleben mit Preußen ab, und im October desselben Jahres trat Anhalt-Bernburg mit seinen abgesondert liegenden Besitzungen in das preußische Zollsystem ein. Nach und nach kamen auch die übrigen Besitzer von Enclaven, zuerst Lippe-Detmold, dann Mecklenburg-Schwerin, dann Dessau und Köthen, zuletzt Oldenburg für Birkenfeld. Es hatte Mühe gekostet und Schweiß, es hatte zehn volle Jahre gekostet, um auch nur dieses Wenige, die Einführung des preußischen Zollsystems in den kleinen Enclaven, durchzusetzen. Noch immer bestand die Scheidewand, welche die preußische Zoll-

Digitized by

reform zwiſchen Preußen und dem übrigen Deutſchland aufgerichtet. Nur für Anhalt-Bernburg war auch dieſe (1826) gefallen. Allerdings in einer Weiſe, die „keinem Staate zugemuthet“ werden durfte; denn Bernburg war in Steuergemeinſchaft mit Preußen getreten, was offenbar unanwendbar auf irgendein anderes deutſches Land war. Am allerwenigſten durften ſolche Verhandlungen von Preußen angeregt werden; denn wer zuredet, will übervortheilen. Wie aber, wenn ein größerer Staat ſelbſt zu dem Entſchluß gelangte, ſich mit Preußen zu verſtändigen? Es ſchien kaum möglich nach dem, was geſchehen, und doch begab ſichs ſo. Jener deutſche Staat, von welchem das erſte Anerbieten eines Anſchluſſes an das vielgeſchmähte preußiſche Zollſyſtem ausging, hatte keine Enclaven in Preußen, er handelte nicht nach einer in ſolcher Nachbarſchaft liegenden Nothwendigkeit, freilich aber auch nicht aus vollkommen freiem Antrieb. Es war Heſſen-Darmſtadt, welches den Vertrag vom 19. Mai 1820 ſchaffen geholfen.

In Darmſtadt waren infolge des genannten Vertrags am 13. September die Bevollmächtigten der Staaten Bayern, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Heſſen, Naſſau, Weimar, der übrigen ſächſiſchen Herzogthümer und der reußiſchen Fürſtenthümer, ſpäter auch die von Kurheſſen, Waldeck und beiden Hohenzollern zuſammengetreten, um den Vertrag in Vollzug zu ſetzen. Man kam mit guten Hoffnungen, die aber gründlich getäuſcht werden ſollten. „Es iſt ein lehrreicher Vorgang,“ meint Aegidi, und wir ſetzen hinzu, ein Vorgang, aus dem man namentlich für die Beurtheilung einer gewiſſen Weisheit lernen kann, die uns jetzt in Betreff der ſchleswig-holſteinſchen Sache in ſteter Wiederholung vorgetragen wird.

Wir entnehmen aus den darmſtädter Vorgängen, ſagt Aegidi treffend, „was im Wege des Artikels 19 aus dem Handel und Verkehr unſres Volkes geworden wäre. Nein, von allgemeinen Verhandlungen unter den verſchiedenen Staaten, von gemeinſchaftlichen Verabredungen im Voraus ließ ſich hierfür nichts erwarten, da der Gegenſtand allzutief mit dem Haushalt eines jeden einzelnen zuſammenhing. Wer eine deutſche Sache nur ſo weit als deutſch gelten läßt, als er eine Betheiligung aller deutſchen Staaten wahrnimmt, wer für Verträge im nationalen Sinne nur da die Berechtigung erblickt, wo die Geſammtheit übereinkommt, der muß hier einſehen lernen, daß, wenn ſeine Willensrichtung die entſcheidende geweſen wäre, das deutſche Volk auf handelspolitiſche Einigung durchaus hätte verzichten müſſen.“

In Darmſtadt gingen die Anſichten der Bevollmächtigten weit auseinander und deſto weiter, je länger man verhandelte. Am eheſten ſtimmten noch Bayern und Würtemberg überein. Man wollte einen vereinigten ſelbſtändigen Handelsſtaat bilden. Aber die entgegenſtehenden Intereſſen der Einzelſtaaten, die Abneigung derſelben, einen Theil ihrer Selbſtändigkeit aufzuopfern, die Meinungs-

Digitized by

verschiedenheiten über Durchgangszoll, Tarifirungsgrundsätze und Lagerhaussystem, besonders aber der Streit über das Stimmenverhältniß bei der zu bildenden Hauptinstanz für Zoll- und Handelsgesetzgebung stellten sich der Einigung entgegen. Die Tariffragen wurden zu denen gerechnet, über welche Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Als auf Grund der von Baden gemachten Entwürfe und auf den Vorschlag, für je eine halbe Million Bevölkerung eine Stimme zu rechnen, wonach Bayern 7, Würtemberg 3, die übrigen Mitglieder zusammen 8 Stimmen erhalten hätten, zu keiner Verständigung zu gelangen war, legte Würtemberg am 22. November 1822 einen andern Plan vor, worin Revenüentheilung nach der Volkszahl und hinsichtlich des Stimmrechts für Bayern 6, für Würtemberg und Baden je 3, für beide Hessen je 2 und für die übrigen Betheiligten je 1 Stimme vorgeschlagen waren. Hierdurch besorgten die letzteren alles Einflusses beraubt zu werden und begannen zurückzutreten, während auch Bayern diese Basis der Unterhandlungen beanstandete. Endlich wurde noch ein letzter Vorschlag gemacht, der dahin ging, daß bei elf Stimmen im Ganzen Bayern zwei, die andern Staaten bis einschließlich Nassau und Weimar je eine Virilstimme und die kleineren Staaten zusammen drei Curiatstimmen haben sollten, aber auch dies gefiel nicht, und ebenso wenig wie über die Stimmenvertheilung konnte man sich über den anzunehmenden Tarif einigen.

Vergeblich hatte der würtembergische Minister v. Wangenheim zu vermitteln versucht. Es kam zu keiner Verständigung. Hessen-Darmstadt mit Rücksicht auf seinen Landtag verlangte dringend Beschleunigung des Abschlusses. Bayern zögerte. Da sagte sich am 5. Juli 1823 die darmstädtische Regierung von den Verhandlungen los. Sie wollte den Ständen ein eignes Zollsystem vorlegen und erst nach Vollendung desselben den Versuch einer Vereinbarung mit Bayern und Genossen wieder aufnehmen. Sie handelte, wie man sieht, hierin genau so wie Preußen, welches darob so schwer getadelt worden war.

Im Jahre 1825 begannen zwischen Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt neue Verhandlungen, diesmal zu Stuttgart, die dadurch vereitelt wurden, daß Baden den von Bayern vorgeschlagnen Zolltarif als zu hoch verwarf. Nebenius, der Baden hier vertrat, wurde dabei von der Ueberzeugung geleitet, „daß, wenn der süddeutsche Verein mit Einschluß Badens zu Stande gekommen wäre und nur zehn Jahre mit hohen Schutzzöllen bestanden hätte, eine Vereinigung mit dem nördlichen Deutschland, namentlich mit Preußen und Sachsen, die größten Schwierigkeiten gefunden haben würde.“ „Dieses Ziel aber,“ sagt derselbe weitblickende Staatsmann, „die Bildung eines großen Vereins, mußte stets im Auge behalten werden, wenn etwas wirklich Großes und für die deutsche Nation wahrhaft Nützliches zu Stande kommen sollte.“ Er erschrak nicht, als Bayern und Würtemberg ihm erklärten, wenn Baden zurückträte, würden sie sich mit einander vereinigen, auch nicht, als Darmstadt

Digitized by Google

von Vereinigung mit Preußen ſprach. Er war froh darüber, weil er vorausſah, daß die Erfahrung weniger Jahre das Bedürfniß eines großen Zollbundes fühlbar machen werde.

Bayern und Würtemberg ſchloſſen darauf ihren Zollverein, der am 1. Juli 1828 ins Leben trat, und in den im nächſten Jahre Rheinbayern aufgenommen wurde. Darmſtadt aber reichte am 14. Februar 1828 Preußen die Hand zum Bunde. Die Volksſtimme war dem neuen Zollverein weder in Heſſen noch in Preußen gewogen, dort argwöhnte ſie Uebervortheilung und gefährliche politiſche Tendenz, hier zieh man die Regierung ſentimentaler Uneigennützigkeit und wies darauf hin, daß die Zollgrenze nicht vereinfacht, ſondern verlängert, alſo die Verwaltung vertheuert und finanzielle Einbuße für Preußen unvermeidlich geworden ſei. Aber die Volksſtimme war hier allerdings, wie man bald erfuhr, nicht Gottes Stimme, ſie war vielmehr, wie häufig, die Stimme von Götzen, von denſelben Götzen, die heutzutage wieder gegen die Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Preußen toben.

Auch in den nicht unmittelbar betheiligten deutſchen Staaten war man voll Entrüſtung über den Vorgang. Preußiſche Zollgeſetzgebung von Heſſen angenommen — beide Staaten von einer Zollgrenze umſchloſſen — Ausgleichungsabgaben hinſichtlich der innern Verbrauchesteuern eingeführt — alle Tarifänderungen, alle Handelsverträge mit andern Staaten, ſofern Heſſens und der weſtlichen preußiſchen Provinzen Intereſſe davon berührt wird, an die Zuſtimmung der Berliner (freilich auch der Darmſtädter) gebunden — das war unerhört, unbegreiflich, im höchſten Grade gefahrvoll. Noch galt den Staatslenkern der meiſten deutſchen Länder die preußiſche Handelspolitik als das Hauptbinderniß einer deutſchen. Jene war durch den Anſchluß Darmſtadts verſtärkt, folglich war dieſe noch mehr als bisher bedroht.

Nach dieſen Geſichtspunkten handelte man. Am 21. Mai 1828 trafen die Bundestagegeſandten einer bedeutenden Anzahl deutſcher Staaten die erſte Verabredung, und am 18. Auguſt begannen zu Kaſſel Verhandlungen zwiſchen Hannover, Sachſen, den thüringiſchen Staaten, Kurheſſen, Oldenburg, Braunſchweig, Naſſau, Heſſen-Homburg, Bremen und Frankfurt wegen Abſchluß eines Handelsvereins. Dieſelben hatten Erfolg; denn ſie waren einerſeits unweſentlicher, andrerſeits ganz allgemeiner Natur. Durch einen auf ſechs Jahre abgeſchloſſenen Vertrag kam am 24. September ſchon der ſogenannte mitteldeutſche Handelsverein zu Stande. Nach ihm fand freier Eingang von einem der vereinigten Staaten in den andern nur für Getreide und Kartoffeln, Heu, Stroh, Holz und Steinkohlen ſtatt, aber der Zweck war der alte großartige, den Artikel 19 der Bundesacte zu verwirklichen und „einen möglichſt freien Verkehr“ ſowohl unter ſich als nach außen zu befördern. „Die Iſolirung

Digitized by Google

blieb, aber sie blieb unter dem nationalen Gesichtspunkt einer allgemeinen deutschen Handelsfreiheit."

Die Hauptsache aber kommt nach: die Staaten des Vereins verpflichteten sich, ohne ausdrückliche Einwilligung des letzteren mit keinem Staate, der nicht zu ihm gehöre, in einen Zollverband zu treten — sie verpflichteten sich — das war der eigentliche Zweck des Vereins — in Bezug auf das Zollwesen nicht preußisch zu werden. Nach einem Jahre schloß man einen neuen Vertrag, der die Dauer des Vereins bis zum Jahre 1841 erstreckte. Aber dieser weiteren Ausdehnung ihrer Verbindlichkeit traten schon einige Staaten nicht mehr bei, und im Hinblick auf den Ablauf der ursprünglichen sechs Jahre schlossen erst die Fürsten von Reuß und später Weimar Verträge mit Preußen ab. Im Innern zeigte sich der Verein bildungsunfähig, und so entwickelten sich innerhalb desselben Sondervereine wie der, welcher 1830 durch den eimbecker Vertrag zwischen Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Kurhessen gestiftet wurde. Ehe dieser jedoch zur Ausführung kam, fand in Kurhessen der Umschwung statt, in welchem Aegidi mit Recht „die Katastrophe der gesammten Vorgeschichte des deutschen Zollvereins" erblickt.

Kurhessen war dem preußischen Zollsystem von 1818 zuerst entgegengetreten und nicht blos mit Worten. Am 17. September war in Kassel ein förmlicher Handelskrieg gegen Preußen erklärt worden. Das betreffende Gesetz äußerte sich im Eingang leidenschaftlich über die neuen preußischen Einrichtungen, hob dann das Bedürfniß von Repressalien hervor, machte das Recht dazu geltend und setzte diese Repressalien sofort ins Werk. Es erhöhte die Abgaben einer ganzen Reihe preußischer Fabrikerzeugnisse um 2 bis 8 Thaler für den Centner, verbot die Einfuhr von andern Artikeln aus Preußen gänzlich und legte auf hessischen Pfeifenthon, der für einige benachbarte preußische Fabriken kaum zu entbehren war, einen beträchtlichen Ausgangszoll. Es fügte Preußen damit in der That einige Nachtheile zu, aber dieses war in der Lage, sich vornehm über die Maßregel hinwegsetzen zu können. Darauf gerieth man in Kassel in Verlegenheit, wie man mit Anstand den Rückzug antreten könnte. Ein Vorwand fand sich: allgemeine Revision des Zolltarifs, und siehe da, die Retorsionsmaßregeln verschwanden bis auf einen geringen Rest.

So hatte Kurhessen, immer energisch, den Vernichtungskampf gegen das preußische System eröffnet. Dann hatte es, wie wir sahen, auf den wiener Conferenzen durch seine Weigerung, dem Berstett-Marschallschen Sonderbunde beizutreten, diesen im Entstehen beinahe vereitelt und ihn, da er ohne Kurhessen auf Bayern angewiesen war und Bayern hohe Zölle wollte, jedenfalls fast inhaltlos gemacht. Jetzt nun war Kurhessen seiner ganzen Lage nach für die gegen Preußen gerichtete Tendenz des mitteldeutschen Handelsvereins Kern- und Hebelpunkt. Aber die Bevölkerung fand diese Stellung des Landes unbequem,

Digitized by Google

in den Grenzgegenden und den südlichen Provinzen entwickelte sich ein förmlicher kleiner Krieg derselben gegen das verhaßte Mauthsystem, es entstanden an verschiedenen Orten, besonders in Hanau, bedenkliche Unruhen, auch waren die finanziellen Ergebnisse der „Zollreformen" fortwährend sehr unbefriedigend. Da beantragte Kurhessen endlich seine Aufnahme in den Zollverein Preußens und Darmstadts, und dieselbe fand am 25. August 1831 vermittelst eines Vertrags statt, in welchem das Kurfürstenthum die preußische Gesetzgebung über Ein-, Aus- und Durchgangsabgaben, das Zollgesetz, die Zollordnung und den Tarif des preußisch-darmstädtischen Vereins annahm. Im Einverständniß mit Preußen und der großherzoglichen Regierung wurden die im Kurstaat einzuführenden organischen Bestimmungen und die damit in Verbindung stehenden reglementären Verfügungen und Instructionen abgefaßt und die gesammte Zollverwaltung desselben wie in den bisherigen Vereinsstaaten organisirt. Verträge über die Aufnahme andrer Staaten in den Zollverband sollten nur unter Zuziehung sämmtlicher paciscirender Theile abgeschlossen, solche Verträge mit andern deutschen Staaten auf der Grundlage dieses Vertrags sollten angestrebt werden.

Seit Kurhessens Beitritt bildete — und das war der hauptsächlichste Fortschritt — das ganze Zollgebiet einen einzigen, von einer wohlabgeschlossnen Grenze umzognen Körper, und zugleich war der Sonderbund gesprengt, welcher der Gründung eines größeren deutschen Handelsstaats bisher in Gestalt des mitteldeutschen Handelsvereins entgegengestanden hatte. Kurhessen verband die getrennten Theile der preußischen Monarchie und vollendete dadurch die materielle Verschmelzung der elf Millionen Deutschen, die sich Preußen nannten. Ein mitteldeutscher Verein war fernerhin nicht mehr im Stande, sich zwischen Hessen-Darmstadt und Preußen zu schieben und als Keil das letztere in Stücke zu trennen.

Bald nach diesem entscheidenden Vorgang begannen die Verhandlungen zwischem dem Süden und dem Norden, welche mit dem Vertrage vom 22. März 1833 und der allmäligen Vereinigung der beiden Zollverbände zu einem großen deutschen Zollverein endigten.

Zum Schluß seiner Abhandlung wirft Aegidi die Frage auf, ob schon von Anfang an in Preußen der Gedanke an ein System von Verträgen gelebt, wie sie nach und nach die Angliederung der deutschen Staaten an Preußen in Zoll- und Handelssachen bewirkten, die wir im Vorhergehenden verfolgt haben. Er antwortet darauf zunächst: Die preußische Regierung selbst hat, als mit Baden über den Beitritt zum Zollverein verhandelt wurde, in officieller Note offen ausgesprochen: „Es muß dem Verfasser der badischen Denkschrift von 1819 (Nebenius) zur großen Genugthuung gereichen, wenn er aus den Verträgen der jetzt zu einem gemeinsamen Zoll- und Handelssystem verbundenen Staaten ersehen wird, wie vollständig nunmehr die Ideen ins Leben getreten sind, welche

Digitized by Google

von ihm schon im Jahre 1819 über die Bedingungen eines deutschen Zollvereins gesagt und bekannt gemacht worden sind." Folgt daraus, daß der preußischen Politik im Jahre 1819 diese Ideen fremd waren?

Nebenius schreibt: „Alles, was später nach dem Zustandekommen des Zollvereins von früheren Absichten und Einleitungen des preußischen Cabinets in Bezug auf eine deutsche Handelseinigung behauptet wurde, ist reine Erdichtung."

Die Pr. Jahrb. sind ähnlicher Ansicht, sie meinen, die preußische Politik in der nächsten Zeit nach den Freiheitskriegen sei nicht so weitblickend, so großer Gedanken nicht fähig gewesen, und in der That ist die Meinung begreiflich, daß man erst später aus der Erfahrung die Vortheile allmäliger Vergrößerung des Zollgebietes über den Umfang der preußischen Monarchie hinaus erkennen lernte.

Aegidi und Weech sind dieser Ansicht nicht, und jener unterstützt seine gegentheilige Meinung mit Gründen, die uns genügen, und die wir auch durch eine Stelle in Viebahns „Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands" bestärkt sehen. Hier heißt es S. 163, wo von dem Zollanschluß des Königreichs Sachsen die Rede ist:

„Am 29. December 1830 wurde der Minister v. Lindenau beauftragt, die Unterhandlung wegen näherer commerzieller Verbindung mit Preußen vorzubereiten. Auf das ihm überbrachte königliche Schreiben antwortete der König von Preußen: Schon seit Einführung des neuen Zollsystems in meinen Staaten, welches im Gegensatz zu dem früheren hauptsächlich zu dem Ende aufgestellt wurde, um nächst Beseitigung aller Hemmungen des innern Verkehrs auch commerzielle Verbindungen mit dem Auslande möglichst zu erleichtern, habe ich meine Sorge darauf gerichtet, diesen Zweck besonders im Verhältniß zu den deutschen Staaten zu erreichen. Die diesfälligen Bemühungen sind auch nicht ohne Erfolg geblieben. Mit mehren deutschen Staaten sind bereits Zoll- und Handelsverträge abgeschlossen worden, deren wohlthätige Wirkungen bald erkannt wurden. Wiewohl der Abschluß dieser Verträge stets nur mit einzelnen Staaten erfolgte, so hatte man dennoch dabei nicht ein ausschließliches Interesse der unmittelbar hieran Betheiligten im Auge, sondern man verfolgte dabei zugleich den Gesichtspunkt, daß die einzelnen Verträge als Mittel dienen möchten, der Freiheit des Verkehrs in Deutschland überhaupt eine größere Ausdehnung zu geben."

Aegidi aber sagt: „Die Vortheile der subsequenten Vergrößerung des Zollgebiets über Preußen hinaus lernte man (in Berlin) nicht erst später aus der Erfahrung kennen. Die preußischen Staatsmänner, die Gründer der Zollreform von 1818 (der Handelsminister Graf Bülow, die Staatsräthe Beuth und Kunth, vor allen aber der Ministerialdirector Karl Georg Maaßen), der königliche

Digitized by Google

Gesetzgeber selbst kannten sie im Jahre 1819. Grade im Gegensatze zu der Idee einer durch gemeinschaftliche Berathung auf Grund des Artikels 19 der Bundesacte zu erstrebenden deutschen Handelseinigung faßte die preußische Politik schon 1819 eben die subsequente Vergrößerung des Zollgebietes fest ins Auge."

Den urkundlichen Beweis dieser Behauptung bleibt Aegidi nicht schuldig. Er liegt in der Denkschrift Hardenbergs vom 10. November 1819, welche dem Grafen Bernstorff als Instruction für die wiener Ministerconferenzen mitgegeben wurde, und in Bezug auf welche Friedrich Wilhelm der Dritte ausdrücklich erklärte: „er stimme den darin entwickelten Gesichtspunkten vollkommen bei." Darin aber heißt es wörtlich: „6) Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den einzelnen deutschen Staaten."

Schon im Artikel 19 der Bundesacte ist eine Berathung darüber angeordnet, welche jedoch die Bundesversammlung noch nicht vorgenommen hat.

Die Sache läßt sich nur mit großer Vorsicht und Behutsamkeit behandeln, weil sie tief in die innere Finanz- und Gewerbeverfassung der einzelnen Staaten eingreift.

Die Anregung, welche dieselbe neuerlich durch viele Stimmen im Publikum (Beziehung auf die öffentliche Meinung im südlichen und mittleren Deutschland und vorzüglich wohl auf den Handelsverein und dessen Agitation) erhalten hat, ist besonders von der Ausführung unsrer neuen Steuerverfassung ausgegangen.

Zu gemeinsamen Anordnungen für ganz Deutschland ist der Zustand und die Verfassung der einzelnen Staaten nichts weniger als vorbereitet, auch wird jeder einzelne Staat die Garantie vermissen, daß die gemeinsamen Anordnungen in einem übereinstimmenden Sinne von allen gehalten werden.

Man kann daher die Sache nur darauf zurückführen, daß einzelne Staaten, welche durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, von welchen nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt (selbstverständlich ist hier allein oder doch vor allem Preußen gemeint), sich zu vereinigen suchen, und daß so übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weitergeleitet werden, welche den Zweck haben, die innern Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen."

Wir sind am Ende unsrer Auszüge. Blicken wir mit Aegidi auf den Gang der Genesis des Zollvereins, der wichtigsten nationalen Schöpfung Deutschlands seit Beginn des Zerfalls des Reiches, zurück, so haben wir ein anfangs nichts weniger als erfreuliches, zu Ende aber um so befriedigenderes und für die nächste Zukunft sehr tröstliches Schauspiel vor uns. „Die besten Männer Deutschlands" streiten leidenschaftlich für ihre Auffassung des Weges zur deutschen Einheit gegen die preußische Auffassung. Sie thun, was in ihren Kräften liegt, um die große Reform, welche zehn Millionen in Preußen lebender

Digitized by

Glieder der Nation wirthschaftlich eint, rückgängig zu machen. Diese Reform erweist sich glücklicherweise stärker als die vereinigten Kräfte ihrer Widersacher. So verzweifeln diese endlich am Erfolg des Kampfes für ein alle umfassendes Zoll- und Handelssystem. Sie schließen Verträge von Staat zu Staat unter sich; nur an einen Vertrag mit dem obstinaten Gegner des Artikels 19 ist, wie es scheint, durchaus nicht zu denken — eher an einen mit Frankreich oder der Schweiz. Das preußische System aber wird durch jene Uebereinkünfte nicht erschüttert, die Noth nur sehr unwesentlich gehoben. Der Berg kommt nicht zu Mohammad, da muß wohl Mohammad zum Berge kommen. Die Preußen nehmen, ihrer Sache sicher, keine Rücksicht auf die Gegenmaßregeln der übrigen Deutschen gegen ihr neues Zoll- und Steuerwesen, da nehmen endlich die Deutschen, Staat nach Staat, nothgedrungen das preußische Zoll- und Steuerwesen als das ihrige an, und siehe da, allgemeine Befriedigung folgt auf die allgemeine Entrüstung: das „Haupthinderniß" der Einigung wird die Grundlage der deutschen volkswirthschaftlichen Zukunft.

Die Moral hiervon ist zu Anfang dieser Aufsätze gegeben. Die Anwendung derselben auf die gegenwärtig allmälig in den Vordergrund rückenden Fragen weiterer Förderung Deutschlands zur Einheit und zunächst auf die schleswig-holsteinische Frage wollen wir denen anheimgeben, die sich jetzt „die besten Männer Deutschlands" nennen lassen, jetzt auf dem deutschen Patriotismus, der politischen Sittlichkeit und dem Verständniß des wahren Wohles der Nation in Erbpacht sitzen und jetzt fast genau so wie damals gegen den Egoismus Preußens und seine Verkennung des rechten Weges zur Einheit declamiren. Die Zukunft wird auch sie als gute Leute, aber schlechte Musikanten erkennen lassen.

Nachschr. d. Red. Wenn der Verfasser, wie uns scheint, bei den letzten Worten vorzüglich an die „besten Männer Deutschlands" gedacht haben sollte, welche in diesen Tagen zu Frankfurt wieder einmal die allgemach ziemlich aus der Mode gekommene Resolutionsposaune bliesen, so hat sich seine Vorhersagung schon erfüllt. Man hatte einen „deutschen Abgeordnetentag" berufen, und als unser Herrgott den Schaden besah, hatten sich auf die Einladung etwas mehr als dritthalbhundert Herren zusammengefunden, von denen die bei weitem größere Hälfte nur die Stimmung der südwestdeutschen Ecke vertrat. Die Redner und Antragsteller perorirten mit gewohnter gesinnungstüchtiger Geschwollenheit im Namen deutscher Nation, und die achtzehn Millionen Deutschen in der preußischen Monarchie waren durch volle sieben Mann repräsentirt. Der frankfurter Club wollte dem Staate Preußen seine Pflicht vorschreiben und vergaß, daß von allen deutschen Staaten bis heute nur Preußen in der schleswig-holsteinischen Sache seiner Pflicht mit Besserem als Redensarten nachgekommen ist. Man befürwortete einen Compromiß, über den die Geschichte längst zur Tages-

Digitized by Google

ordnung übergegangen iſt, und der, abgeſehen davon, daß er für Preußen und damit für Deutſchlands Zukunft durchaus nicht zureichend war, von Seiten der Schleswig-Holſteiner auf Spiegelfechterei und Beſchwindelung hinauslief. Man geberdete ſich als Macht und bewies damit aufs neue und ſchlagender wie je ſeine Ohnmacht, nicht blos dem verhaßten Regiment in Berlin gegenüber, ſondern ſelbſt vor deſſen Gegnern, ſoweit ſie vor Verdruß über dieſes Regiment noch den Segen zu ſehen vermögen, der für uns trotz alledem in der Exiſtenz des preußiſchen Staates liegt. Man dachte Parlament zu ſpielen und erinnerte lebhaft an den Pickwickier-Club. Man meinte für die Geſchichte zu arbeiten und brachte es nur zu Stoff für den Kladderadatſch. Illuſionen, Phantaſien, ungerechtfertigte Antipathien, längſt zu bloßen Phraſen heruntergekommene Gedanken waren der Anfang und das Ende vom Liede. Liberales Philiſterthum, das ſich in ſittlicher Entrüſtung über Nothwendiges gefällt, gepaart mit vollſtändiger Unkenntniß der Natur und der eigentlichen Ziele des ſchleswig-holſteiniſchen Particularismus, andrerſeits bornirter Haß gegen das, von wo uns Deutſchen bei aller ſeiner jetzigen innern Verkümmerung doch allein zuletzt das Heil kommen muß, verbunden mit ſüddeutſchem idealiſtiſchem Aberglauben traten zuſammen, es uns vorzutragen. In der That, gute Leute, aber wirklich recht ſchlechte Muſikanten!

Erntefitten in der Schweiz.

Wilhelm Mannhardt in Danzig hat im Laufe des Sommers 1864 und ſoeben nochmals die Bitte ausgehen laſſen, ihn durch nachdrückliche Sammelhilfe auf dem Gebiete der alten agrariſchen Gebräuche, zunächſt der Erntefitten in den Stand zu ſetzen, das Bild des einſt Geweſenen aus den Bruchſtücken herzuſtellen, mit Sicherheit ſeine Bedeutung zu entziffern und vermittelſt ſprachlicher und hiſtoriſcher Studien jedes einzelne Glied in den richtigen Zuſammenhang einzufügen. Zu dieſem Ende hat er zum vorläufigen Verſtändniß des zu ſammelnden Materials eine Reihe von Fragen aufgeſtellt, die allein ſchon die Aufmerkſamkeit der Freunde des Volkslebens zu reizen vermögen. Möchten ihm der willfährigen und ſinnigen Mitarbeiter an dem vaterländiſchen Werke recht

Digitized by Google

viele werden; jeder einzelne Sammler, der ihm zur Hand ginge, dürfte in seiner eigenen kleinen Mühe auch schon reichlichen Lohn finden.*)

Der Verfasser dieser Zeilen selbst hat sich in seiner Umgebung gemäß der Anleitung Mannhardts umgesehen und in kurzer Zeit unerwartete Entdeckungen gemacht. Es sind ihm aus dem Volksmunde eine Menge erbthümlicher Sitten und Sagen zur Kenntniß gebracht worden, die anderweitige Mittheilungen theils bestätigen, theils erklären oder auch um Wesentliches vermehren. Indem er hier einige solche aushebt, die auch ohne sprach- und sittengeschichtlichen oder mythologischen Commentar ziemlich verständlich lauten werden, bemerkt er nur, daß dieselben aus der Landschaft Zürich stammen, derjenigen Schweizerlandschaft, welche unter allen, infolge der ausgedehntesten Volksbildung, verhältnißmäßig vielleicht die wenigsten Ueberreste alten Volkslebens mehr aufweist. Und doch leben, wie sowohl eigene Anschauung als die zuverlässigsten Gewährsleute bezeugen, von den hier verzeichneten Zügen die meisten noch heute; den Reichthum des anderwärts noch Vorhandenen mag man darnach bemessen.

Wie der Säemann in die „Art" (den neugepflügten Boden) den Samen im Namen der h. Dreifaltigkeit ausgestreut oder auch wohl mit dem Spruche: „Was i schaffe, das thun i mit Fliß — Mög 's Herrgotte Gnad si bi üs"; und wie er seine Arbeit mit den Worten beschlossen hat: „Nun gebe der liebe Herrgott den Segen darein" — so wird nun auch beim Ernten auf dem ersten Acker gesprochen: „Walt Gott, well (wolle) Gott, daß es wohl ausgebe!" und wenn Abends die „Betzeitglocke" ertönt, so schneidet nach uralter Sitte jeder Schnitter noch drei Handvoll Getreide und verläßt dann das Feld mit dem kurzen Gebetworte: „Walt Gott trüli" (treulich).

Man unterscheidet eine weiße Ernte, die Kornerte, und eine schwarze, die Roggenernte. Die sogenannte Sommerfrucht, Gerste und Haser, wird meistens mit der Sense, die Winterfrucht dagegen, Weizen, Roggen und Korn (Dinkel), noch immer mit der Sichel geschnitten. Ein Geschnitt besteht gewöhnlich aus einem Mann und drei bis vier Frauen oder aus einem Schnittermeister und drei bis fünf Schnittermädchen, die sich in das Geschäft des Schneidens, des Antragens (Sammelns) und Bindens theilen. Oefters sind dabei fremde, von Würtemberg oder aus dem Schwarzwald herübergekommene Arbeiter; von diesen übernimmt jedoch keiner das Binden; dies ist eine Ehrenarbeit, die entweder der Bauer selbst oder mindestens ein Einheimischer, jedenfalls immer eine männliche Person beansprucht. „Geschnitt" ist indessen auch der Name für jede größere Gesammtheit der Schnitter auf einem großen Hofe. Diese ziehen mit einem Geiger an der Spitze auf das Feld, und nun wird hier nach dem Takt der Musik gearbeitet. Hatte bei der Aussaat der Säemann die drei

*) Ganz neuerlich hat die Akademie in Wien dem Staatsministerium empfohlen, Mannhardts Fragen in allen Theilen des Kaiserreiches amtlich zu verbreiten.

erſten Körner in die Luft geworfen, ſo wirft jetzt auch der Schnitter die drei erſten Aehren in das Getreideſeld hinein, um die „Kornmutter“ zu befriedigen und das Getreide ergiebiger zu machen; und die zwei erſten Handvoll Halme, welche zur Seite gelegt werden müſſen, werden kreuzweiſe übereinander gelegt. Wer nun nicht nach dem Takt ſchneiden, d. h. Schritt halten kann, dem wird ein „Fulacher“ (Faulacker) bereitet; die Voranſchreitenden trennen ihn nämlich von ihrer Gemeinſchaft ab, indem ſie in einiger Entfernung von ihm die durch ſein Zurückbleiben unterbrochene Linie wieder ſchließen und ſo den „Faulen“ auf einem iſolirten Stück, einer kleinen Getreideinſel, zurücklaſſen. Das nennen ſie dann das Zipfelſchneiden. Der Geiger ſpielt dabei ſeine ſtehende altmodiſche Zipfelweiſe und ſingt ein Spottlied dazu, indeß das ganze Geſchnitte den Armen höhnt: „Ab, Aeckerlein ab, ſo kommt der faule Schnitter drab!“ Und zum Spott geſellt ſich oft noch der Schaden: der faule Schnitter, dem vorzugsweiſe der appellative Schimpfname Hätſch beigelegt wird, muß zur Buße die ganze durſtige Geſellſchaft mit Wein und Käſe tractiren. Bisweilen geſchieht es aber auch umgekehrt, daß etwa ein beſonders flinker Flügelmann den Andern vorausſchneidet, unvermerkt quer durch das Feld fährt und alsdann zur andern Seite plötzlich die Sichel ſchwingend auftaucht mit der jubelnden Genugthuung, den Ueberraſchten alleſammt ein „Aeckerlein“ abgeſchnitten zu haben. — Der einzelne Schnitter ſoll aber auch nicht — etwa mit der beliebten Formel: „Die Katze will mir auf den Buckel ſpringen“ — die Mühen der Arbeit beklagen, um nicht Muth und Kräfte der Uebrigen zu behindern. Wer ſich mit unzeitiger Empfindlichkeit über Rückenſchmerzen beſchwert, von dem ſpottet man: der Lenz (Faullenzer) will ihm aufſitzen; ja man nöthigt ihn nicht ſelten unbarmherzig, ſich auf den Bauch zu legen und nach der Muſik des Geigers von einem aus dem Geſchnitte ſich auf dem Rücken herumtanzen zu laſſen.

Fährt etwa in der brennenden Mittagshitze ein kühlender Luftzug über das heiße Feld hin, dann vergißt wohl ſelten Einer oder der Andere ſeine Nachbarn zu erinnern: „Das iſt den arme Lüte ihres Trinkwili“. Hat man ein Fuder geladen und der Bauer iſt anweſend und macht nicht Miene, den ſonſt üblichen Trunk zu verabreichen, ſo hält ihm irgendein kecker Geſelle einen Korb hin mit der Bitte, den Durſtigen darin Waſſer zu ſchöpfen. — Vorübergehende grüßen mit der ſtehenden Frage: „Haut's es?“ Und ebenſo unveränderlich lautet die Erwiderung: „Haut's es nümme, ſo wetzt me!“ Das Wetzen der Senſen und Sicheln iſt ſtets nur einem aus dem Geſchnitte, wie billig dem Geübteſten, übertragen. Der loſe Neid hat aber das Sprichwort erſonnen: „Wer gut wetzen kann, kann auch gut lügen“ und umgekehrt; er meint, Sichelwetzen und Zungenwetzen liegen nicht eben weit auseinander. Der kurzweilige Text, mit dem man die monotone Cadenz des Sichelſchalles zu begleiten pflegt, heißt: „Wetzt me's nit, ſo haut's es nit.“ Seltſam iſt die noch überall ver-

Digitized by Google

breitete Meinung, daß die Sichel nicht mehr schneide, wenn man dem Wetzer für seine Arbeit an derselben jeweilen danke. Schneidet sich jemand in den Finger — und eine allgemeine Regel ist, daß ein rechter Schnitter sich neunmal geschnitten haben müsse — so wird ihm angerathen, drei Halme quer übereinander zu legen und darüber in den drei höchsten Namen bluten zu lassen; auch das Nasenbluten wird auf diese Weise gestillt.

So oft ein Feld abgeschnitten ist, muß es von sämmtlichen Schnittern „usghölet„ (ausgejauchzt) werden. Hat ein Schnitter aus Versehen ein Büschel Halme stehen lassen, so knüpft man dieselben oben zusammen und läßt sie so ihm zum Spott ungeschnitten. Uebersieht er aber auch nur einen einzelnen Halm, so hat der Finder desselben das Recht, eine Buße von ihm zu erheben. Geht ein Fremder vorüber, so wird er „in die Halmen genommen". Man umfängt ihn unversehens mit einer Schlinge von Halmen, bindet ihm auch wohl einen Halm an den Rockknopf und hält ihn so lange fest, bis er sich loskauft. Dasselbe geschieht dem Bauer oder der Bäuerin, sofern sie nur zum Besuch auf das Feld kommen. Von dem jüngsten „Hochzeiter" im Dorf wird desgleichen, wo er sich eben sehen läßt, „etwas in die Halmen" d. h. ein Benefiz verlangt. So zieht man sich Zoll und Trinkgeld ein. Aber mit dem Ueberschuß des Erntesegens wird der Arme bedacht; derjenige, welcher die Garbe bindet, drückt noch insbesondre mit dem Knie auf jegliche Garbe, damit für die Aehrenleser mehr Aehren abfallen. Ja die Aehrenleser werden gar nicht selten mit dem gespeist und getränkt, was sich die Schnitter von ihrem eigenen Unterhalt abbrechen; überdies geht der Dorfwächter von Haus zu Haus und sammelt Brot für die fremden Aehrenleser, und der Gutsherr selbst giebt ihnen Herberge. Für die Armen bleibt ein Stück Feldes auch etwa ganz ungeschnitten. Auf Verspottung oder sonstiger liebloser Behandlung der Aehrenleser liegt die göttliche Strafe schweren Unsegens. Ein übermüthiger Bauer fragt einen Trupp dieser Armen im Scheinton der Freigebigkeit: „Möget ihr Brot?" um, da sie bejahend antworten, den roben Witz zu machen: „Gut, so esset brav, wenn ihr heimchömet!" Aber von Stund an hatte er selbst mit dem Hunger zu kämpfen. Ja jeglicher Mißbrauch der Gottesgabe durch Wort oder Handlung steht unter dem Fluch. So erzählt man sich, wie ein Vater zur Erntezeit sein Kind in der Absicht, es für irgendein Versehen abzustrafen, mittelst Vorhaltens eines Weißbrötchens zu sich gelockt und das so getäuschte Kind hierauf an eine in der Nähe befindliche Eiche gebunden und gezüchtigt habe; nun sei der Teufel in eigener Person erschienen und habe den Vater entführt; der Weg, den er dabei quer durch das Feld genommen, sowie der Baum, an dem er die unnatürliche Strafe vollzogen, werden heute noch gezeigt; die Eiche ist seit Menschengedenken dürr und jener Feldstrich unfruchtbar.

Wenn früher, zur Blüthezeit, der Wind bei schönem Wetter Wellen im

Digitized by Google

Korn ſchlug, ſo hieß es: „Die Engel fahren über das Feld und ſegnen es“. Jetzt, zur Erntezeit, „fahren die Schafe über das Korn“ oder „der Wolf läuft durchs Saatfeld, die Sau läuft in der Frucht, die wilden Schweine jagen ſich, der Wind ſäuet im Korn, das Korn walket“. Hebt aber ein Wirbel oder Windſtoß bereits ausgebreitetes Getreide unordentlich in die Höhe, daß er es „verhadert“, ſo wird er mit dem Zuruf beſchworen: „Alte Hexe! werft ihr die Sichel nach!“ Aeltere Leute behaupten noch, ſolche Sicheln geſehen zu haben, die von dem Blute der Windsbrauthexen, nach welchen ſie geworfen worden, rothgefärbt waren. Um die Kinder vom Betreten des Getreides abzuhalten, warnt man ſie vor dem darin lauernden „Kornhansli“. Sie wiſſen indeſſen auch noch von dem Wolf, der im Getreide hauſt; man warnt ſie förmlich auch vor dieſem; und ein Reim, den ſie zu einem ihrer Fangſpiele immer noch fortſingen, lautet:

Wir gehen in das grüne Korn,
Wer will uns das verwehren?
Wenn nur der böſe Wolf nicht kommt,
Sonſt müſſen wir uns wehren.

Das Kornfeld kann auch gebannt werden. Wer z. B. ein fremdes Feld zur Nachtzeit betritt, findet leicht den Ausgang nicht mehr, bis ihn der Eigenthümer ſelbſt aus dem Bann befreit. Nur ein Mittel giebt es, ſich ſelber zu befreien: Der Gebannte muß ſeinen Rock ausziehn, ihn umgewendet auf den Boden legen, darauf treten und ſo vorwärts rutſchen, ohne mit ſeinen Füßen den Boden zu berühren. — Das Mutterkorn, dieſer dunkelviolette, gekrümmte Kornpilz, heißt Roggenzahn, Roggennägeli und Tüfelschreueli (Teufelskralle). Mit großer Scheu betrachten die Schnitter die häufig im Getreide wachſende rothe Kornrade (Lychnis Githago): ſie bedeutet ein nahes Sterben im Hauſe des Bauers. Dagegen freuen ſie ſich über das ſogenannte Glückshäfeli, ein pilzartiges kelchförmiges Pflänzchen. So viele Samenkörner es enthält, ſo manchen Gulden wird heuer der Mütt Kernen gelten — oder: ſo manches Tauſend Gulden iſt der Acker werth, auf dem es ſteht. Die Körner ſelbſt heißen Brötchen. In die Schuhe gelegt, verhelfen ſie zu einem glücklichen Fund. Ebenſo vorbedeutend ſind die Schläge der Wachtel im Getreidefelde; ſie beſtimmen die Zahl der Batzen, welche das Brot im kommenden Frühling gelten wird. Im Jahr 1816 ſoll die Wachtel geſchlagen haben, bis ihr der Athem ausging. — Was etwa am Roſatag geſät wurde, das ergab lauter kleine taube Aehren, die nun „Rösli“ heißen. „Ghurig“ d. h. ſtehend und liegend durcheinander verwachſen iſt die Frucht, welche an Fronfaſten geſäet wurde. — Gern bindet man wo möglich in jede Garbe etwas Wollkraut ein; es ſchützt ſie gegen die Mäuſe in der Scheune. — Der letzte Acker, auf welchem geſchnitten wird, heißt der „Muchelacker“ (anderwärts Mockel = Kuh, auch ſchweizeriſch Mauchli =

Digitized by Google

Alpstier, Zuchtochs), ebenso derjenige, welcher die letzten Halme schneidet, der Schnittermuchel, oder, je nach der betreffenden Getreideart, der Korn-, Weizen-, Gersten-, Hafermuchel (auch Muffel und Michel) oder auch „Stutz" und „Sau". Das Häuflein Geschnittenes, welches bisweilen auf dem Felde zurückgelassen wird, damit der Segen des folgenden Jahres nicht ausbleibe, heißt mit bildlicher Anwendung des Verfahrens beim Teigkneten „Hebel" (Sauerteig). Die mannigfaltigsten, offenbar am meisten mit mythologischen Beziehungen erfüllten Namen erhält die letzte Garbe. „Drei Schnitt es Hämpveli (kleine Hand voll), drü Hämpveli e Hampvle, drei Hampvle es Hüfeli, und drü Hüfeli e Garb" — das ist sprichwörtlich die Zusammensetzung jeder regelrecht geschaffenen Garbe. Wenn nun schließlich statt jener drei oder vier Häufchen nur noch eins bis zwei übrigbleiben, so wird diese kleinere Garbe unter Zujauchzen sämmtlicher Schnitter als „Wiege" begrüßt, wobei es nicht an Neckereien und Beglückwünschungen zwischen Schnittern und Schnitterinnen fehlt. Bisweilen wird auch eine solche Wiege dahin gedeutet, daß der Bauer nächstens werde „erfreut", d. h. mit einem Nachkommen gesegnet werden. Andere Namen der letzten Garbe sind Glücksgarbe, Glückshämpveli, Großmütterli, Rätschvogel, Güggel (Gockel), Has, Fuchs. Früher gab man ihr auch wirklich oft Thiergestalt. In ihr liegt eine vornehmlich schützende und segnende Kraft geborgen. Traf man während des Schneidens Sauerampfer an, so hob man ihn auf und bindet ihn nun mit in diese letzte Garbe ein, oder man thut ebendasselbe mit einem Stein und glaubt beidemal einen vortrefflichen Talisman zu haben, der das Vieh vor verschiedenen Krankheiten bewahre. Zum Gedeihen des Viehes muß auch etwas von der letzten Garbe in die Krippe gelegt werden; ganz besonders fett aber und milchreich wird es, wenn es am Weihnachtsmorgen während des „Einläutens" mit den Aehren der letzten Garbe gefüttert wird. Noch unlängst bestand auch da und dort der Brauch, die erste und die letzte Garbe unter dem Vordache der Scheune zu befestigen, „damit sie den Vögeln zur Speise dienten".*) Bleibt aus Versehen ein Häufchen Getreide auf dem Felde liegen, so geht die Rede, eine von den Personen, welche gehäufelt haben, müsse „Windeln bereit machen". Beim Schneiden der letzten Halme flechten endlich die Schnitter eine Kornkrone, die sie dem Bauer oder der Bäuerin um den Hals werfen, worauf sie erst den üblichen Schlußtrunk erhalten. Ueber den Lohn an Geld hinaus bekommt der Binder als bevorzugte Ehrenperson zwei Brote, die er an einem an beiden Enden zugespitzten Stab auf der Schulter nach Hause trägt; oder er erhält statt dessen das Zeug zu einer neuen Zwillichhose. Auch die

*) „Aus solchen Bräuchen leuchtet die Milde des Alterthums; der Mensch will sich nicht alles zueignen, was ihm gewachsen ist; dankbar läßt er einen Theil für die Götter zurück, welche auch ferner seine Saat schützen. Die Habsucht nahm zu, als die Opfer aufhörten."
J. Grimm.

Digitized by Google

„Anträger" bekommen mitunter noch einen Extrawecken mit dareingebackenem Trinkgeld.

Mit einem „Walt's Gott bis über's Jahr" wird das Feld verlassen. Auf der Heimfahrt gilt es mit dem vollen Wagen vorsichtig zu sein; denn hat dieser das „Ungefäll", umzuleeren, so trägt dies dem Eigenthümer gemeiniglich den Ruf ein, Geizes halber bestraft worden zu sein, und der ungeschickte Fuhrmann selbst — wenn nicht der Sohn des Bauers — wird mit dem Orakelspruch geschreckt, er werde eine böse Sieben zur Frau bekommen. Einen besonderen Act des Ernteschlusses bildet die Maskirung und Bekränzung des Sichelträgers, nämlich des jüngsten oder des zuletzt in Arbeit getretenen Schnitters, welcher täglich die Sicheln zu Felde nachzutragen hatte. Jetzt, am letzten Erntetag, wird er von seinen Mitarbeitern mit einer Vermummung abgelohnt und nach dem Instrument, in welchem er sein Bündel Sicheln trug, das „Sichelschit" benamset, und hat fortan die Rolle eines Hanswurstes zu spielen.

Die Feier des Ernteschlusses fällt in Mitte oder Ende des Juli; sie heißt Sichellegi, Sichelhenki, Sichellösi, oder — nach dem Vogel der Fruchtbarkeit und des Erntesegens, der ehemals dabei gefeiert und zugleich verschmaust wurde — Krähhahne; denn den Mittelpunkt dieser Feier bildet eben die Mahlzeit mit ihrem mancherlei Heuerimbiß. Da pflegt denn auch der Dorfschlächter dem Gutsherrn einen „Schafschlegel" (Hammelkeule) zu überschicken, womit er sich die Erlaubniß erwirbt, die Stoppelfelder mit seiner Schafherde auszuweiden. Eine charakteristische Redensart bei dieser Erntemahlzeit heißt: „Der Wein muß um ein paar Dauben tiefer stehn". Sache der Hausfrau ist es, dafür zu sorgen, daß wo möglich schon am Abend dieses Tages einige große „Erntebrote", aus dem neuen Getreide gebacken, aufgetischt werden. Feiern, wie das gewöhnlich geschieht, mehre Häuser oder Höfe den Krähhahnen gleichzeitig, so besucht man sich paarweise und unter allerlei Maskeraden, bis schließlich ein gemeinschaftlicher Tanz alle vereinigt. Oft stattet man auch einer Nachbargemeinde einen Besuch ab auf einem Wagen, auf welchem all das Geräthe mitgeführt wird, welches man zur Ernte gebrauchte.

An dem Erntesonntag, dem kirchlichen Dankfest, pflegte man noch unlängst eine gewaltige Garbe mit zur Kirche zu bringen, die dann schließlich den Armen der Gemeinde überlassen wurde. Am Abend dieses Tages holt jeder „Schnitterchnab" sein „Schnittermaidli" zum Tanz ab.

Bald nun, nachdem mit dem leichten Unterpflügen der Stoppeln, welches Strüchen oder Struen heißt im Gegensatz zu dem Eren, d. h. dem eigentlichen Pflügen, das Erntewerk auf dem Felde völlig beendigt ist, geht es ans Dreschen. Am liebsten wird diese Arbeit im Wintermonat und zwar im abnehmenden Mond unternommen; denn „im Neumond ausgedroschene Körner werden lebendig". Um dem jungen Anfänger das schwere Werk zu erleichtern und ihn in

Digitized by Google

Rhythmus und Humor zu erhalten, wird ihm der appetitliche Sechsdreschertakt — Sechsez oder Sechsete genannt — vorgesprochen: „Gute feiße Suppe! Speck und Oepfelstückli (gekochte Aepfel)!“ oder der Achtdreschertakt: „Räbepappe! Räbepappe!“ (Rübenbrei). Wenn er sich aber trotzdem ungeschickt benimmt, so wird er die Zielscheibe aller erdenklichen Neckerei; er muß sich neben denjenigen stellen, der an den lustigsten Einfällen nie auskommt; er wird zum Spott nach der „Schaubscheer“ oder dem „Windfaß“ ausgeschickt; oder es geht ihm schlimmer: er wird „geesselt“. Zweie geben sich ein Zeichen; plötzlich steckt ihm der Eine den Flegelstiel zwischen den Beinen durch, und er wird unversehens in die Höhe gehoben, so daß er schwebend ohne Rath und Hilfe dem Gelächter preisgegeben ist. Beim Auflösen der Garben wird besonders eingeschärft, daß die Weide, mit welcher sie gebunden, wirklich aufgelöst und nicht blos abgestreift werde; dem Zuwiderhandelnden wird in Aussicht gestellt, daß ihm ein „Hoger“ (Höcker) oder ein Kropf wachsen werde. Eine alte Drescherregel ist, daß in der Scheune nicht gepfiffen werden darf; wer es hierin versieht, hat den Uebrigen einen Trunk zu bezahlen. Vorübergehende zwingt man oft, wenigstens einen Drasch mitzudreschen. Beim Ausdrusch der letzten Garbe suchen die Dresher die Bäuerin „in die Flegel zu nehmen“, d. h. mit ihren Flegeln einzuschließen. Gelingt es ihnen, so hat sie für jeden Dresher eine Maß Wein auf die Tenne zu bringen; oft sucht sie sich deswegen, um diesem Opfer zu entgehen, heimlich auf die Seite zu stehlen und wird alsdann mit der größten Beharrlichkeit wieder hervorgesucht. Wer den letzten Drischelschlag thut, heißt auch hier „Dreschermuchel“ oder „Flegelesel“; er hat nach dem Schlußschmaus, der sog. „Flegelrecki“, die Uebrigen gewöhnlich für einige Zeit zechfrei zu halten; und was das heißen will, davon redet derb genug das Sprichwort: „En Drösscher, en Wösscher und en Hund — möged alle Stund“ (haben immer Appetit); oder er wird in Stroh gewickelt und den Vögeln zur Scheu an einen Baum des Baumgartens gebunden. Wird das Stroh gebunden, so machen sich die Dresher überdies noch bisweilen den Spaß, eine Person — gewöhnlich ist es die Tochter des Hauses — ins Stroh einzubinden. Hat sich derjenige, welcher den ersten Strohbund macht, „noch nicht verändert“, d. h. ist er noch unverheirathet, so wird aus der regelrechten oder der zerzausten Form des Gebundes geschlossen, ob seine Zukünftige eine „ordentliche“ oder aber „unordentliche“ Frau — eine Hätsch — sein werde. Von dem letzten Drasch endlich fertigt der Schnittermuchel eine Kornpuppe an, den sog. „Straubööggg“, in Gestalt und Größe eines Mannes; sie wird in den Hof gestellt und in Gegenwart sämmtlicher Arbeiter, die einen Ring bilden, verbrannt. Das erste Zeichen zum Beschluß der Arbeit wird indessen mit dem Arbeitszeug selbst gegeben. Ein Schlag, den sämmtliche Dresher zumal auf die Tenne ausführen, verkündigt dem Bauer, daß er den Schlußtrunk zu leisten hat. Bisweilen wird statt_dessen ein Bindbaum vor die

Digitized by Google

Scheune geſchafft, der auf untergelegten Balken ruht; auf dieſen ſchlagen nun alle mit ohrzerreißendem Scandal los, und der Bauer beeilt ſich, den ſo nachdrücklich verlangten Wein herbeizuſchaffen, damit ihm nicht Flegel und Bindbaum gar zu Schanden gehen.

Wird nun endlich das Korn zur Mühle geſchafft, dann verrathen die Jungen auf der Gaſſe unzweideutig die Meinung der Alten in Hinſicht auf des Müllers Schelmengelüſte; ſie rufen im Tone des Mühlegeklappers:

Um ein Drittel, um ein Drittel?
Um's halb, um's halb?
Mitſammt dem Sack! Mitſammt dem Sack!

Um ſo vorſichtiger geht man zu Hauſe mit Mehl und Getreide um. Mehl- und Fruchtkaſten werden niemals völlig geleert, „damit der Segen nicht ausgeht". Ein beiſpielsweiſes Verfahren des älteren Aberglaubens, von dem aufbewahrten Getreide für ſieben Jahre das Ungeziefer fern zu halten, war dieſes: der „Bindknebel" für die Garben ward von einer Stechpalme genommen, welche am Charfreitag Nachts 12 Uhr abgeſchnitten werden mußte; wer die Palme ſchnitt, durfte auf ſeinem Gange weder zurückſehen noch Begegnende grüßen; das Holz mußte mit Einem Streich abgehauen werden, und zwar in den drei höchſten Namen; und während des Abſchneidens mußte man ein in einem Jahr gewachſenes Doppelſchoß von einer Haſelſtaude im Munde halten. — Wie der Bauer mit ſeinem Mehl umgehen ſoll, ſagt ihm übrigens ſein alter Spruch: „Mühlewarm und Ofewarm — macht die riche Buren arm" — d. h. wenn das Mehl, ſobald es aus der Mühle kommt, gebacken, und das Brot, ſobald es aus dem Ofen kommt, verzehrt wird, ſo gereicht das dem Bauern zum empfindlichen Schaden. Beim Backen iſt es der Mutter alter Brauch, daß ſie den Mehlſack, während das Brot im Ofen iſt, entweder aufhängt oder ſonſt ſorgfältig aufthürmt. Je höher er ſteht, deſto höher wird das Brot. Und eine ſtrenge Strafe hat das Kind zu gewärtigen, welches das Unglück hat, den Sack etwa „herunterzufällen" oder zuſammenzudrücken.

Der jeweilige Kornpreis iſt für den Bauersmann ſelbſtverſtändlich eine Lebensfrage; kein Wunder darum, daß er ehemals, da er noch auf Hauswand und Dachbalken, über Thür und Treppe des neuerrichteten Hauſes ſeinen frommen oder launigen Spruch ſetzte, ſelten vergaß, den Anſatz des Getreidepreiſes aus dem laufenden Jahrgang mit hineinzureimen. „Mit Gottes Hilf ward ich aufgeſtallt — da ein Mütt Kernen 3 Guldi galt — und ein Viertel Haber mit 4 Bz. zahlt" — ſo lautet z. B. die Inſchrift an einem Hauſe in Ruſſikon, welches die Jahreszahl 1697 trägt. —

Zahlreiche Sagen haben bis auf die Gegenwart herab den uralten Glauben unſrer Vorfahren aufbewahrt, „daß Wuotan, der Erntegott, und ſeine Begleiter in mancherlei Geſtalten fördernd und befreundet bei dem dankbaren Landmann

Digitized by Google

verweilen und sich der dargebrachten Opfer erfreuen, bei dem verhärteten, eigensüchtigen Menschen dagegen auch mit priesterlicher Härte den Ertrag zehnten und Mangel bereiten.“ Davon zum Beschlusse noch zwei Proben.

Ein Bauer in Birchwyl hatte auf dem Kornzelg der Gemeinde eben seine Ernte begonnen, als ein Gewitter herannahte. Rasch wollte er das bereits geschnittene Getreide in Garben binden und heimführen lassen; aber ein altes Weib, angeblich aus Schwaben herübergekommen, das bei ihm als Schnitterin diente, versicherte, daß seinem Getreide kein Schaden drohe. Der Bauer ließ hierauf das Getreide liegen und ging mit seinem Geschnitte zum Mittagessen, während die Nachbarn ihr Korn so schnell als möglich heimzuschaffen bemüht waren. Die Wolken entleerten sich; und als Nachmittags die Schnitter wieder auf das Feld zogen, war kein einziger Strohhalm auf dem Felde des Bauers naß, während auf den übrigen Feldern das Gewitter bedenkliche Spuren zurückgelassen hatte. Das Weib aber, das dem Bauer den Rath ertheilt hatte, war verschwunden, und Niemand sah es wieder. — In Werikon hatten die Schnitter eines Gehöftes eben ihr Abendessen vor sich, welches in einer gewaltigen „Rideldünne“ (Rahmkuchen) bestand. Da trat eine alte Frau zu den Essenden und bat um ein Stück Dünne. Aber der maßlose Appetit der Essenden versagte ihr die Bitte. Packt Euch! sagten sie, wir haben nichts Voriges (Uebriges) für Euch. Auf einmal verschwand nun das Weib, man wußte nicht wie; und halb zagend begaben sich hernach die Schnitter wieder an ihre Arbeit. Kaum war aber eine Stunde verflossen, so kam ein gewaltiger Wirbelwind und wüthete dergestalt auf dem Felde, daß nicht ein einziges Hälmchen darauf übrigblieb. Der Unfall wurde dem Rachegeist zugeschrieben und diente zur guten Lehre für den Bauer, welcher von da an wenigstens während der Ernte mildthätiger gegen die Armen wurde.

Otto Sutermeister.

Literatur.

Der Herr der Inseln von Walter Scott. Uebersetzt von W. Hertzberg. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1864.

Unter den metrischen Dichtungen Scotts diejenige, welche den Charakter des Epos am strengsten festhält, hat der „Herr der Inseln“ gleichwohl noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden, der seinem Werthe gerecht geworden wäre. Die vorliegende Uebertragung füllt diese Lücke in recht ansprechender Weise aus, und wir hoffen, daß das deutsche Publikum, welchem das Original nicht zugänglich ist, davon gebührend Act nehmen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. A. von Klöden's
Handbuch der Erdkunde.

Zweiter Band:

Politische Geographie.

Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Ausgabe in 5 Lieferungen.

Erste Lieferung: Bogen 1—18. Preis 1 Thlr.

Erster Band:

Handbuch der physischen Geographie.

Mit 274 Holzschnitten.

Neue Ausgabe in 4 Lieferungen.

Erste Lieferung: Bogen 1—15. Preis 1 Thlr.

Der erste Band ist auch vollständig in einem Bande zum Preise von 4 Thalern, ebenso der dritte Band: Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika, zum Preise von 3 Thalern zu beziehen.

Ein ausführlicher Prospect wird gratis ausgegeben.

Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. Director des Königl. Gymnasiums zu Thorn. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Blaß, Friedrich, Dr. phil., die griechische Beredsamkeit in dem Zeitraum von Alexander bis auf Augustus. Ein literarhistorischer Versuch. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Preller, Ludwig, römische Mythologie. Zweite Auflage, revidirt und mit literarischen Zusätzen versehen von Reinhold Köhler. 8. geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek vorräthig:

Schirmer, Ad., Lütt Hannes. Ein Seeroman. 3 Bände. 3½ Rthlr.

Dieser Roman ist unzweifelhaft eine neue, originelle Erscheinung und die gelungenste Arbeit des bekannten Verfassers. Es werden in dem Werke prächtige deutsche Gestalten vorgeführt, amerikanische Gebräuche und Sitten sind mit sicherer Hand gezeichnet, die Naturschilderungen in glänzenden Farben ausgeführt. Mit dem Seeleben bis in die Details vertraut, schildert der Verfasser alle Licht- und Schattenseiten desselben. Der frische Humor, welcher das Werk durchweht, ist so anziehend, wie die spannende und anregende Handlung, die in ihren Situationen oft erschütternd wirkt.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau.

9. Auflage. **Wohlfeile Ausgabe.** 3 Abtheilungen in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim.

[Die Abtheilungen werden auch einzeln abgegeben.]

Von der 1. Abth. existirt auch eine Pracht-Ausgabe mit 66 Originalzeichnungen von **Oskar Pleisch**, in Holzschnitt von **H. Bürkner**. carton. 3⅓ Thlr. fein gebunden 4½ Thlr.

Die Abonnenten der Gartenlaube, Volksgarten, Illustr. Zeitung, Land und Meer, Daheim und Kinderlaube verweisen wir auf die günstigen Besprechungen im letzten Quartale 1864.

Jede Mutter wird ihre Freude an diesem Buche haben, es ist ein **echtes Familienbuch.**

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google